This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

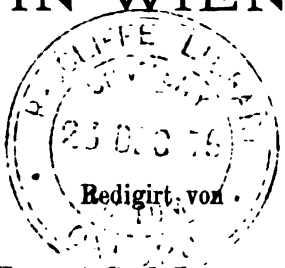
Per 190 d. 39.

Mittheilungen

der

anthropologischen Gesellschaft

IN WIEN.



Redigirt von

Franz Ritter v. Hauer, Carl Langer, Friedrich Müller,
S. Wahrmann, J. Woldřich.

Band V.

Mit 10 freien, 6 in den Text gedruckten Tafeln und 78 Abbildungen.

WIEN.
CARL GEROLD'S SOHN.
1875.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

INHALT.

Seite

Koch, G. A. Ein Fund aus der Bronzezeit in Gmunden 369
Marno, Ernst. Ein Akka-Mädchen 157
Ein Akka-Weib 366
Much, Matthäus. Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Nieder-Oesterreich. I. Waffenplätze der Quaden zu beiden Seiten der Donau. — Römische Castelle jenseits der Donau 37
II. Germanische Grabmäler und Tempelstätten 173
Ueber den Stand der archäologischen Forschung in Bayern 381
Specht, Ernst. Ueber einen Gräberfund bei Ober-Hollabrunn in Nieder-Oesterreich 351
Wankel, Heinrich. Skizzen aus Kiew 1
Weisbach, A. Ein makrocephaler Türkenschädel 153
Woldřich, J. Urgeschichtliche Objecte auf der Regional-Ausstellung in Schüttenhofen (Böhmen). 149
Wallbauten im südwestlichen Böhmen 341
Wurmbrand, Gundakar Graf v. Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen . 117
Wurmbrand, Heinrich Graf v. Ueber einige prähistorische Funde in Nieder-Oesterreich im Jahre 1875 34
Zuckerkandl E. Ueber Mikrocephalie 138
Ueber ein in Weikersdorf gefundenes Skelet 233
Literaturberichte 36. 115. 171. 231. 232. 368
Notiz 368
Vereinsnachrichten 116., 160, 164., 172., 232., 368
Berichtigungen 116. 172

Anmerkung. Durch ein Versehen ist von Seite 234 an die Seitenzahl um 100 vergrössert worden; es sind daher von da an von der jedesmaligen Zahl sowohl im Texte als auch im Inhaltsverzeichnisse 100 abzuziehen.

V. Band. Ausgegeben den 10. Februar 1875. Nr. 1.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt. Skizzen aus Kiev. Von Dr. Heinrich Wankel. — Ueber einige prähistorische Funde in Niederösterreich im Jahre 1874. Von Heinrich Graf Wurmbrand. — Literatur.

Skizzen aus Kiev.

Von Dr. **Heinrich Wankel.**

Kasjatin war lange hinter unserem Rücken, als die Sonne mit prachtvoll rothem Glanze am Horizonte emporstieg und über die weite Ebene Südrusslands ihre Strahlen warf; die Bäume erglänzten in Purpur und in tausend Farben warfen die an den Blättern gleich Diamanten hängenden Thautropfen die Strahlen zurück; — da erglänzten in fernem Morgenduft wie lodernde Flammen die goldbekuppelten Thürme Kievs, der alten Universitätsstadt, in der bereits seit zwei Tagen der archäologische Congress tagte.

Am frühen Morgen führte mich der einspännige Istvoschtschik im scharfen Trabe vom Bahnhofe durch die langen breiten und sandigen Strassen in die belebteste der Gassen, die Kreschczatikaja, zum Grand Hôtel, wo für die Congressmitglieder Wohnungen bereit standen und wo mich die Herren des Congresses und meine Freunde freundlich empfingen und herzlichst willkommen hiessen.

Kiev, die heilige Stadt, ist für die Russen, was Mekka für die Mohamedaner, Jerusalem für die Juden, und Rom für die Katholiken ist. Ehrfurcht gebietend erhebt sie sich auf ansehnlichen Hügeln aus den Ebenen Kleinrusslands, umspült von den Wellen des mächtigen Dnjeper, mit ihren goldenen Thürmen, ihren Klöstern und zahlreichen Kirchen, die mitunter aus dunklen Hainen malerisch hervorblicken. Wie ein Traumgebilde aus fabelhaftem Lande steht sie flammend und blitzend vor den Augen des Reisenden und erfüllt sein Gemüth mit Ehrfurcht und Bewunderung.

Kiev oder Kiov, ehemals Kisovia genannt, soll von Kius, einem slavonischen Fürsten im Jahre 430 n. Chr. G. gebaut wor-

den sein, wie einige polnische Geschichtsschreiber wissen wollen. Es soll Anfangs die Residenz zweier waregischen Heerführer, des Oskold und Dir gewesen sein. Im Jahre 1037 wurde es von Jaroslav als Hauptstadt Russlands erklärt und im Jahre 1240 von den Tataren zerstört.

Die Stadt besteht aus vier Städten: Altkiev', Neukiev, die Stadt der Klöster und dem an den Ufern des Dnjeper gelegenen Podoli. Die ersten drei Städte liegen auf bedeutenden Anhöhen, Altkiev ist von Neukiev, in welch letzterem der Palast des Kaisers mit seinem schönen Parke liegt, durch eine tiefe Schlucht, die die belebteste der Strassen, die Kreschczatikaja einnimmt, getrennt, welche über den Berg herab nach dem Podoli und an die Ufer des Dnjeper führt. Auf hohem Hügelberge gelegen, imponirt Altkiev durch die Schönheit und grosse Anzahl seiner wundervollen Kirchen, durch die vielen goldbekuppten und silbergedeckten Thürme, die nahe aneinander gelegen eine wahre Kirchenstadt bilden. Hervorragend ist die Kathedrale der heiligen Sophie, die Jaroslav nach dem Muster der Aja Sophia in Constantinopel von griechischen Architekten an der Stelle erbauen liess, wo er im Jahre 1036 die Petschenegen besiegte. Noch deuten die alten Malereien und die kostbare Mosaik auf den ehemaligen Reichthum und die Pracht, mit welcher sie ausgestattet war. Sie ist noch bisher eine von den reichsten Kirchen Russlands, ihr Kirchenschatz soll mehr als 25 Millionen Rubel Werth betragen, er besteht nicht nur aus silbernen und goldenen Kirchenparamenten, sondern auch aus alten griechischen und slawischen Geräthen, Manuscripten und Büchern aus dem 11. und 12. Jahrhundert, die nicht nur durch die reiche Ausstattung, sondern auch durch ihre Kunst und Seltenheit die grösste Bewunderung erregen. Man sieht hier Kreuze mit den schönsten und edelsten Cameen aus Onyx, Smaragd und Rubin geschnitten, verziert mit den prachtvollsten Brillanten und Perlen, Geräthe und Gefässe mit den wundervollsten Emailmalereien, Kelche mit Diamanten besetzt, heilige Bilder aus Gold und Edelsteinen, Alles strotzt von Reichthum und Kostbarkeit. Nebst dieser Kirche sind fast ebenso reich und schön ausgestattet: das Michaëliskloster, die Kirche der Zehne, die der drei Bischöfe und der hohe Dom des heiligen Andreas, dessen Zinnen aus Silber mit reichen goldenen Renaissance-Ornamenten geziert sind.

Wenn wir nun zu der mit Festungsmauern umgebenen Klosterstadt, zu der sogenannten Lavra, die sich, von ferne gesehen

aus einem Walde uralter Bäume höchst malerisch erhebt, hinüberschreiten, so wird man des Staunens und der Bewunderung nicht müde. Sie zerfällt in mehrere Gruppen; das imposante Lavrakloster und die Klöster der nahen und fernen Höhlen, die sogenannten Petschery, Kirchen mit unterirdischen Gängen, Labyrinthen, Zellen und Capellen, die in dem Löss des Berges ausgegraben sind. Sie wurden zu Zeiten Vladimirs von einem Mönche vom Berge Athos (dem heiligen Antonius), der als Anachoret hier lebte, im Jahre 1017 gegründet und aus den milden Gaben herbeieilender Wallfahrer, wie die vielen Kirchen und Klöster und insbesonders die Lavrakirche zur Maria Himmelfahrt gebaut. Hunderte von frommen Mönchen brachten in diesen unterirdischen Kammern ihr ganzes Leben in Gebeten und Kasteiungen zu und zogen dadurch Tausende von Pilgern herbei. Zweimal, das erstemal im Jahre 1096 durch die Polen, das zweitemal im Jahre 1240 durch die Tataren, wurden auch diese Kirchen zerstört, die Mönche ermordet und die Schätze geraubt, aber von neuem erstanden sie im Jahre 1470, um im Jahre 1718 durch eine Feuersbrunst eingeäschert zu werden, worauf sie Peter der Grosse noch schöner und reicher wieder erbauen liess. Die Kirche und insbesonders der hohe Glockenthurm ist ein Meisterstück byzantinischer Baukunst, beide erregen die grosse Bewunderung der Beschauer, das grösste Interesse des Volkes aber erwecken die Petschery, in denen die Leichname der frommen Mönche mit Stoffen umwickelt in offenen Sarkophagen liegen, beleuchtet von Kirchenlampen, umgeben von Altären und heiligen Bildern, mit Gold und Edelsteinen geziert. Hier ist auch die Ruhestätte Nestors, des russischen Annalisten des 11. Jahrhunderts. Tausende von Wallfahrern durchziehen mit brennenden Kerzen in der Hand die Gänge, um an den Gräbern der Märtyrer zu beten. Die Mönche dieses Klosters zeichnen sich nicht nur durch grosse Frömmigkeit, sondern auch durch ihre Mildthätigkeit aus, alljährig zu wiederholten Malen wird eine grosse Anzahl Armer hier gespeist und ein Krankenhaus gibt Zeugniss von ihren guten Werken.

In alten Zeiten soll Kiev 400 Kirchen und 76 Klöster gehabt haben, und mit Recht nennt man es noch heute die heilige Metropole des grossen Slawenreiches. Es ist aber nicht nur eine heilige Metropole, sondern auch eine Metropole der Wissenschaft. Der prachtvolle Universitäts-Palast, im Jahre 1837 unter dem damaligen Unterrichtsminister Grafen Uvarov, Vater des jetzigen Präsidenten des Congresses, in griechischem Syle, mit einer von acht Säulen

getragenen Attika gebaut, gibt schon Zeugniss davon; die Universität selbst wurde vom heil. Vladimir gegründet. Mehr als tausend Schüler frequentiren dieselbe und ausgezeichnete Lehrer und Professoren stehen ihr vor, grösstentheils Männer, die geboren und erzogen in heimatlichen Landen, die grösste Verehrung und Hochachtung des Volkes geniessen.

Von Altkiev sind nebst den vielen Kirchen und Klöstern noch hie und da Mauern und Festungswälle stehen geblieben, die in neuerer Zeit den grossen modernen Bauten weichen müssen; aber einer besonderen Pietät erfreut sich das älteste Bauwerk Kievs, das sogenannte goldene Thor; zwei Mauerreste erbaut aus runden Steinen aller möglichen Farben und Grösse; man sieht hier norwegischen Granit, Syenit, Grünstein, Jaspis, Flusskiesel und die verschiedenartigsten Felsarten.

Die dem Verfall nahen Mauern wurden durch Streb- und Stützpfeiler gestützt und ein Park um dieselben angelegt. Es ist das älteste Denkmal der Erbauung Kievs und dessen Zerstörung durch die Tataren.

Bei näherer Betrachtung dieser runden Mauersteine stellte sich heraus, dass die meisten derselben auf einer oder mehreren Seiten matt abgeschliffene Stellen, deutliche Spuren einer künstlichen Abwetzung, zeigen und sich dadurch als Mahl- und Reibsteine kundgeben, nicht selten fand ich auch noch Kornquetscher darunter. Es mögen wohl bei dem hier herrschenden Steinmangel bei Gründung und Bau der Stadt die nomadisirenden Völker ihre Mahlsteine hergegeben haben.

Zwischen der alten und neuen Stadt zieht, wie schon erwähnt, die moderne Strasse Kreschczatikaja zum Dnjeper herab, an deren Ende auf linker Höhe die bronzene Statue des heil. Vladimir und auf der rechten Seite unten nahe dem Ufer ein Säulenmonument, das Kreschczatik steht, das im Innern eine Kapelle mit einer sprudelnden Quelle birgt, aus welcher die ersten Christen getauft worden sein sollen. Ein reges Leben entfaltet sich auf dieser Strasse; im schnellen Trabe holpern die kleinen Istvoschtschiky, überholt von drei- und vierspännigen Karossen, über das schlechte Pflaster, oder es ziehen in langen Reihen die aneinander gespannten niedrigen und kleinen hölzernen Telegas der Bauern durch die Strassen. Noch bunter gestaltet sich der Verkehr am Trottoir, eine grosse Volksmenge, ein Gemisch von Asiaten und Europäern wogt ununterbrochen an den eleganten Auslagen und Schaufenstern vor-

über, bis spät in die Nacht hinein. Wenn auch diese Volksmenge nicht den Reiz der einer orientalischen Stadt an sich trägt, so ist es doch für uns, als dem fernen Osten entrückten Europäern, ein äusserst anziehender Anblick; schon die freundlichen Gesichter der Kleinrussen wirken auf uns wohlthuend ein; die Frauen sind meist schön, ihre Gesichter zart und fein, das Benehmen frei und elegant. Nirgends wird man die in unseren Blättern so oft geschilderte Roheit gewahr; die Kleidung ist entweder eine anmuthig kleinrussische oder elegante französische. Allerdings gibt es, besonders in den grösseren Städten von den Unseren abweichende und uns Westeuropäern nicht immer angenehme Sitten, die oft von Fremden nicht gekannt oder ignorirt, dann oft zur Unzufriedenheit und Indignation von Seite der Russen führten. Wer sich aber in die Gebräuche und Sitten schickt, der wird sich nie über eine Rohheit der Russen, am wenigsten der Kleinrussen zu beklagen haben.

Russland ist in jeder Beziehung ein Reich der Zukunft, mit Riesenschritten schreitet es ununterbrochen vorwärts; Wissenschaft, Kunst und Industrie entfalten sich immer mehr und mehr und versprechen sich zu entwickeln zu nie geahnter Grösse. In Südrussland, dem einstigen Tummelplatz so vieler sarmatischer und skytischer Völker ist das Material für die Urgeschichte aufgespeichert, das man nun anstrebt zu heben, um es zu sichten und zu sondern. Vielleicht kein Land wird so viele Tumuli und Gräber aufzuweisen haben, wie dieses; keines so viele Gorodischtě (Hradischtě prähistorische Ansiedlungen und verschanzte Orte); fährt man auf den Schienenwegen durch das Land, so sieht man eine grosse Menge Kurgane (Tumulus-Gräber) es durchziehen. Um sich einen Begriff von dem grossen Reichthume der zu durchforschenden Objecte zu machen, wird die Angabe genügen, dass in einem Landstriche von 252 Werst von Kiev aus, den Dnjeper entlang in einer Entfernung von einer Stunde von seinen Ufern, bis nach Solotonoscha, 1690 Kurgane, 36 Gorodischtě oder Hradischtě und an acht Stellen in Löss ausgehöhlte Höhlenwohnungen liegen. Welch' riesiges Material liegt da begraben! Und wenn man bedenkt, dass auch an den übrigen Flüssen Südrusslands in demselben Masse sich Reste ehemaliger Cultur verbreiten, so können wir mit Recht behaupten, dass wir von da aus neue Aufklärungen für die Urschichte zu erwarten haben. Wenn wir uns nun erst der taurischen Halbinsel zuwenden, wie werden wir überrascht durch die

hunderte von Höhlen, die die Wände des taurischen Kalkgebirges durchziehen, in denen noch die Menschenskelete liegen und deswegen von den Tataren gemieden werden und darum erhalten blieben; so befindet sich auf dem Gipfel des 4720 Fuss hohen Tschatur Dagh eine Höhle, worin Menschenknochen mit Tavertin in grosssn Haufen herumliegen und von der die tatarische Sage geht, dass viele Jahrhunderte vor Chr. G. ein ganzer Volksstamm darin umgekommen sein soll. Und so kann man sagen, ganz Südrussland ist Ein Grab, aus dem die Urgeschichte dieses Landes emporsteigen dürfte; der Tag, an dem dies geschehen soll, ist bereits angebrochen. Glänzend ist die Sonne dieser Wissenschaft hier emporgestiegen und widerstrahlt von den Zinnen Kievs.

Es konnte nicht fehlen, dass die Anthropologie, in dem durch die Archaeologie vorbereiteten Boden, nicht mächtige Wurzeln geschlagen hätte, aus denen bald ein riesiger Baum hervorsprossen wird, gepflegt von Männern der Wissenschaft, die mit grosem Eifer und Energie das Land durchforschen. An ihrer Spitze steht der edle Graf Uvarov, der mit Sachkenntniss und glühendem Eifer die Forschungen anregt und fördert und durch grosse Opfer unterstützt. Sein prachtvolles Werk über die russischen, namentlich finnischen Alterthümer, steht einzig da und wird jetzt in das französische übersetzt, um den weitern wissenschaftlichen Kreisen Westeuropas die Kenntniss dieser Alterthümer zugänglich zu machen. So ist es in Russland überhaupt der Adel, der mit Kenntnissen ausgestattet, entflammt von Vaterlandsliebe, nur den Fortschritt und die Entwickelung des Reiches und Volkes anstrebt. Aber auch die Mittelclasse bleibt nicht zurück, es werden Vereine, Schulen und Museen mit erstaunlichen Geldopfern gegründet. So ist z. B. in den letzten Tagen des Congresses beschlossen worden, in Kiev ein anthropologisch - archaeologisches Museum zu errichten, worauf ein Kiever Bürger allein eine Summe von 30.000 Rubeln zeichnete.

Der Congress wurde am 14. August, nach russischer Zeit am 2. August, um 1 Uhr Mittags von dem General-Gouverneur von Kiev und General-Adjutanten Sr. Majestät, Fürsten Dondukov Korsakov, eröffnet. Er hiess die Mitglieder von Nah und Fern herz-

lich willkommen, und drückte seine und der Regierung Theilnahme an den vorzunehmenden Arbeiten des Congresses aus; ihm folgte in der Rede Fürst Demidov, Bürgermeister der Stadt, und der Congress wurde als eröffnet betrachtet; hierauf wurde zur Wahl des Präsidenten und Secretärs geschritten, welche einstimmig auf den Grafen Uvarov und Professor Antonović fiel. Die Versammlungen fanden in dem grossen Saale der Universität, durch dessen hohe Fenster man die goldenen Thürme der Lavra erblickte, statt. Eine grosse Menge der hervorragendsten Intelligenzen Russlands war zugegen, man sah hier Professoren aus Petersburg, Moskau, Charkov, Kazan, Odessa, Warschau, Nižnj-Novgorod u. s. w., nebst denen Kievs. Unter den Gästen sah man die Professoren Sreznięvsky, Kostomarov, Müller aus Petersburg; Popov, Filimonov, Ivanovsky, Zabědin, Samokwasov und Pogodin aus Moskau; Jourgović und Gregorović aus Odessa; Golovaćký aus Wilna; Borisiak aus Charkov; Brikner aus Dorpat; ferner sämmtliche Professoren aus Kiev, wie: Antonović, Zaderacký, Roković, Mischenko, Modestov, Jarolský, Josefović u. a. m. Aus Warschau waren anwesend Prof. Bavinský, aus Posen Dzialovský, aus Belgrad Novaković, aus Paris Prof. Leger und Rambeau, aus Oesterreich Prof. Jos. Kolař und Baron Ehrenburg aus Prag, Martin Kolař aus Tabor, Dědik aus Brünn, Prof. Romer aus Pest (später eingetroffen) und Referent. Täglich, mit Ausnahme der Tage der Ausflüge, wurden Mittag von 12 bis 3 Uhr und Abends von 6 bis 9 Uhr Sitzungen und Vorträge gehalten. Anwesend war immer ein grosses Publicum, die Elite der Stadt, ein weiter Kranz schöner Damen, unter welchen die liebenswürdige, geist- und kenntnissreiche Gräfin Uvarov als leuchtender Stern glänzte, fehlte nie. Die Sprache des Congresses war die russische, es stand aber Jedem frei, in welch' immer beliebigen Sprache seine Vorträge zu halten. Der Congress zerfiel in mehreren Sectionen, von denen die der praehistorischen Archaelogie für uns das grösste Interesse bot, umsomehr, als die Vorträge durch eine Ausstellung welche in den an dem grossen Sitzungssaale anstossenden Sälen der Unisersitäts-Bibliothek aufgestellt war, erläutert wurden.

Es waren fast durchgehends Objecte aus slawischen Ländern; am meisten vertreten war natürlich Russland, an das reihten sich sodann die der übrigen Länder, es folgten Polen, Böhmen und Mähren.

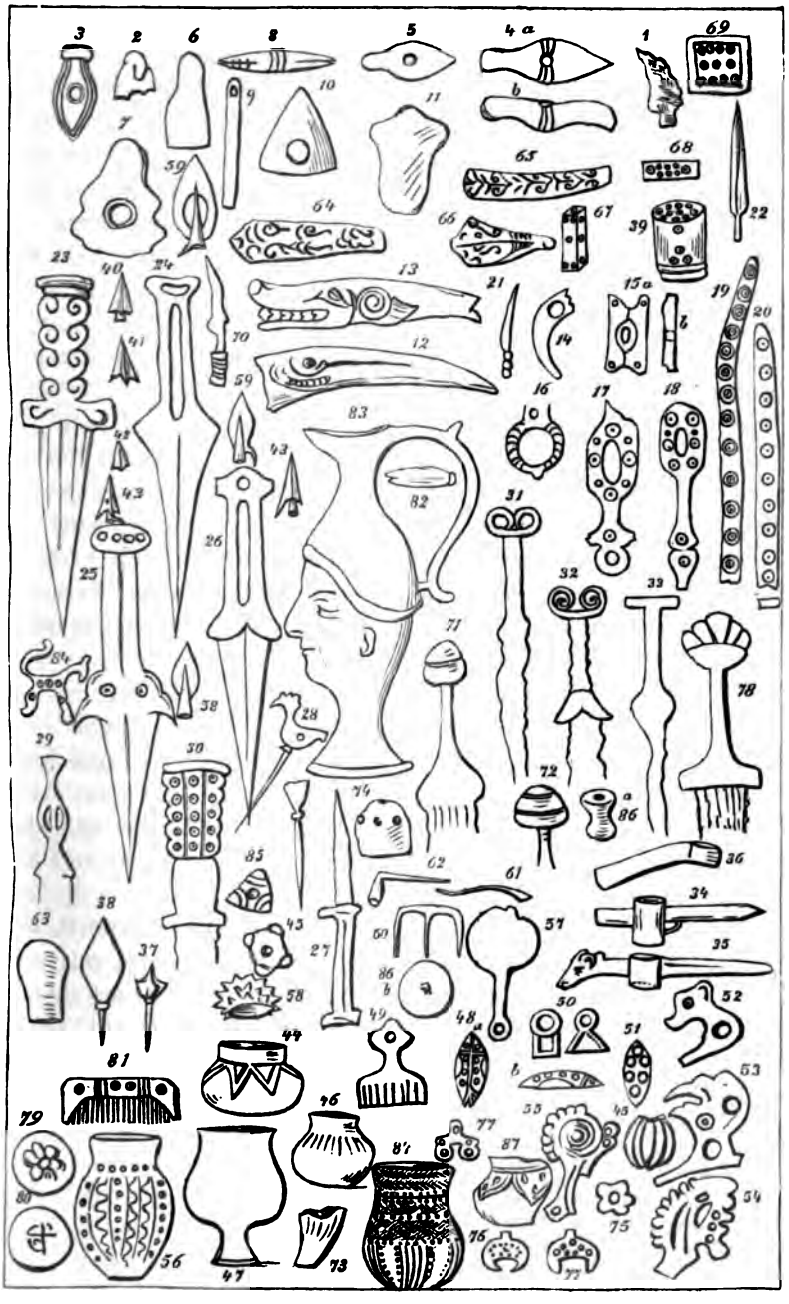
Die Wände waren geziert mit ethnographischen Photographien, Photographien archaeologischer Sammlungen, Skizzen, Pläne und Karten; in den zahlreichen Glasschränken in der Mitte und an den Wänden des Saales waren die vielen Fundgegenstände ausgestellt und hauptsächlich nach den Fundorten oder hie und da, wo selbes anging, auch nach den Zeitepochen geordnet.

Die Ausstellung fing mit der Mamuthzeit an, ging dann zur jüngeren Steinzeit über und von da zur Metallzeit d. i. Bronze- und Eisenzeit, welche letztere hier grösstentheils mit Ersterer zusammenfällt; dann folgten die Alterthümer der historischen Zeit und die des Mittelalters.

Auf den Glasschränken standen theils prähistorische Thongefässe oder riesige doppelhenkelige griechische Amphoren mit gewölbtem Boden und engem langen Halse, die in Kiev und dessen Umgebung ausgegraben wurden. Die in den Kästen ausgestellten Objecte waren zum grössten Theile thymbologisches Materiale, das entweder Kurganen oder einzelnen Urnengräbern oder Gorodischten entnommen war. Aus den hier seltenen Reihengräbern, aus Höhlen und Pfahlbauten war meines Wissens nichts vorhanden, obwohl die Höhlen der Krimm und jene bei Krakau in Russisch-Polen, in welchen letzteren Graf Zavista die grossartigen und reichen Funde aus der Mamuthzeit machte, dann die Pfahlbauten, welche neuester Zeit Prof. Pfeborovsky aus Warschau in einem Moore von Russisch-Polen entdeckte, hinreichend Stoff zum Ausstellen geliefert hätten.

Was nun die Ausstellung und die Objecte[1]) selbst betrifft, so war einzig in seiner Art und für Russland vollkommen neu der Fund von Mamuthknochen mit Feuersteinwerkzeugen vermengt, aus dem Diluvium bei Lubny und Wjazowok nahe dem Ufer der Śula und bei Hontzy am Udajflusse im Poltawer Gouvernement. Die Knochen sowohl, als auch die Feuersteinsplitter sind scharfkantig und scheinen aus primitiver Lagerstätte zu stammen. Von eben diesem Orte, jedoch ob aus dem Diluvium ist mir nicht bekannt, waren ausgestellt, eine gekrümmte, gestielte und behauene Lanzenspitze, ähnlich den dänischen (Taf. I. Fig. 1), Kornquetscher, geschliffene Steinhämmer mit Schaftloch und Pfeilspitzen aus Feuer-

[1]) Ich habe es vorgezogen, statt der umständlichen Beschreibung einzelner Fundobjecte, diese durch Federzeichnung zu skizziren, ein Weg, der schon einmal in diesen Blättern eingeschlagen wurde und den ich für zweckdienlich erachte.



stein von der bekannten Form mit zwei Seitenlappen und halbmondförmigen Ausschnitt dazwischen, wie sie fast über die ganze Welt verbreitet vorkommen. In Kiev selbst wurden, besonders in der Nähe der alten Kirchen, wo einst die Schlacht der Petschenegen geschlagen wurde, viele geschliffene Hämmer mit Schaftloch aufgefunden. Ein defectes Fragment eines durchbohrten Hammers ist merkwürdig durch die an dem einen Ende befindliche vertikale Wulst (Fig. 2), ihm verwandt ist ein Gypsabguss eines durchbohrten Hammers mit ornamentalen Linien auf dem Körper und einer rings um das eine Ende herumlaufende wulstartigen Erweiterung (Fig. 3). Diese Aexte sind in ähnlicher Art typisch für Schweden[1]) und können auch als das für Südrussland gelten. Man fand auch ähnliche Hämmer bei Uelzen in Lüneburg[2]), bei Hebenkies in Westphalen[3]) und zu Hildesheim[4]). Ein ähnlicher, jedoch nur durch drei seitliche Linien verzierter Hammer mit einem Halse an dem einen Ende stammt aus einem Kurgan des Jaroslaver Gouvernements (Fig. 4). Ueberhaupt ist auch diese Form mit einer halsartigen Verlängerung eine ungleich häufigere, es scheint, dass alle diese Werkzeuge eine elegantere Form und Spuren einer sorgfältigeren Bearbeitung an sich tragen, als die bei uns gefundenen.

Auch aus Volhynien lagen schöne Steinhämmer vor und eine grosse Menge herausgebohrter Steinzapfen, was für eine Bearbeitung an Ort und Stelle spricht. Von ebendaher sind Kornquetscher, zugehauene Sägen, Lanzenspitzen und Dolche aus Feuerstein, die durch ihre täuschende Aehnlichkeit mit den dänischen überraschen, dem gesellen sich noch bei grosse Thon- und aus rothem Steine geschnittene Virtel.

Aus dem Mohilevker Gouvernement sind bemerkenswerth, eine 20 Centimeter lange vierkantige beinerne Lanzenspitze mit einer Schaftröhre; aus dem Minsker Gouvernement ein Meissel aus schwarzem Steine von ungewöhnlicher Form (Fig. 6), jenem ähnlich das bei Osnabrück gefunden wurde[5]), und Einem, welches Montelius aus Schweden abbildete[6]). Aus dem Olonezer Gouvernement stammt

---

[1]) La Svède préhistor. par Os. Montelius p. 25. Fig. 23.
[2]) Lindenschmit, Altherth. d. h. V. B. I. Heft. Taf. 1. Fig. 12.
[3]) Ebendaselbst. Fig. 16.
[4]) Ebendaselbst. Heft 4. Taf. 1. Fig. 7.
[5]) Ebendaselbst. Alt. d. n. Vorz. B. I. Heft 8. Taf. 1. Fig. 2.
[6]) Montelius. Ant. svød. Fig. 16.

ein eigenthümlicher durchbohrter Hammer aus rothem Stein mit einer Leiste um das Loch und vier seitlichen Buckeln (Fig. 7). Ebendaher ist auch ein weberschiffchenartiges Steingeräth, dessen Gypsabdruck vorlag (Fig. 8), das spindelförmig in zwei durch eine Furche eingeschnittene Spitzen ausläuft. Diese Weberschiffchen ähnliche Werkzeuge sollen aus der Eisenzeit stammen und zum Schleifen der Beile, Messer, Lanzen und Schwerter gedient haben, sie wurden auch in sehr grosser Menge (60 an der Zahl) bei Dobelsberg im Kirchspiel Autz und in einem Grabe bei Wensau oberhalb Windau im Kurland mit vielen Waffenstücken, bronzenen Geräthen und Steinhämmern gefunden.

Aus dem Altay lagen vor: Steinwerkzeuge, ein sehr langer walzenförmiger durchbohrter Steinmeissel (Fig. 9) und aus dem Ural ein sehr langer, achtkantiger Celt. Die Steinart lässt sich leider nicht angeben, da beide Gypsabgüsse sind.

Von Beingeräthen sind eigenthümlich jene, welche Graf Uvarov aus Sibirien und namentlich dem Altay ausgestellt hatte; es sind räthselhafte Gebilde mit den abenteuerlichsten Schnitzereien theils Vogel-, theils Drachenköpfe vorstellend, mitunter eigenthümliche Formen mit sogenannten keltischen Ornamenten, dem einfachen oder doppelten Ring mit dem Punkte in der Mitte, darunter ist auch ein schön geschnitztes Schabinstrument und eine vierkantige beinerne Lanzenspitze mit Schaftzapfen (Fig. 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22). Ebenso abweichend sind auch die Griffe der Bronzedolche aus Sibirien, welche ich in den Fig. 23, 24, 25 und 26 skizzirt habe und die mitunter durch ihre Spiralen an manche etruskische Schwertgriffe erinnern und durch ihre dreiseitigen breiten Klingen den italischen Dolchformen gleichkommen, ohne dass hiebei auf einen etruskisch-italischen Einfluss gedacht werden kann. Ein Messer mit Bronzeheft und eiserner Klinge von eben daher (Fig. 27) ähnelt auffallend einem, das ich auf dem Opferplatz der Býčiskála-Höhle gefunden habe; hieher gehört auch eine Bronzenadel, dessen Kopf einen Hahn vorstellt (Fig. 28). Aus dem Vjatkajer Gouvernement des Königsreichs Kazan waren sehr interessante Schwert und Dolchgriffe sowohl aus Bronze als auch aus Eisen vorhanden (Fig. 29, 30, 31, 32, 33). Einige dieser Schwertknäufe sind zu Spiralen zusammengerollt und erinnern dadurch sehr stark an die dänischen und westeuropäischen Schwerter (Fig. 32), das eine Schwert ist sehr ähnlich

dem in der Umgebung von Stettin [1]) und einem bei Hallstadt [2]) gefundenen. Es besitzt einen eisernen Griff mit bronzenen eingerollten Knauf und bronzenen Bügel; die Doppeläxte von daher besitzen eine Schaftröhre, einige mit einem Oehr daran (Fig. 34) und erinnern sehr an die ungarischen, eine andere Doppelaxt ist an dem einen Ende mit einem Schweinskopf geziert, es ist ohne Zweifel eine Segeste gewesen. Das Stück ist gegossen, der Kopf scheint ciselirt, die Arbeit eine vollendete und deutet auf eine spätere Zeit (Fig. 35). Eine kupferne Axt aus Astrachan, die in Fig. 36 abgebildet ist, ist einfach, und scheint nicht gegossen zu sein. Aus den Batujever Kurgan bei Poric sind ausgestellt gewesen: kurze breite dreikantige Pfeilspitzen mit drei aufrechtstehenden Spitzen an den Seiten und einen Schaftzapfen (Fig. 37), ähnliche wurden bei Istenmesö in Ungarn gefunden [3]), ferner eiserne Messer, goldene Ohrgehänge, eine eiserne Franziska, ein Gefäss mit Strichkeramik, goldene gedrehte und geflochtene Ketten, gedrehte Bronzeringe, eine prachtvolle Bernsteinkugel, ein Knochencylinder mit den gewöhnlichen Ornamenten (Fig. 39), ein Stück Schwerspath und krystallisirter Gyps.

Die Kurgane von Kaněv, Cigerin, Čerkaskin und Berdičev enthielten prachtvolle grosse Spiralringe, welche gedreht sind und mitunter Halsringe vorstellen, schön verzierte Armringe, prachtvolle silberne Gürtel, silberne Ketten und Schnallen und insbesonders eine grosse Menge Pfeilspitzen aus grauer Bronze von kleiner dreikantiger Form mit Schafthülse (Fig. 40, 41), mit oder ohne Widerhaken (Fig. 42), mitunter mit einem an der Seite der Schafthülse herausstehenden nach abwärts gekrümmten Haken (Fig. 43), um das Herausziehen des Pfeiles aus der Wunde zu erschweren oder die Wunde dadurch zu vergrössern. Diese Form von Pfeilspitzen ist meines Wissens in Westeuropa nur wenig gekannt, nach Lindenschmit sind sie vollkommen ähnlich jenen aus Egypten. Man fand sie in Westeuropa hie und da nur einzeln. Herr v. Sacken beschreibt eine aus den Hallstädter Gräbern [4]), nach Bonstaedten ist eine in Chalons sur Saone und nach Romer eine in Ungarn (wo? ist nicht angegeben) gefunden worden [5]). Ich selbst fand zwei

[1]) Lindenschmit. A. d. h. V. B. I. Heft 1. Taf. 2. Fig. 1.
[2]) Sackens Grabfeld von Hallstadt. Taf. 5. Fig. 10.
[3]) Illustrirter Führer etc. von Romer. Pest. Fig. 144.
[4]) Sacken. Grabfeld v. Hallstadt. Taf. VII. Fig. 10.
[5]) Romer illust. Führer etc. Pest 1873. Fig. 107.

Stück in der Býčiskálahöhle, die eine mit einen menschlichen Lendenwirbel, die andere zwischen den Gliedern eines bronzenen Buckelarmbandes eingekeilt. Die dreikantigen Pfeilspitzen aus der Umgebung von Mainz und aus römischen Gräbern sind von Eisen und besitzen statt der Schafthülse einen Dorn zum Aufstecken in einen Schaft, damit beim Herausziehen des Pfeiles aus der Wunde, die Spitze durch Widerhaken gehalten, in derselben stecken bleibe. Aus diesen Kurganen stammen noch ferner ausgebauchte Thongefässe mit Zickzackverzierungen unter dem Halse (Fig. 44) und schön gearbeitete Berloques von Silber.

In den Kurganen in der Nähe von Vasilikov, Rassavi, Trilesi und Antonikov fand man Eisengeräthe, eiserne Nägel, Lanzenspitzen, Steigbügel und auch Bronze; wie: gedrehte Halsringe; in denen von Trilesi und Antonikov noch überdies Perlen aus Glas und Gold, Ketten aus Eisenringen; in den von Svenigorod sehr schöne Glasperlen von hellblauer Farbe, undurchsichtig, gerifft oder ausgelegt, mit lichtgrünen Augen (Fig. 45), ähnlich jenen aus der Býčiskálahöhle; einen Beinwürfel mit eingravirten Augen, ferner dreikantige Pfeilspitzen aus grauer Bronze, Lanzenspitzen und ein Thongefäss mit Strich-Ornamenten (Fig. 46).

Die Kurgane unweit Koschevata, Podolačka, Dolschka im Taraschanskoer und Lipovskoer Kreis in Volhynien umfassten Urnenscherben, Thongefässe mit schmalem Fusse (Fig. 47), jenen ähnlich, die vor einigen Jahren in grosser Anzahl auf dem Spielberge in Brünn ausgegraben wurden; ferner eiserne kurze Schwerter, schalenartige Thongefässe und viele räthselhafte, kleine, phantastisch gestaltete und barbarisch ornamentirte verzierte Bronzestücke (Fig. 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55), eiserne Ringe, Stäbe und zwei Bronzekronen mit aufwärts stehende Spitzen. Eine ähnliche Krone wurde in einem vermeintlichen deutschen Fürstengrabe bei Xanten am linken Rheinufer mit einem Schädel in einem Bronzekessel gefunden, sie befindet sich in der sogenannten Houben'schen Sammlung. Fiedler und Cochet jedoch glaubten, in diesen Kronen und angeblichen bronzenen Diademen Eimer- oder Kübelbeschläge zu sehen, zu welchen sich die russischen Kronen ihrer nach auswärts gebogenen Spitzen wegen nicht eigneten.

Unweit Kančv wurde auf einem Hügel ein einzelnes Urnengrab aufgeschlossen, das eine Urne enthielt, welche von vier aufrecht stehenden Steinplatten umgeben und mit einer fünften bedeckt war. Die Urne enthielt Asche und besitzt eine eigenthümliche Ke-

ramik, sie ist durch verticale Streifen, dazwischen liegende Wellenlinien und Reihen von durch und durch gehenden Löchern geziert, sie ist aus ungeschlemmtem Thon mit freier Hand gearbeitet und sieht aus wie ein Sieb (Fig. 56).

Der Kurgan von Perepelticha im Vasilikover Kreis enthielt eine schön geschliffene Reibschale, zwei Bronzespiegel (Fig. 57), Kornquetscher und viele kleine aus Gold getriebene sitzende Drachengestalten, die wahrscheinlich Gürtelbeschläge abgaben und entschieden griechischen Charakter an sich tragen.

Viele Fundstücke aus Volhynien und Podolien deuten auf nachchristliche Zeiten, sowohl durch ihre Filigranarbeit, als auch Verzierung, so die grossen schönen Mosaikknöpfe, die Bronzeringe, Lanzenspitzen aus Eisen, silbernen Kreuze, die ausserordentliche Menge silberner gedrehter Armringe, ein silberner aus Ringen bestehender Halsring, ein aus Bein geschnitzter griechischer Reiter, breite dreizackige Pfeil- und Lanzenspitzen aus Bronze, milchweisse Glaskugeln und ein kleines 30 Millimeter im Durchmesser fassendes Thonschälchen mit Spitzen um und um besetzt (Fig. 58). In demselben Kasten sahen wir von Solotonoscha, Krementschuk und Lochwic, Städte nahe dem Dnjeper unterhalb Kiev im Poltaver Gouvernement, abermals eine ausserordentliche Menge der verschiedenartigsten Pfeilspitzen, aus derselben dunkelgrauen Bronze. Am häufigsten waren die dreikantigen, aber auch lanzett- und blattförmige, mitunter so wie die westeuropäischen Lanzenspitzen zu beiden Seiten der Schafthülse durchbrochen, halbmondförmig ausgeschnitten, was nicht den Zweck hat, die Waffe, wie Frank meint, leichter zu machen, da von Pfeilspitzen das Gegentheil gefordert wird (Fig. 59), einige davon hatten einen bedeutenden Seitenhaken an der Schafthülse, sie sind in der Form ähnlich den römischen und den in Deutschland gefundenen Pfeil- und Lanzenspitzen aus Bronze und Eisen. Auch in Niederösterreich bei Reinprechtspölla sollen sie in grosser Anzahl vorgekommen sein [1]). Bei Krementschuk fand man auf einer Insel des Dnejper Tausende dieser Spitzen. Von jenem Orte stammen auch die grünen und braunen Glasperlen, Pfeilspitzen von Eisen, Silberbleche, Bernsteinkorallen und Geräthschaften von Eisen; wie: ein Dreihaken (Fig. 60), ein Schabinstrument (Fig. 61) und ein mit einer Schafthülse

---

[1]) Fr. v. Sacken. Ueber Ansied. u. Funde aus heidn. Z. 1873. p. 21. Taf. II. Fig. 45, 48.

versehene umgebogene eiserne Spitze (Fig. 62). Bei Krementschuk wurden ferner gefunden, ein zierlicher Steinhammer aus Quarzit, eine grosse schöne blaue Glasperle mit, von gelben Glasfluss eingelegten, rings um dieselbe laufenden viereckigen Feldern; ein Kuchen gediegenen Schwefels (Fig. 63) feiner Zinnober und mehrere Bronzeringelchen.

Hervorragend durch Reichhaltigkeit, eigenthümliches Verhalten und ungewohnlichen Verhältnissen, unter welchen sie gefunden worden, sind die Funde aus den Kurganen von Černigov. Diese Eigenthümlichkeit besteht darin, dass die Gegenstände meistens mehr weniger verbrannt, zu grossen Klumpen zusammengebacken sind. Einige dieser Klumpen waren als Schaustücke ausgestellt, sie bestehen aus einem zusammengeschmolzenen, durch Oxyd verkitteten und zusammengebackenen Gemisch eiserner Schwerter, Lanzenspitzen, Wurfspiessen, Dolchen, eiserner Franziskas, eisernen oder bronzenen Helmen, Rüstungsstücke, eisernen Panzerhemden, Bronzeblech, darunter Holzkohle, Menschenknochen und gebrannten Kalk wenn ich nicht irre. Es gewinnt dieser Fund umsomehr an Interesse, als ich einen ähnlichen, in seinem Verhalten ganz gleichen auf dem Opferplatze der Býčiskálahöhle machte, hier wie dort sind es zusammengebackene, durch Feuer zusammengeschmolzene unförmige Klumpen eines ähnlichen Gemisches, die erst mit Brechstangen herausgebrochen werden mussten. Es sind zwar keine Schwerter, dafür aber Reste eines Wagens, eisener Radbüchsen, Radreifen (?), eiserne Palstäbe, Bronzeblech, Bronzeröhren, verbrannte Thier- und Menschenknochen, Kohlen und gebrannter Kalk. Auch die übrigen Fundobjekte aus diesen Kurganen tragen mehr weniger die Spuren der Einwirkung des Feuers; es sind ausgestellt gewesen, calcinirte mit Arabesken verzierte Knochenplatten, wahrscheinlich Messerbeschläge (Fig. 64, 65, 66), ein langer Würfel mit Augen (Fig. 67), zwei viereckige Knochenplatten mit keltischen Ornamenten (Fig. 68, 69), eiserne Franziskas mit Schaftlappen und sehr viele Sprungbeine von kleinen Wiederkäuern, die als Spielsteine benützt wurden, wie es noch gegenwärtig in manchen Gegenden Russlands unter den Namen Astragalusspiel der Fall ist. Die schönsten Stücke jedoch sind zwei so ziemlich erhaltene, halbverkohlte Trinkbecher aus einem vollständigen Rindshorn, dessen Rand mit einem sehr breiten Silberbeschlage eingefasst ist, der nicht nur mit äusserst schönen Arabesken, sondern auch Figuren, Drachen, Greifen u. s. w. gravirt ist und auf eine vollendete grie-

chische Kunst hinweist. Der Verkohlung der Hornsubstanz ist es zu danken, dass diese prachtvollen Stücke erhalten blieben. Einige dabei gefundene Goldmünzen stammen von Basilius und Constantin und geben über das Alter dieser Kurgane Aufschluss. Die eisernen Schwerter sind von bedeutender Grösse, haben einen entweder einfachen oder doppelt horizontal gerifften halbrunden grossen Knauf (Fig. 71, 72), eine gerade Parirstange, breite und sehr lange Klinge. Die Helme sind entweder von Eisen oder Bronzeblech, sehr spitzig und hoch, mit einer gekröpften Spitze und einen kurzem Nackentheil. Nicht ohne Interesse sind: ein kleines aus Thon sehr primitiv geformtes becherartiges Gefäss (Fig. 73), eine Rolle, wirtelartig gebohrt, aus Thon (Fig. 86) und zwei halbrunde Thonkörper mit lochartigen Eindrücken, von denen fünf um den Körper herum, der sechste an der Spitze angebracht sind (Fig. 74). Zu den wohlerhaltenen Objecten gehört noch ein beinerner Kamm mit den gewöhnlichen Beinornamenten (Fig. 82).

Aus einem Kurgan bei Kursk stammen bronzene Spiralen, Eisenmesser, kleine Bronzeringe, ein schöner gedrehter Halsring, längliche Glasperlen mit Gold und Silber belegt, blassgrüne fünflappige Glassterne und Rosetten (Fig. 75), wie ich ähnliche in der Býčiskálahöhle gefunden habe, halbmondförmige ornamentirte Bronzeanhängsel u. s. w. (Fig. 76, 77).

Das Novgoroder Gouvernement lieferte einen eisernen sehr schönen Schwertgriff mit fünflappigem Knauf und gerader Parirstange (Fig. 78); prachtvolle Berloques aus Gold und Bronze, Glasperlen aller Art, ausgelegt mit Gold; Schmuckgegenstände, Beingeräthe etc. Das Minsker Gouvernement bot halbgebrannte Thongefässe mit Bodenzeichnungen (Fig. 79, 80), eine schöne Carneolperle (Fig. 82), Glasperlen, bronzene Ringe, einen gedrehten Armring, einen kleinen Palstab aus Bronze; Tver: Glasperlen, Bracelets, Kreuze, Ringe, Spangen und Gürtel mit Ornamenten, Schnallen aus Silber. In der Nähe von Kiev (Jordan-Kirche) wurden in einer Mohila gefunden: drei Stück Schwelfelkuchen (Fig. 63), eine Glasperle von grünem Glase, zwei grosse ausgelegte dreieckige Glasperlen von schmutzig grünem Glasflusse mit gelben eingelegten Streifen (Fig. 85), ähnlich einigen aus der Býčiskálahöhle in Mähren, eine grosse Bernsteinperle, ein eiserner Löffel und Schlüssel, eine eiserne Franziska, steinerne Reibschale mit einem Rande, eine prachtvolle geschliffene Onyxperle, calcinirte Muschelschalen von Ostrea und Cyprea und etwas zinnoberartige Erde.

Von der Volga im Jaroslaver Gouvernement stammen schöne Steinhämmer mit Schaftloch von exquisiter Form aus Serpentin, Grünstein, Granit etc.; eine Kette von durchbohrten Eckzähnen des Hundes, Wolfes, Bären; zugeschlagene Messer aus Feuerstein, ein Schleifstein und zwei Thongefässe mit Strich-Ornamenten. An die hier erwähnten Fundstücke reihen sich nun noch die von Dr. Ivanovsky im Norden, von Grafen Uvara in Finnland aufgefundenen prachtvollen Alterthümer, welche er in der grossen reich ausgestatteten Monographie abgebildet und beschrieben hat. Sie bestehen meistens aus schön gearbeiteten Finnland charakterisirenden, barbarische Thierfiguren vorstellenden Bronzefiebeln mit herabhängenden Ketten und eigenthümlich gestalteten Crotalen.

Zum Schlusse sei noch erwähnt der prachtvollen Gesichtsvase aus Bronzeblech getrieben (Fig. 83), welche in Pskover Gouvernement in dem Bezirke von Welikije duki beim Planiren eines Berges, auf dessen Spitze im vierzehnten Jahrhundert ein Kloster, Namens Troitzko-Sergijewsky, stand, gefunden wurde und jetzt in den Besitze des Grafen Uvarov ist. Es ist offenbar eine schöne griechische Arbeit, für die die Form und meisterhafte Vollendung spricht.

Da es meine Absicht ist nur eine gedrängte Skizze der Prähistorica der Ausstellung zu geben, so muss ich mich auf das eben Gesagte beschränken und füge dem auch meine subjective Ansicht über diese Fundobjecte im allgemeinen und die aus der Betrachtung resultirenden Folgerungen bei.

Nach wiederholter Vergleichung der russischen Fundobjecte sowohl einzeln als im Ganzen mit den aus Westeuropa mir bekannten Alterthümer bin ich zu der Ansicht gelangt, dass sich an den südrussischen Funden vorzugsweise ein asiatischer, iranischer und ein griechischer Einfluss wahrnehmen lässt, sie sich daher meistens in der Formgebung, dem Style und der Zeichnung von jenen westeuropäischen Bronzen mit etruskisch-italischen Charakter, wesentlich unterscheiden; dass es ferner wahrscheinlich sei, dass dieser Einfluss, bedingt durch die günstige Lage des Landes von Südrussland aus bis in die baltischen Provinzen, vielleicht auch noch darüber hinaus und selbst nach den nördlichen Theile Mitteleuropas gelangt sei; eine Ansicht, die durchaus nicht allein steht, da

schon Hildebrandt [1]) sich für den östlichen Ursprung der westlichen, insbesonders schwedischen Steinaltercultur und auch der späteren Metallcultur ausspricht, Crewingk auf die östliche Culturbewegung hinweist [2]), und selbst Worsaae eine in der jüngeren Steinalterzeit aus Südosten ziehende Culturströmung nach Südrussland zugibt [3]). Es ist durchaus nicht grundlos eine Verbindung zwischen dem Pontus Euxinus und dem baltischen Meere anzunehmen und diese Verbindung konnte nur bei der damaligen Unwirthbarkeit Russlands auf der Weichsel herab oder auf dem Dnjeper hinauf über Mohilev gegen Smolensk nach Vitebsk und von da auf der Düna in die Ostsee stattgefunden haben. Es mag dies dieselbe Handelsstrasse gewesen sein, welche Peringskjöld seine Skandinavier zu Wasser durch Russland nach Griechenland reisen liess; sie schifften auf der Düna hinauf, erreichten auf Landwegen Smolensk, um sodann auf den Dnjeper in den Pontus zu fahren. Der erstere Weg wird bereits anerkannt, Crewingk und Conestabile [4]) spricht bereits von Handelsstrassen, die vom schwarzen Meere aus längst der Weichsel ins baltische Meer führten.

Adam von Bremen [5]) lässt Griechen am Ausflusse der Oder handeln, sie brachten die Waare nicht nur nach den esthnischen Häfen, sondern auch noch weiter; er gibt an, dass sehr viel Gold und Silber im Kurland gewesen, das durch den morgenländischen Handel aus Russland dahin gebracht wurde. Der Weg auf der Düna und den Dnjeper (den ehemaligen Borysthenes), führte nach Griechenland, darum nannten die Normannen die handeltreibenden Südrussen, welche am baltischen Meere erschienen, Griechen und das Land, woher sie kamen Griechenland. Adam fügt ferner hinzu, dass eine Verbindung von Schleswig aus über Wollin in Pomern nach Griechenland führt, dessen Hauptstadt Chive (Kiev) ist, das in 43 Tagen zu erreichen ist.

Nach Worsaae hat das Gold und Kupfer der Länder im Süden der Ostsee die grösste Aehnlichkeit mit dem des Uralgebirges, wo noch die Spuren der alten Bergbaue zu finden seien, nach ihm sollen die Metallgegenstände durch Russland nach dem baltischen

---

[1]) Hildebrandt. D. heid. Zeitalt. 1873. p. 71.

[2]) C. Crewingk. Arch. f. Anth. v. Lind. u. Eker. B. VII. p. 87.

[3]) Ebendaselbst. p. 89.

[4]) S. Conestabile. Sopra due dischi di bronzo antico itatici del museo Nationale di Perugia. Torino 1874. p. 78.

[5]) Adam. Hist. eccles. p. 58.

Meere gebracht worden sein, namentlich soll es die griechische Colonie Olbia am Pontus gewesen sein, die den Handel durch Russland nach den baltischen Provinzen führte. — Es ist auch anzunehmen, dass man die Flüsse, als sichere und bequeme Strasse benützte und hauptsächlich den Dnjeper, der in die Nähe der Düna führte.

Die Scythen und Sarmaten hatten Metalle in reichlicher Menge, namentlich Gold und Silber, welches sie nicht nur von den Griechen, sondern auch aus Bergwerken und von asiatischen Völkern erhielten, so spricht Plinius von uralten Schächten (cuniculis) und Erzgruben (metallis), welche in der Provinz Dauria bei der Stadt Argun und dem Flusse Serebrinka liegen. Des Landes Argun und seiner geschickten Bewohner gedenkt schon Marcus Paulus, der Bergwerke desselben Isbrand Ides und Strahlenberg, welcher von den Ruinen der Gebäude, den Schanzen, den eisernen Wagenrädern und Mühlsteinen spricht, die man da finden soll; es wurde dort Silber, Eisen, Blei und Kupfer, in früheren Zeiten auch Gold gefunden. Das Land wo diese Bergwerke waren hiess Dauria (Taurica, Gebirgsland).

Die Scythen nannten es Arima, von dem Scythischen Ar (Stein)? und ima (Land)? und bezeichneten damit ein steiniges Gebirgsland, welches mit dem Abarimon Plinius, ein Land, das mitten im Gebirge liegt, übereinstimmt. Es waren die Bewohner desselben die Arimasper, Erz- und Goldgräber und wurden als Cyklopen einäugig geschildet, was auf ihre Beschäftigung hinzudeuten scheint. Plinius beschreibt das Land und citirt Herodot und Aristeas Proconnesius, welche behaupten, dass die Arimaspi in ihren Erzgruben ununterbrochen mit den Berggeistern Krieg führen und ihnen das Gold wegnehmen. Diese Sage scheint begründet in dem Umstande eines mit grossen Mühen und Gefahren verbundenen Abbaues.

Nach Rougemont[1]) ist Iberien, Pontus oder das nördliche Chaldäa reich an Metallen, es soll das Vaterland der Chalyber oder der chaldäischen Schmiede und einer der reichsten Herde prähistorischer Metallurgie gewesen sein. Homer führt die Stadt Alybe, als Stadt der Chalyber an, die reich an Silber ist. Für dessen Angabe sprechen auch die bei Taraboli (Tripolis) aufgefundenen Silberminen, die nach den hier aufgefundenen Schmelztiegeln zu schliessen ein hohes Alter haben und sehr frühe abgebaut wurden.

Auch Kupferwerke aus ältester Zeit sind bekannt aus dem Lande der Chalyber, bei Trapezunt; an den Quellen des Tigris,

[1]) Rougemont. Die Bronzezeit etc. p. 167.

am Libanon bei der alten Stadt Chalcis. Das Zinn konnten die scythischen Völker des Pontus auch aus den Abeste der Alten, welches noch in der christlichen Zeit Zinnhandel trieb, erhalten haben, es wurde an den See Zareh gebracht, von wo es Karawannen über die Oasen der iranischen Wüste nach den Tigres und den Pontus führten. Nach Herodot erhielten die russischen Völker Gold von den Scythen und Chazaren in Asien, welche mit ihren Wägen bis nach Indien fuhren. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, dass die sarmatischen und scythischen Völker, welche Russland und den nördlichen Theil des Pontus bewohnten, ihre Metallwaare auch direct aus Asien und den asiatischen Bergwerken bezogen, daraus folgt, dass auch die asiatische Metallindustrie auf ihre Waare u. z. die Formgebung und Technik derselben einen wesentlichen Einfluss nahm und sich neben den später eintretenden Griechischen kund gibt, welcher Einfluss auch bis in die baltischen Provinzen und zum höchsten Norden drang.

Hildebrandt [1]) räumt auch diesen Einfluss von Osten ein. Er behauptet, und mit Recht, dass der Silberhandel der Völker in den Scythenländern ein bedeutender war, und sich von Kazan bis zur Ostsee erstreckte; das Silber erhielten die Völker von den Beherrschern des Ostens, sie brachten Silberbarren und allerhand Schmuck, welcher in grosser Menge nach Gotland wanderte, so dass Norwegen das silberreichste Gebiet wurde. Auch die vielen Kauri-Muscheln, die man so zahlreich in den Gräbern der baltischen Provinzen fand, führen auf einen Handel über Land nach Osten.

Es ist auch höchst wahrscheinlich, dass die Verbindung Südrusslands mit dem baltischen Meere, den Phöniziern bekannt war, da dieselben ihren Handel bis in den moeötischen See [2]) ausdehnten und ihre Producte für die aus Südrussland eintauschten, insbesonders war das Salz ein gesuchter Artikel, das die am Salzflusse zwischen Bug und Dnjeper wohnenden Halizonen lieferten und welcher auch von den Griechen ausgebeutet wurde; es ist sogar wahrscheinlich, dass die Phönizier selbst die Handelsstrasse zu Wasser, den Dnjeper entlang benützten, um auf kürzerem und gefahrloseren Weg in das baltische Meer zu gelangen. Der Handel der scythischen und sarmatischen Völker mit den Griechen im Norden des Pontus, war durch die ausgebreiteten Colonien der Letzteren an dessen Küste gegeben. Polybius rühmt den grossen Reichthum

[1]) Hildebrandt. Heidn. Zeitalt. u. Schw. p. 126.

[2]) Huet. hist. de la comm. et de la navig des anc.

dieser Länder, die einen ausgezeichneten Handel mit den Süden treiben. Zu Constantins Zeiten war der Handel mit Griechenland in grosser Blüthe, vorzüglich des Salzes wegen, das den Scythen und Griechen, die in den taurischen Chersonesus wohnten, fehlte. Nach Constantin hatten die Petschenegen alles Land am Dnjeper bis in die Gegend der Chazaren und Chersonesen inne, trieben lebhaften Handel mit der Küste und schleppten die Waare auf den Dnjeper hinauf bis ins Innere Russlands. Bei dieser Handelsverbindung ist es vorauszusetzen, dass die Metallcultur dieser Völker auch von der griechischen wesentlich berührt wurde, und in der That sehen wir an den meisten Fundobjecten späterer Zeit den griechischen Einfluss stark ausgeprägt, es sind dies vorzüglich die vielen Schmuckgegenstände, Filigranarbeit, Berloques, die gewundenen und gedrehten Hals- und Armringe, die Gürtelbeschläge, die Glas- und Steinperlen, Pfeilspitzen u. s. w., ohne dass hiebei die asiatisch-iranische Cultur gänzlich verschwunden wäre, an die die vielen Bronzeobjecte mit barbarischer Zeichnung und Ornamenten, Figuren etc. lebhaft erinnern. Diese iranische Cultur nimmt auch Rénan an, der sie von den Hochebenen Irans zu den Ufern des Tigris bis an den Pontus und von da bis in die anatolische Halbinsel herabsteigen liess, um sich dann mit der phrygischen, tydischen und tycischen zu verbinden. Der Einfluss dieser Cultur auf die nördliche musste daher ein grosser gewesen sein.

„Südrussland", sagt Worsaae, „war schon im 7. und 8. Jahrhundert vor Christi Geburt in Folge zahlreicher griechischer Colonien am Pontus der Sitz einer hohen und blühenden Cultur, der Eisengeräthe nicht mangelte. Die Berührung mit den hochgebildeten Nachbaren konnte auf die scythischen Völker nicht ohne Einfluss bleiben, dies zeigt der Inhalt ihrer Gräber und zwar nicht nur Gegenstände, die sie von den Griechen erhielten, sondern auch ihre eigene Industrie."

Als charakteristisch phönicisch-griechische Ornamentik nimmt Lubbock eine organische an, Bilder aus den Thier- und Pflanzenleben entnommen und die daraus entstandenen Arabesken. Diese Ornamentik findet sich an den russischen Objecten häufig, jedoch fast gar nicht die geometrische, welche auf etruskisch-italischen Ursprung hinweisen soll.

Unter den Funden, welche ausgestellt waren, vermissen wir viele Formen, die für Westeuropa charakteristisch sind, während wieder andere mit diesen übereinstimmen. Zu ersteren gehören, die bei uns so häufigen Bronzeschwerter mit lanzettartigen Klingen, die

schweren gegossenen und getriebenen Armbänder, Spiralarmringe, Palstäbe mit Schaftlappen, Zierscheiben und insbesonders, mit wenig Ausnahmen, Fiebeln, hingegen finden wir hier einfache gedrehte Hals- und Armringe aus Bronze und Silber in sehr grosser Zahl, die verschiedenen Bronzeanhängsel mit barbarischer Zeichnung, mitunter Thiergestalten vorstellend (Fig. 84), eigenthümlich gestalteten Schnallen, Halbmonde u. dgl.

Glasperlen sind sehr häufig, jedoch seltener Bernsteinperlen, dafür viele aus Stein, Carneol, Onyx etc., aber auffallend wenig Thonwirtel und gar keine bei uns so häufig vorkommende sogenannte Thongewichte (Webstuhlgewichte).

Eines jedoch hat der Osten mit den Westen gemein, das ist die Verzierung der Beingegenstände und zwar der einfache oder doppelte Ring mit dem Punkte in der Mitte. Er findet sich auf den Beingegenständen Sibiriens, sowie an denen Finnlands, Südrusslands und Westeuropas.

Auffallend ist der Umstand, dass fast meistens die Bronze mit Silber und Eisen gefunden wurde, was auf eine frühe Bekanntschaft mit beiden letztgenannten Metallen schliessen lässt.

Wenn uns auch durch diese Ausstellung noch kein vollkommenes Bild der prähistorischen Cultur Russlands gegeben ist, so hat sie wenigstens ihren Zweck, vergleichende Studien machen zu können, vollkommen erreicht. Leider war die gegebene Zeit viel zu kurz und unser Interesse auch anderweitig so sehr in Anspruch genommen, dass es nur einiger Massen möglich war, eine gedrängte Skizze davon zu entwerfen. Wir können hiefür dem Congress nur die grösste Anerkennung zollen, umsomehr als er noch bemüht war, durch höchst interessante Excursionen unser Interesse zu fesseln.

Den 16. August fand ein Ausflug in die Kirchen Kievs statt, es wurden die prachtvollen antiken Kirchenparamente besehen, die Fresco-Malereien bewundert und die alte Architektur erklärt und gewiss trat Niemand unbefriedigt aus den heiligen Hallen.

Ebenso interessant war ein Ausflug nach den Kirchen und Klöstern des nahen Podoli, namentlich in das brátsky monastir (Kloster der Brüder), welches durch seine reiche archäologische Sammlung das allgemeine Interesse erregte; da gab es hoch aufgespeichert alte Manuscripte, alte slawische Documente mit Bildern und Initialen, in griechischer oder glacolitischer Schrift, eine reiche Münzsammlung und eine Menge Bronze-Objecte, die leider ohne Angabe des Fundortes und ohne Ordnung untereinander ge-

mengt waren; ich bemerkte darunter einen kleinen bronzenen Stier, der überraschend ähnlich den Thierbildern aus Hallstadt war, konnte aber trotz meinem Bemühen den Fundort nicht erfahren. In einer Ecke eines Kastens lagen unbeachtet aufeinandergeworfen eine grosse Menge moabitischer Alterthümer, meistens Götzen aus Thon, Gefässe und Scherben mit phönizischer und punischer Schrift, die ein frommer Bruder aus dem gelobten Lande einst mitgebracht hatte. Ich habe es unternommen dieselben so gut es anging zu skizziren und werde die Zeichnungen später mittheilen.

Der 20. August wurde benützt einen Ausflug in das nahe Lavrakloster zu machen. Mit stillem Grausen durcheilte die Gesellschaft das Labyrinth der Petschery, wo die Mumien der vielen Mönche in ihrem Kämmerlein liegen, die hier in der Zelle ein Leben der Entbehrungen führten und nie mehr das Tageslicht erblickten.

Den 25. August war der Congress zu einem grossartigen Gartenfeste bei dem General-Gouverneur Fürsten Dondukov Korsakov geladen. Um 9 Uhr Abends versammelten sich sämmtliche Congressmitglieder und viele Notabeln der Stadt beim Fürsten. Der grosse Park war mit Tausenden farbigen Lampions erleuchtet. In allen Gängen prangten Transparente, Ansichten von Kiev und die Klänge mehrerer Musikchöre, abwechselnd mit den wilden Kriegsgesängen der donischen Kosaken oder den lieblichen Liedern der Ukraine, schallten durch die frische Abendluft, Erfrischungen aller Art wurden gereicht und in lebhafter Conversatien erging sich die Gesellschaft.

Am Gartenplatze vor dem Schlosse strahlte ein grosses Transparent mit dem Namenszuge Ihrer Majestäten in bunten Farben und beleuchtete die nahen Gruppen in stetem Farbenwechsel.

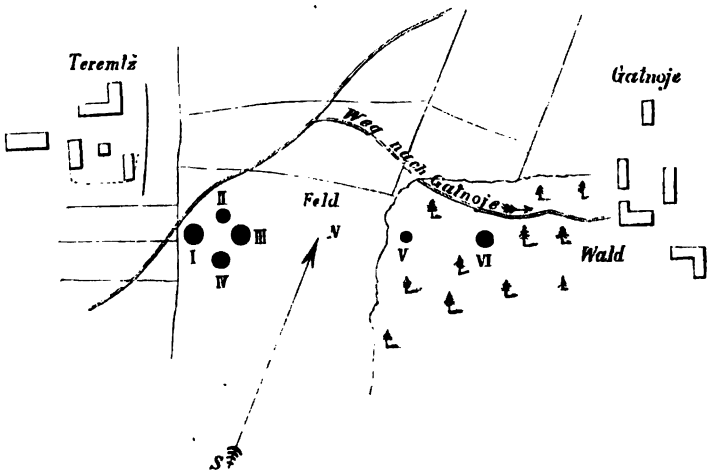
Da ertönten die schönen Melodien der russischen Hymne und mit einem Male stand der ganze Garten in einem bunten Flammenmeere; ein donnerndes Urá erscholl aus allen Kehlen und zeigte von dem loyalen Sinn der Anwesenden. — Kaum waren die Töne verklungen, als die Musik abermals begann, diesmal aber waren es heimatliche Weisen, das bekannte Stück „die Donauwalzer und mein Oesterreich“ erscholl und widerhallte von den drüben in Altkiev stehenden Klöstern und Kirchen. Es war uns wenigen Oesterreichern, als würden diese Töne herübergetragen aus Oesterreich, um uns zu erinnern an unser schönes Heimatland.

Noch lange dauerte das Fest im Garten, bis wir in die glänzend erleuchteten mit Luxus ausgestatteten Säle zum Souper gebeten wurden, das uns einen Begriff von russischer Gastfreundschaft

gab. Mit liebenswürdiger Freundlichkeit machte der Gouverneur die Honneurs, mit freundlichen Worten wandte er sich an jeden seiner Gäste und zeigte, dass diese Gastfreundschaft nicht nur keine formelle, sondern auch eine wirkliche und herzliche ist.

Der 23. August, Sonntag, war bestimmt einen Ausflug nach den 12 Werst westlich von Kiev bei dem Dorfe Gatnoje gelegenen Kurganen zu machen, die in unserer Gegenwart geöffnet und untersucht werden sollten. Nachdem Prof. Antonović und Leger den Tag zuvor herausgeschickt wurden, um die Arbeiten zu überwachen, folgten wir den anderen Morgen, als die Sonne schon ziemlich hoch am Horizonte stand. Von vier Rossen, nach russischer Sitte nebeneinandergespannt, gezogen, fuhren wir in gestrecktem Galop bergauf, bergab, über Stock und Stein durch Kievs breite Strassen in die weite fruchtbare Ebene ununterbrochen fort nach Westen; Staubwolken wirbelten um uns und immerfort rollte der Wagen in rasender Eile durch Felder, Wiesen, kleine Heine, vorüber an malerisch gelegenen Dörfern oder freundlichen einzelnen Hütten, oder an einen einsamen Ziehbrunnen, aus dem russische Mädchen Wasser schöpften. Endlich war Gatnoje erreicht, wo sich die Gesellschaft versammelte. Vereint brachen wir auf und begaben uns in den nahen Eichenwald, wo sich zwei dieser Kurgane befanden und bereits fast gänzlich aufgeschlossen waren. Es be-

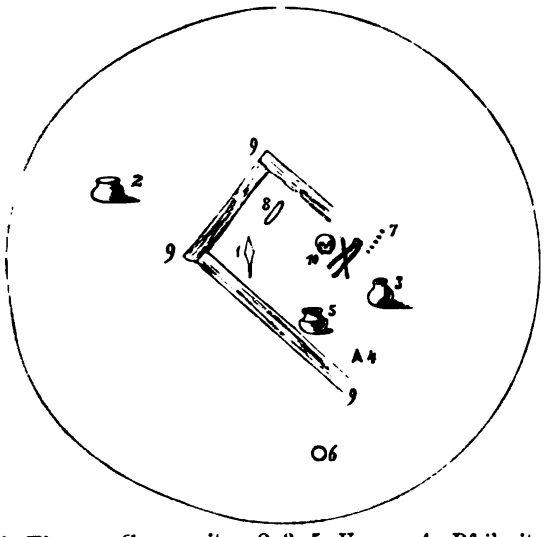
Plan Gatnoje.



finden sich hier sechs von Osten nach Westen ziehende Tumuli, (Nr. I, II, III, IV, V, VI), zwei davon (Nr. V und VI) lagen im Walde und waren mit Eichen bewachsen, die übrigen vier aber im freien Felde und scheinen durch alljährliche Abackerung an Form

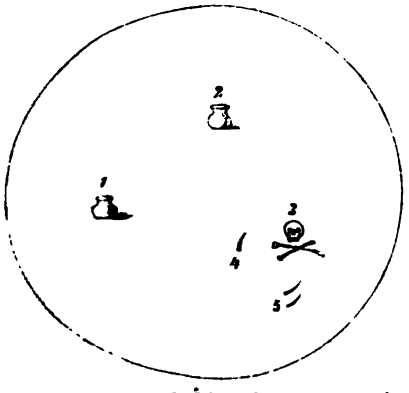
und Grösse viel eingebüsst zu haben. Ihre Grösse varirte von 0.85 Meter Höhe und 22 Meter Umfang bis zu 2 65 Meter Höhe und 265 Meter Circumferens. Die Kurgane Nr. I und IV wurden bereits am 19. Juli von Professor Antonović geöffnet. Er fand in den ersteren Spuren von hölzernen Balken, die zu einen Viereck zusammengelegt waren, darin eine eiserne Lanzenspitze, mehrere thönerne Urnen mit Strich-Ornamenten, ähnlich der Fig. 84, der Taf. I, eine Pfeilspitze von Feuerstein, kleine Glasperlen, einen polirten Stein und Knochen von Menschen, ausserhalb des Viereckes lagen eine kupferne Platte (wahrscheinlich Spiegel) und ein thönernes Gefäss, in den anderen eine aus rothem Thone gefertigte Urne mit Henkel und Strich-Ornamenten, eine 2. aus braunem Thone, einzelne Stücke von Thierhorn und einzelne menschliche Knochen.

Nr. I.



1. Eiserne Sperrspitze. 2, 3, 5. Urnen. 4. Pfeilspitze von Feuerstein. 6. Kupferner Spiegel. 7. Glasperlen. 8. Polirter Stein. 9. Holzbalken. 10. Menschenknochen.

Nr. IV.

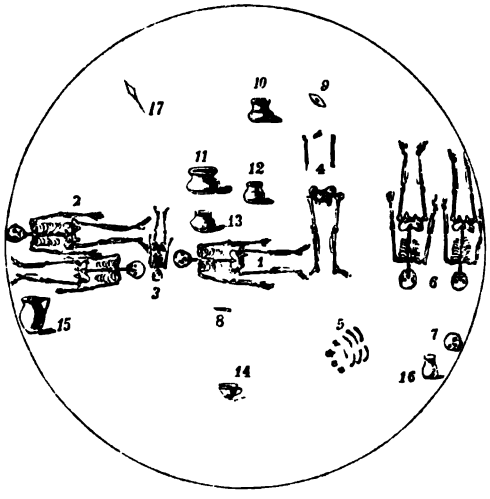


1, 2. Urnen. 3. Menschenknochen. 4. Stücke von Horn. 5. Rippen.

Der Tumulus Nr. VI im Walde war bereits vollkommen geöffnet, die Arbeiter hatten schichtenweise die feine, steinlose von zahlreichen Wurzeln durchzogene Humuserde hinweggenommen. Es wurde dieses Verfahren gewählt, um vorkommende Alterthümer in ihrer Lage zu erhalten, damit die Congressmitglieder ein Gesammtbild bekommen. Im ersten Meter Tiefe fanden die Arbeiter eine eiserne Lanzenspitze und einen Meter tiefer

erreichten sie die Sohle des Grabes. Es wurden sieben (?) Menschenskelete aufgedeckt, die in einer feinen aschenähnlichen Erde, auf gelbem Sande gebettet waren, der ausserhalb des Tumulus nicht vorkömmt, mit Urnen und Steinwerkzeugen, die zerstreut herumlagen. Nahe dem Centrum lag ein $1\frac{1}{2}$ Meter langes Skelet eines ungefähr 18jährigen Mädchens in gestreckter Lage, mit dem etwas zur Seite geneigten Kopfe nach Westen gerichtet; die die Skelettheile waren vollkommen erhalten, ebenso der Schädel. Neben der linken Seite dieses Skeletes standen vier urnenartige aus halbgebranntem Lehme gearbeitete mit Strich-Ornamente verzierte Gefässe von unterschiedlicher Grösse. Das grösste Gefäss enthielt noch eine zweite kleinere ausgebauchte schalenartige Urne. Am nördlichen Rande lagen abermals zwei Skelete nebeneinander, das eine mit dem Kopfe nach Osten, das andere mit demselben nach Westen. Neben den Füssen des letzteren stand ein Krug mit Henkel. Zwischen diesen Skeleten und dem Mädchenskelete in der Mitte, lag der Quere nach ein ungefähr $\frac{1}{2}$ — 1jähriges Kind, östlich jedoch von dem Mädchenskelete befanden sich, ebenfalls in Querlage, zwei untere Extremitäten mit den Becken in gestreckter Lage, zwei Oberarmknochen und die eine Hälfte des Unterkiefers; dabei blieb auffallend, dass von den fehlenden Knochen sich nicht die geringste Spur nachweisen liess, das ferner alle Knochen in der Lage sich vorfanden, welche ihnen bei Bestattung einer ganzen Leiche zugekommen wäre. Bei näherer Besichtigung des Unterkiefer-Fragmentes zeigte sich, dass der andere Ast abgebrochen war, die alte Bruchfläche deutete darauf hin, dass dies schon vor der Bestattung der Leiche geschehen

Nr. VI.



1. Mädchenskelet. 2. Skelete. 3. Kinderskelet. 4. Zerstückte Leiche. 5. Rippen und Wirbel. (?) 6. Skelete. (?) 7. Schädel. 8. Polirter Meisel. 9. Hammer. 10, 11, 12, 13. Urnen. 14. Gefäss mit Vogelknochen und Cypraeaschalen. 15. Krugartiges Gefäss. 16. Urne. 17. Eiserne Sperrspitze.

muste; etwas südlicher lagen einige Rippen und Wirbel, östlicher abermals zwei Menschenskelete in Querlage mit plattzerdrücktem Schädel [1]) und am östlichen Rande ein sehr langes Cranium, das durch den heftigen Druck auf einer Seite eingebogen war, mit einem kleinen Gefässe an der Seite. Es ist möglich, dass die dazu gehörigen Skelettheile noch unter dem östlichen Rande begraben liegen. Ein anderes Gefäss, klein, ausgebaucht, mit einen Henkel stand ausserhalb der östlichen Richtung, welche die Skelete einnahmen, in der Mitte der südlichen Hälfte des Tumulus. Von Steinwaffen wurden zwei Stücke gefunden, ein kleiner polirter schmaler und dicker Meisel aus Feuerstein, der etwas entfernt von der rechten Seite des in der Mitte liegenden Skeletes sich befand und ein kleiner sehr netter Hammer mit Schaftloch aus feinkörnigem Granit, welcher in der Nähe des frühererwähnten Unterkieferastes lag.

Der Schädel des in der Mitte liegenden Skeletes ist orthoceptal, mit niedriger, wenig zurückweichender Stirne, breit eiförmigem Umriss, wenig hervorragenden Occiput. Das zweite ziemlich erhaltene Cranium war übernatürlich lang und schmal, es ist offenbar diese Form mit der Zeit durch den constanten Druck der Erdmasse entstanden, wofür auch der ungewöhnlich starke Einbug der einen Seite spricht. Die übrigen Schädel aber waren gänzlich platt gedrückt.

Von noch besonderem Interesse ist ein Fund, der mir durch Herrn Leger mitgetheilt wurde, welcher ihn in der ausgeworfenen Erde machte und der höchst wahrscheinlich beim Graben übersehen wurde. Es ist dies das obere Dritttheil eines linken menschlichen Femurs, dessen Trochanter und Schenkelhals abgebrochen ist und welcher an der vorderen Fläche zu beiden Seiten fünf tiefe, künstliche an den frischen Knochen gemachte Einschnitte zeigt, die offenbare durch Menschenhand gemacht wurden, dafür spricht die regelmässige Anordnung dieser Einkerbungen. Der Knochen ist morsch, hohl, seine spongiöse Substanz vollkommen entfernt, und über und über mit Dendriten bedeckt. Die nebenstehende Skizze

[1]) Ob in der That jene vereinzelt liegenden Rippen und Wirbel, ferner zwei Skelete vorhanden waren, dafür kann ich nicht stehen; ich führe da nur eine mir nachträglich gemachte Mittheilung an. Ich selbst sah nur ein Skelet, es müsste denn das zweite schon vor meiner Ankunft beseitigt worden sein oder es fand eine Verwechselung mit den erwähnten unteren Extremitäten statt.

versinnlicht diesen Knochen und die daran befindlichen Spuren menschlicher Thätigkeit.

Eigenthümlich und auffallend ist das Fehlen einzelner Knochen, was nur in einer Zerstückelung der Leiche begründet sein kann. Von einer Täuschung kann hier meiner Ansicht nach keine Rede sein, die vielleicht ihren Grund in einer früheren Verwesung einzelner Knochen haben sollte, denn es wäre unerklärlich, warum gerade einige Knochen des Skeletes sollten vollkommen verwest sein, während andere correspondirende Knochen, wie die Humeri und eine Unterkieferhälfte, unversehrt geblieben sind, auch ist mit dieser Annahme der alte Bruch des Unterkiefers nicht erklärt, ebensowenig erklärt ist das bearbeitete Menschenbein. Der Grund dieser Zerstückelung mag so wie an anderen Orten, in der doppelten Bestattungsweise, dem Begraben und Verbrennen einzelner Körpertheile liegen.

Auch der zweite Tumulus (V) bot obwohl weniger Ausbeute, durch ähnliche interessante Verhältnisse. In ihm fanden wir nahe dem Centrum ebenfalls auf gelben Sande liegend, einen $^1/_4$ Meter langen Schleifstein aus Granit, daneben ein Haufen Holzkohle und einen 8 Centimeter grossen runden Bronzespiegel (Fig. 86), ferner ein zollanges gänzlich oxydirtes Eisenstück, eine flache breite Thonschüssel, ein kleines thönernes Näpfchen, ein Gefäss mit Strich-Ornamenten (Fig. 84) und einen sehr schön geschliffenen Hammer mit Schaftloch aus Quarzit, von derselben Gestalt und Form, wie der aus dem sechsten Tumulus. Auch die Gefässe waren von derselben Beschaffenheit und Form, mit gleicher Keramik, halbgebrannt und aus freier Hand gearbeitet.

Nr. V.

1. Schleifstein. 2, 3. Urnen. 4. Schüssel. 5. Bronzespiegel. 6. Steinhammer. 7. Kohle. 8. Menschenschädel. 9. Tibia. 10. Eisenstück.

Die menschlichen Reste beschränkten sich auf zwei Cranien, die übereinanderlagen, von welchen bei einem das Occiput, bei dem andern ein Scheitelwandbein fehlte, und zwei Unterschenkel-Knochen, die sehr entfernt der Quere nach lagen.

Der dritte Tumulus (Nr. III) enthielt eine grosse Anzahl Topfscherben und zwei gänzlich morsche und halb vermoderte Unterschenkel-Knochen; hier waren es offenbar die letzten Reste eines gänzlich vermoderten Knochengerüstes, zu dessen rascherer Zersetzung die jährliche Aufackerung viel beigetragen haben mag.

Es ist offenbar, dass alle diese Kurgane, obwohl in einigen von ihnen keine Metalle gefunden wurden, doch der Metallzeit angehört hatten, dafür sprechen auch die vollkommen gleichen Verhältnisse und die Anwesenheit gleicher Fundobjecte; dass sie ferner wahrscheinlich ein und demselben Volke angehört hatten, sprechen die gleichen Gefässe und ihre vollkommen gleiche Keramik. Ich sage Metallzeit, da meines Wissens, für Russland eine Bronzezeit für sich allein bestehend noch nicht nachgewiesen ist, indem stets die Bronze mit Eisen, Silber oder Gold sich vorgefunden hatte, oder wenigstens unter Verhältnissen gefunden wurde, welche noch ein anderes Metall voraussetzen lassen. Es findet also eine Trennung einer Bronze und Eisenzeit wenigstens für grosse Districte Russlands keine Berechtigung. Wissen wir doch durch die Untersuchungen des Professors Přyborovsky [1]) in Warschau, dass bei den Völkern, welche die Ufer der Weichsel bewohnten, eine Bronzezeit gar nicht vorhanden war, dass die Steinzeit dieser Völker sich unmittelbar in die Eisenzeit fortsetzte und noch neben derselben eine geraume Zeit fortbestand.

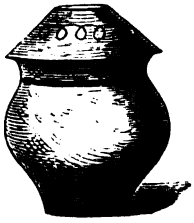
Mittag war lange vorüber, die Arbeiter arbeiteten fleissig an der Abgrabung des letzten Tumulus. Mit heissen versengenden Strahlen brannte die Sonne hernieder und trieb uns mittlerweile in dem nahen Dorfe Schutz zu suchen, wo sich uns ein Bild kleinrussischen Bauernlebens darbot. Die Hütten sind meist aus Holz gebaut mit doppelten Wänden, die mit Moos ausgefüllt werden, die Stallungen und Schupfen werden mit Flechtwerk aufgeführt, zwischen welches Stroh oder Moos eingelegt wird, worauf dann das Strohdach zu liegen kömmt. Eine jede Hütte hat ein oder zwei Gemächer, eine Hausflur, eine kleine Küche und Kammer, sie sind vollkommen ähnlich unseren slawischen Bauernhütten. Tritt man in dieselbe hinein, wird man überrascht von dem netten und reinlichen Aussehen der Wohnungen; ein grosser Kachelofen mit einem

[1]) Przyborowski. Wycieczki archeol: poprawym brzegu wisły Warszawa 1874.

Herde, ein breites pritschenartiges Bett, ein Tisch, Bänke und Sesseln, an den Wänden heilige Bilder und ein oder mehrere Bretter auf welchen das Kochgeschirr aufgestellt ist, nebst den an der Wand hängenden hölzernen Löffeln, ist die ganze Einrichtung dieser Stuben.

Sehr anziehend ist die Form der Kochgeschirre. Sie sind aus schwarzem glimmerreichen Thon gefertigt, oft mit Graphit geglättet, grösstentheils henkellos und haben eine schöne, elegante, stark ausgebauchte Form, vollkommen ähnlich einigen unserer slawischen Aschenurnen, selbst der Deckel fehlt nicht, er bildet grösstentheils die Schale oder den Teller hinzu. Diese Form, welche in nebenstehender Figur skizzirt ist, ist so allgemein, dass sie als dem Slawen eigenthümlich und charakteristisch angesehen werden kann und sich gewiss aus der ältesten Zeit erhalten hat. Der Hausvater ein schöner grosser Mann mit edlen Gesichtszügen, in selbst gewebter Leinwand gekleidet, empfing uns mit herzlicher Freundlichkeit und unbegränzter Gastfreundschaft. Brod, Salz, Honig, Milch, gebratener Mais, Melonen, die Erzeugnisse seiner Landwirthschaft, wurden aufgetragen und wir herzlichst willkommen geheissen; ebenso freundlich war die Hausfrau und ihre Töchter, deren hübsche Gesichter, durch die schöne, kleinrussische Tracht, welche aus einem an den Achseln mit bunten schönen Ornamenten gestickten Hemde, aus einem anliegenden buntblumigen Rocke ohne Aermel und einem um das Haupt turbanartig gewundenen bunten Tuche, unter welchen die schwarzen glänzenden Haarzöpfe oder reichen Locken hervorwallen, besteht, noch lieblicher hervortraten. Wie bekannt sind die Kleinrussen ein gutmüthiges, braves Volk, freundlich, gastfrei, nüchtern, sittsam und äusserst religiös. — Und erst ihre Lieder! Diese schönen nationalen Weisen in den weichsten Molltönen vorgetragen, bald wehmüthig und schwärmerisch, bald heiter und fröhlich, in lieblichsten Melodien, sind entzückend. Noch lange lauschten wir der schönen Gesängen, bis uns die vorgerückte Zeit zur Heimkehr mahnte. — Schon war es dunkel geworden, als wir in das glänzend erleuchtete Kiev einfuhren. — Ein Contrast zu der eben erlebten ländlichen Idylle!

Fig. 93.



Den 29. August wurde eine Excursion auf den Dnjeper herab, durch das an Kurganen und Hradischten so reiche Land unternommen. Früh Morgens verkündete der in Podoli harrende Dampfer, den uns die Stadt zur Verfügung stellte, durch sein lang dröhnendes Pfeifen, dass alles hergerichtet sei, die Gäste zu empfangen. Um 9 Uhr wurden die Taue gelöst und der Dampfer brauste den Dnjeper herab. War der Anblick der Stadt von der Landseite aus schön und prachtvoll, so war derselbe von Flusse aus feenhaft. Wie ein Phantasiegebilde schwebte sie an uns vorüber die Stadt der Kirchen mit ihrem hohen Andreasdom, dann die Anlagen der sogenannten Mineralwässer mit dem gegenüberstehenden Vladimir-Monument, dann der kaiserl. Palast und endlich die aus dunklem Grün hervorsehenden goldenen und goldbesternten Kuppeln der Lavra; der Stadt der Klöster! Lange konnten wir uns von dem überaus reizenden Anblick nicht trennen, bis endlich alles in der Ferne verschwand. Noch eine Strecke ziehen sich die Höhen von Kiev aus, am rechten Ufer entlang, um sodann in der weiten Ebene zu verschwinden; grosse Sandbänke breiten sich stellenweise aus, durch die in viele Zweige getheilt der Dnjeper seinen Lauf nimmt; Schwärme von wilden Enten und allerhand Wassergeflügel beleben den Fluss, auf den Ufern und Sandbänken laufen hochbeinige Strandläufer geschäftig herum, oder es stehen unbeweglich einsame Fischreiher da, um auf Beute zu lauern; hie und da sieht man Ortschaften oder bald einzeln bald gruppenweise stehende Hügel, die uns als Kurgane bezeichnet wurden. Gegen Tripolé erheben sich wieder kleine Berge, auf deren Gipfel, aufgeworfene Wälle und Hügel, Hradischte erkennen lassen.

In der Nähe von Chaleibe stiegen wir ans Land und bestiegen den neben dem Dorfe Witaćevo auf dem Gipfel des Berges gelegenen Hradischt, unter dessen schroffen Lösswänden der Dnjeper fliesst. Es sind hier regelmässige Erdwälle, die den Gipfel des Berges in einem Viereck umschliessen.

Die Ansiedelung soll der Geschichte nach schon im Jahre 1056 bestanden haben und muss weit in die prähistorische Zeit reichen, wofür eine an den dem Flusse zugekehrten Lösswänden in einer Tiefe von ungefähr 3 Meter befindliche Culturschichte spricht, die ausser viel Kohle, auch Knochen von Pferd, Rind, Hirsch, geschnitzte Thierknochen, eine Menge Topfscherben, worunter der Boden eines Gefässes mit der Zeichnung der Fig. 79 der Tafel I sich

befand, enthielt. Auf den Wällen selbst fand der junge Graf Uvarov bei einem kleinen Grabversuch eine Bronzenadel mit breitem Knopf. Die Spuren ähnlicher Hradischte zeigten sich fast auf allen Höhen, mitunter waren es auch ansehnliche Kurgane. Schon war die Sonne untergegangen, als wir in der Nähe von Traktomirov bei Monastirek anlegten und die bei ersterem Dorfe gelegenen in den Löss ausgegrabenen Petschery besuchen wollten, die aber leider bereits eingestürzt waren, so dass wir in dieselben nicht gelangen konnten. Auch auf den nahen Höhen zeigten sich Wälle und Kurgane, die Berge werden von stehengebliebenen Inseln der Juraformation gebildet, die sich durch die sehr grosse Menge auf der Oberfläche verstreut liegenden Bellemniten, als solche zu erkennen gibt; an sie legt sich der Löss an, worin die obbenannten Höhlen liegen.

Schon war es Nacht geworden, als wir die Höhen verliesen und unsere Rückfahrt stromaufwärts antraten, der Mond ergoss sein sanftes Licht über die weite Ebene und spiegelte tänzelnd in den Wellen, eine tiefe Ruhe herrschte, nur unterbrochen von dem Stöhnen der Schiffsmaschine und dem monotonen Schlag der Schaufeln.

Am frühen Morgen hatten wir Kiev in Sicht, an dem wir vorüberfuhren, um uns nach den 24 Werst nördlich von Kiev gelegenen Výšegorod zu begeben, wo einige Gräber geöffnet wurden. Výšegorod liegt auf mässig hohen Bergen, alte Wälle umgeben die kleine Kirche und deuten durch ihre Grösse auf ehemalige Mächtigkeit und Ausdehnung. Die Berge werden aus Löss gebildet, der im Liegenden in sandige Schichten übergeht, in denen eine Menge Bernstein von schön gelber Farbe und ungewöhnlicher Grösse vorkömmt. Der Löss bildet daselbst scharfe Wände und wird zur Fabrikation von Ziegeln abgebaut.

Spät am Abend kehrten wir wieder zurück nach Kiev, das uns durch seine vielen, im Flusse sich spiegelnden Lichter einen freundlichen Anblick bot.

Dieser Expedition folgte am 1. September noch die Abschiedssoirée beim Fürsten Demidov und am 2. September war Schluss des Congresses, wobei ausgemacht wurde, das nächstemal in Kazan uns wiederzusehen.

Ich reiste sodann nach Moskau und Smolensk ab, um mein dem Fürsten Alexis Dondukov Korsakov gegebenes Wort einen erratischen Block mit Runnenschrift und Thierzeichnungen zu besehen, zu lösen, über welchen ich, so wie über die in unser Fach schlagenden Vorträge das nächste Mal referiren werde.

Erklärung der Holzschnitte.

1. Behauene Lanzenspitze aus Feuerstein von Lubny. 2. Steinhammerfragment von Kiev. 3. Hammer von Kiev. 4. Hammer aus einen Kurgan des Jarol. Gouvernement. 5. Hammer aus Kiev. 6. Meisel aus dem Minsker Gouvernement. 7. Rother Steinhammer aus den Oloneczer Gouvernement. 8. Weberschiffchenartiges Steinwerkzeug aus dem Oloneczer Gouvernement. 9. Langer Meisel von Altay. 10. Dreieckiger Hammer. 11. Steinwerkzeug aus dem Ural. 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22. Beingeräthe aus Sibirien. 23, 24, 25, 26, 27. Messer und Dolche aus Sibirien. 28. Nadel von Bronze aus Sibirien. 29, 30, 31, 32, 33. Schwerter aus dem Königreiche Kazan. 34. Doppelaxt aus dem Königreiche Kazan. 35. Doppelaxt von ebendaher. 36. Kupferne Axt aus Astrachan. 37. Eiserne Lanzenspitze. 38. Breite eiserne Lanzenspitze aus der Batujever Mohila bei Pořic. 39. Knochencylinder von Pořic. 40, 41. Pfeilspitzen von Berdićev. 42. Pfeilspitzen von Cigerin. 43. Pfeilspitzen mit Seitenhaken. 44. Thongefäss aus Kaněv. 45. Glasperlen aus den Vasilikover Kreis. 46. Thongefäss aus Svenigorod. 47. Urne aus Volhynien. 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55. Bronze-Anhängsel aus Volhynien. 56. Gefäss aus Kanev. 57. Bronzespiegel von Perepelticha. 58. Gefäss aus Podolien. 59. Pfeilspitze aus Krementschuk. 60. Drei Haken von Eisen von ebendaher. 61. Schabinstrument von Eisen und 62. Eiserne Spitze von ebendaher. 63. Schwefelkuchen von ebendaher. 64, 65, 66. Beinerne Messerbeschläge von Černigov. 67. Würfel von ebendaher. 68, 69. Knochenplatten von ebendaher. 70. Messer aus Eisen mit Beinheft von ebendaher. 71, 72. Schwertgriffe aus Eisen von ebendaher. 73. Gefäss aus Thon von ebendaher. 74. Thongefäss von Černigov. 75. Glasstern von Kursk. 76, 77. Bronze-Anhängsel von ebendaher. 78. Schwertgriff aus Eisen aus dem Novgoroder Gouvernement. 79, 80. Boden von Gefässen mit Zeichnungen aus dem Minsker Gouvernement. 81. Beinkamm von Černigov. 82. Carneolperle aus dem Minsker Gouvernement. 83. Bronzerne Gesichtsvase von Welikyaduki. 84 a. Bronze-Anhängsel. 84 b. Urne von Gatnoje. 85. Dreieckige Perle aus Glas aus einer Mohila nahe bei Kiev. 86 a. Langer Thonvirtel von Černigov. 86 b. Runder Bronzezpiegel von Gatnoje. 87. Gefässstück mit Ornamenten. 88. Schabinstrument aus Bronze aus der Batujevska mohila. 89. Bearbeitete Menschenknochen. 90. Jetziges Kochgeschirr der Russen.

Ueber einige prähistorische Funde in Niederösterreich im Jahre 1874.

Von Heinrich Graf **Wurmbrand.**

Ich erlaube mir einige Notizen über jene prähistorischen Funde vorzutragen, welche ich im Laufe des Sommers 1874 zu machen Gelegenheit hatte, und welche aus dem Grunde ein gewisses Interesse beanspruchen dürften, weil selbe unter der Ackerkrume und auf einigen Quadratklaftern Raum beisammen gefunden worden sind.

Die hauptsächlichsten Fundstätten beschränken sich auf drei Ziegelschläge, u. z. zwei in Weikersdorf und einen bei Hollabrunn, aus welchen bereits mehrere Objecte in der Weltausstellung, sub. C. Funde auf dem Lande, Glaskasten 11, ausgestellt waren.

Ausser den Funden in den Ziegelschlägen, hatte ich Gelegenheit drei Tumuli und zwar: bei Breitenweida, Bergan und Raschallaa, Bezirkshauptmannschaft Oberhollabrunn, wenn auch nur flüchtig zu untersuchen — und konnte in deren unmittelbarster Nähe, sowie unter der dieselben bedeckenden Grasnarbe, das Vorkommen von Gefässscherben und Knochenfragmenten constatiren, welche durch ihre Aehnlichkeit mit den in den Aschenlagern der Ziegelschläge gefundenen Objecten auf eine prähistorische Zeit hinweisen.

Da bereits Graf Gundaker Wurmbrand in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft, Band III, Nr. 5, die Fundorte besprochen hat, so erlaube ich mir nur noch zu erwähnen, dass in Anbetracht der geringen Erdbewegung, da in den Ziegelschlägen wenig gearbeitet wurde, die heurige Ausbeute eine grosse genannt werden kann.

Im Ziegelschlage zu Weikersdorf A. wurden gefunden:

1. Ein fast vollständiges menschliches Skelet, in hockender Stellung begraben, dabei einige aufgeschlagene Thierknochen — 2 Stück Topfscherben, 1 Stein-Artefact.
2. Zwei Theile eines Hirschgeweihes mit Schlagmarken.
3. Ein kleiner mit der Hand geformter Löffel aus Thon.

4. Eine kleine gebrochene Schüssel, ein grosser Topf und ein rundes kugelförmiges Gefäss, ganz erhalten, mit schön punktirten Linien verziert.

5. Drei Stück runde flache Scheiben mit Löchern, aus Thon gebrannt.

6. 40—50 Gefässscherben und Henkel, verziert und von verschiedener Qualität.

7. Zwei geschliffene Steinmeissel.

8. 6—8 Schleifsteine mit Gebrauchsspuren, mehrere Feuersteinsplitter und 4 Stück Arbeitssteine.

9. Theils calcinirte theils aufgeschlagene Thierknochen vom Rind und Schwein.

Im Ziegelschlag zu Weikersdorf B:

1. Eine grosse Schüssel mit drei Henkeln (zerbrochen doch nun zusammengefügt), drei Stück kleine Gefässe, eines in Becherform.

2. Mehrere gebrannte Lehmstücke mit Abdrücken von Geflecht.

3. 50—60 verschiedene Topfscherben als Muster der am häufigsten vorkommenden oder wegen der Zeichnung oder Henkelform auffallend.

4. Ein Mahlstein, ein Stein mit einer vertieften Rinne, wahrscheinlich ausgeschliffen, ein Feuersteinknollen (Nucleus), mehrere Arbeitssteine.

5. Verschiedene Thierknochen wie beim Ziegelschlage A.

Interessant ist das Vorkommen des ersten Metallgegenstandes: eines Broncemeissels und einiger Thonstücke der terra sigillata ähnlich, welche in einem der Aschenlager (Ustrinen) und in ganz ähnlichen Verhältnissen wie die übrigen Gegenstände gefunden wurden. (27. Aug. und 8. Oct.)

Die dritte Fundstelle ist der Ziegelschlag des Herrn Schnötzinger bei Oberhollabrunn, worin nebst den charakteristischen Gefässscherben, Lehmstücken mit Geflechtabdrücken und Thierknochen, zwei Knochenpfriemen und einem Feuersteinsplitter, auch Theile von zwei Skeleten gefunden wurden, bei deren jedem Bruchstücke eines kleinen Töpfchens befindlich waren. (19. Aug.) In demselben Ziegelschlage wurden auch vor längerer Zeit, in einer tieferen auf dem marinen Sande aufliegenden ungestörten Lehmschichte einige Rhinocerosknochen aufgefunden, welche ich dem Grafen Gundaker Wurmbrand einsandte. Ferner

gelang es, einen Unterkiefer des Rhinoceros, obwol in Bruchstücken, auszugraben, der später von mir zusammengesetzt wurde.

Zum Schlusse muss ich noch eines Fundes erwähnen, dessen nähere Umstände mir aber unbekannt sind. Er besteht aus drei Töpfen und einigen verzierten Topfscherben, ähnlich jenen aus Weikersdorf, einem cylindrisch geformten Object aus Thon, stark mit Graphit gemengt, auf einer Seite geschlossen, mehreren Knochen vom Rind und Schwein, einem Stück starken Hirschgeweihes mit abgeschlagenen Enden, ähnlich jenen der Pfahlbauten, 9 Stück eisernen Pfeilspitzen, alle in ihren Formen verschieden, und einigen Resten eines Menschenschädels.

Diese Gegenstände wurden beisammen auf einem Hügel nächst Deutsch-Altenburg gefunden.

Das Skelet, zu dem der oben erwähnte Schädel gehörte, soll vollständig gewesen sein und wurde leider beim Herausnehmen zerstört; auch sollen grosse, flache mit Löchern versehene Steine (wahrscheinlich Mahlsteine) dort gefunden worden sein, wurden mir aber, wegen der Grösse des Gewichtes, nicht eingesendet.

Ob die Lage der Pfeilspitzen eine solche war, dass eine Gleichzeitigkeit mit den übrigen Objecten anzunehmen ist, konnte ich nicht ermitteln.

Literatur.

Antiquites Suédoises. Arrangées et décrites par Oscar Montelius. Dessinées par C. F. Lindberg. I. Stockholm. Norstedt & söner. 1873. 8. (7 fcs.)

Umfasst die Stein- und Bronze-Periode, erstere durch 95 und letztere durch 166 (älterer Bronze-Periode 34, jüngerer 132) ganz vorzügliche Holzschnitte repräsentirt. Am Ende findet sich eine kurze Beschreibung der Objecte mit Nachweis sowohl ihrer Fundstellen als auch ihrer gegenwärtigen Aufbewahrungsorte. Der zweite Theil, welcher die Alterthümer der Eisen-Periode umfassen soll, dürfte nach dem das Buch begleitenden Prospecte bereits erschienen sein. F. M.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Friedrich Jasper in Wien, Landstrasse, Heumarkt Nr. 7.

V. Band. Ausgegeben den 30. März 1875. Nr. 2 u. 3.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt. Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich. Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen im Jahre 1874. Von Dr. M. Much. — Literatur. — Druckfehler-Berichtun .

Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich.

Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen im Jahre 1874.

Von Dr. **Matthäus Much.**

I.

Waffenplätze der Quaden an beiden Seiten der Donau. — Römische Castelle jenseits der Donau.

Man hat sich nur zu sehr daran gewöhnt, zu glauben, dass die Spuren jener Völker, welche vor Beginn der Geschichte unser Land bewohnt haben, völlig verwischt seien; man hängt an der Meinung, dass insbesondere die Reste altgermanischer Zeit durch die Wogen der Völkerwanderung, die ja zumeist über unsere engere Heimat Niederösterreich sich wälzten, vom Boden hinweggefegt, und das Wenige, was sich vielleicht noch gerettet, durch die alle Schrecknisse der Völkerwanderung überbietenden Einfälle mongolischer Völker: der Hunnen, der Avaren und der Magyaren spurlos vernichtet worden sei.

Zeigt indess schon die Erhaltung vieler Ortsnamen in Niederösterreich aus der Zeit des Heidenthumes, dass der Gang der Cultur in diesem Lande trotz aller Völkerstürme nie völlig unterbrochen gewesen sein konnte, so geben die dem aufmerksamen Auge sich immer reicher und mannigfaltiger zeigenden Fundstücke die begründete Hoffnung, einen Einblick in jene frühen Zeiten zu gewinnen, und uns aus den verfallenen Resten die entschwundenen Völker mit ihren Wohnstätten, mit ihren Kämpfen und ihrem Streben geistig wieder zu erwecken.

Wenn wir insbesondere einen Theil unseres Landes näherer Betrachtung unterziehen, nämlich jenes merkwürdige Stück Erde, das im Süden von der Donau, im Norden von der Thaya, im Westen vom Kamp und im Osten von der March umflossen ist, so begegnen wir in demselben einer solchen Fülle von historischen Erinnerungen, von Namen und Denkmälern aller Zeiten, einer solchen Mannigfaltigkeit von Zeugnissen einer ununterbrochenen Culturentwicklung von der uräitesten Zeit bis in unsere Tage, wie kaum in einem anderen an Ausdehnung so unbedeutenden Flecke germanischen Bodens.

An der nördlichen Grenze dieses kleinen Gebietes, an der Thaya, stossen wir auf die unabweisbaren Zeugnisse, dass hier der Mensch schon Zeitgenosse des Elephanten gewesen ist, und mit seinen rohen, nur vom Steine losgesplitterten Waffen dieses ellenhafte Thier gejagt und bewältiget hat. Und seit jener Zeit lässt sich fast Schritt für Schritt der Weg der Menschheitsgeschichte auf diesem Boden verfolgen. Denn im Westen, an den Abhängen des Manhartsgebirges bis in die Mitte des bezeichneten Gebietes finden sich auch die schon einen bedeutenden Fortschritt der Cultur bezeugenden geschliffenen Steinwerkzeuge zu Tausenden. Lange mochten die Völker, die sich solcher geschliffener Steine bedienten, hier gehaust haben, denn wir stossen in ihren Wohnsitzen zuweilen auch schon auf Geräthe aus Bronze, die sich übrigens, wenn auch sparsam, im ganzen Landestheile finden, und zu denen sich noch spärlicher Werkzeuge aus Eisen gesellen. In der südöstlichen, von der Donau und March eingeschlossenen Ecke betreten wir endlich historischen Boden, einen jener merkwürdigen Flecke der Erde, auf denen sich die Geschicke der Völker vollziehen. Hier haben sich schon römische Kriegskunst und „germanische Freiheit“ in langem blutigen Kampfe gemessen; hier standen sich Böhmen und Ungarn gegenüber, hier ward durch die Entscheidung des Kampfes zwischen dem Böhmenkönig und dem Habsburger der Weltgeschichte eine andere Bahn gewiesen; hier zuerst haben unsere Väter dem korsischen Eroberer eine Schranke gesetzt, und hier, wir haben es selbst erlebt, sollte noch ein letzter Kampf zur Entscheidung gebracht werden! Das ist wahrhaft classischer Boden menschlicher Culturgeschichte!

Ich habe bemerkt, dass die Reste der ältesten Eisenzeit, also der unserer germanischen Urväter bis jetzt noch am spärlichsten sich zeigten, ganz erklärlich, denn wer mochte auch bis heute jene

verrosteten Dinge einer besonderen Aufmerksamkeit widmen. Zudem sind diese ja oft so verwittert, dass sie in der That unkennbar geworden. Um so befriedigter bin ich, dass es mir im vergangenen Jahre glückte, Reste jener Zeit aufzufinden, die mir so bedeutsam zu sein scheinen, dass ich sie mit Berechtigung der besonderen Beachtung empfehlen darf.

Soll ich die Erfolge meiner archäologischen Forschungen im vergangenen Jahre mit wenigen Worten bezeichnen, so kann ich es nicht treffender thun, als indem ich die Worte, mit deren Tacitus von den germanischen Denkmälern an den Rheinufern berichtet [1]) auch auf unsere Heimat anwende, indem ich sage: „Bis in unsere Zeit haben sich weithin auf beiden Donauufern die Stätten einer ruhmvollen Vorzeit erhalten, jene riesigen Waffenplätze, deren Umfang noch heute den Massstab gibt für jene Volksmassen und deren Kriegshorden, und ein Zeugniss für ihren gewaltigen Auszug."

Der grossartigste dieser Waffenplätze ist jener von

Stillfried an der March.

Das Festungswerk.

Der innere Theil des unteren Manhartsviertels ist ein sanft gewelltes Hügelland, das bei Stillfried am weitesten gegen Südosten vortritt, hier eine vorspringende Ecke bildet, welche fast die March berührt. Diese Ecke wird hier am Flusse durch 20 bis 25 Meter hohe, fast senkrechte Lösswände begränzt, im Süden und Norden durch Seitenthäler noch mehr isolirt, so dass sie an der Westseite nur mittels eines fast ebenen Rückens mit der Hochfläche des inneren Hügellandes zusammenhängt. Diese Seite ist indess wieder in anderer Art, nämlich durch einen, noch heute nicht unbedeutenden Eichenwald, dem Reste des einstigen mächtigen Hochwaldes abgeschlossen. Die steilen Ränder dieser somit gänzlich isolirten Ecke der Hochfläche beherrschen nicht nur die March, sondern die ganze gegen Osten und Süden vorlagernde Ebene; die Aussicht von derselben ist darum fast überraschend schön, es ist aber auch erklärlich, dass ein solcher von der Natur schon geschützter Ort in jener Zeit, wo um's Dasein in anderer Weise als heute gestritten wurde, zur Anlage eines Wohnsitzes besonders einladend gewesen sein mochte.

[1]) Tacitus, Germania, cap. XXXVII.

Die Oberfläche ist fast eben und steigt nur gegen Nordwest sanft an; deren östliche Hälfte nehmen heute Weingärten und Felder ein, während der übrige, westliche Theil eine trockene Weide ist, auf der die vielen Wege, die über sie führen, Veranlassung zu tiefen Einrissen durch das Regenwasser wurden.

An den Wänden aller dieser Einrisse liegen Scherben, Knochen, Wandbewurfstücke, Kohlen und Asche zu Tage; überall wo man in dem ungeheuern Raume etwas tiefer in die Erde gräbt, stosst man auf derlei Reste, dass man sie zu Tausenden sammeln könnte: es war also die ganze grosse Fläche, in allen ihren Theilen bewohnt.

Von der ausserordentlichen Ausdehnung und von der Grösse des Eindruckes, den der Anblick dieser Ansiedlung macht, gibt die Angabe einiger Massverhältnisse eine annähernde Vorstellung.

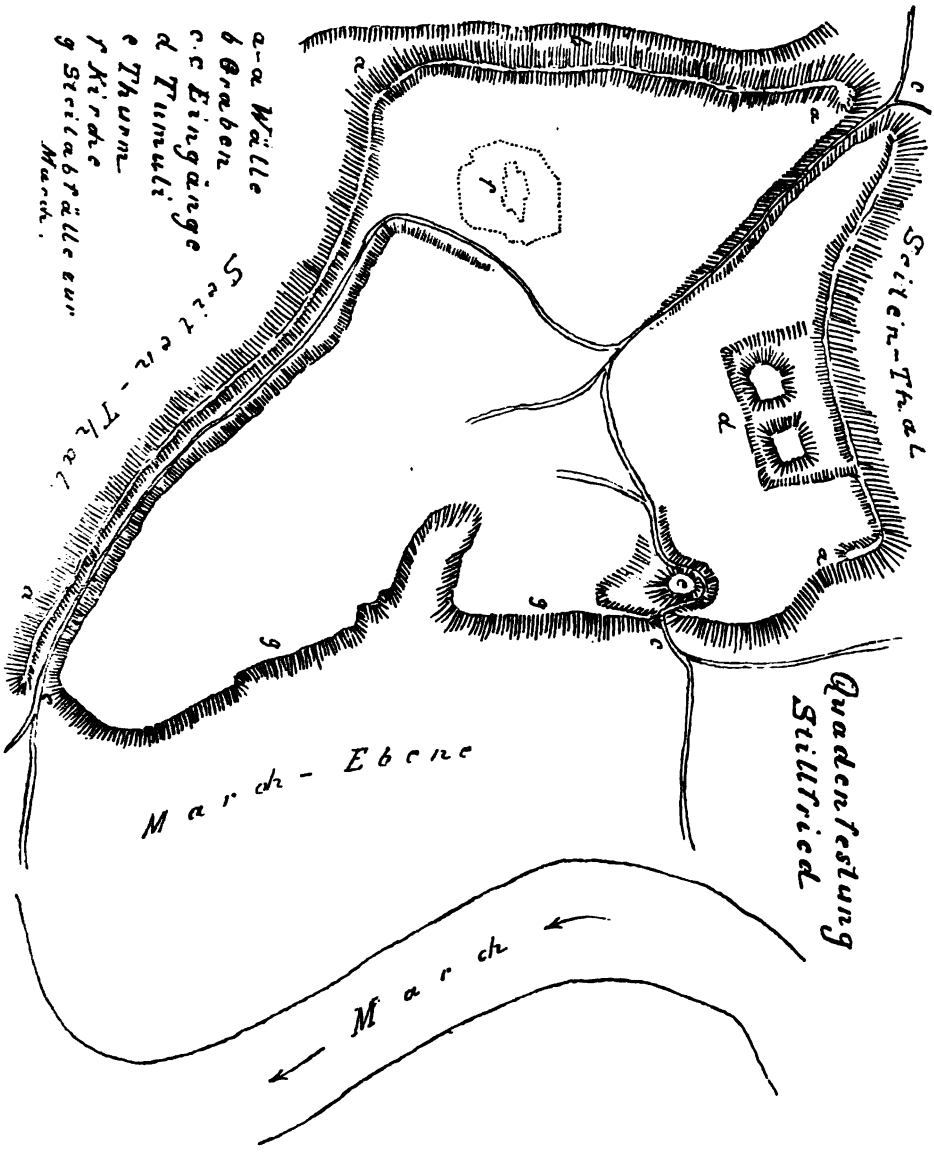
Die Längenachse des eiförmigen mit seiner Spitze gegen Südost gerichteten Raumes misst beiläufig 720 Meter, die grösste Breite in der Richtung von Südwest nach Nordost beträgt 455 Meter, der Umfang etwa 1900 Meter, oder eine halbe Wegstunde, seine Gesammtfläche 27 Hektaren, ein Mass, dass der doppelten Fläche unseres Stadtparkes sammt dem Kinderparke nahezu gleichkommt.

Wenn man nun ferner erwägt, dass dieser ganze ausgedehnte Raum, zum grössten Theile von Wällen und Gräben umschlossen ist, nicht von Wällen, deren vom Pfluge verwischte Spuren man erst suchen muss, sondern die sich hügelartig hinziehen, 200 bis 400 Meter lang, bis zu 12 Meter Höhe sich erheben, dass diese Wälle zwei grosse Tumuli und ein anderes thurmartiges Erdwerk mit einschliessen, so wird man sich leicht eine Vorstellung von der Grösse dieses Wohnplatzes machen können, und ich gestehe gerne, dass ich selbst, der ich an den Anblick ähnlicher Erscheinungen gewohnt bin, mich des Staunens und der höchsten Bewunderung nicht erwehren konnte!

Wie ich schon bemerkte, steht die von drei Seiten durch natürliche Abstürze begrenzte Hochfläche der Ansiedlung an der Westseite landeinwärts durch einen breiten Rücken mit dem Höhenzuge in unmittelbarer Verbindung. Hier war ein Angriff auf die Ansiedlung am leichtesten auszuführen, darum sehen wir sie an dieser Stelle auf einer Länge von 300 Meter durch einen 35 Meter breiten, im Mittel 10 Meter tiefen Graben gesichert (bei b auf dem nebenstehenden Plane). Die ausgehobene Erde wurde auf der gegen die Ansiedlung gerichteten Seite des Grabens aufgeworfen,

so dass nun dieselbe hier in der angegebenen Ausdehnung von mehr als 300 Meter durch einen mächtigen Wall abgeschlossen ist, der

Fig. 1.



1 Wien. Zoll = 80 Wien. Kl. oder 1 Centimeter = 57.60 Meter.

nach Innen eine Höhe von 7 Meter, gegen den Graben eine Höhe von 12 Meter, somit die eines zweistöckigen Hauses erreicht.

Im Norden und Süden ist die Ansiedlung wohl durch die schon erwähnten Seitenthäler abgegränzt, indess haben dieselben offenbar keinen völlig sicheren Schutz gegen feindliche Angriffe geboten, wesshalb wir auch hier sehen, dass der beschriebene Wall an der Nordseite wenn auch nicht mehr in so bedeutenden Dimensionen weitergeführt wurde, wo er sich aber nur in einzelnen längeren Stücken erhalten hat, die wie Ruinen aufragen. An der Südseite treffen wir dagegen einen doppelten Wall; der obere ursprünglich schon nicht bedeutende, mit nur gegen Aussen gerichtetem Abfalle, ist nach innen in Folge der Anlage von Feldern und Weingärten ganz eingeebnet worden. Der untere dieser beiden Wälle ist nach Innen nur 1 bis 2 Meter hoch, erreicht erst an seinem südöstlichen Ende eine Höhe von 4 bis 6 Meter, fällt aber nach Aussen tiefer ab; er scheint sich an den grossen Wall unmittelbar angeschlossen zu haben und legte sich in einer Länge von 530 Meter, von der noch mehr als 400 Meter erhalten sind, vor die ganze Südseite der Ansiedlung.

Aber auch die Steilabstürze gegen die March, die für sich allein genügenden Schutz geboten hätten, scheinen wenigstens an einzelnen Stellen mit einem nicht unbedeutenden Walle gekrönt gewesen zu sein, was aus erhaltenen Resten an der Nordost-Ecke der Ansiedlung zu schliessen ist. Er mag zum grossen Theile allmälig in die Tiefe gestürzt, zum Theile in die angrenzenden Felder und Weingärten eingeebnet worden sein.

Die Gesammtlänge der Wälle muss auf mindestens 1000 Meter, mehr als $^1/_8$ Meile, veranschlagt werden.

An der Nordost-Ecke, in der Nähe der beiden Tumuli, bei d des Planes, entstand zumeist durch den Bau derselben, ich möchte sagen, ein ganzes Labyrinth von Gräben, die zum Theile die Tumuli umfangen, zum Theile aber zur Befestigung zu gehören scheinen, da sie sich an den Umfassungswall anschliessen.

Die Wälle bestehen aus Löss, wie er aus den Gräben ausgeworfen wurde; an grösseren Steinen und selbst an Schotter fehlt es durchaus. Den grossen Wall hat man jedoch gegen Witterungseinflüsse, vielleicht auch gegen die Wirkungen von Schleudermaschinen dadurch zu sichern gesucht, dass man in ihm eingebettete Holzmassen in Feuer setzte und ihn auf diese Weise hart brannte. Wir haben also hier das erste Beispiel eines Brandwalles auf niederösterreichischem Boden vor uns. Durchgräbt man ein Stück des Walles, so stosst man auf

rothgebrannte Erde oft von $^1/_3$ Meter Dicke, die aber durch den Wechsel von Nässe und Trockenheit und namentlich durch die zerstörende Wirkung des Frostes ihre Consistenz verloren hat und durch das Graben zerfällt. Darunter lagern überall Asche, stellenweise in grosser Menge, und Kohle, von der zuweilen noch Theile der ganzen Stämme erhalten sind, wo die vollständige Verbrennung nicht gelungen ist.

Es lässt sich denken, dass man bei einem so bedeutenden Bollwerk, dessen Verschanzung einen ungewöhnlichen Aufwand von Arbeit erforderte, auch auf die Wahl und Anlage der Zugänge besondere Sorgfalt verwendet haben wird. Gegenwärtig zieht ein ganzes Netz von Fahr- und Fusswegen über die Ansiedlung; es ist jedoch ganz zweifellos, dass die heutigen Wege zur Zeit der alten Ansiedlung nicht bestanden, weil sie an verschiedenen Stellen die Wälle durchbrechen, wo diese ganz gewiss in ununterbrochenem Zusammenhange gestanden sind.

Ehemals bestanden wahrscheinlich vier Eingänge, von denen sich jedoch zwei nur in unsicheren Spuren erhalten haben, deren einer innerhalb des Doppelwalles von der Südostseite hinzugeführt zu haben scheint, während der andere durch den Bau der Tumuli, über dessen Platz er führte, schon in alter Zeit abgekommen ist. Von diesen lässt sich also nicht viel sagen. Dagegen zeigt sich, dass die beiden anderen, noch heute deutlich zu erkennenden Eingänge mit ungewöhnlicher Ueberlegung und Vorsicht angelegt worden sind. Der nach der nordwestlichen Ecke der Ansiedlung gerichtete Eingang war innerhalb derselben, wie sich nachweisen lässt, schon ursprünglich vertieft, so dass er einen Hohlweg bildete, der auf eine weite Strecke tief unter der Fläche der Ansiedlung verlauft, so dass feindliche Schaaren, die den Eingang am Walle etwa schon erzwungen hatten, noch innerhalb der Ansiedlung mit Leichtigkeit von oben herab vernichtet werden konnten.

Eine zweite Pforte führte zur March hinab. Sie wurde in anderer, und zwar in höchst merkwürdiger Weise gesichert. Unmittelbar vor derselben wurde nämlich ein Thurm (e des Planes) errichtet, wenn ich ein aus Erde, wahrscheinlich aus naturgewachsenen Boden bestehendes Werk so nennen darf, das fast senkrecht 2 bis 4 Meter hoch über den ringsherum geführten Graben sich erhebt. Dieser Thurm, dessen ovale Oberfläche einen grösseren Durchmesser von 16 Meter, einen kleineren von 11 Meter und einen Umfang von 44 Meter hat, beherrscht den Eingang vollständig, denn

eine feindliche Schaar, welche denselben erzwingen wollte, musste zuerst den ziemlich steilen Weg am schroffen Abhang hinanklimmen, und sodann im Graben fast ganz um den Thurm herum gehen, um in das Innere der Ansiedlung zu gelangen. Das konnte nun vom Thurme aus mit Geschossen und dgl. ebenso verhindert oder doch erschwert werden, wie auf der anderen Seite am Hohlweg.

Der in dieser Weise durch mächtige Wälle umschlossene und mit wohlverwahrten Eingängen versehene innere Raum der Ansiedlung mag nach einer beiläufigen Berechnung 23 Hektaren enthalhalten. Wenn wir von diesem Ausmasse 70.000 □Meter in Abschlag bringen, welche die Tumuli, der Thurm, die Wege und etwaige öffentliche Gebäude in Anspruch nahmen, wenn wir ferner für die Hütten einer Familie einen Raum von 400 □Meter als beiläufiges Mass des Bedarfes betrachten und jede Familie nur aus fünf Gliedern bestehend annehmen, so hat diese Ansiedlung einer ständigen Friedensbevölkerung von mindestens 2000 Menschen hinreichenden Raum geboten. Trügen aber gewisse Anzeichen nicht, was die Zukunft zeigen wird, so werden wir die Friedensbevölkerung noch höher anschlagen können, im Kriege aber konnte sich leicht ein zehnfach stärkeres Heer hinter den Wällen bergen und frei bewegen; jedenfalls erforderte die Vertheidigung der so ausgedehnten Wälle Tausende von Kriegern.

Wenn wir die Ansiedlung in ihrer einstmaligen Gestalt uns vergegenwärtigen, und sie in ihrer ganzen ungewöhnlichen Ausdehnung überblicken, hoch über der die steilen Abstürze fast berührenden March, vor uns die Tumuli und den Thurm, rechts und links die niedrigeren Wälle, im Hintergrunde den durch riesige Feuer gefesteten Hauptwall, über den der dichte Urwald hereinblickt, wenn wir uns die Wälle noch durch festgeschlossene Pfahlreihen, oder nach den Darstellungen auf der Antonins-Säule in Rom [1]) von Hürden aus starkem Flechtwerk vervollständiget denken, so werden wir zugeben müssen, dass wir ein gewaltiges Bollwerk vor uns haben, einen riesigen Waffenplatz, dessen Bau die Arbeit vieler und einheitlich geleiteter Hände bedurfte, dessen Bewältigung aber auch einer Heeresabtheilung unserer Zeit, die nicht mit Geschützen ausgerüstet ist, nicht geringe Schwierigkeiten bereiten würde.

---

[1]) Bartoli, Columna Antoniniana.

Das Volk.

Es erübriget mir nunmehr noch der Nachweis, dass diese merkwürdige vorgeschichtliche Ansiedlung, gewiss eine der ausgeprägtesten und grossartigsten auf deutschem Boden, in Wirklichkeit das Werk eines germanischen Stammes, der Quaden, genannt werden könne. Der Beweis liegt in Folgendem. Auf dem Fusswege, der von der Stillfrieder Kirche über die ganze Breite der Ansiedlung nach dem Orte Grub führt, tritt ganz in der Nähe der beiden Tumuli scheinbar weissliches Gestein zu Tage, das hier mitten im Löss sofort alle Aufmerksamkeit erregt, und sich, wenn man demselben nachgräbt, als Mörtel erweist. Er ist ziemlich hart, von feinem Materiale, dem jedoch kleiner Flussschotter, wir würden in Wien kurzweg sagen Rieselschotter, in bedeutender Menge beigemischt ist. Genau von derselben Beschaffenheit habe ich den Mörtel am Triumphbogen der römischen Stadt Carnuntum gefunden, die bekanntlich im Jahre 374 von den Quaden zerstört worden ist. Es sind mehrere Stellen am Fusswege, wo dieser Mörtel zu Tage tritt, und alle diese Stellen erweisen sich als alte Mauerreste. Auf eben solche Mauerreste soll man in den benachbarten Weingärten gestossen sein.

Forscht man in der Umgebung weiter, so findet man insbesondere in den die Tumuli umschliessenden Gräben Ziegeltrümmer in grosser Zahl, die den römischen Leistenziegeln in Bezug auf die jetzt noch erhaltene staunenswerthe Härte, Gleichmässigkeit des Gefüges, Schönheit der Farbe und Sorgfalt der Arbeit vollkommen gleichen. Die Gegend der Tumuli, in der wenngleich seltener auch behauene Steine sich finden, also eben dort, wo das Mauerwerk zu Tage tritt, kann als Mittelpunkt des Verbreitungsbezirkes dieser den römischen so vollkommen gleichen Ziegel, betrachtet werden, hier finden sie sich am häufigsten; doch habe ich sie noch 240 Meter von da entfernt, natürlich überall in Trümmern und nur vereinzelt gefunden. Das vorliegende Fundstück ist das am besten erhaltene, es fehlt davon nur die eine Leiste. Am Rande desselben ist das Arbeiterzeichen angebracht: concentrische mit den Fingern gezogene Bogen und in deren Mitte der Abdruck der fünf Fingerspitzen. Genau dasselbe Zeichen habe ich an Ziegeln innerhalb des römischen Win-

terlagers vor Carnuntum, also auf classischem Boden gefunden. Ich bin der Meinung, dass es bei solchen Fundstücken nicht dem leisesten Zweifel mehr unterliegen kann, dass gerade hier eines jener Castelle gestanden, welche die Römer jenseits der Donau in quadischem Lande erbauten [1]).

Bei genauer Erwägung der Sachlage ist es auch ganz erklärlich, dass die Römer gerade diesen Punkt zur Anlage eines Castells in Feindesland gewählt haben; ich habe bei meinen vielfachen Kreuz- und Querzügen jenseits der Donau keinen geeigneteren gesehen. Vor Allem musste den Römern daran gelegen sein, sich gerade dieses gewaltigen Bollwerkes zu bemächtigen und sich dessen versichert zu halten. Stillfried ist nur 7 bis 8 Wegstunden von Carnuntum entfernt, ja es liegt noch im Gesichtskreise des römischen Winterlagers; von dorther und aus den benachbarten Ansiedlungen, deren ich noch gedenken werde, konnten die Schaaren der Barbaren jeden Augenblick, nach kurzem Marsche vielleicht mitten in der Nacht vor den Thoren der reichen glänzenden Stadt stehen: Stillfried war eine beständige Drohung gegen die Sicherheit Carnuntums, ja gegen die römische Herrschaft an der Donau überhaupt.

Andererseits war wol auch kein Punkt leichter zu erreichen und zu behaupten, keiner besser zu versorgen, bei keinem die Herbeischaffung von Baumaterial und Kriegsbedarf so bequem, mit keinem überhaupt eine so rasche und sichere Verbindung möglich als mit Stillfried, das unmittelbar an der bis dorthin, damals um so gewisser selbst für grössere Schiffe fahrbaren March gelegen ist,

[1]) Von competenter Seite sind Zweifel dagegen erhoben worden, dass der in der Nähe der Tumuli und zwischen denselben gefundene Mörtel römischen Ursprungs sei. Wenn nun auch diese Zweifel völlig begründet wären, so könnten sie doch dem Schlusse auf den Bestand eines römischen Bauwerkes an dieser Stelle keinen Eintrag thun, weil dasselbe durch die zahlreich vorkommenden römischen Ziegel genügend bezeugt ist. Für den römischen Ursprung auch des Mörtels spricht jedoch folgende Erwägung. Wie sich nämlich ergeben hat, sind die Tumuli über dem Mauerwerke erbaut, dem ich den Mörtel entnommen habe; es musste also das Mauerwerk schon bestanden haben, ehe die Tumuli errichtet worden sind, und wir müssten, wollten wir für das gefundene Mauerwerk barbarischen Ursprung behaupten, zugleich annehmen, dass die Barbaren schon zur Zeit der Römer ganz so wie die Römer mit Kalkmörtel zu bauen verstanden hätten, wogegen sowohl sämmtliche Fundergebnisse als auch die historischen Nachrichten ohne Ausnahme auf das Entschiedenste sprechen. Nebstbei ist wiederholt zu bemerken, dass die Trümmer römischer Ziegel gerade in der Nähe des gefundenen Mauerwerkes am häufigsten vorkommen.

die unmittelbar unterhalb des römischen Lagers von Carnunt mündet. Es ist gewiss Seitens der Römer auf diese Verbindung umsomehr Werth gelegt worden, als ein Theil der römischen Donauflotte in Carnuntum stationirt war, welcher dieselbe stets aufrecht erhalten konnte. In der That sehen wir auch, aus den Darstellungen auf der Antonins-Säule, dass römische Schiffe während des grossen Quadenkrieges in die March hinaufgefahren sind und den Verkehr daselbst vermittelten [1]).

Die Quaden ihrerseits hatten wol ebenso dringende Gründe, gerade hier sich zu behaupten. Denn einmal musste es für sie sehr wichtig sein, dem römischen Waffenplatze gegenüber, der den Ausgang aller kriegerischen Unternehmungen der Römer im feindlichen Lande bildete, ein grösseres Vertheidigungswerk zu besitzen, um nicht selbst jedem unerwarteten Einfalle schutzlos preisgegeben zu sein. Zu solchem Zwecke war wol kein Punkt geeigneter als der gewählte, denn näher an Carnuntum verwehrte die Ebenheit des Bodens die Anlage eines so starken Festungswerkes. Wenn etwa bei Schlosshof eine quadische Ansiedlung gestanden, so ist sie jedenfalls kleiner und nicht schon von der Natur so begünstiget und trefflich geschützt gewesen, wie Stillfried.

Dann scheinen die Quaden grossen Werth darauf gelegt zu haben, die Flussthäler überhaupt in fester Gewalt zu haben; denn wie einerseits aus den Mittheilungen meines Forschungsgenossen Neudeck in Lipto-Pottornya hervorgeht, dass der obere Theil des benachbarten Waagthales durch ein ganzes System von Festungswerken mit gebrannten Wällen geschützt war [2]), so finden wir auch an der March, eine Stunde thalaufwärts einen zweiten mit einem Wall umschlossenen Wohnplatz unmittelbar am Flusse, der vermöge der Fundstücke und seiner Anlage derselben Zeit angehört wie das Stillfrieder Schanzwerk, wenn es auch lange nicht den Umfang und die Bedeutung hatte wie dieses, und ich bin überzeugt, dass diese beiden nicht die einzigen Festungsanlagen an der March

[1]) Die March ist auf diesen Darstellungen durch den gabelförmigen Zusammenfluss mit der Thaya, an anderen Stellen durch ihren ruhigen Lauf deutlich bezeichnet, während die benachbarten Flüsse, Waag und Gran, durch ihren Ursprung im Hochgebirge erkennbar gemacht sind,

[2]) Die Quaden des Waagthales und Granthales scheinen es gewesen zu sein, über die Ammianus 17, 12 und 30, 5 berichtet.

sind, so wie zu hoffen ist, dass sich hier wie an der Waag das ganze Befestigungssystem noch ermitteln lassen wird.

Nach all dem Mitgetheilten kann es nun wahrhaftig nicht mehr zweifelhaft sein, dass die Ansiedlung in Stillfried mit ihren Wällen ein Vertheidigungswerk der Quaden gegen die Römer gewesen ist, und dass ich mich durch Anführung der Worte des Tacitus keiner Uebertreibung schuldig machte.

Auch die kleineren Thaleingänge aus dem Marchfeld in das innere Hügelland scheinen durch derlei verschanzte Wohnplätze geschützt gewesen zu sein. Eine solche habe ich bei Kronberg aufgefunden, und nach den nun gemachten Erfahrungen gehören auch die umwallten Ansiedlungen auf dem Steinberge und auf dem Leisser Berge, welche den Strassenübergang in das Thal der Thaya deckten, vielleicht nicht ihrer Gründung, wol aber ihrem Bestande nach dieser Zeit an.

Die Zeit.

Es ist nun zunächst die Frage zu beantworten, wann das römische Castell in Stillfried angelegt worden ist. Bekanntlich haben die Römer zweimal Versuche gemacht, jenseits der Donau festen Fuss zu fassen, und sich den Besitz des Grenzlandes durch Anlage von Festungswerken zu sichern. Beide Versuche haben für die Römer sehr unglücklich geendet.

Zum ersten Male wurde die Ausführung dieser Absicht von Marcus Aurelius [1]) auf seinem Zuge gegen die Quaden unternommen, und es scheint, als ob es den Römern gleich in der ersten Zeit des Krieges gelungen wäre, sich in Feindesland festzusetzen und demnach schon in den Jahren zwischen 167 bis 170 Castelle jenseits der Donau zu erbauen. Ob dieselben ohne Unterbrechung bis zum Ende des an Wechselfällen überreichen Krieges gehalten werden konnten, ist zweifelhaft. Die germanischen Stämme waren trotz der uns berichteten Siege über sie nicht zu bändigen, und drangen stets auf's Neue über die Donau. Da das römische Heer auch noch durch die Pest furchtbar gelitten hatte, so bewaffnete Mark Aurel endlich die verworfene Classe der Gladiatoren, nicht ohne Furcht vor deren Meuterei, machte die Räuber aus Dal-

[1]) Dio Cassius, LXXI, 20, LXXII, 2. Mit der Ansicht, dass schon unter Mark Aurel jenseits der Donau Castelle von den Römern erbaut worden sind, stimmt Kenner, „Die Römerorte in Nieder-Oesterreich", im Jahrbuch für Landeskunde von Nieder-Oesterreich, II, 202.

matien und Dardanien zu Soldaten und versteigerte seinen Besitz, um damit seine Zuflucht zu Verrath zu nehmen und germanische Hilfe gegen Germanen zu kaufen [1]).

Dass der Krieg mit einem solchen Heere ein Raubzug werden musste, wie ihn die Bilder auf der Triumphsäule des Kaisers darstellen, ist erklärlich, indess gerieth der Kaiser selbst mit dem Heere, trotzdem er es fast während des ganzen Krieges trefflich verstanden hatte, die Germanen auseinander zu halten, in sehr arge Bedrängniss, und selbst die glückliche Vermeidung einer schliesslichen Niederlage gewährte einzig nur die Möglichkeit des Rückzuges über die Donau, keineswegs aber die Sicherung der Grenzen des Römerreiches. Schon Mark Aurel war in den letzten Kriegsjahren genöthigt gewesen, mit den einzelnen Stämmen Separat-Verträge abzuschliessen, und den Markomannen und Quaden ihre Sitze bis auf eine Meile Entfernung von der Donau wieder einzuräumen; doch schwärmten nach dem Tode des Kaisers die Barbaren fortan über die Donau, so dass dessen Nachfolger Commodus noch unter dem Einflusse der Räthe seines Vaters sich genöthiget sah, den Germanen für eine Summe, welche sie selbst bestimmten, Frieden und Sicherheit abzukaufen [2]). Die Römer hatten es selbst übernommen, die im Quadenlande angelegten Castelle zu schleifen [3]).

---

[1]) Armavit etiam gladiatores, quos obsequentes appellavit, latrones etiam Dalmatiae et Dardaniae milites fecit, armavit et Diomitas, emit et Germanorum auxilia contra Germanos. Jul. Capitolinus, vita Marci, cap. 21.

[2]) Herodian, I, 5.

[3]) In den Darstellungen der Columna Antoniniana sieht man die Römer beschäftiget, die von ihnen erbauten Castelle wieder zu zerstören. Die Germanen erscheinen in denselben Darstellungen fast nirgends als standhafte Streiter, wir sehen sie immer nur auf schmachvoller Flucht, als demüthig Bittende, als Gefangene, höchstens noch im Streite untereinander. Auf einer von einem unterwürfigen Senate zu des Kaisers Ruhm aufgestellten Bildsäule kann wohl der von ihm geführte Krieg nicht anders als in so grosssprecherischer Weise dargestellt werden. Dass indess die Germanen, wenn auch wie immer vereinzelt doch mit Muth und Ausdauer und wie es scheint schliesslich mit vollem Erfolge gegen das aus Fechtern, Räubern und Volksverräthern zusammengesetzte römische Heer gekämpft hatten, zeigt der Friedensschluss, der mit Geld bezahlt werden musste. Dafür erhielt der Kaiser von den Jazygen 100.000 Gefangene zurück, von den Markomannen und Quaden mindestens ebenso viele, da sie kurz vorher 50.000 umsonst angeboten und die Quaden in dem mit Mark Aurel geschlossenen Separatfrieden 13.000 Gefangene ausgeliefert hatten, mit dem Versprechen, die übrigen nachzuliefern. Viele waren vorher schon verkauft, viele andere entflohen, viele auch in Feindes Land gestorben. (Dio Cassius Exc. LXXI, 11, 15, 1, 19.)

Ist dieser erste Versuch der Römer, sich hier deutschen Bodens zu bemächtigen, gescheitert, so ist der zweite für sie, ja für den Bestand des römischen Reiches geradezu verhängnissvoll geworden. Fast 200 Jahre nach Mark Aurel liess Kaiser Valentinian neuerdings Castelle auf quadischem Boden ausführen, ohne vorher die Zustimmung der Quaden erhalten zu haben. Diese wurden dadurch beunruhiget, doch um die Sache vermeintlich kurz zu machen, liess Marcellianus, der Vorsteher Pannoniens, den quadischen Fürsten behufs einer freundlichen Vereinbarung zu Mahle laden, auf dem Rückwege aber treulos ermorden.

Wuthentbrannt ob des Frevels stürmten die Quaden über die Donau, zerstörten das glänzende Carnuntum gänzlich und verwüsteten einen grossen Theil Oberpannoniens, wozu damals auch Nieder-Oesterreich bis zum Wienerwalde gehörte. Obgleich Kaiser Valentinian hierauf auch das Quadenland verwüstend durchzog, und die Quaden selbst um Frieden baten, so hatten diese doch die Ueberzeugung erhalten, dass sich auch an Rom ein begangener Frevel strafen lasse; sie hatten Rom schwach gesehen und dieser Glaube an die Schwäche Roms hat gerade von diesem Boden hinweg jene Schaaren nach Italien geführt, welche dem römischen Reiche den Todesstoss versetzten.

Für die Beantwortung der Frage, ob das römische Castell in Stillfried bei dem ersten Versuche unter Mark Aurel oder bei dem zweiten unter Valentinian gebaut wurde, ist der innerhalb der Wälle gemachte Fund zweier römischer Münzen von unschätzbarer Bedeutung [1]).

Die eine, eine Bronzemünze, oder vielleicht eine jener schlechten Silbermünzen, die nur mit einem Hauche von Silber überzogen waren, führt auf der Vorderseite das Brustbild des Kaisers mit der Strahlenkrone und die Umschrift: PROBUS P. I. AUG., auf der Rückseite einen Tempel mit der Gestalt einer Göttin und mit der Umschrift: ROMAE AETER. Die Münze hat mehr durch Feuer als durch den Gebrauch gelitten. Bedeutungsvoller noch ist die zweite, eine Silbermünze. Sie trägt auf der Vorderseite das Brustbild der Gemahlin Mark Aurel's mit der Umschrift: FAUSTINA AUGUSTA, auf der Rückseite eine ganze weibliche Gestalt mit der Umschrift:

[1]) Ich bemerke hier, dass alle Funde von mir selbst oder von meinen Angehörigen in meiner Gegenwart gemacht worden sind, und nicht von fremder Hand herrühren.

AUGUSTI, PII FILIA. In der That höchst überraschend ist es auf diesem Boden gerade eine Münze jenes Kaisers zu finden, der zuerst den Bau römischer Castelle auf barbarischem Gebiete ausführen liess!

Ich will indess nicht voreilig und unmittelbar aus dem blossen Vorhandensein dieser letzteren Münze auch auf den gleichzeitigen Bestand des Castelles auf diesem Orte schliessen, allein es zeigt sich, dass sie, beim Funde allerdings wegen der Kruste von Grünspan und Asche kaum einer Münze ähnlich, sehr gut erhalten ist; der Faltenwurf am Gewande, die Haarpartien des Kopfes sind trotz der sehr hervortretenden plastischen Formen kaum berührt, die Schrift ist noch so scharf wie an neuem Gepräge, die Münze kann daher nur sehr kurze Zeit im Gebrauche gewesen sein, und ist offenbar um die Zeit Mark Aurels selbst auf dem Flecke, wo sie gefunden wurde, verloren gegangen. Wenn nun auch dieselbe nicht etwa durch römische Soldaten, welche den Bau der Castelle ausführten, nach Stillfried gelangt ist, so ist sie doch ein zweifelloser Nachweis für den Bestand des quadischen Festungswerkes in Stillfried zur Zeit Mark Aurels, ja wir werden keinen Fehler begehen, wenn wir Zufälligkeiten ausser Acht lassen und nach Mass des gewöhnlichen Ganges der Dinge annehmen, dass dieses riesige Werk nicht erst in der, wie der Zustand der Münze ergibt, sehr kurzen Spanne Zeit, in der sie in Umlauf kam und wieder verloren wurde, gegründet, bevölkert, mit weit ausgedehnten Schanzen versehen worden ist, sondern dass es schon zur Zeit Mark Aurels selbst existirt hat. Nun wäre es weder der Kriegskunst noch der Politik der Römer entsprechend, wenn wir glauben würden, dass Mark Aurel, ein so starkes und ausgedehntes barbarisches Bollwerk, welches in solcher Nähe, im Gesichtskreise des römischen Waffenplatzes eine stete Drohung für Carnuntum und die römische Grenze sein musste, übersehen oder unbeachtet gelassen habe, da er vielmehr mit zwingender Nothwendigkeit sich veranlasst fühlen musste, sich desselben zu bemächtigen und es zu zerstören oder durch Ausführung eines Castelles fortan in Gewalt zu behalten. Machen es schon diese Erwägungen zweifellos, dass die aufgefundenen letzten Mauerreste von einem Castelle herrühren, welches unter der Regierung Mark Aurels selbst errichtet worden ist, so können wir hierbei nun auch die Darstellungen auf der Columna Antoniniana und zwar in diesem Punkte gewiss unbedenklich zu Rathe ziehen. Diese Darstellungen geben ein fast plastisches Bild des Schauplatzes im Quaden-

kriege; der Bildner derselben ist augenscheinlich sowohl mit den Wandlungen des Krieges, als auch mit der Natur und Gestalt des Landes vollkommen vertraut. Wir sehen die Barbaren meistens auf Anhöhen, einmal am Rande eines steilen Absturzes sich hinter Hürden vertheidigend und von der Höhe herab, Steine, Lanzen, Wagenräder und ähnliche Dinge auf die unter ihrem Schilddach heranstürmenden Soldaten schleudernd, was der quadischen Sitte, Wohnsitze und Verschanzungen auf Hochflächen anzulegen, genau entspricht [1]). Die March ist, wie schon bemerkt wurde, fast unverkennbar bezeichnet; unterhalb des Einflusses der Thaya in dieselbe erblickt man auf einer Anhöhe am rechten Ufer ein römisches Castell, das mit Rücksicht auf die Bodengestaltung an der March gar kein anderes sein kann als jenes in Stillfried. So gibt uns nun auch die Ruhmessäule des Kaisers Mark Aurel selbst Nachricht, dass das römische Castell in Stillfried im Verlaufe des grossen Markomannenkrieges erbaut worden ist.

Ich möchte mir erlauben, hier noch eines andern möglichen Hinweises auf den Bestand eines römischen Castelles in Stillfried zu gedenken. Die Quaden und Markomannen liessen sich zu einer Zeit, da noch römische Soldaten die Festungen in ihrem Lande (Cassius Dio sagt nicht, ob die Festungen der Germanen oder die römischen Castelle) besetzt hielten, durch Gesandte über die Gewaltthätigkeiten dieser Besatzungen beschweren, da sie doch nicht durch Noth zu solcher Handlungsweise getrieben würden, und Bäder und alle Bedürfnisse im Ueberflusse hätten [2]). Welchen Werth die Römer auf Bäder legten, ist bekannt und er ergibt sich auch aus dieser Stelle wieder durch die Voranstellung derselben vor alle anderen Bedürfnisse. Sie haben überall mit feiner Spürnase die mineralischen Quellen aufzufinden verstanden, von denen ich nur beispielsweise Baden, Deutsch-Altenburg und Petronell als die nächst gelegenen nenne. Dürfen wir nun die Mittheilung Dio's von Bädern in Festungen, welche die Römer in Feindesland besetzt hielten, nicht als einen Hinweis auf die Schwefelquellen in Stillfried betrachten, die noch im vorigen Jahrhundert als Gesundbad dienten [3]), und die ihnen ebenso wenig entgangen sein dürften als jene von Baden oder Altenburg?

[1]) Ammianus 30, 5.

[2]) Cassius Dio, LXXI, 20.

[3]) Weisskern, Topographie von Nieder-Oesterreich. II, 213.

Wenn wir den Wandlungen dieses Krieges genauer folgen und berücksichtigen, dass Mark Aurel bereits vor dem Jahre 170 nach Christi Vorkehrungen zur Sicherung der Grenze an der Donau getroffen hatte, dass nach den Darstellungen der Columna Antoniniana das römische Heer nach seinem Uebergange über die Donau bereits bei vollendet dastehenden Castellen eintrifft, so werden wir die Erbauung des Castells in Stillfried mit vieler Wahrscheinlichkeit in die Zeit zwischen 167 und 170 nach Christi setzen können.

Es ist übrigens die Möglichkeit nicht in Abrede zu stellen, dass unter Kaiser Valentinian um das Jahr 370 der Versuch an dieser Stelle erneuert worden ist, doch liegt kein Grund vor, welcher dieser Annahme einige Wahrscheinlichkeit verleihen würde.

Jedenfalls wurde das Castell, sei es von den Römern selbst, sei es von den Quaden, bis auf die Grundmauern zerstört, und merkwürdig! über den Mauerresten führten die Quaden zwei Tumuli auf! Geschah das den Göttern zur Sühne für den durch die Auflegung fremden Joches am geheiligten Boden der Heimat begangenen Frevel?

Der eine dieser nur durch einen Graben getrennten Tumuli ist ziemlich unregelmässig, wie etwa jener bei Hainburg, während der andere auf regelmässig vierseitiger Grundfläche ruht, also einer abgestumpften Pyramide gleicht. Auf dem ersteren fand ich ein Bruchstück eines menschlichen Schädels.

Ich habe bei der Frage über die Zeit der Erbauung des römischen Castelles in Stillfried deshalb länger verweilt, weil die bei der Beantwortung derselben gewonnenen bestimmten Zahlen, wie sich nun ergibt, von so grosser Bedeutung für die Zeitbestimmung der Erbauung der Tumuli sind. Da diese auf den Mauern des römischen Castelles ruhen, so können sie nicht vor der Zerstörung dieses Castelles errichtet worden sein. Wie sich nun aus der kurzen historischen Darstellung zeigte, hatte dieses in jedem Falle nur kurzen Bestand und es erfolgte seine Zerstörung bald nach der Erbauung, die gewiss nicht früher, als unter Kaiser Mark Aurel um die Zeit von 167 bis 170 nach Christi und gewiss nicht später als unter Kaiser Valentinian um das Jahr 370 nach Christi geschehen sein konnte.

Ist das Castell unter Kaiser Mark Aurel erbaut worden, so musste seine Zerstörung in die Zeit zwischen 173 und 180 nach Christi erfolgt sein, weil in diese Zeit sowohl der Abschluss der

Separatverträge mit den einzelnen am Kriege betheiligten Stämmen, als auch der allgemeine Friedensabschluss fällt, in denen Seitens der Römer das Aufgeben und die Zerstörung der jenseits der Donau erbauten Castelle zugestanden wurde.

Es können sonach die beiden Tumuli von Stillfried nicht vor dieser Zeit, also **nicht vor** dem Jahre 173 nach Christi erbaut worden sein.

Wurde jedoch das römische Castell in Stillfried erst unter Kaiser Valentinian um das Jahr 370 nach Christi erbaut, so ist seine Zerstörung längstens im Jahre 374 eingetreten, da in diesem Jahre das diesseits gelegene Carnuntum zerstört wurde und wesshalb anzunehmen ist, dass damals umsomehr die jenseits der Donau gelegenen Römerorte in die Gewalt der Germanen gefallen seien.

Nun ist der Umstand, dass die Tumuli gerade über den Trümmern des Castelles erbaut worden sind, gewiss von Bedeutung, und steht wahrscheinlich in innigster Beziehung zu den Ereignissen auf diesem Boden, und wir werden kaum irren, wenn wir demgemäss annehmen, dass die Erbauung der Tumuli der Zerstörung des Castelles auf dem Fusse gefolgt ist, sei es, dass man ein Zeichen der Besitzergreifung des heimatlichen Bodens aufstellen oder den Göttern auf demselben eine Stätte der Verehrung bereiten wollte. Es muss daher in dem weniger wahrscheinlichen Falle, als das Römercastell in Stillfried erst unter K. Valentinian erbaut worden wäre, angenommen werden, dass die Tumuli **längstens** um das Jahr 374 nach Christi erbaut worden sind.

Wenn wir jedoch den hohen Grad von Wahrscheinlichkeit berücksichtigen, welche so viele Umstände, die Geschichte des Krieges unter Mark Aurel gegen die Quaden, die Umsicht und Energie der römischen Kriegs- und Friedenspolitik, der Fund der Münzen, die Darstellungen der Columna Antoniniana der Annahme verleihen, dass das Castell in Stillfried bereits unter Mark Aurel's Regierung gebaut worden, so lässt sich schliesslich fast mit Sicherheit sagen, dass die Erbauung der beiden Tumuli von Stillfried in den letzten Jahren des grossen Markomannenkrieges oder kurz darauf, etwa im Decennium zwischen 173 und 183, erfolgt sei.

Die Episode, welche sich durch den Bau und die Zerstörung des Römercastelles und die Errichtung der Tumuli in der quadischen Festung abspielte, ist nur ein Stück ihrer Geschichte, und

wir wissen noch nichts über ihre Entstehung und ihr Ende. Indess geben auch hier einige Umstände annähernden Aufschluss.

Um eine vollkommene Einsicht in den inneren Bau des Walles zu bekommen, grub ich einen natürlich verhältnissmässig winzigen Theil desselben ab. Hierbei stiess ich auf zahlreiche Wandbewurfstücke, insbesondere aber auf unzählige Topfscherben und 27 Stück sogenannte Webstuhlgewichte. Die Topfscherben lagen in Haufen über- und in allen Grössen und Formen bunt durcheinander, dazwischen ganze und gebrochene Gewichte, aber weder Knochen noch sonstige Reste. Die Scherben waren zum Theile zusammengehörig und mitunter in recht grossen Stücken da; die Webstuhlgewichte kamen zum Theile ganz, zum Theile schon in Bruchstücken auf den Platz, was sich daraus ergibt, dass die zusammen gehörigen Stücke nicht auch beisammen, sondern an verschiedenen Stellen lagen, während die ganzen Stücke sich als solche erwiesen, die durch den Brand verzogen, somit fehlerhaft waren und darum beseitiget worden sind. Aus der genauen Beobachtung dieser Umstände ergab sich, dass in der Nähe dieses Ortes ein Töpfer gewohnt haben musste, der die Scherben der bei der Erzeugung misslungenen oder zerbrochenen Gefässe und Gewichte bei Aufführung des Walles mit auf denselben warf, wo sie beim Brande des Walles ein zweites Mal mitgebrannt wurden. Dass dieses wirklich so ist, geht daraus hervor, dass die Scherben zum grossen Theile mitten in der rothgebrannten Erde des Walles steckten, dass die Erde an mehreren Scherben durch den Brand angefrittet wurde, ja dass einzelne derselben, die der Feuereinwirkung mehr ausgesetzt waren, blasig und schlackig aufgetrieben sind. Die Beschaffenheit der Gefässe wird uns somit sichere Anhaltspunkte zur relativen Bestimmung der Zeit geben, in welcher der Wall erbaut worden ist.

Die Scherben gewähren beim ersten Anblicke ein rohes derbes Aussehen, zum Theile wegen der angebackenen Erde, zum Theile wegen der eigenthümlichen Verzierung, die aus nebeneinander laufenden Furchen besteht, welche mit den Fingern oder einem mehrzinkigen Werkzeuge von unten nach oben um den ganzen Umfang des Gefässes gemacht wurden. Eine andere schon oft beschriebene Art der Verzierung besteht aus einer um das Gefäss gelegten etwa fingerdicken Wulst, in welche in gleichen Abständen Eindrücke mit dem Finger gemacht sind, die sich manchmal auch zugleich am Rande des Gefässes finden.

Beide Ornamente kommen in allen urgeschichtlichen Ansiedlungen Nieder-Oesterreichs sehr zahlreich vor, und es ergibt sich aus ihnen ein nicht zu verkennender Zusammenhang untereinander.

Die Scherben lassen auf Gefässe verschiedenster Form und Grösse schliessen, auf solche mit steiler Wandung oder weiter Ausbauchung, auf Gefässe von $7^1/_2$ Cm. bis zu 60 Cm. inneren Durchmesser, eine Mannigfaltigkeit, wie sie auch anderwärts überall zu finden ist.

Abweichend ist dagegen, dass das Material selbst der grössten Gefässe weitaus gleichförmiger ist, die sonst sehr bedeutende Beimischung von Quarzsand fehlt oft ganz; die meisten Scherben haben innen und aussen einen aus geschlemmter Thonerde und offenbar mit noch irgend einem Zusatze bereiteten, ziemlich harten, oft fein geglätteten Beschlag von wachsartigem Glanz und mildem angenehmen Anfühlen. Trotz des nicht zu verkennenden entwicklungsmässigen Zusammenhanges in der Erzeugung der Thonwaaren ist demnach in Stillfried gegenüber den anderen urgeschichtlichen Ansiedlungen Nieder-Oesterreichs ein bedeutender Fortschritt wahrzunehmen, die Bearbeitung zeigt sich als eine sorgfältigere, das Brennen als leichter und vollständiger. Es mochte dieser Fortschritt dadurch herbeigeführt worden sein, dass die Erzeugung der Töpferwaare nicht mehr in jedem Haushalte betrieben wurde, sondern, wie sich in Stillfried deutlich zeigt, zum Gewerbe geworden war.

Nur in der Ansiedlung auf dem Haselberge bei Eichenbrunn, deren ich in meinem zweiten Berichte über die urgeschichtlichen Wohnsitze in Nieder-Oesterreich [1]) gedachte, habe ich fast an allen Gefässscherben einen solchen Fortschritt der Töpferei gefunden; sonst nur Spuren oder Anfänge desselben.

Es ergibt sich somit aus diesem Zustande der Gefässe, beziehungsweise aus der vervollkommneten Erzeugungsweise derselben, dass die Erbauung der Wälle von Stillfried, gleich der Ansiedlung auf dem Haselberge in eine viel spätere Zeit fällt, als die der übrigen bis jetzt bekannten urgeschichtlichen Ansiedlungen in Nieder-Oesterreich.

Noch näher einer relativen Zeitbestimmung führen uns Bruchstücke eines Gefässes aus feiner rother Thonmasse, einer Urne mit

---

[1]) Mitth. der anthrop. Ges. II. B., S. 129.

fast senkrechtem sich nach abwärts nur wenig erweiterndem Halse und starker geriefelter Ausbauchnng, die sich unvermittelt zur Basis zusammenzieht. (Fig. 2.) Ihre Form entspricht einerseits dem Typus der Gefässe aus der Býčiscala-Höhle [1]), andrerseits genau einem Thongefässe des Hallstätter Grabfeldes, ja eine in meinem Besitze befindlichen Scherbe einer Hallstätter Urne gleicht denen aus dem Brandwalle in Stillfried bis zum Verwechseln [2]).

Fig. 2.

Urne aus dem Walle von Stillfried, 1/3 der natürlichen Grösse.

Die Erbauung der Stillfrieder gebrannten Wälle kann daher in keine ältere Zeit fallen als in die Periode dieser beiden grossartigen Grabstätten.

Hiemit stimmen nun auch alle Funde auf dem übrigen ausgedehnten Raume vollkommen überein, so dass auch der Beginn der Ansiedlung der Erbauung der Wälle nur eine verhältnissmässig sehr kurze Zeit vorausgegangen sein kann. In den auf der ganzen Ansiedlung zerstreuten Gefässscherben findet sich nur selten mehr jene rohe Masse, wie wir sie in den mehrerwähnten alten Ansiedlungen Nieder-Oesterreichs antreffen; sie zeigen, wie die Gefässe aus dem Walle, in jeder Richtung einen bedeutenden Fortschritt, der sie in eine Zeit stellt, die ebenfalls nicht älter sein kann als die Fundstätten von Hallstatt und der Býčiscala-Höhle.

---

[1]) Es ist sehr zu bedauern, dass Dr. Wankel mit den verheissenen näheren Mittheilungen über die so überaus merkwürdigen und wichtigen Funde in der Býčsiscala-Höhle so lange zurückhält und ich beklage es, dass mir dadurch die Möglichkeit entzogen ist, inniger an dieselben anzuknüpfen.

[2]) Durch die Funde, welche in neuester Zeit in Mähren durch Dr. Wankel, in Nieder-Oesterreich durch mich gemacht worden sind, erhält das berühmte Grabfeld von Hallstatt, durch welches eine frühere Culturperiode in einzig grossartiger Weise repräsentirt wird, und dessen epochemachende Beschreibung durch Freiherrn von Sacken erhöhte Bedeutung; wir Spätern sind durch diese in unverrückbaren Zügen wie in eine eherne Tafel gegrabene Darstellung in der glücklichen Lage, unmittelbar an dieselbe anknüpfen zu können, was den Ausdruck unseres tiefsten Dankes erheischt.

Hiemit ist ferner in Uebereinstimmung der Umstand, dass ich bis jetzt nirgends in der ganzen grossen Ansiedlung ein bearbeitetes Steingeräth gefunden, trotzdem ich an vielen Stellen nachgegraben habe; ja es lässt sich jetzt schon behaupten, dass auch bei fortgesetzten Grabungen kaum ein bearbeitetes Steingeräth, oder doch nur äusserst wenige zum Vorschein kommen werden, weil gleichzeitig auch die grossen Schleifsteine gänzlich fehlen [1]).

Von nicht bearbeiteten Steingeräthen fand sich ein einziger Behaustein, der zum Absplittern von Feuerstein gedient hat, von welch' letzterem auch einige Splitter aufgelesen wurden.

Diese können jedoch die Ansiedlung keineswegs in eine ältere Zeit hinaufrücken, da ja, wie bekannt, nicht selten Gräber mit Eisengeräthen aufgedeckt worden sind, deren Boden mit Feuersteinsplittern bestreut war.

Es ergibt sich also auch aus den übrigen Funden, dass die Gründung der Stillfrieder Ansiedlung in eine Zeit fällt, in welcher der Gebrauch von Werkzeugen aus Stein längst vorüber war, und dass sie frühestens in die Zeit der Culturperiode von Hallstatt und der Býčiscalahöhle gesetzt werden könne.

Auch die Frage, wie lange die Stillfrieder Ansiedlung gedauert habe, lässt sich nur relativ beantworten. Auf der ganzen Oberfläche kommen zahlreiche Scherben von Gefässen zum Vorschein, die auf der Töpferscheibe erzeugt worden, hart und klingend sind, meist ein gleichmässiges Gefüge haben, jedoch nirgends Spuren einer Glasur zeigen. Viele Scherben sind vollkommen identisch mit solchen, welche Felix von Luschan auf dem Boden der alten Vindobona zwischen römischen Ziegeln und behauenen Bausteinen sammelte, so wie mit den meisten Scherben der Ansiedlung auf dem Leisser Berge, von dessen römischem Castelle noch die Rede

[1]) Zwischen den eigentlichen Steinwerkzeugen und derlei grossen Schleifsteinen (nicht aber den kleineren Wetzsteinen) besteht ein untrennbarer Zusammenhang, denn diese sind zur Erzeugung der ersteren unentbehrlich, darum findet man in allen Ansiedlungen der jüngeren Steinzeit Schleifsteine in so auffallend grosser Zahl und darum kann man umgekehrt von dem Vorhandensein derselben mit Sicherheit auf den Gebrauch der Steingeräthe schliessen. Werkzeuge aus Bronze und Eisen dagegen sind wenigstens hier in Stillfried, wie heute noch die Sensen, vorerst mit dem Hammer gedengelt und dann vielleicht noch mit kleineren Wetzsteinen geschliffen worden.

sein wird, endlich sind manche dieser Scherben mit jenen von Carnuntum auffallend ähnlich. Ornamente sind sparsam angebracht und sehr einfach; mit einem mehrzinkigen Geräthe eingedrückte Punkte und die Wellenlinie sind das äusserste der Kunstleistung. Am Rande der Gefässe finden sich Zeichen, unter anderen ein Kreuz, das auf das Christenthum gedeutet werden könnte; da indess auch ein hammerartiges Zeichen darunter ist, so liesse dieses wieder einen Bezug zu Thor annehmen, doch sind diese Zeichen sehr verschiedenartig, haben jedenfalls keinen symbolischen Bezug und sind lediglich als Töpferzeichen zu betrachten.

Ist hiedurch nachgewiesen, dass die Ansiedlung bis in die Zeit des Gebrauches der Töpferscheibe gedauert habe, so lässt ein anderer Umstand noch eine weitere Bestimmung zu. Merkwürdiger Weise befindet sich nämlich die Pfarrkirche der Orte Stillfried und Grub ganz isolirt und vereinsammt auf dem höchsten Punkte der alten Ansiedlung, kein anderes Wohngebäude, auffallender Weise selbst weder Schule noch Pfarrhof sind in ihrer Nähe. Wir haben also hier wieder eine ganz ähnliche Erscheinung wie bei den Ansiedlungen auf dem Michelsberge und auf dem Leisser Berge [1]), wo sich ebenfalls nur die Kirchen aus der Zeit der alten Ansiedlung erhalten haben. Es lassen sich nur zwei Gründe denken, welche dazu veranlasst haben konnten, die Kirche vom Orte entfernt auf einem allem Unwetter ausgesetzten Punkte zu bauen, und zwar weil entweder zur Zeit der Gründung der Kirche (natürlich nicht des jetzigen Gebäudes) die Ansiedlung noch auf der Anhöhe bestand, deren Bewohner sich später erst in die Niederung hinabgezogen und sich da angesiedelt haben, oder weil schon zur Zeit des Heidenthums die Stelle, auf der die Kirche steht, ein geweihter Platz gewesen ist, der, wie das ja auch sonst häufig geschehen, zur Errichtung einer christlichen Kirche benützt wurde. Für die letztere Annahme lassen sich jedoch hier gar keine Gründe ausfindig machen, es scheint vielmehr die Tempelstätte, wenn ich mich so ausdrücken darf, bei den Tumulis gewesen zu sein, was ich später zu begründen versuchen werde. So lässt sich wohl ohne Bedenken annehmen, dass unsere Ansiedlung, wie einerseits bis in die Zeit des Gebrauches der Töpferscheibe, so andererseits bis in die des Christenthums gedauert habe.

So geeignet der Platz in der Zeit des Kampfes und Streites

[1]) Mitth. der anthrop. Ges. B. II, S. 118 u. 125.

gewesen ist, so wenig mochte es den späteren Bewohnern, als der Schutz der Gesellschaft auch ohne Wällen und Gräben sich geltend machen konnte, behagen, auf der quellenlosen, dem Windanfalle preisgegebenen Höhe zu bleiben; wahrscheinlich siedelten sie sich nach und nach in den ruhigeren Thaleinschnitten am Fusse der Hochfläche an, wo heute die beiden Orte Stillfried und Grub liegen, vielleicht war auch eine durch Feuersbrunst oder Krieg verursachte Zerstörung des Ortes Ursache allgemeinen Auszuges.

Noch lebt die Erinnerung an jenes alte Stillfried in den Bewohnern der beiden neueren Orte fort; sie erzählen von einer grossen Stadt, die noch weit über diese Orte hinausgereicht und St. Georgen in der Grünau" geheissen hätte [1]).

So wenig indess diese Erinnerung über das Wesen des Ortes sagt, in so überraschend schöner Uebereinstimmung steht der Name zu demselben. Zum ersten Male dürfte er im Jahre 1045 urkundlich erscheinen, und zwar in einen, der heutigen schon ziemlich nahen Form, als Stillefrieda. Es wird wol kaum einen ersten Forscher geben, der dieses Wort als gleichbedeutend mit stillen Frieden halten würde; es liegt dem Grundworte vielmehr das ahd. frido zu Grunde, in der Bedeutung des Schutzes, der Einfriedung, des eingefriedigten Raumes, gerade so wie in unserem heutigen Friedhof, das nicht Hof des Friedens, sondern eine eingefriedigte Stätte der Gottesverehrung bedeutet, in welcher auch Bestattungen von Leichen vorgenommen werden. Das Bestimmungswort des Namens „Stille" steht unserem heutigen Worte Stiel am nächsten, das allerdings nicht in seiner gegenwärtigen Bedeutung einer Handhabe, sondern in der ursprünglichen eines Pfahles aufgefasst werden muss, die sich auch aus dem in's Altfranzösische übergegangenen esteil, welches Pfahl, und aus den verwandten latein. stilus, spitziger Pfahl, und griechisch στύλος, Säule, ergibt.

---

[1]) Schwerlich ist dieser Name, oder was sich hinter ihm allenfalls birgt, wirklich alt; es ist daher auch nicht gerathen, an diesen St. Georg Excurse in die heidnische Mythe anzuknüpfen, wiewohl wir bei einer anderen Niederlassung, Michelsberg, auf einen St. Michael stossen. Beide, der Drachentödter sowohl als der Erzengel, treten häufig an die Stelle Wodans (Simrock, Mythol. 224, und Wolf, Beiträge, 128, 130). In der Nähe einer dritten vorgeschichtlichen Niederlassung, bei Kronberg, begegnen wir der Sage von einem Reiter auf weissem Rosse, der dem Orte Olberndorf den Untergang verkündet. und der uns lebhaft an den weissagenden Odhin auf weissem Rosse gemahnt.

Der Name Stillfried bezeichnet uns demnach den Ort als eine Pfahlburg, und gewährt somit einen unabweisbaren Hinweis auf das alte Festungswerk, der durch Lage und Beschaffenheit desselben und durch die Funde im vollsten Umfange bestätiget wird. Wir gewinnen aber auch in diesem uralten, echt deutschen Namen mit seiner so zutreffenden Deutung einen weiteren Nachweis dafür, dass der Ort wirklich ein germanischer Wohnsitz gewesen sei, womit denn auch ein anderer Name, nämlich der der gothischen Stadt „Stiliburg“ [1]) an der unteren Donau in erwünschtester Uebereinstimmung steht.

Die Fundgegenstände.

Es erübriget mir betreffs Stillfried noch, die Fundverhältnisse im Allgemeinen, und die einzelnen Funde im Besonderen zu besprechen.

Nach kurzer Untersuchung des Bodens, welche durch die zahlreichen Wassereinrisse wesentlich erleichtert wird, gewinnt man die Ueberzeugung, dass eine doppelte Culturschichte den Boden bedecke, die auch äusserlich als scharf gesondert deutlich erkennbar ist.

Die untere Culturschichte, welche bis zu zwei Meter Tiefe hinabreicht, ist charakterisirt durch die alle Vorstellung übersteigenden Massen von Asche, Wandbewurfstücken und durch Scherben von Gefässen, die aus der Hand erzeugt worden sind; der oberen Schichte fehlen die Wandbewurfstücke, und die von ihr eingeschlossenen Scherben sind vorwiegend von auf der Töpferscheibe gearbeiteten Gefässen.

In der unteren Culturschichte fallen zunächst die ungeheuren Massen von Asche auf, die manchmal ganz rein, ohne irgend welcher Beimengung, kaum von einem Stückchen Kohle oder Knochen begleitet bis zur Mächtigkeit eines Meters vorkommt und an einer Stelle in dieser Art eine Fläche von mindestens 50□ Metern überlagerte. Für diese massenhaften Ansammlungen von reiner Asche vermag ich keine sichere Erklärung zu geben. Es müssen hier riesige Feuer durch lange Zeit oder zu häufig wiederholten Malen gebrannt haben. Der Boden war vor Entzündung des ersten Feuers an dieser Stelle geebnet worden, und da die Asche fort und fort liegen blieb, so musste schon bei dem ersten Feuer die Erde bis auf mehr als 15 Cm. Tiefe roth gebrannt worden sein. Die Asche wurde nie vom Platze gebracht, es scheint hier niemals Ord-

[1]) Förstemann, Die deutschen Ortsnamen, S. 260.

nung geschafft worden zu sein, und so ist diese Stelle kaum als eine Stätte der Leichenverbrennung zu erklären, ebenso wie auch bei dem sparsamen Vorkommen von Knochenresten in der Asche die Annahme grosser lange dauernder Opfer, wie sie auf Seeland gefeiert wurden, oder wie jenes der Hermunduren — gleichen Stammes mit den Quaden — welche die erbeuteten Pferde der besiegten Katten den Göttern opferten, keine ganz sichere ist. Es mag sonach vielleicht nicht ganz unberechtigt erscheinen, bei diesen Aschen-Anhäufungen auch an die Reste riesiger, weithin leuchtender Feuerzeichen, dem einzigen raschen Verständigungs-Mittel damaliger Zeit namentlich zu kriegerischen Zwecken zu denken [1]).

Dort wo Asche mit den in wahrhaft unzähligen, manchmal schon wieder zerfallenen Stücken Wandbewurfs gemischt ist, kann nicht gezweifelt werden, dass beide von Feuersbrünsten herrühren. Zuweilen finden sich auch Scherben darunter und formlose Stücke rothgebrannter Erde, und mit solchem Schutt sieht man etwa 2 Meter breite und 2—3 Meter tiefe Gruben in grosser Zahl angefüllt. Diese sind offenbar durch Aushebung von frischem Lehm entstanden, dessen man für den Bau neuer Hütten bedurfte, während man den durch die Zerstörung entstandenen Schutt in dieselben warf, wodurch es geschah, dass nun ganze weite Strecken von solchem Schutte erfüllt sind.

Der ganze Boden macht den Eindruck furchtbarer Kämpfe und erschütternder Ereignisse, welche zerstörend und wahrscheinlich wiederholt über den Ort hereingebrochen sein mussten.

Ueber die Beschaffenheit der Wohnungen erübriget kaum mehr etwas zu sagen, da sie sich allem Anscheine nach nicht von denen der älteren Ansiedlungen in Nieder-Oesterreich unterschieden haben. Es ist schon von anderer Seite [2]) darauf hingewiesen wor-

---

[1]) Die Griesalm auf dem Höllengebirge in Ober-Oesterreich ist viele Wegstunden weit von jedem menschlichen Wohnorte entfernt; in dringenden Fällen würde bei einer Verständigung auf gewöhnlichem Wege Hilfe zu spät kommen, wesshalb durch eine verschiedene Anzahl von Feuerbränden Nachricht von der Erkrankung von Menschen oder Vieh oder vom Mangel an Lebensmitteln gegeben wird. Ich wollte hiemit nur zeigen, dass noch heute solche Feuerzeichen gegeben werden, habe jedoch an unserem Orte nicht diesen friedlichen Verkehr vor Augen, sondern den kriegerischen Aufruf jener Zeiten „von einem Berg zum andern mit dem Rauch“ bei Tag, oder Nachts mit den hochlodernden Feuern.

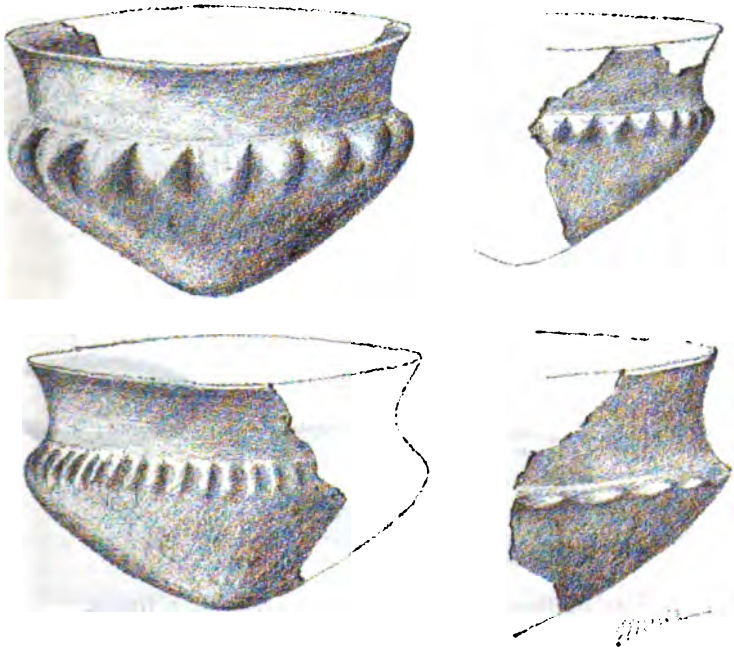
[2]) Freih. v. Sacken, zuletzt in: Ueber Ansiedlungen und Funde aus heid, Zeit in Nieder-Oesterreich, 1873, S. 15.

den, dass die Hütten der Quaden auf der Antonins-Säule rund dargestellt worden; sie haben weder Fenster noch Rauchfang auf dem kuppelförmigen Dache, dafür zuweilen, wahrscheinlich als eine besondere Stammes-Eigenthümlichkeit, zwei Thüren neben einander. Beizufügen wäre noch, dass aus der Menge des hartgebrannten Wandbewurfes hervorzugehen scheint, dass der innere Raum der Ansiedlung dichter mit Hütten verbaut war, als meiner sehr mässig berechneten Bevölkerungszahl zu Grunde gelegt wurde.

Eine allgemeine Beschreibung der Thonwaare habe ich bereits gegeben. Haben schon die Bruchstücke eines Gefässes aus dem Walle eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Hallstätter Gefässen ergeben, so tritt dieselbe an Fundstücken in der Ansiedlung selbst noch deutlicher hervor, wie sie auch nach anderer Seite den Gefässformen der Býčiscala vollkommen entsprechen und lebhaft an jene des Elbethales (Sachsen) mahnen.

So fehlt fast in keinem der kleineren, mit einem harten glänzenden Grafitbeschlage versehenen Gefässe der bei den Hallstätter Becken und Schalen aus Thon und Bronze charakteristische Umbo

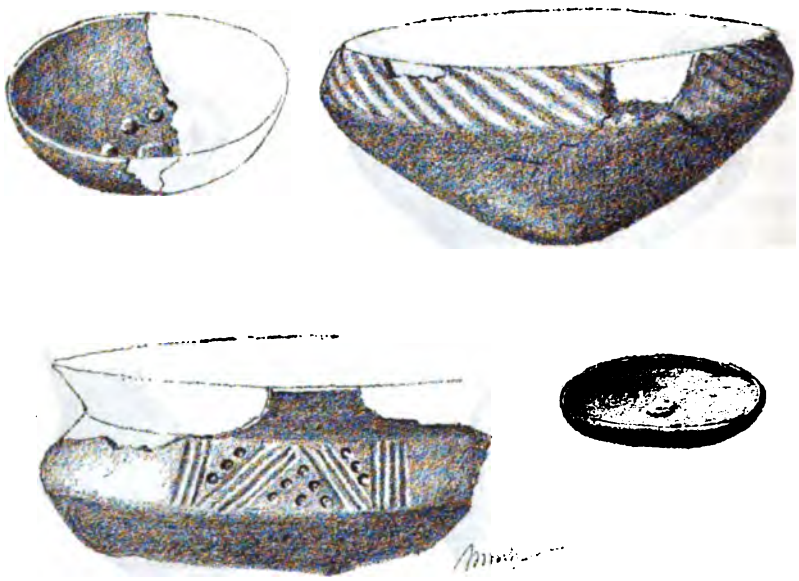
Fig. 3–6.



1/3 der natürlichen Grösse.

in der Mitte des Bodens, den wir auch bei den kleineren Grafitgefässen der Býčiscala-Höhle wiederkehren sehen. Eine grosse Zahl von Schalen, deren Leib sich vom eingezogenen Rande in sanftem Bogen unvermittelt zum schmalen, vom Umbo gebildeten Fusse verjüngt, gleicht im Profil der in Freih. von Sackens Werke Taf. XXVI, Fig. 1 abgebildeten Schale vollständig, nur dass die Verzierungen am eingezogenen Rande entweder fehlen oder durch schrägen Riefen ersetzt werden. Eine andere Art von Schalen, deren Ausbauchung nicht wie bei den vorigen unmittelbar am senkrechten Halse, sondern mit einem vom Halse abstehenden Rande beginnt und von diesem weg sich zum Fusse verjüngt, entspricht im Profil wieder der am angeführten Orte in Fig. 3 abgebildeten und beide Formen können, abgesehen von der Ornamentik, als geradezu typisch betrachtet werden. Der sich vom Halse abhebende Rand des Leibes der Schalen zweiter Art wird jedoch in verschiedener Weise unterbrochen, wodurch eine horizontale Reihe dicht nebeneinanderstehender oder durch Bogenlinien verbundener Knöpfe und Buckel entsteht.

Fig. 7—10.



Graphitgefässe von Stillfried, $^1/_3$ der natürlichen Grösse.

Durch diesen Rand der Ausbauchung stellen sich diese Gefässe unmittelbar neben die Schalen der Býčiscala-Höhle und

nähern sich den bei Lindenschmit [1]) abgebildeten Gefässen aus einem Grabhügel am Perleberge bei Stade im Bremen'schen in auffälliger Weise.

In der Ornamentik der Thonwaren ist auch der für die spätere Bronzezeit charakteristische Ring (Fig. 9 und 34) vertreten, der ebenso lebhaft wie die Profile an Hallstätter Vorkommnisse [2]) erinnert.

Da sich die alten Bewohner Stillfrieds als Tumulibauer erwiesen haben, so kann es nicht überraschen, wenn sich in den Gefässen dieser Ansiedlung mit jenen der Tumuli von Zegersdorf und Nieder-Fellabrunn ein vollständige Gleichartigkeit ergibt. Ich habe in Stillfried Scherben gefunden, die in der Masse, in der Belegung mit Grafit, in ihren Umrissen, kurz in der ganzen sehr charakteristischen Erscheinung (abgesehen von dem stets wechselnden Linien-Ornament) den grossen Graburnen der beiden genannten Tumuli so genau entsprechen, als wären sie aus ihnen herausgebrochen worden. Erwägt man, dass nun auch zwischen den eigenthümlichen Bronzenadeln von Hallstatt und des Zegersdorfer Tumulus eine auffallende Aehnlichkeit beobachtet worden ist [3]), so ergeben sich so viele Analogien zwischen Hallstatt, der Býčiscala-Höhle, der Ansiedlung in Stillfried und einzelnen nieder-österreichischen Tumulis, dass sie zur eingehendsten Beachtung auffordern.

Noch ist zu bemerken, dass sich in Stillfried auch noch Verzierungen aus ältester Zeit erhalten haben, die aus blossen Eindrücken mit dem Nagel bestehen.

Von Geräthen aus Thon fanden sich Siebe, Spinnwirtel, Bruchstücke von Ringen von circa $1^1/_2$ Cm. Dicke und 7 Cm. Durchmesser, von runden Scheiben im Durchmesser von 7 bis 9 Cm. und mit einem Loche in der Mitte oder an der Seite (Fig. 11), wie deren sowohl in den nieder-österreichischen alten Ansiedlungen als auch in Hallstatt vorkommen.

Mit wenigen Worten möchte ich noch die sogenannten Webstuhlgewichte berühren, deren Fund im gebrannten Walle ich schon erwähnt habe. Man hat diese eigenthümlichen Thongebilde zuerst in der Schweiz als Gewichte am Webstuhle bezeichnet. Schon

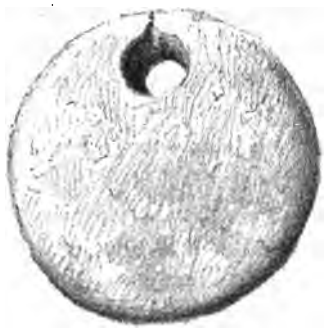
[1]) Lindenschmit, Die Alterthümer uns. heid. Vorzeit, B. II, H. 1, Taf. I, Fig. 1, 2.

[2]) Freih. v. Sacken, das Grabfeld von Hallstatt. Taf. XXVI, Fig. 4, 8.

[3]) Freih. v. Sacken, Mitth. d. anthrop. Ges. B. I, S. 38.

das eigenthümliche Vorkommen dieser angeblichen Webstuhlgewichte im Brandwalle ist dadurch bemerkenswerth, dass sich vollständige Stücke neben gebrochenen und unter Scherben und Schutt fanden, dass also die ganzen Stücke offenbar so wie die gebrochenen als misslungene betrachtet und deshalb als unbrauchbar in den Schutt geworfen worden sind. Dem Augenscheine nach ist das aber deshalb geschehen, weil sie sich bei dem Brennen verzogen hatten und darum nicht vollkommen sicher standen. Wäre ihre Bestimmung die eines Gewichtes gewesen, so hätte dieser Fehler ihre Brauchbarkeit nicht im mindesten beeinträchtigt und daher auch nicht ihre Beseitigung veranlasst. Es ist also durch das merkwürdige Fundvorkommen die Erklärung dieser Thonerzeugnisse als Webstuhlgewichte einiger Massen in Frage gestellt, und die bedeutenden Schwankungen derselben in Form, Grösse und Schwere machen diese Erklärung noch zweifelhafter. Dieses Schwanken ist nicht gerade unter den Fundstücken in Stillfried so auffallend, da das grösste derselben auf fast quadratischer Basis (9 zu 10 Cm.) 18 Cm. hoch ist, während das kleinste auf einer Basis von 5 zu 8 Cm. eine Höhe von $12^1/_2$ Cm. hat; dagegen lässt ein auf der Heidenstatt bei Limberg gefundenes Bruchstück (Fig. 17) auf eine Basis von 11 Cm. nach jeder Seite und eine Höhe von mindestens 20 Cm. schliessen, während ein Stück von ebenda (Fig. 16) nur 8 Cm., und eines von Mistkogel (Fig. 19) gar nur 5 Cm. hoch ist und eine kreisförmige Basis von 4 Cm. im Durchmesser hat. Ist dieses letzte Stück vollkommen kegelförmig, die vorhin erwähnten sämmtlich pyramidenförmig, so ist dagegen ein Stück vom Vitusberg (Fig. 20) sphäroidisch, ein anderes von dort (Fig. 15) kugelförmig, ein drittes von Kronberg (Fig. 23) cylindrisch mit einem längs der Achse gebohrtem Loche. Lässt endlich das grösste Stück auf ein Gewicht von 2170 Gramm schliessen, so ergibt das kleinste nur ein solches von 52 Gramm. Es lässt sich nun kaum denken, dass alle diese ihrem Wesen nach allerdings gleichartigen, in ihrer Form und Grösse doch verschiedenen Dinge zu einem und demselben Ge-

Fig. 11.



Thonscheibe, Hälfte der natürl. Grösse.

brauche gedient haben, und es dürfte sonach die Ermittlung desselben einer neuerlichen Untersuchung, vielleicht noch weiterer aufklärender Funde bedürfen.

Die nebenstehende Tafel gibt ein photographisch treues, nach einerlei Massstab in $^1/_3$ der natürlichen Grösse gezeichnetes Bild der verschiedenen, in meiner Sammlung befindlichen Formen von Webstuhlgewichten; von diesen stammen Fig. 13, 15, 16 von der Heidenstatt, Fig. 15, 18, 20 und 21 vom Vitusberge, Fig. 14 und 22 von Stillfried, Fig. 19 vom Mistkogel in Mähren, Fig. 23 von Kronberg und Fig. 12 aus dem Pfahlbau von Robenhausen.

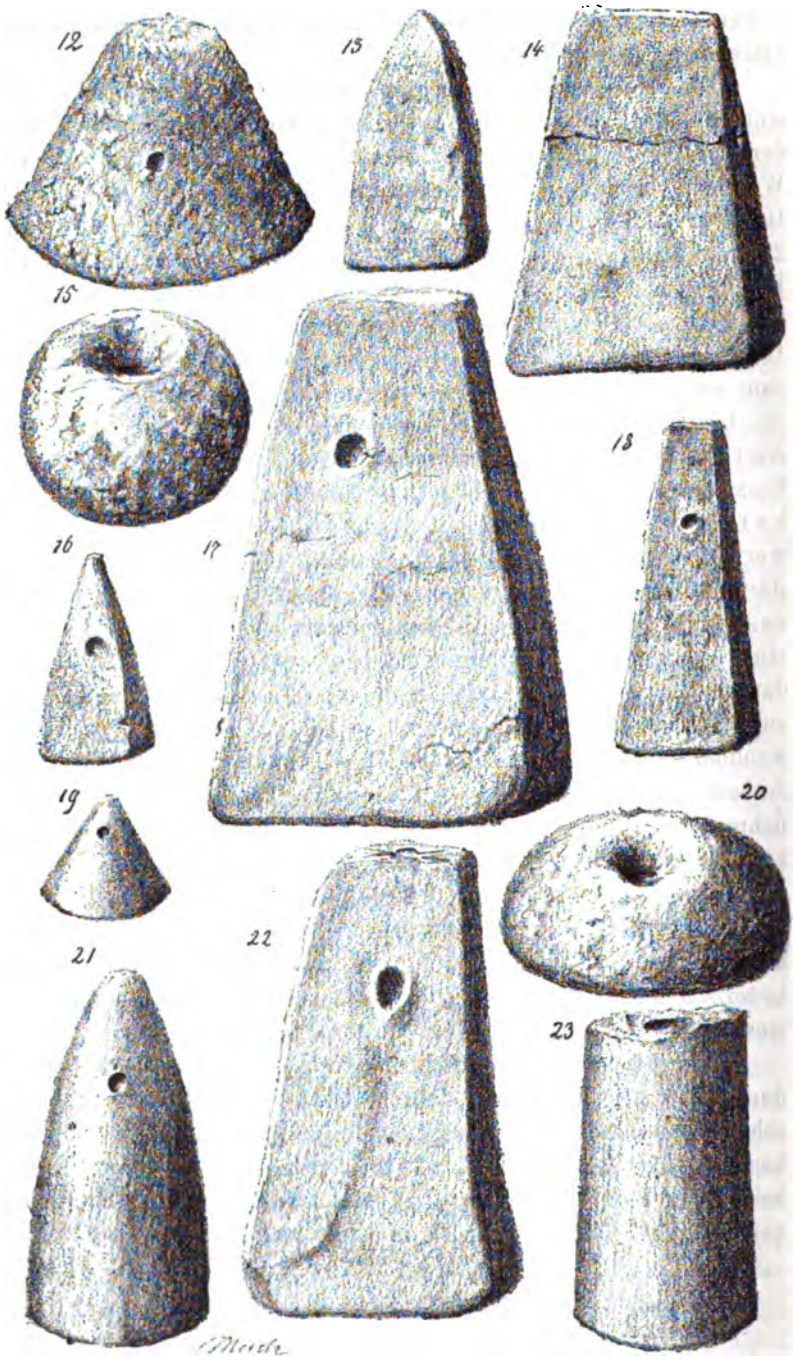
Ich möchte mir indess doch noch erlauben auf einen merkwürdigen Gebrauch thönerner Kugeln bei germanischen Stämmen aufmerksam zu machen. Während des Krieges Cäsars gegen Ambiorix wurde die Legion des Quintus Cicero von den Eburonen, Aduatukern und Nerviern in ihrem Lager eingeschlossen. Am siebenten Tage der Einschliessung begannen sie glühende Kugeln aus schmelzbarem(?) Thon mittels Schleudern auf die Baraken zu werfen, welche, weil mit Stroh gedeckt, rasch Feuer fingen und dasselbe über das ganze Lager verbreiteten [1]). Ich weiss recht wohl, dass auch die Annahme solchen Gebrauches alle Schwierigkeiten einer genügenden Erklärung nicht beseitiget; doch bin ich entfernt davon, denselben von allen dieser angeblichen Webstuhlgewichten zu behaupten; dass aber eine grosse Zahl zu solchem Zwecke verwendbar sei, wird man nicht in Abrede stellen können. Dass sie deshalb schon verschlackt sein müssen, ist durchaus nicht anzunehmen, da sie doch nur einmal gebraucht werden konnten, und ein kurzes Glühen die Thonmasse unter Umständen nicht einmal völlig erhärtet, um so weniger schon verschlacken muss.

Ich wiederhole jedoch ausdrücklich, dass ich mit dieser Bemerkung nur berichten wollte, wozu ähnliche Thongebilde einmal historisch nachweisbar verwendet worden sind, ohne die Annahme einer solchen Benützung auf alle auszudehnen.

Sehr beachtenswerth ist hiebei noch, dass derlei Thongewichte durch eine sehr lange Zeit sich im Gebrauche erhalten zu haben scheinen, indem sie gleichzeitig mit polirten Steingeräthen vorkommen, aber auch noch hier in Stillfried, wo von Steingeräthen keine Spur mehr ist; ferner dass sie sich im ganzen westlichen und südlichen Europa, ja noch in Kleinasien finden, wo sie Schlie-

[1]) Caesar de bello Gall. V, 43.

Fig. 12—23.



Thongewichte, $^1/_3$ der natürlichen Grösse.

Fig. 24.

Germanisches Eisenschwert von Stillfried, 1/5 der natürlichen Grösse.

mann aus dem Boden von Troja in ungemein grosser Anzahl ausgegraben hat [1]), während sie nach den Berichten Dr. Wankel's [2]) im Nordosten Europas ganz fehlen.

Da ich in Anbetracht des grossen Raumes meine Arbeit trotz eifrigen Bemühens doch nur ein Versuchs-Schürfen nennen kann, so sind die Fundstücke ausser den bisher beschriebenen nicht zahlreich, aber um so beachtenswerther.

Vor Allem verdient ein zweischneidiges Eisenschwert genannt zu werden (Figur 24). Es lag zwei Meter tief in abwechselnden Schichten von frischem und gebranntem Löss, worin auch Kohlenstückchen und Gefässscherben enthalten waren. Vom Rost stark angegriffen, stellenweise blasig aufgetrieben, war es in drei Stücke zerfallen gewesen, doch liess sich dasselbe mit Anwendung der gebotenen Vorsicht so gut herausheben, dass es nahezu vollständig erhalten werden konnte und trotz der Hülle von Rost in seiner ursprünglichen Grösse und Form genau erkennbar ist. Die Länge des Blattes beträgt 67 Cm., die Breite am Griffe 5.6 Cm., an der ziemlich stumpfen Spitze 4.5 Cm.; der kräftige, roh gearbeitete Angel ist nur 7.5 Cm. lang. Die Schneide scheint beiderseits gerade gewesen zu sein.

So gestaltet hat es eine grosse Aehnlichkeit mit römischen Schwertern, die im Allgemeinen nur etwas kürzer gewesen zu sein scheinen. So steht es einem Schwerte aus römischer Zeit, das bei Ingelheim und einem anderen, das am Fusse der schwäbischen Alp gefunden wurde, sehr nahe [3]).

Beider Blätter sind 68 Cm. lang und

[1]) Dr. Schliemann, Trojanische Alterthümer, S. 25—33 und Tabellen am Schlusse.

[2]) Dr. Wankel in den Mitth. der anthropol. Gesellschaft, B. V, H. 1.

[3]) Lindenschmit, l. c. B. I, H. I, T. V, Fig. 2, 4.

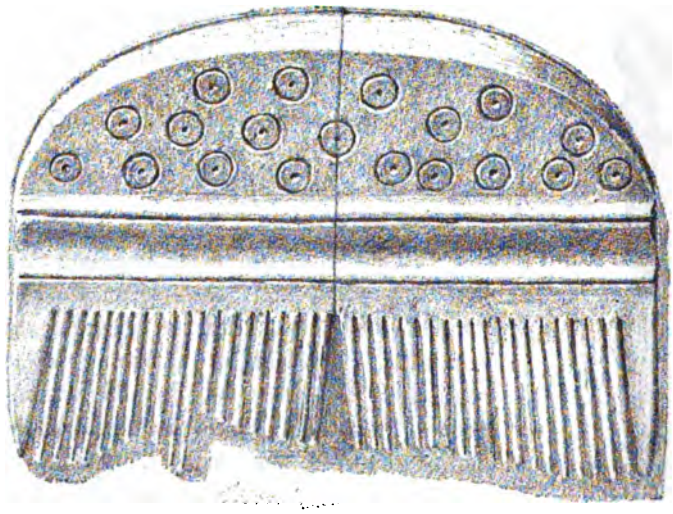
5.5 Cm. breit, also dem Stillfrieder fast gleich, unterscheiden sich jedoch von diesem dadurch, dass sie sich gegen die abgerundete Spitze rascher verjüngen, so dass sie an derselben nur mehr halb so breit sind, wie am Griffe.

Auch andere Eisenschwerter der älteren Zeit haben bei mancher Aehnlichkeit doch wieder so viel Abweichendes, dass sie kaum mit dem vorliegenden in wirksamen Vergleich gezogen werden können. Am nächsten dürfte noch ein Hallstätter zweischneidiges Eisenschwert stehen, mit 63 Cm. langer nur wenig geschweifter Klinge und stumpfer Spitze, doch hat dieses, obwohl ebenfalls ohne Parirstange keinen Griffangel, sondern eine flache Zunge [1]).

Nahe über und unter dem Schwerte lagen Scherben von Gefässen in der Erde, die den beschriebenen aus der Hand gearbeiteten Schalen mit eingezogenem Rande und schmalem Fusse entsprachen. Unmittelbar neben dem Schwerte fand sich ein eiserner Ring von 4.5 Cm. Durchmesser, der offenbar zum Wehrgehänge gehört hatte.

Zwei Cmtr. unter dem Schwerte lag ein prächtiger, vollständig erhaltener Kamm aus Elfenbein. Er besteht aus zwei, mit

Fig. 25.



Elfenbeinkamm von Stillfried. Natürliche Grösse.

eisernen Stiften zusammen gehaltenen Theilen, ist 8.5 Cm. breit und 6 Cm. hoch; der Griff ist bogenförmig abgerundet, von der

[1]) Freih. v. Sacken, a. a. O. Taf. VI, Fig. 1.

Reihe der 2 Cm. langen Zähne durch eine ausgerundete, beiderseits durch eine Linie begrenzte Furche getrennt und mit 3 Reihen in quincunx stehender Ringe mit Punkten in der Mitte, dem bekannten namentlich bei Beinwaaren so beliebten Ornamente der späteren Bronze- oder ersten Eisenzeit, verziert.

Kämme fanden sich in den Gräbern im Westen Deutschlands nicht selten, sehr häufig aber im Norden und namentlich in den skandinavischen Ländern; der bekannte grosse Fund von Vimose auf der Insel Fünen ergab allein an Kämmen 58 Stück. Bis jetzt wurde dagegen meines Wissens in unseren Ländern noch kein Kamm aus jener Zeit gefunden, wie denn der vorliegende einer der besterhaltenen überhaupt ist.

Im Allgemeinen ergibt sich eine Gleichzeitigkeit der Beinkämme dieser Art mit den römischen Ansiedlungen auf deutschem Boden. Darnach und bei der nicht zu verkennenden Aehnlichkeit des gefundenen Schwertes mit römischen Schwertern könnte daran denken, dass beide Fundobjecte römischen Ursprunges, vielleicht auch Beutestücke aus den Kriegen mit den Römern, und hier absichtlich vergraben oder durch Zufall in die Erde gelangt seien, umsomehr als man bei den Germanen nur lange Schwerter vorauszusetzen gewohnt ist. Indess spricht schon der sehr kurze Angel des Griffes nicht minder die rohe Arbeit gegen den römischen Ursprung. Dann lässt wohl die Nachricht des Geschichtsschreibers Tacitus, dass an Eisen kein Ueberfluss herrsche, wie sich aus dem Material der Waffen ergebe, und dass deshalb nur Wenige Schwerter oder grössere Lanzen führen [1]), mit Sicherheit darauf schliessen, dass damals die germanischen Schwerter, da man mit dem kostbaren Metalle so sparsam umzugehen genöthigt war, nicht übermässig lang gewesen sein werden.

Ausdrücklich beglaubigt sind die kurzen Schwerter der Rugier, bei denen sie allgemein waren und deshalb eine Stammes-Eigenthümlichkeit bildeten [2]). Die germanischen Stämme, welche Agricola auf seinem Zuge nach Brittanien begleiteten, führten ebenfalls kurze Schwerter, die auch bei den Germanen des Rheins bezeugt sind [3]).

In gleicher Tiefe und in der Nähe des Schwertes lagerten noch das Bruchstück einer Lanzenspitze von kindlich roher

[1]) Tacitus, Germania, VI.
[2]) Tacitus, Germania, XLIII.
[3]) Dio Cassius, 38, 49.

Arbeit — die Tülle setzt sich nicht in das Blatt fort, welches ganz flach ist und deshalb gar keine Festigkeit haben konnte — dann grössere und kleinere Stücke von Eisen und eine grosse Zahl von Eisenschlacken. Diese Begleitung der beiden Fundstücke, des Schwertes und Kammes, lässt es als unzweifelhaft erscheinen, dass in unmittelbarer Nähe des Fundortes eine Schmiedewerkstätte sich befunden habe, und macht es sehr wahrscheinlich, dass das Schwert nicht nur germanische Waffe, sondern auch germanisches Erzeugniss gewesen sei.

Diese Anschauung bekräftiget der gleichzeitig gefundene Kamm in hohem Masse. Abgesehen davon, dass die ganze Erscheinung desselben eine den Römern fremde ist, ist auch der Gebrauch der Kämme bei den Germanen durch die Belege, welche die Reihengräber des Westens und durch die nordischen Funde für eine spätere Zeit, durch Tacitus [1]) für das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestätiget, ja es wird sich mit der Zeit aus der sehr prägnanten Form des Kammes ein sicherer Nachweis auch für das Alter des Schwertes gewinnen lassen. So viel ist jetzt schon wahrscheinlich, dass die doppelreihigen Beinkämme nicht über das IV. Jahrhundert hinaufgehen, dass jene mit einer Zahnreihe und dreieckigem Griff einer etwas älteren Zeit angehören, jene mit bogenförmigem Griff am ältesten sind und vielleicht in das I. Jahrhundert hinaufreichen, wornach der vorliegende Kamm also ebenfalls dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehört [2]).

Gestatten nun die allerdings dürftigen Nachrichten, welche uns Tacitus vom germanischen Schwerte gibt, das Stillfrieder Schwert in seine Zeit, also in das erste Jahrhundert zu versetzen, so gewinnen wir durch das wahrscheinliche Alter des Kammes eine erfreuliche Uebereinstimmung beider Fundobjecte und eine gegenseitige Bestätigung ihrer Herkunft und ihres Alters, und meine Anschauung, dass das vorliegende Schwert das nachweisbar älteste germanische Eisenschwert sei, dürfte kaum einem wirklich begründeten Zweifel begegnen.

An sonstigen Fundstücken kamen noch vor ein kleines Stück Bronze, wahrscheinlich von einem bei einer Feuersbrunst geschmolzenen Gegenstande, wie sich ja auch an der Münze des Probus zeigte, dass sie im Feuer gelegen; ein Bruchstück eines

[1]) Germania, C. XXXI und XXXVIII.

[2]) Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzan, S. 111.

anderen Bronzeobjectes, wie es scheint eines Haarringes und eine kleine Zwinge aus Bronzeblech.

Auch verschiedenartige Glassplitter finden sich nicht selten, ich kann jedoch nur einen derselben mit Sicherheit als alt bezeichnen, der einem in der vorgeschichtlichen Ansiedlung von Egenburg gefundenen Stücke ganz ähnlich ist.

Geräthe aus Bein mussten noch in häufigem Gebrauche gewesen sein; es zeigen nämlich verschiedene Knochen von Thieren, wie Röhrenknochen, Rippen, Elbogenbeine deutliche Spuren der begonnenen Bearbeitung mit scharfen Werkzeugen. Von einem prächtigen Hirschgeweih ist die Spitze einer Sprosse abgeschnitten, und merkwürdiger Weise hatte sich von demselben gerade das aus der Erde herausragende Stück erhalten, während der in der Erde steckende Theil bei dem Ausgraben gänzlich zerfiel, wogegen sich ein anderes aus einem Geweih gearbeitetes unvollendetes Geräth, das ein Hammer oder Griff werden sollte, vortrefflich erhalten hat.

Der Charakter der Zeit, in der sich die untere Culturschichte in Stillfried bildete, ist durch den Fund des Schwertes angedeutet: verheerende Feuersbrünste haben die Ansiedlung wiederholt zerstört, furchtbare von Kampf und Streit begleitete Ereignisse mögen über sie hinweggegangen sein. Täuschen die Anzeichen nicht, so ist dagegen während der Bildung der oberen Schichte eine Zeit ruhigerer Entwicklung über Stillfried gekommen. Diese Schichte hat mehr das Ansehen der Ackerkrumme, und obwohl in ihr auch Ansammlungen von Asche nicht fehlen, so vermisst man doch die Anhäufungen von Wandbewurf und Schutt, auf die man unterhalb fast überall stosst. Manchmal ist die Trennung der beiden Schichten so scharf, dass es scheint, als ob sich die Oberfläche der unteren Schichte mit Rasen bedeckt hätte, und an diesen Stellen demnach einige Zeit hindurch keine Wohnungen gestanden seien; doch ist diese scharfe Grenze nicht überall zu beobachten, wesshalb auch aus dieser Scheidung der Schichten nicht auf eine völlige Unterbrechung der Besiedlung des Ortes geschlossen werden kann.

Auffallend ist der Mangel an hart gebranntem Wandbewurf in dieser oberen Schichte. Es lässt sich nicht annehmen, dass diese Zeit gar so friedlich, ja überhaupt so glücklich gewesen sein solle, dass niemals eine Feuersbrunst den Ort heimgesucht habe; man muss vielmehr daraus schliessen, dass die Art und Weise des Baues der Häuser eine andere geworden ist. Man dürfte aus

dem langen Verkehr mit den Römern eine bessere Bearbeitung des Holzes gelernt, und vielleicht sogar durch die Muster, welche die Römer selbst in ihrem Castelle in Stillfried erbaut haben, angeregt, nunmehr die Häuser ganz aus Holz erbaut haben. Diese zerfielen bei allfälligem Brande zu Asche, und so gering nach Jahren die Spuren der Brände unserer aus Holz gebauten Dörfer sind, so wenig lassen sich dieselben in den alten, mit hölzernen Häusern versehenen Ansiedlungen mehr ermitteln.

Solcher Städte der Germanen, deren Häuser bei dem Reichthum an Waldungen und Ueberfluss an Holz, durch an einander befestigte und ineinander gefügte Balken auf leichte Weise errichtet, die aber ebenso leicht eine Beute des Feuers wurden, gedenkt Herodian zur Zeit des Kaisers Maximin [1]).

Wie schon früher erwähnt wurde, kommen in der oberen Schichte vorwiegend Gefässe vor, die auf der Drehscheibe gemacht worden sind. Zugleich ist ein bedeutender Fortschritt im Brennen bemerkbar, die Scherben klingen und sind von unverwüstlicher Härte. Die Erleichterung in der Erzeugung der Thongefässe durch Anwendung der Drehscheibe bewirkte jedoch gleichzeitig eine auffallende Vernachlässigung der Form, eine Gleichgiltigkeit gegen die äussere Erscheinung der Gefässe; die Hand wurde durch das Dazwischentreten der Drehscheibe dem Materiale entfremdet, es schwand die liebevolle Behandlung desselben, die früher durch die unmittelbare und innigere Berührung mit demselben wahrhaft formschöne Gebilde schuf. Man gewöhnte sich nach stehenden Mustern zu arbeiten, und vernachlässigte in Folge dessen die frühere Mannigfaltigkeit. Ja selbst die Töpferscheibe wurde mit Leichtfertigkeit behandelt, und die technische Verarbeitung des Materials hat gelitten, denn obzwar dasselbe härter geworden, so vermissen wir jetzt trotz der Drehscheibe doch die gleichmässige Dicke, die fleissig geglätteten Wandungen, den milden wachsartigen Ueberzug, und sogar zur Mischung des Thones mit grobem Sande hat man zurückgegriffen. Wir konnten uns auch an einem Bruchstücke der früheren Zeit erwärmen, die nüchterne Erscheinung dieser Zeit lässt uns kalt. Aus allen Gefässresten zeigt sich, dass man nur bestrebt war, Gefässe der wenigen gebräuchlichen Formen in genügender Zahl, kurz Marktwaare zu erzeugen.

So wie die Formen der Gefässe gegen jene der vorangegan-

---

[1]) Herodian, Geschichte des röm. Kaiserthums, VII, 2.

genen Periode zurückstehen, so ist auch deren Ornamentik eine arme zu nennen; sie fehlt entweder ganz oder beschränkt sich auf einfache parallele Linien, mit einem mehrzinkigen Geräth eingedrückte Punkte und auf die Wellenlinie.

Bei der Betrachtung der Thonerzeugnisse beider Perioden drängt sich Einem das Gefühl auf, als ob zugleich mit der Drehscheibe ein fremdartiges Element eingedrungen wäre, das auf die alte einheimische Cultur vernichtend eingewirkt hat.

Der Bestand einer alten einheimischen Cultur in unseren Gegenden und in Deutschland überhaupt wurde allerdings oft genug geläugnet, so neuestens von Hostmann, der jedes halbwegs feinere Erzeugniss selbst noch im IV. Jahrhundert unserer Zeitrechnung einer ausgebreiteten römisch-etruskischen Industrie- und Handelsthätigkeit zuschreibt [1]). Scherr vergleicht die Zustände der deutschen Stämme geradezu mit denen der Indianer Nordamerikas.

Dagegen hat schon Freih. von Sacken in seinem berühmten Werke über Hallstatt [2]) den Bestand einer einheimischen Industrie daselbst nachgewiesen, neuerlich aber auch für Nieder-Oesterreich aus den Bronzefunden von Mahrersdorf zweifellos gemacht [3]).

Diesem darf ich wohl beifügen, dass ich selbst eine aus Sandstein gearbeitete Gussform auf dem Waisenberge bei Nikolsburg gefunden habe, einer Ansiedlung, die sehr hohen Alters sein muss, da in ihrem Bereiche noch Steingeräthe gefunden wurden. Ganz

---

[1]) Hostmann, der Urnenfriedhof bei Darzan.

[2]) Freih. v. Sacken, a. a. O. S. 132 u. ff. Zu den dort angeführten Thatsachen möchte ich noch einen weiteren Beleg mir beizutragen erlauben. Unter den aus dem Nachlasse Ramsauers in meinen Besitz übergegangenen Fundstücken des Hallstätter Grabfeldes befinden sich auch die Bruchstücke eines Armringes von derselben Form, welche in dem genannten Werke Taf. XVI, Fig. 14, abgebildet ist. Dieses Armband ist noch unciselirt, so wie es aus der ziemlich roh ausgearbeiteten Gussform hervorgegangen war, und dürfte, noch ehe die letzte Hand angelegt wurde, gebrochen sein, da der Arbeiter den Versuch machte, die Stücke mit einem schräg eingezogenen Bronzedraht aneinander zu heften, was indess nicht gelungen zu sein scheint, da der Versuch nicht vollends durchgeführt wurde, und die Bruchstücke wieder in den Schmelztiegel kamen, wo sie nicht gänzlich schmolzen, sondern nur zusammengefrittet wurden. Ein schlagenderer Beleg für die einheimische Erzeugung lässt sich wohl kaum denken.

[3]) Freih. v. Sacken, Ueber Ansiedlungen und Funde aus heidn. Zeit in Nieder-Oesterreich, S. 38.

richtig bemerkt daher schon Wagner [1]) in diesem Sinne, dass man wenn alle Bronzgeräthe u. s. w. von den Römern herrührten, beim Einhandeln derselben doch nicht zugleich die Gussform mitbekommen haben wird.

Ich möchte mich in dieser Sache auch noch auf ein historisches Zeugniss berufen, das allerdings schon das V. Jahrhundert nach Christi betrifft, dennoch aber volle Beachtung verdient. Der Biograph des heil. Severinus [2]) berichtet nämlich, dass Gisa, die Gemalin des Rugenkönigs Fava, germanische Goldschmiede in engem Gewahrsam hielt, damit sie ihr ein königliches Geschmeide verfertigen. Das ist gewiss sehr merkwürdig. Wenn Gisa, von der Eugippius zugleich meldet, dass sie mit den Römern durchaus nicht glimpflich verfährt, dieselben nach ihrem Belieben über die Donau führt, um sie zu den niedrigsten Sklavendiensten zu verwenden, wenn diese nun nicht römischer Goldarbeiter sich bemächtiget, sondern germanischen den Vorzug gibt, und diese anhält, ihr den Königsschmuck zu verfertigen, so kann man in der That eine besondere Geschicklichkeit bei denselben voraussetzen.

Solche einheimische, also germanische Goldschmiede sind es offenbar auch gewesen, durch welche die germanischen und insbesondere die gothischen Machthaber (auch die Rugen waren ein gothischer Zweig) mit Vorliebe ihren Königsschatz, Goldschmuck und Goldgefässe, Dinge, die den heimischen Ursprung gar nicht verhehlen können, anfertigen liessen. Dahin gehören der durch die Wiener Weltausstellung auch in weiten Kreisen bekannt gewordene rumänische Schatz von Petrossa, und die prächtigen Goldgefässe und andere Gegenstände aus Gold des kais. Antikencabinetes, die häufig durch Runeninschriften als gothisches Besitzthum bezeichnet sind.

Ob nun diese gothisch-germanische Goldschmiedekunst als eine Ausstrahlung einer alten einheimischen Cultur angesehen werden kann oder nicht, so liefert sie doch den Beweis für eine einheimische gewerbliche Thätigkeit überhaupt. Das bezeugen auch die Schmiede- und Töpferwerkstätten in Stillfried, und mochte diese alte einheimische Cultur ihre Anregung und ihre Muster von wo immerher entlehnt haben: sie hatte sich diese Muster so völlig angeeignet, dass sie zu volksmässigen Typen geworden sind. Ihre

[1]) J. A. Wagner, Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbeufer, S. 19.

[2]) Eugippius, Vita Severini.

herrlichsten Manifestationen sind die grossen Culturstätten in Hallstatt und in der Býčiscala-Höhle, ihre letzten Ausstrahlungen zeigen sich in den Thongefässen von Stillfried und sie schwand vor dem bei der Berührung mit den Römern gekommenen fremdartigen Elemente.

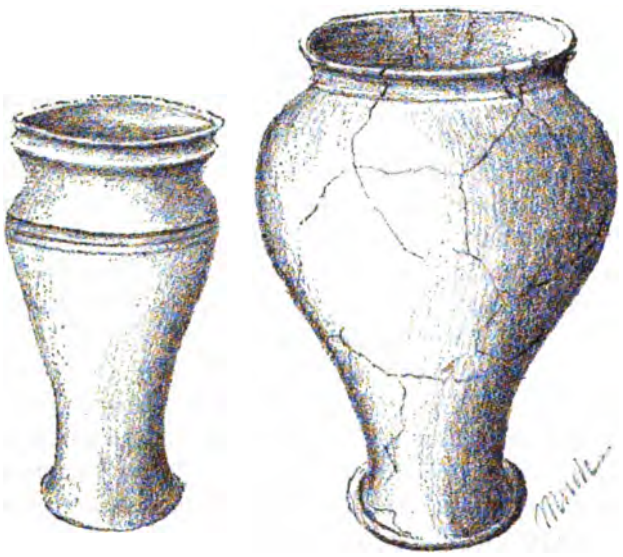
Man hat sich nur zu sehr der Anschauung hingeben, dass alle Gefässe aus hartgebranntem grauen, blaugrauen, seltener braunen Thone, auf deren Scherben wir fast in jedem Acker stossen, unterschiedlos dem spätesten Mittelalter, ja selbst der neuesten Zeit angehören. Es kann nicht geleugnet werden, dass sich die ordinären Thongefässe seit Einführung der Drehscheibe bis tief in unsere Zeit herein in Bezug auf Material und Form fast gleich erhalten haben, wie denn ja noch vieles Andere stationär geblieben ist. Doch haben schon die Funde F. von Luschans in Vindobona gezeigt, dass diese Gefässe in gleicher Weise auch bis in die Zeit der Römer zurückreichen. Ich lege bei Vindicirung solch' hohen Alters für diese Gefässe weniger Gewicht auf das Wellen-Ornament, das man zuweilen an ihnen findet, als auf die Gesellschaft von Gefässen aus einer ebenso harten und eben so gut gebrannten Masse, die aber gleichwohl nicht auf der Drehscheibe gemacht worden sind, und auf das gleichzeitige Vorkommen von römischen Leistenziegeln. Ebenso liegen auf dem Leisser Berge und auf dem Boden von Carnuntum ganz gleichartige Scherben zwischen römischen Ziegeln. Mit demselben Rechte kann man also für derlei harte klingende Scherben auch in Stillfried jenes hohe Alter beanspruchen, weil sie dort ebenfalls vermischt mit Bruchstücken römischer Ziegel und in der nämlichen Erdschichte lagern, in welcher auch die römischen Münzen gefunden wurden.

Da sich nun in der unteren Culturschichte nur Scherben von Freihandgefässen finden, so ist es fast zweifellos, dass die Töpferscheibe gleichzeitig mit den Römerziegeln und mit den römischen Münzen und wenn auch nicht durch die Römer selbst, doch in Folge des häufigen und langjährigen Verkehrs mit ihnen in die Gegenden jenseits der Donau gelangt ist.

Von den einzelnen Formen der neuen Fabrikationsweise sind becherartige Gefässe mit langgezogenem Fusse am auffallendsten. Ein diesem Typus vollkommen entsprechender Becher wurde bei dem Bau eines Hauses in unmittelbarer Nähe des Wiener Operntheaters ausgegraben, wo auch ein kleines goldenes Anhängsel

römischer Arbeit gefunden wurde [1]). Auch die Bevölkerung am Rhein hat sich zur Zeit der Römer wie hier an der Donau solcher Becher bedient [2]). Die Höhe derselben wechselt zwischen 15 und 21 Cm., ihr Durchmesser am Rande zwischen 7 und 10 Cm. (Fig. 26.) Wie es scheint, wurden diese Gefässe auch mit Deckeln versehen, von denen man häufig die Knöpfe findet und von denen ein vollständig erhaltener aus Stillfried genau auf den in Wien gefundenen Becher passt.

Fig. 26. Fig. 27.



Urne aus Wien. Urne von Stillfried.
1/3 der natürlichen Grösse.

Diesen rheinischen Gefässen römischer Zeit ebenfalls ähnlich [3]) ist eine Urne, 22 Cm. hoch, am Rande 15 Cm., an der Ausbauchung 18 Cm. im Durchmesser haltend, und ausnahmsweise an die sorgfältige Arbeit „der guten alten Zeit" erinnernd (Fig. 27).

Die ordinären Gefässe, wozu diese Urne nicht gehörte, haben eine breite Basis und schwache Ausbauchung; sie erreichen mitunter eine riesige Grösse, die sich schon aus den gewaltigen Randstücken von 8 Cm. Breite und 4.5 Cm. Dicke ergibt. Derlei riesige Gefässe finden sich auch sonst nicht selten; ich besitze ein grosses Stück eines solchen mit dem Wellenlinien-Ornament aus Sebarn bei Fels, ein anderes aus der Nähe des Urnenfeldes von

[1]) Freih. v. Sacken und Kenner, Die Sammlungen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes, Seite 353, Nr. 88.

[2]) Lindenschmit, l. c. B. I, H. VI, T. VI, Fig. 8, 9, 12.

[3]) Lindenschmit, l c. Fig. 5.

Stettenhof [1]; noch andere wurden von mir auf dem Leisserberge, bei Pfaffendorf, bei dem Tumulus von Niederhollabrunn u. s. w. gefunden.

So wenig ansprechend die bisher beschriebenen Reste der Töpferkunst aus der oberen Culturschichte sind, um so überraschender ist der Fund einer bildlichen Darstellung zwischen Erzeugnissen handwerksmässiger Nüchternheit. Es ist dies die plastische Figur eines Löwen aus rothem Thon, von 15 Cm. Länge und 13.5 Cm. Höhe, von kurzer gedrungener Gestalt, mit emporgerichtetem Kopfe, ganz richtig gebildeten, aufgestellten Ohren und durch fischgrätenartige Chraffirung angedeuteten Mähnen. Obwohl dieses Bildwerk noch immer kindlich genug ist, so ist es doch schon weit über die rohen Thierbilder aus dem Hallstätter Grabfelde. Es diente offenbar als Gefäss, denn es ist hohl, und hat auf der Stirn eine Oeffnung zum Eingiessen und im Munde eine Röhre zum Ausgiessen der Flüssigkeit. Ueber den Rücken geht vom Hintertheil zum Nacken ein henkelartiger Bogen, durch den angedeutet zu sein scheint, dass das Gefäss hauptsächlich zum Ausgiessen bestimmt gewesen sein musste und dass dieses mit einer gewissen Förmlichkeit zu geschehen hatte, dass es demnach zu irgend einer Verrichtung beim Gottesdienste verwendet worden ist.

Fig. 28

Thongefäss von Stillfried. 1/3 der nat. Grösse.

Ueber derlei sonderbare Gefässe ist viel verhandelt worden, und ich glaube, dass auch heute noch keine der entgegenstehenden Ansichten hierüber Anspruch auf ausschliessliche Anerkennung hat, weil jede derselben in einem zu engen Kreise sich bewegt. Gleichartige Gefässe, in der Gestalt von Löwen, angeschirrten Pferden, Greifen u. dgl., jedoch aus Bronze, wurden in verschiedenen Ländern gefunden, so bei Nikolsburg in Mähren, an mehreren Orten Böhmens [2], bei Leipzig, Braunschweig und andrerorts in Deutsch-

[1] Mittheil. der anthrop. Ges., B. II, S. 115.

[2] Wocel, Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde, 8.

land [1]), am zahlreichsten in den nordischen Ländern; ein solches, einen Greifen vorstellendes Bronzegefäss aus Dänemark, befand sich längere Zeit in meinen Händen.

Kruse hält sie an angeführter Stelle für heidnischen Ursprungs und der Römerzeit angehörig, entgegen der von ihm erwähnten Ansicht Millauers, der sie als Gefässe der Templer erklärt, ohne über deren Gebrauch oder besonderen Zweck Begründetes beizubringen. Wocel schliesst sich der Meinung Kruses an, spricht sich jedoch über die Herkunft der Gefässe nicht aus. In Dänemark hält man sie für Weihwassergefässe, wohl durch den Umstand dazu bestimmt, dass eines derselben eine Runeninschrift trägt, nach welcher dasselbe „Gott und dem heil. Olof" gewidmet ist, wobei freilich erwogen werden muss, ob nicht, wie so häufig, Heidnisches in das Christenthum übernommen worden ist. In Wien scheint man es ebenfalls als zweifellos zu betrachten, dass diese Gefässe dem christlichen Cultus angehören.

Ich enthalte mich, über den Zweck und Gebrauch derselben eine Meinung auszusprechen, möchte jedoch einige Bemerkungen über die Fundverhältnisse des vorliegenden Gefässes und einiger anderer machen, die einige Anhaltspunkte zur Beurtheilung der Zeit, der dieses angehört, geben dürften.

Das von mir aufgefundene Gefäss, meines Wissens das erste und einzige aus Thon, lagerte auf demselben Orte und in derselben Schichte, in welcher sich die im Folgenden noch zu erwähnenden Gegenstände einer Schmiedewerkstätte, u. z. verschiedene Nägel, ein Sporn, eine Pferdetrense, formlose Eisenstücke, Schlacken, und zu oberst ein feines Kettchen aus Eisen, aber auch eine Münze des Kaisers Probus fanden. Auch die Münze der Faustina (Mark Aurel) lag in derselben Schichte, ein weniges höher als das Gefäss, doch etwas entfernter. Nun habe ich in der ganz oberen Schichte, wo immer ich sie untersuchen mochte, nirgends Spuren beobachtet, dass seit ihrer Bildung eine Störung derselben eingetreten wäre, so dass man glauben könnte, dass an der Stelle, wo das in Rede stehende Thongefäss lag, Dinge, die verschiedenen Zeiten angehören, unter einander geworfen sein könnten.

Vielmehr zeigten sich an vielen Orten in der wiederholt beobachteten, der natürlichen Anordnung vollkommen entsprechenden Lagerung ganzer Skelettheile deutlich, dass der Boden allenthalben

---

[1]) Kruse, Deutsche Alterthümer, Bd. I, H. IV, S. 50.

unberührt geblieben, und dass auch an der Fundstelle keine Störung derselben in späterer Zeit eingetreten ist. Bei so bewandten Fundverhältnissen muss man annehmen, dass auch das Thongefäss, gleichen Alters mit den Münzen, der Römerzeit angehöre.

In dem Berichte [1]) über den Fund eines solchen Gefässes aus Bronze, der in Königgrätz gemacht wurde, wird wörtlich beigefügt: „Auch römische Münzen sind so wie das eben beschriebene Geräth gefunden und in Prag dem böhmischen National-Museo eingeliefert." Ich bedauere auf das lebhafteste, dass es mir nicht möglich wurde, darüber Aufklärung zu erhalten ob der gleichzeitige Fund römischer Münzen auch am gleichen Orte gemacht wurde, da im bejahenden Falle wohl aller Zweifel über die Zeit dieser Gefässe behoben wäre. Vorläufig bleibt diese Nachricht immerhin beachtenswerth.

Das ganz gleichartige Bronzegefäss, eine Katze (oder Tieger?) vorstellend, welches bei Alt-Scherbitz (zwischen Halle und Leipzig) gefunden wurde, lag, wie ausdrücklich beglaubigt ist [2]), zwischen Aschenurnen, deren eine aus schwarzer, stark mit Quarzkörnern und Kohlentheilchen gemischter Masse bestand, jedenfalls also auf ein hohes Alter schliessen lässt.

Noch möchte ich aufmerksam machen, dass Schliemann aus dem Boden von Troja, der zu unserem Erstaunen eine Culturschichte trägt, die so viel Gleichartiges mit den Funden unseres heimatlichen Nordens einschliesst, auch Thongefässe zu Tage förderte, die dem Typus des in Rede stehenden aus Stillfried sehr nahe stehen; ja ein Bruchstück, das ein gehörntes Thier vorstellt, im Innern hohl ist, den Ansatz des abgebrochenen Henkels zeigt, und eine ganz gleiche Ausgussröhre im Munde hält, scheint einem ganz und gar gleichartigen Gefässe angehört zu haben [3]).

Ich bemerke ausdrücklich, dass ich diese Gleichartigkeit nur nebenbei erwähne und auf sie keine weiteren Schlussfolgerungen gründe; allein wenn derlei Gefässe auch wirklich zu Verrichtungen im christlichen Cultus gedient haben, so ist nicht ausgeschlossen, dass ihr Ursprung ein älterer sein könne. Ihre ganze Erscheinung ist eine dem christlichen Cultus völlig fremdartige, und wenn wir annehmen, dass sie nicht erst durch den christlichen Cultus ge-

---

[1]) Kruse, Archiv für alte Geographie, II. 145.

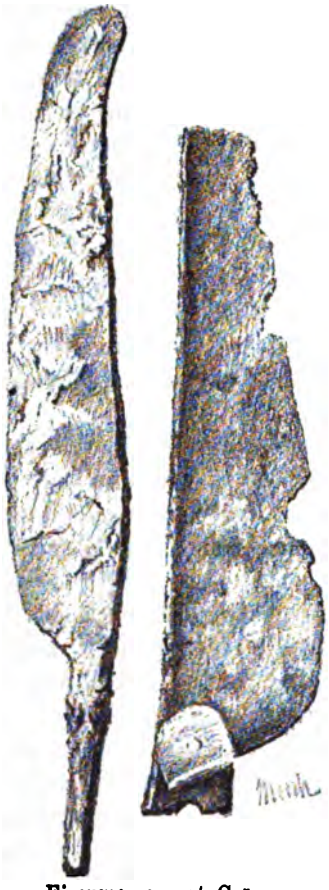
[2]) Kruse, Deutsche Alterthümer, I. IV. 46.

[3]) Dr. Schliemann, Atlas der Trojanischen Alterthümer, Taf. 18, Fig. 540.

schaffen, sondern wie so vieles Heidnische blos recipirt worden, so wird uns der Fund des Stillfrieder Gefässes nicht mehr in einem unerklärlichen Gegensatze zu den mitgefundenen Römermünzen erscheinen.

Auch in der oberen Schichte bin ich auf eine Schmiedewerkstätte gestossen, denn ich fand auf einer nicht zu umfangreichen Stelle beisammen Nägel verschiedener Art, wie sie noch heute üblich sind, darunter auch Hufnägel, einen Sporn, so viel sich aus der Hülle von Rost schliessen lässt, etwas grösser als die römischen, mit aufwärts gebogenen Enden des Bügels und einer Scheibe statt des bei römischen Spornen üblichen Stachels, eine Pferdetrense, die sehr wenig vom Roste angegriffen ist, vielleicht darum, weil sie in Asche lag, deren Alter jedoch durch ein ähnliches, allerdings seitwärts noch mit Zierscheiben versehenes Stück des Münchner National-Museums [1]) bezeugt ist.

Fig. 29 und 30.



Eisenmesser, nat. Grösse.

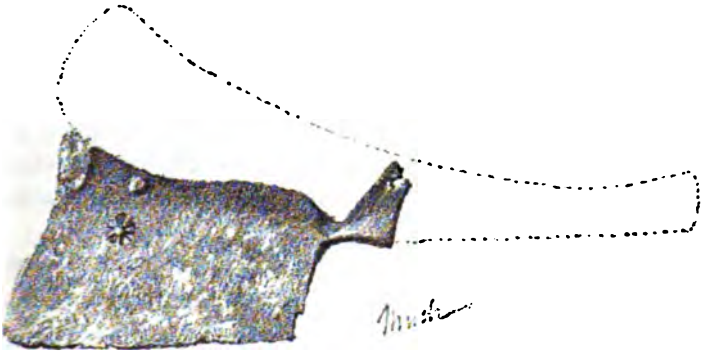
An derselben Stelle, etwa 30 Cm. gerade über dem Sporn lag ein kleines Messer und ein zierliches Kettchen, das an die filigranen Bronzeringelchen der früheren Periode erinnert. Formlose Eisenstückchen und Eisenschlacken machen den Bestand einer Schmiedewerkstätte auch auf dieser Stelle zweifellos.

Von Eisengeräthen ergaben sich aus der oberen Schichte an verschiedenen Punkten der Ansiedlung noch zwei Messer Fig. 29 und 30, eines vollständig erhalten, 8.5 Cm. lang von hübscher zierlicher Form, mit aufgebogener, abgerundeter Spitze, und eines mit gerader Schneide und geraden Rücken, endlich ein 15.5 Cm. lange Barte (Fig. 31),

[1]) Lindenschmit, l. c. II, 10, III, Fig. 1.

die in der Form ungefähr unseren jetzigen Fleischbarten entspricht, doch ebenfalls zeigt, wie sparsam man auch noch in dieser späteren Zeit mit dem Eisen umzugehen gewohnt war.

Fig. 31.



Eiserne Barte von Stillfried. $^1/_3$ der natürlichen Grösse.

Da das Werkzeug viel zu leicht gewesen wäre, um wirksame Hiebe auszuführen, so wurde der Rücken der Länge nach gespalten und in den Spalt ein Holz, dessen Verlängerung den Stiel bildete, mittels Nieten eingefügt, gerade so wie wir es noch heute bei den sogenannten Teichgräberschaufeln sehen. Im Spalte sind die vermoderten Holzsplitter noch deutlich erkennbar.

Fig. 32.

Röhrenknochen, nat. Grösse

Von nicht geringem Interesse ist ein eiserner Fussangel, den ich aus dem Gemäuer des römischen Castells gegraben habe. Die Fussangeln bestehen aus zwei beiderseits spitzigen Eisenstückchen, die über Kreuz zusammengeschweisst und so gebogen sind, dass immer, man mag sie hinwerfen wie man will, eine Spitze nach aufwärts gerichtet ist. Derartige Fussangeln verwendeten die Römer unter Makrinus in der Schlacht gegen den Partherkönig Artaban [1]), wo sie, im Sande verborgen, die parthische Reiterei in der Verfolgung der Römer aufhielten.

[1]) Herodian, Römische Geschichte seit Mark Aurel, IV, Cap. 14.

Von Geräthen aus Bein fand sich eine Pfrieme und ein Bruchstück eines Röhrenknochens, der offenbar einen Theil eines combinirten Werkzeuges, vielleicht eines Drillbohrers gebildet hatte (Fig. 32). Es zeigen sich daran Einschnitte, die um den Knochen herumgehen, jedoch nicht in sich zurückkehren, sondern sich um ihre Breite ausweichen und daher beim Zusammentreffen nur berühren, und wenn fortgesetzt eine Spirale bilden würden, woraus sich ergibt, dass die Einschnitte durch das Herumlaufen einer Schnur entstanden sind, bis sich diese einmal so tief eingrub, dass der Knochen brach. Die Oberfläche desselben ist glatt und spiegelnd, was offenbar durch die oftmalige Benützung des Gegenstandes so geworden ist.

Zur sicheren Beurtheilung des Culturstandes eines längst entschwundenen Volkes sind kostbare Objecte, trefflich erhaltene Geräthe kaum geeigneter als die so unansehnlichen Küchenabfälle. Erstere können blos erhandelt sein, letztere allein geben zweifellosen Aufschluss über Jagd, Viehzucht, Ackerbau, die Grundlagen der ältesten Culturstufen. Knochen verschiedener Thiere, Reste von den Tafeln der Bewohner unserer Festung, finden sich nun in beiden Schichten an allen Stellen, und in grosser Menge.

Der Hirsch ist noch immer zahlreicher vertreten als die anderen Thiere, doch scheint er nicht mehr mit jenem hohen Procentverhältnisse an der Gesammtheit jener Reste theilzunehmen wie in den Pfahlbauten, namentlich in den älteren. Es scheint sich also hier das stetige Abnehmen des Hirsches, wie es seit seinem weitaus überwiegenden Vorkommen in den ältesten Pfahlbauten beobachtet werden kann, zu bestätigen. Diese stetige Abnahme des edelsten Wildes steht mit der fortschreitenden Cultur, also mit dem Zurückdrängen der Wälder, mit der Ausbreitung des Getreidebaues und dem erhöhten Betriebe der Viehzucht, die durch das häufige Vorkommen der Knochen von Rind, Schaf und Ziege bezeugt ist, in Verbindung. Hiemit stimmen auch die historischen Nachrichten, welche bezeugen, dass die Viehzucht in jener Zeit schon eine sehr bedeutende gewesen sein müsse, und von denen ich nur jene hervorheben will, dass die Quaden in einem Separatfriedensschlusse mit Mark Aurel Heerden von Pferden und Rindern geliefert haben [1]). Auch die Darstellungen auf der Antoninssäule zeigen häufig die von den Römern erbeuteten Rinder, Schafe und Ziegen der Quaden; doch auffallend ist, dass in diesen

[1]) Dio Cassius LXXI, 11.

Darstellungen das Schwein gänzlich fehlt, während es der gefundenen Knochen zufolge nächst dem Hirsch am zahlreichsten vertreten ist, wenn auch viele derselben als der wilden Art angehörig sich erweisen werden.

Nicht selten scheint auch das Pferd gegessen worden zu sein, denn ich fand einen einzelnen Unterkiefer, und hie und da Zähne zerstreut, ein Beweis, dass diese Thiere zerlegt worden waren. Andererseits würde man, wenn das Fleisch der Pferde nicht gegessen worden wäre, so grosse Cadaver gewiss ausser die Ansiedlung geschafft haben, und ihre Knochen wären dann inner derselben überhaupt nicht zu finden.

Die übrige Thierwelt ist durch Rückgrathswirbel von Fischen und durch die Schalen der Unio pictorum vertreten, welch' letztere häufig als Speise gedient hat. Bisher mangelte es an Zeit, sämmtliche zu Tage geförderte Knochen genau zu bestimmen, auch steht bei weiteren Grabungen noch reicheres Material in Aussicht, wesshalb ich mir vorbehalte, über die begleitende Thierwelt mich später eingehender auszusprechen.

An grösseren Knochen findet man nicht selten Spuren von scharfen Axthieben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Mark derselben, wie ja noch heute, genossen wurde; indess können die Hiebeindrücke, da sie sich auch an Knochen finden, die kein Mark enthalten, auch bei der Zertheilung des Thieres entstanden sein. Gewiss aber hat man dasselbe nicht mehr roh verzehrt, denn ich fand die Mittelhand- und die Mittelfussknochen, ja bei kleineren Thieren sogar sämmtliche Knochen der Beine, mit Ausnahme des Oberarmes und Oberschenkels unzerbrochen in der Erde lagern, so wie man sie beim Zerlegen des Thieres hingeworfen hatte, ein Beweis, dass man sich um des Markes jener Theile, die nicht am Feuer zubereitet wurden, weiter keine Mühe gab. Ich muss aber doch noch beifügen, dass das lebenswarme Mark noch heute von den Fleischern gegessen werden soll.

Indess kann ich doch ein Zeugniss besonderer Reinlichkeit unseren Vätern in Stillfried nicht geben, denn allenthalben lagen die zerstreuten Knochen, an denen sich, wie die verhältnissmässig sehr zahlreichen benagten Stücke darthun, ganze Rudel von Hunden herumbissen, faulend und bleichend zwischen den Häusern, und sie haben den unmittelbar aus dem duftigen Walde inner die Wälle Eintretenden nicht mit Wohlgerüchen empfangen. Kehricht, Aschen- und Schutthaufen, die eine so dicke Schichte zu bilden

vermochten, haben wohl auch dem Auge keine Annehmlichkeit geboten.

Nachweise des Feldbaues zeigen sich bis jetzt nur in den Beimengungen zum Lehm bei Bereitung des Anwurfes der Hütten. Man findet in demselben Abdrücke von Spreu und Häckerling, und erstere lässt sich deutlich als vom Getreide herrührend erkennen. In einem Klumpen Lehms, der ein Gefäss ausgefüllt zu haben scheint und darin schwach gebrannt wurde, fand ich nicht nur Abdrücke, namentlich auch von Getreidekörnern, die dem Weizen glichen, sondern auch noch die unversehrten Hülsen selbst.

Das sind die wenigen directen Nachweise für den Bestand des Getreidebaues bei den Quaden in Stillfried, da es bei der Natur der Verhältnisse nicht zu erwarten ist, hier etwa so grosse Getreidevorräthe zu Tage zu fördern, wie in den Pfahlbauten. In dieser Beziehung fliessen auch die Quellen geschichtlicher Nachrichten viel reichlicher, als die dürftigen Funde in der Erde. Zwar ist man, insbesondere durch Tacitus verführt, stets noch geneigt, sich den Ackerbau bei den Germanen sehr beschränkt zu denken. Doch schon mehr als ein Jahrhundert früher berichtete Cäsar in viel günstigerer Weise über denselben. Freilich sagt auch er ausdrücklich [1]), dass der Ackerbau in Germanien eine untergeordnete Stellung einnehme, doch jedenfalls nur im Vergleiche zu der allerdings schon weiter vorgeschrittenen Entwicklung desselben in Gallien. Cäsars derartige Berichte sind überdies mit einiger Vorsicht aufzunehmen, da er hier doch nur auf Grund von zurückhaltenden, vielleicht der vollen Wahrheit nicht entsprechenden Berichten der Germanen selbst spricht. Da die Römer sich im feindlichen Lande verproviantirten und die unterworfenen Völker zu Getreidelieferungen zwangen, da insbesondere Cäsar seine Einfälle in Germanien in die Zeit der Ernte verlegte, so musste den Germanen daran gelegen sein, ihr Land unwirthlicher zu schildern als es war, um ihn von solchen Einfällen abzuschrecken.

Cäsar selbst berichtet, dass Aduatuca, die Hauptstadt der germanischen Eburonen von Getreidefeldern umgeben war [2]), und er erzählt [3]), dass er zum Beginne des Kampfes gegen Ambiorix die Erntezeit wählte, geradeso, wie er nach seinem ersten Uebergang über den Rhein um dieselbe Zeit in das Gebiet der

[1]) Caesar, de bell. Gall. VI, 22, 29.
[2]) Ebenda, VI. 36.
[3]) Ebenda, VI, 29.

Sigambern einfiel [1]), ohne Zweifel in der Ueberzeugung, genug Getreide zur Versorgung seines Heeres auf den Feldern der Germanen finden zu können. Wenn er von den Sueven sagt, dass ihre hauptsächlichste Nahrung Milch und Fleisch ihrer Heerden bilden, so gesteht er doch zu, dass immer die Hälfte der Kriegsfähigen zu Hause bleibt, um den Ackerbau zu pflegen [2]). Bei den Usipeten und Tenkteren musste damals das Getreide schon Hauptnahrungsmittel gewesen sein, weil sie, von den Sueven am ruhigen Bestellen ihrer Aecker gehindert, dadurch zur Auswanderung genöthigt wurden. Drei Jahrhunderte später wählte auch Kaiser Maximinus die Zeit der Saatenreife, um über den Rhein zu dringen, und die Städte und Dörfer der Germanen zu plündern und in Brand zu stecken [3]).

Zur Zeit Mark Aurels musste der Ackerbau bei den Germanen der Donau schon einen bedeutenden Umfang angenommen haben, da sich zufolge einer schon angeführten Stelle bei Cassius Dio [4]) die Quaden und Markomannen bei dem Kaiser beklagten, dass sie durch die Gewaltthätigkeiten der römischen Besatzungen in ihrem Lande gehindert würden, Ackerbau und Viehzucht zu treiben. Die Quaden hatten in dem mit Mark Aurel abgeschlossenen ersten Separatfrieden Heerden von Pferden und Rindern geliefert [5]) und die Markomannen rechneten trotz der augenblicklichen durch den langen Krieg herbeigeführten Noth auf einen solchen Ueberschuss an Getreide, dass sie sich im Friedensschlusse mit Commodus zu einer jährlichen Abgabe an die Römer verpflichten konnten [6]), während dagegen diese den sarmatischen Jazygen eine Unterstützung mit Korn auf ewige Zeiten zugestanden [7]).

Mit diesen Nachrichten, so wie mit den Darstellungen der Antoninssäule, welche Getreidefelder zeigen, in die sich quadische Frauen vor römischen Soldaten zu verbergen suchen, stimmt der Fund eines Mühlsteines in ganz besonderer Weise, weil er darthut, dass damals Getreide schon in solcher Menge vorhan-

---

[1]) Caesar, ebenda, IV, 19.

[2]) Caesar, ebenda, IV, 1; auch IV, 3 lässt auf die grosse Bedeutung der Landescultur schliessen.

[3]) Herodian, Gesch. des röm. Kaiserthums, VII, 2.

[4]) Cassius Dio, LXXI, 20.

[5]) Ebenda, LXXI, 11.

[6]) Ebenda, LXXII, 2.

[7]) Ebenda, LXXI, 19.

den war und als Nahrungsmittel benützt wurde, dass die alten primitiven Mittel, dasselbe in Mehl zu verwandeln, nicht mehr genügten, und man genöthiget war, hiebei Vorrichtungen zu Hilfe zu nehmen, durch welche man rascher und in ausgiebigerer Weise zum Ziele gelangte, wobei die Frage, ob diese etwa entlehnt waren, unerörtert bleibt.

Der Fund wird vielleicht im ersten Momente befremden, da wir gewohnt sind, unsere Mühlen (vom Lateinischen mola) als eine Gabe der Römer zu betrachten. Diese Entlehnung bezieht sich jedoch nur auf die Wassermühlen; Mühlen mit zwei flachen runden Steinen, die durch Handbetrieb in Bewegung gesetzt worden sind, scheinen die Germanen schon lange, ehe sie mit den Römern in Berührung gekommen sind, gekannt und benützt zu haben, da sie für diese Art Mühlen den ureignen, nicht entlehnten Ausdruck „qairn" haben. Die Gothen nannten sie qairnus und hatten schon den weiteren Fortschritt gethan, sie durch Thiere in Betrieb zu setzen; eine solche durch Esel im Gang erhaltene Mühle hiess „asiluqairnus"; noch im Mittelalter hiess in allen germanischen Sprachen der Mühlstein quirn, qvörn oder quarn. Handmühlen reichen bis tief in unsere Zeit herein, und noch im vorigen Jahrhunderte dürften sie noch nicht so selten gewesen sein, in Polen soll man sich deren noch heute bedienen. Der Betrieb der Handmühlen war das Geschäft der Knechte und Sklaven, im germanischen Mythus der Riesenmägde Fenja und Menja (die Sieberin und Mischerin?) [1]; später geschah er, wie wir aus der Bezeichnung der Sache sahen, durch Thiere, und es war nur mehr ein Schritt, an die Stelle der Kraft der Thiere jene des Wassers treten zu lassen. Diese ersten Wassermühlen unterscheiden sich von den alten Handmühlen in nichts, als dass der bewegliche Mühlstein statt der Hand durch kleine horizontale Wasserräder direct, ohne alle Uebersetzung, in Umdrehung gebracht wird. Merkwürdiger Weise finden sich diese alten primitiven Wassermühlen noch an den äussersten Grenzen germanischen Völker, nämlich in den Hochgebirgsthälern Kärntens, wo ich sie beobachtet habe, und Norwegens [2]. Fast jeder Bauer hat in diesen abgeschiedenen Thälern da wie dort seine eigene Mühle, da wie dort stehen sie an den kleinen Mühlengerinnen in Gruppen beisammen. In Norwegen heissen sie heute noch Quärn, während die neueren Wassermühlen wie im Deutschen den Namen

[1]) Jüngere Edda, c. 53.

[2]) Brauns, Eine Wanderung im südwestl. Norwegen, Globus XXVI, S. 281.

— Mölle — aus dem Lateinischen mitgebracht haben. Fast möchte man bei so sehr in's Einzelne gehender Gleichartigkeit und bei der Stabilität der Zustände unseres Bauernstandes [1]) sich zu dem Glauben verleiten lassen, das beide germanische Stämme — in Kärnten und Norwegen — Mühlen mit zwei flachen Steinen schon kannten, ehe Zeit und Raum eine solche Kluft zwischen sie gelegt hatten.

Denn dass die Handmühlen, also die flachen Mühlsteine, ein sehr hohes Alter besitzen, zeigt ihr Vorkommen in unseren urgeschichtlichen Ansiedlungen, und ich erlaube mir diesfalls auf einen meiner früheren Berichte aufmerksam zu machen [2]). Das Alter keiner der daselbst erwähnten Mühlsteine kann zweifelhaft sein, da jener von Kamp in einer alten Getreidegrube (war das ein specus subterraneus des Tacitus?) und in Gesellschaft von Scherben von Freihandgefässen, jene der Heidenstatt auch noch in Gesellschaft von Gegenständen aus Stein und Bronze gefunden worden ist.

Dagegen könnte man mir allerdings sagen, dass diese Mühlsteine doch viel eher von der Besatzung des römischen Castells als von den halbwilden Barbaren herrühren können. Ich will nun nicht bestreiten, dass die Römer vielleicht auch ihre Handmühlen nach Stillfried mitgeführt haben, doch ist damit noch nicht erwiesen, dass sie dieselben nach kurzem Aufenthalte dort auch zurückgelassen haben, vielmehr ist bei der leichten Verbindung mit Carnuntum zu Schiffe vorauszusetzen, dass die Römer alles Bewegliche wieder mit fortgeführt haben. Dann beweisen ja die Mühlsteine von Kamp und von der Heidenstatt, wo bis jetzt keine Spur von Römerthum zu finden ist, dass in jener Zeit auch hier schon Handmühlen den Eingebornen bekannt gewesen sind. In Stillfried aber musste man schon zur Zeit der Gründung der Ansiedlung, also lange vor der Berührung mit den Römern, sich solcher Handmühlen bedient haben, da sich daselbst bis jetzt nicht eine Spur eines derartigen Mahlsteines gezeigt hat, mit welchen man in den Pfahlbau-Ansiedlungen und in den

---

[1]) Die Mühlsteine der norwegischen Mühlen scheinen noch in der nämlichen Weise zugerichtet zu werden, wie jene, die sich in urgeschichtlichen Ansiedlungen Nieder-Oesterreichs in Gesellschaft von Stein- und Bronzegeräthen fanden. Vogt, Archiv für Anthropologie, V. Anhang, S. 3.

[2]) Ueber die Mühlsteine von Kamp. Mitth. der anthrop. Ges. Bd. I, S. 255.

gleichzeitigen Höhen-Ansiedlungen in Nieder-Oesterreich das Getreide zu Mehl zerrieben hat.

Von Fundstücken ganz roher Art nenne ich schliesslich kleinere und grössere Bruchstücke von Granit und ähnlichem Gestein, die, da sie weder Spuren von Bearbeitung noch von Mörtel zeigen, nicht von den römischen Bauwerken stammen, gleichwohl aber von Menschenhänden auf die Höhe gebracht worden sein mussten, da sie im Löss nicht vorkommen konnten. Vielleicht hatten diese Steine den Zweck, bei feindlichen Angriffen auf die stürmenden Schaaren geschleudert zu werden, wie es in den Darstellungen der Antoninssäule ersichtlich ist. Die Herdstellen scheinen durchwegs nur aus Lehm bestanden zu haben, der vorher angefeuchtet und geebnet wurde.

Völlig unaufgeklärt sind dagegen Brocken von Kalktuff, wie er sich an kalkreichen Quellen bildet. Man trifft auf derlei Tuffsteine nicht nur hie und da in unserer Ansiedlung, sondern auffallender Weise auch in heidnischen Grabstätten in Böhmen, bei Schlan, Podmokl, Hradišt und andern Orten [1]) und innerhalb des Schlackenwalles auf dem Feensmännelberg in der Lausitz [2]).

Charakter des Ortes.

Wie aus den ältesten historischen Nachrichten über die deutschen Stämme hervorgeht, war die gesammte Bevölkerung Germaniens über das ganze Land zerstreut. Es ist aber ein noch immer nicht beseitigter Irrthum, der sich einzig nur auf Tacitus stützt, dass die Germanen gar keine Städte besassen, ja überhaupt zusammenhängenden Wohnungen abhold gewesen seien, und jeder wie ein Einsiedler für sich gewohnt hätte. Geräth indess schon Tacitus mit sich in Widerspruch, indem er uns Asciburg am Rhein anführt [3]), die Stadt des Markomannenkönigs Marbod eine Königsstadt — „regiam“ (sc. urbem) [4]) — und Mattium die Hauptstadt des Volkes — „genti caput“ — nennt [5]), so wäre es ein leichtes, noch eine grosse Zahl von Schriftstellern gegen diesen Irrthum namhaft zu machen. Ich beschränke mich jedoch darauf, mich auf Cäsar zu beziehen, der in seinem Werke bei verschiedenen Gele-

[1]) Wocel, a. a. O. S. 15.
[2]) Preusker, Blicke in die heidnische Vorzeit, I. 44.
[3]) Tac. Germ. cap. III.
[4]) Tac. Ann. II, 62.
[5]) Tac. Ann. I, 56.

genheiten von den befestigten Städten (oppida) der Germanen spricht, und möchte dafür ausführlicher bei dessen Schilderung der Hauptstadt der Aduatuker verweilen, z. z. darum, weil sie auch für unsere Stadt an der March so zutreffend ist, als hätte Cäsar diese vor Augen gehabt [1]). Die Aduatuker waren ein Rest der Cimbern und Teutonen, die jenseits des Rheins zurückgeblieben und sich bis in Cäsars Zeit tapfer behauptet hatten. Nach Unterwerfung der ihnen benachbarten Nervier zog Cäsar auch gegen sie heran. Sie „gaben sofort alle ihre Städte und festen Plätze preis und zogen sich mit all ihrer fahrenden Habe in eine einzige Stadt zurück, welche von Natur äusserst fest war. Sie lag nämlich auf einem hohen Berge, der nach allen Seiten hin steile Felsabstürze hatte und nur auf einer Seite in einer Breite von nicht mehr als 200 Fuss mittels einer sanften Aufsteigung des Terrains zugänglich war. Diesen Punkt hatten sie durch eine doppelte hohe Mauer befestiget, hatten ferner ungeheure Felsstücke und vorn gespitzte Balken auf die Mauer geschafft."

Die Gleichartigkeit der beiden Festungsanlagen hier im Osten, wie dort im äussersten Westen Germaniens, gibt wohl ein weiteres Zeugniss für den germanischen Ursprung jener von Stillfried; hier wie dort umschloss die Umwallung einen so grossen Raum ein, dass er nicht nur die ständige Bevölkerung, sondern auch in Kriegszeiten jene der umliegenden einzelnen Höfe und Dörfer aufnehmen konnte.

Historisch beglaubigt für unsere Gegenden, und zwar für den Landstrich zwischen der March und der Waag, sind die Festungen des Vannius, den die Römer den Quaden als König aufgedrängt hatten [2]). Tacitus nennt sie allerdings nur Castelle, eines derselben musste aber doch so wie Stillfried und die Hauptstadt der Aduatuker von bedeutendem Umfange gewesen sein, da es die Jazygische Reiterei des Vannius in sich aufnehmen konnte. Cäsar würde beide oppida, befestigte Städte, genannt haben.

Denn mit der Ansiedlung inner den Wällen ist die Bedeutung des alten Stillfried nicht erschöpft. Auf der im Westen gegenüber liegenden, kaum eine Viertelstunde Weges entfernten Anhöhe, welche die ihrem Verfalle entgegengehende Rochuscapelle trägt, fand ich zahlreiche Scherben von Töpfergeschirr, das den-

---

[1]) Caesar, De bello Gallico, II, 29.

[2]) Tacitus, Ann. XII, 29, 30.

selben Charakter trägt, wie jenes der Ansiedlung selbst. Offenbar sind diese Scherben die letzten Reste einzelner Höfe oder vielmehr von Gruppen derselben, deren Bewohner entweder aus irgend einem Grunde keine Aufnahme innerhalb der Umwallung gefunden hatten, oder wie andere Ackerbauer zerstreut im ganzen Lande lebten. Spuren solcher zerstreuter Ansiedlungen habe ich auf dem östlichen Abhange des Manhartsgebirges und auf dem westlichen Zuge des Rohrwaldes gefunden.

Schon dieser Gegensatz zwischen der von mächtigen Wällen eingeschlossenen Ansiedlung und den zerstreut stehenden Höfen und Dörfern drückt jener ein wesentlich anderes Gepräge auf, so dass wir sie doch nicht mehr umwallte Höfe oder etwa ein befestigtes Dorf nennen können. Hier war der Wille des Einzelnen nicht mehr frei und allmächtig, hier hatte sich eine grössere Menge zu gegenseitigem Schutze enger zusammen gethan, hier war, um ein solches Werk zu Stande zu bringen, es zu erhalten und zu vertheidigen, eine strammere Ordnung und einheitliche Leitung nöthig, gegenüber dem losen Zusammenhange und der Ungebundenheit ausser den Wällen. Die Natur der Sache bedingte also schon einen so eingreifenden Unterschied zwischen den Wohnsitzen beider Art, wie er selbst in viel späterer Zeit zwischen Stadt und Dorf wohl intensiver, im Wesen aber nicht anders ist.

Freilich dürfen wir uns eine solche Stadt nicht so vorstellen, wie unsere heutigen Städte oder jene der Römer, mit gemauerten Häusern oder geschlossenen Gassenreihen; die urwüchsige Ungebundenheit liess sich auch inner der Ansiedlung schwer unter eine Richtschnur bringen. Doch sehen wir in unserer Quadenstadt an der March schon gesonderte Gewerbe, wie den Töpfer und den Schmied. Aus den Friedensschlüssen der Markomannen und Quaden mit Mark Aurel und mit Commodus ist ersichtlich, dass die Quaden auch schon eigene Märkte und Zusammenkunfsorte, letztere offenbar zu Rathsversammlungen besassen, deren einer Stillfried vermöge seiner Bedeutung gewesen sein wird [1]).

Zweifellos haben schon frühzeitig, noch ehe das römische Schwert bis hieher gedrungen, römische Kaufleute den Weg nach Stillfried ebenso, wie in Morbod's Königsstadt gefunden [2]), welche das Verlangen nach Gewinn an die Stätten aufgehäuften Raubes führte, um auf feindlichem Gebiete Handel zu treiben, ja auch

[1]) Cassius Dio, LXXI, 11, 15, LXXII, 2.

[2]) Tacitus, Ann. II, 63.

schon zur Zeit Cäsars zu den Sueven kamen, um die Kriegsbeute zu erschachern [1]).

Einen solchen Handel müssen wir hier um so eher voraussetzen, als wir auf Gegenstände stossen, die wie das Glas als vollendetes Fabrikat oder wie die Bronze oder der Elfenbeinkamm als Rohmaterial aus römischen Werkstätten hieher gelangten; ja es ist mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die nach dem Norden gehende Bernsteinstrasse an Stillfried vorüberführte, da das nahe Carnuntum der Ausgangspunkt derselben gewesen ist.

Bedingt endlich die Erbauung und Erhaltung eines solchen Werkes schon in Friedenszeiten das Vorhandensein einer Leitung, so müssen wir dieselbe auch als Sitz einer bestimmten Gewalt annehmen, die sicher auch nicht ohne Einfluss auf die nächste Umgebung ist und namentlich im Kriege zur vollen Autorität wird; umsomehr hier in Stillfried, dessen ausgedehnte Wälle, wie schon bemerkt worden ist, einer sehr grossen Zahl von Streitern zur Vertheidigung bedurften. Ob etwa hier gerade auch der Sitz eines quadischen Königs gewesen, werden vielleicht weitere Forschungen ergeben.

So denke ich, mich keiner Ueberschreitung schuldig gemacht zu haben, als ich von der Auffindung einer Stadt der Quaden sprach, deren Ruinen Zeugen einer ruhmvollen Vorzeit, uns bis heute erhalten worden sind.

Andere quadische Wohnsitze jenseits der Donau.

Eine Bevölkerung, die sich in Jahrhunderte langem Kampfe mit dem römischen Weltreiche messen durfte und den stets erneuerten Versuchen, Germanien zur römischen Provinz zu machen, erfolgreichen Widerstand leistete, hat seine Kraft nicht aus einem Orte geschöpft, nicht auf einen Ort gestützt; nur eine Ausdehnung über weite Strecken und eine Dichte der Volkszahl, die weit über unsere bisherigen Vorstellungen hinausgeht, konnte sie befähigen, die furchtbaren Verluste, welche die fast endlosen Kämpfe, namentlich der schreckliche Markomannenkrieg unter Mark Aurel herbeiführen mussten, rasch wieder zu ersetzen.

Es wird daher kein vergebliches Beginnen sein, quadische Wohnsitze auch tiefer im Innern des Landes zu suchen. So habe ich selbst im Verlaufe dieses Sommers noch mehrere derselben auf-

[1]) Caesar, De bello Gall. IV, 2, 4.

gefunden und kann nach den gewonnenen Erfahrungen nunmehr auch einige der früher aufgefundenen und hier schon besprochenen alten Ansiedlungen in Nieder-Oesterreich unbedenklich als quadisch erklären.

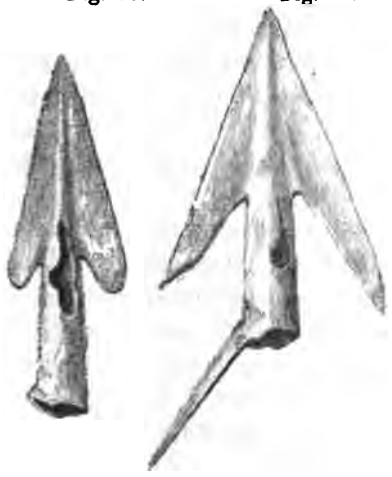
Ein derartiger quadischer Wohnsitz, nicht so grossartiger Erscheinung wie Stillfried, doch immerhin von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Vorgeschichte unseres Landes befand sich auf dem

Scheibenberg bei Kronberg,

am östlichen Thalgehänge des Russbaches. Längst war mir der Berg seines jähen und kahlen Abhanges wegen, so wie wegen seiner durch zwei seitliche Thaleinschnitte isolirten Lage bei meinen Excursionen nach dem Norden aufgefallen, umsomehr, als im Hintergrunde des nördlichen Thaleinschnittes ein kleiner Kegel sichtbar ist, der einem Tumulus vollkommen gleicht, so dass ich mich entschloss, auch diesen Berg meiner Untersuchung zu unterziehen. In der That fand ich meine Voraussetzung nicht getäuscht. Die Hochfläche des Berges ist ziemlich ausgedehnt, vollkommen eben und horizontal, gegen Westen durch den steilen Abfall gegen das Thal, im Norden und Süden durch kleine Seitenthäler begrenzt, in der That ein einladender Punkt in jener fernen Zeit, der denn auch zur Anlage einer Ansiedlung benützt wurde. An der Ostseite, die keine natürliche Abgrenzung hatte, wurde dieselbe durch zwei nebeneinander von Norden nach Süden laufende und allmälig gegen Südwesten sich biegende, allerdings niedrige Wällen abgeschlossen, deren äusserer etwa 276 M. lang ist. Innerhalb dieses Raumes werden durch das Pflügen der Aecker die Reste der Ansiedlung ausgeworfen, und deutlich sieht man auch hier die alte Culturschichte in den Wassereinrissen am steilen Rande, oft bis zu einem Meter dick und kann mit Leichtigkeit durch geringes Nachgraben zahlreiche Scherben, Knochen, Stückchen von Kohle, Asche u. dgl. zu Tage fördern, bei einiger Ausdauer auch auf einen Mahlstein, einen Feuersteinplitter, auf ein Bruchstück eines Webstuhlgewichtes und derlei unscheinbare und darum weniger beachtete Stücke stossen. Auffallende Stücke fanden vor mir schon einen Sammler. Bei meinem Aufenthalte in Kronberg erkundigte ich mich über etwaige Funde auf dem bezeichneten Platze und habe dadurch einen schon bejahrten Bauer Namens Philipp Gärtner, ausfindig gemacht, der in der That eine seltene Erscheinung in unserem

nieder-österreichischen Landvolke ist. Den schlichten Mann hatten die sonderbaren Dinge, die man auf dem Scheibenberge finden kann, von Jugend an dahin gezogen, und statt im Gasthause verbrachte er seine Sonntage auf den Feldern des Berges, wo er eine nicht unbeträchtliche Menge vorgeschichtlicher Gegenstände sammelte, unter andern über 60 Pfeilspitzen aus Bronze, 5 bis 6 aus Feuerstein, etliche aus Eisen, kleine Keile aus Stein, Feuersteinsägen, Lanzenspitzen aus Bronze und Eisen und ähnliches mehr. Leider sind diese Dinge in alle vier Winde zerstreut worden, da der Sammler damit Geschenke an Beamte und Freunde machte, in deren Händen sie natürlich sämmtlich verloren sind. An dem Wenigen, was er noch besitzt, und dessen wissenschaftlichen Werth er jetzt wohl zu ermessen weiss, hängt er nun mit Zähigkeit, die dem Manne im Interesse der Wissenschaft schon früher zu wünschen gewesen wäre. In seinem Besitze fand ich noch eine Lanzenspitze, Pfeilspitzen verschiedener Form und Hufnägel aus Eisen, eine Lanzenspitze, mehrere Pfeilspitzen, kleine Ringe, Knöpfe, verschiedene unbedeutende Bruchstücke aus Bronze, eine Pfeilspitze, Sägen und Splitter aus Feuerstein und endlich einige kleine Keile aus Stein, im Ganzen genug, um seinen Worten über die Zahl der übrigen Gegenstände vollständigen Glauben schenken zu können.

Fig. 33. Fig. 34.



Pfeilspitzen von Kronberg. Nat. Grösse.

Mit diesen Fundstücken stehen die Thongefässe der Ansiedlung, soweit sie sich aus den Scherben beurtheilen lassen, in vollem Einklange; man findet nicht nur die einfachen Formen grosser Gefässe, deren Masse mit grobem Sande durchmischt ist, wie in den Ansiedlungen mit vorwiegenden Steinwerkzeugen, sondern auch feinere Erzeugnisse und namentlich ein Ornament, das aus einer um den Leib des Gefässes laufenden Binde besteht, welche in wechselweise schraffirte und mit eingedrücktem Ringelchen ausgefüllte Dreiecke eingetheilt ist. Dieses Ornament und namentlich die kleinen Ringe

sind, wie schon bei der Beschreibung des Kammes erwähnt wurde, der späteren Bronze- und ersten Eisenzeit eigenthümlich.

Fig. 35.

Urnenscherbe von Kronberg. 1/3 der natürl. Grösse.

Aus allen Funden ergibt sich übereinstimmend, dass die Ansiedlung auf dem Scheibenberge der Zeit nach zwischen den mehr im Westen unseres Bezirkes gelegenen Ansiedlungen, die vorwiegend Funde von Steinwerkzeugen ergeben, und der Ansiedlung von Stillfried einzureihen ist. Gestatten die Steinkeile, die Feuersteinsägen, die Schwäche des Walles den Schluss, dass die Gründung in eine weit ältere Zeit hinaufreiche, so zeigen die Funde von Eisengeräthen, dass die Dauer des alten Kronberg bis ungefähr in dieselbe Zeit herabgeht wie des alten Stillfried, dass sonach beide Ansiedlungen lange Zeit nebeneinander bestanden haben.

Gewiss sehr beachtenswerth ist es, dass auch hier auf dem Scheibenberge wie in Stillfried, ganz nahe der Ansiedlung ein Tumulus sich befindet, der ohne Zweifel zur Ansiedlung gehört. Ich fand auf ihm einzelne, mit Asche, Kohle und schwarzer Erde angefüllte Gräber, und wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, dass der Tumulus als Begräbnissstätte der Ansiedlung, wenn auch nur für einzelne ihrer Bewohner gedient hat. Die Scherben aus den Gräbern, die ich sah, gehören Gefässen an, die auf der Töpferscheibe gemacht sind, und entsprechen selbst in der Art der Töpferzeichen genau denen der späteren Periode in Stillfried.

Die durch die Funde nachgewiesene Gleichzeitigkeit der Ansiedlungen von Kronberg und Stillfried, ihre benachbarte Lage, die beiden eigenthümliche Sitte, neben der Ansiedlung Tumuli zu errichten, geben ein unabweisbares Zeugniss dafür, dass auch die Ansiedlung auf dem Scheibenberge bei Kronberg ein quadischer Wohnsitz gewesen sei.

Mit derselben Sicherheit lässt sich das an einer anderen alten

Ansiedlung zwischen Grub und Dürnkrut

behaupten, die sich eine Stunde nördlich von Stillfried befindet, und zwar ebenfalls am Rande eines Abfalles gegen die unmittelbar an demselben vorbeifliessende March, und von einem an den

übrigen Seiten im Bogen sich herumziehenden Walle umschlossen. Der Wall ist zum Theile durch die Bodencultur eingeebnet, zum Theile noch gut erkennbar, doch nirgends von der staunenswerthen Mächtigkeit und Ausdehnung wie in Stillfried. Er fällt nur gegen die Aussenseite ab und verflacht sich nach innen. An der Nordseite zeigen sich in unmittelbarer Nähe Spuren noch anderweitiger Wälle, deren Untersuchung, sowie die eingehendere Erforschung des Ortes überhaupt einer späteren Zeit vorbehalten bleiben musste, da vorerst die Stillfrieder Ansiedlung meine ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt. Doch wurde jetzt schon der Bestand einer alten Ansiedlung nicht einzig durch die Umwallung, sondern auch durch Fundstücke constatirt. Zahlreiche Scherben von Thongeschirr bezeugen auch hier die längere Dauer der Ansiedlung, weil deren sowohl von Freihandgefässen, als auch von Gefässen, die auf der Drehscheibe erzeugt wurden, vorkommen. Sie entsprechen im Allgemeinen jenen von Stillfried. Ein Bruchstück von einem Schleifstein, ein Mahlstein und ein Spinnwirtel nebst Feuersteinsplittern vervollständigen vorläufig diese Scherbenfunde, wozu noch als Abfälle von der Nahrung zahlreiche Knochen und Schalen von Muscheln, die man wahrscheinlich aus der March heraufgeholt hatte, kommen.

So viel sich bis jetzt erkennen lässt, fällt die Gründung dieser Ansiedlung gleich jener von Kronberg in eine frühere Zeit als die Stillfrieds, hat aber sicher ungefähr ebenso lange gedauert als diese. Gleichheit der Zeit und unmittelbare Nachbarschaft machen es zweifellos, dass auch diese Ansiedlung, wenn auch an Ausdehnung und Bedeutung hinter Stillfried weit zurückstehend, doch wie dieses ein befestigter Wohnort der Quaden gewesen sei.

Sind Ergebnisse von Forschungen an sich schon eine Bereicherung unserer Erkenntniss, so werfen sie auch noch ihren Lichtschein auf früher gewonnene Resultate. So lässt sich nun vorzüglich nach den in Stillfried gemachten Erfahrungen mit Sicherheit behaupten, dass auch die beiden, einander unmittelbar benachbarten Ansiedlungen auf dem Leisser Berge und Steinberg wenigstens eine Zeit hindurch von Quaden bewohnt gewesen seien [1]). Beide Orte waren durch Wälle geschützt, beide waren von längerem Bestande, namentlich hat die Ansiedlung auf dem Leisser

[1]) Vergl. m. Bericht über dieselben, Mitth. der anthrop. Ges., Bd. II, S. 125.

Berge bis tief in unsere Zeit herein gedauert, was nicht nur die Funde von Scherben gedrehter Gefässe, von Bronze, und in Thonscherben eingebackener Eisentheile, sondern auch die nunmehr völlige vereinsamte Kirche, die letzte Erinnerung an die Fortdauer der Ansiedlung bis in die christliche Zeit, bezeugen. Sehr merkwürdig ist eine andere Analogie, welche die Ansiedlung auf dem Leisser Berge mit Kronberg und Stillfried gemein hat, dass nämlich in der Nähe derselben ebenso wie bei den genannten Orten ein Tumulus, oder genauer gesprochen ein tumulusartiger umwallter Berggipfel (die kleinere Spitze des Buschberges) sich befindet, auf welche Erscheinung umsomehr Gewicht zu legen ist, als sie auch noch an anderen Orten wiederkehrt.

Fig. 36.

Scherbe mit dem Sonnenrade vom Steinberg. 1/3 der natürl. Grösse.

Endlich verdient bei dieser Ansiedlung die bereits früher von mir constatirte Thatsache Erwähnung, dass auch hier Bruchstücke von römischen Leisten-Ziegeln vorkommen [1]). Es ist also kein Zweifel, dass die Römer bis hieher vorgedrungen und hier so tief im Lande den Bau eines Castelles ausgeführt haben. Damit ist auch die umwallte Ansiedlung auf dem Leisser Berge als einstiger quadischer Wohnsitz sichergestellt, der den Römern wichtig genug schien, ihn in unmittelbarer fester Gewalt zu behalten.

Michaelsberg, Haselberg, Eggenburg, Gösing.

Obzwar die Gleichartigkeit anderer vorgeschichtlicher Wohnorte in Niederösterreich mit den bisher beschriebenen nicht so in die Augen fällt, so glaube ich doch unbedenklich jene auf dem Michelsberg [2]) und Haselberg [3]), so wie die heute noch bestehenden Ortschaften Eggenburg [4]) und Gösing [5]), wenn

[1]) Mitth. der anthrop. Ges. Bd. IV, S. 79, Note
[2]) Mitth. d. anthrop. Ges. Bd. II, S. 118.
[3]) Ebenda. Bd. II, S. 129.
[4]) Ebenda. Bd. I, S. 160.
[5]) Ebenda. Bd. II, S. 113.

auch vielleicht nicht als quadische Gründungen, so doch als einstige quadische Wohnorte erklären zu können.

Kadolz, Waisenberg.

Es überschreitet kaum das Gebiet meiner Aufgabe, wenn ich hier noch bemerke, dass J. Grimm [1]) die Ableitung des Personennamens Kadolt oder Chadoldus aus dem Volksnamen Quaden als unbestreitbar betrachtet, und es beachtenswerth findet, dass dieser Name gerade in österreichischen, mährischen und deutschböhmischen Geschlechtern fortlebte, die deshalb altquadischer Abkunft zu sein scheinen. Wir werden daher kaum fehlen, wenn wir unser Kadolz an der Pulka, welches 1108 Chadoltis (genitivischer Ortsname, wie Siegharts, Waldreichs und viele andere in Nieder-Oesterreich) zuweilen auch Chadoltsburg hiess, als eine quadische Gründung betrachten. Auffallend ist, dass in der Gegend von Nikolsburg der Name Chadolt besonders häufig vorkommt; so erscheint in Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst ein „von Velsperc Kadolt" und der „weise (orphanus) Sîfrit Kadolt" und „Chadoldus orphanus". Nun sind diese Waisen oder orphani die Besitzer der Waisenburg auf dem Waisenstein, einem Berge der Pollauer Gruppe, der auf seinem ausgedehnten Plateau und auf vielen Theilen seiner Abhänge tausendfache Spuren einer vorgeschichtlichen Ansiedlung u. z. einer der grössten in unseren Gegenden trägt [2]). Wo immer man auf dem Plateau des Berges oder in der Umgebung der Waisenburg den Boden nur etwas aufschürft, stosst man auf dieselben. Reicht diese Ansiedlung einerseits gewiss in die Zeit der geschliffenen Steinwerkzeuge zurück, so ist es andererseits unzweifelhaft, dass sie wenigstens bis in die Zeit der Bronze gedauert hat. Merkwürdiger Weise befindet sich auch hier wieder ein obzwar kleiner Tumulus, der Goldhügel genannt — hat man in demselben vielleicht einmal Goldschmuck gefunden? — der aus dem Grunde umso bemerkenswerther ist, weil er aus herbeigeholter Erde aufgeführt wurde.

So verbindet die Ansiedlungen auf den Pollauer Bergen bei Nikolsburg nicht nur die vollständige Analogie der Fundstücke, der Gepflogenheiten,

---

[1]) Geschichte der deutschen Sprache, III. Aufl., S. 353.

[2]) Man sehe hierüber meinen zweiten Bericht über urgeschichtl. Wohnsitze in Nieder-Oesterreich, Mitth. der anthrop. Ges., Bd. II, S. 123, und J. Liedermann, Prähistor. Ansiedlungen im Nikolsburger Bezirk, ebenda Bd. III, S. 137.

überhaupt fast aller Erscheinungen, sondern selbst der Name mit dem Volke der Quaden.

Damit aber treten einzelne der hier genannten vorgeschichtlichen Ansiedlungen, die sich als quadische manifestiren, in so mannigfache und so nahe Beziehungen zu den übrigen vorgeschichtlichen Ansiedlungen Nieder-Oesterreichs, deren Reste vorzugsweise aus polirten Steingeräthen bestehen, dass sich uns die unabweisbare Nothwendigkeit aufdrängt, in Zukunft auch die Frage zu prüfen, ob nicht die Ansiedlungen der sogenannten jüngeren Steinzeit in Nieder-Oesterreich, germanische Wohnsitze, vielleicht auch germanische Gründungen gewesen seien. Freilich müsste damit auch in Erwägung gezogen werden, ob nicht die Ureinwanderung der Germanen in eine weitaus ältere Zeit zurück verlegt werden müsse, als man gemeiniglich annimmt.

Quadensitze diesseits der Donau.

Altenburg.

Ist die Existenz zahlreicher Wohnsitze der Quaden jenseits der Donau selbstverständlich und vielleicht nur deren Auffindung, da sie ja weniger von unermüdlichem Fleisse als von der mehr oder weniger guten Erhaltung der Reste abhängig ist, unerwartet, so ist die Auffindung ähnlicher verschanzter Waffenplätze wie Stillfried, auf römischen Boden selbst, in fast unmittelbarer Nähe des Winterlagers von Carnuntum geradezu überraschend.

Wie bekannt, hatte die römische Stadt Carnunt [1]) eine bedeutende Grösse und erfüllte nicht nur den Raum zwischen den beiden heutigen Orten Petronell und Deutsch-Altenburg, sondern erstreckte sich stellenweise weit darüber hinaus. Fast in der Mitte zwischen beiden Orten, und wie es scheint in der Mitte Carnuntums selbst, befand sich das römische Winterlager, wo Mark Aurel längere Zeit lebte, Licinius zum Kaiser ausgerufen, von wo aus mancher Heereszug in das jenseitige germanische Land unternommen wurde.

Wall und Graben desselben sind noch vorhanden und am steilen Uferabsturze gegen die Donau ragen die Grundmauern der einstigen Militärgebäude hervor. Von der östlichen Pforte des Castrums wird die an der Donau abwärts führende Strasse unablässig von den allerdings bis in die kleinsten Trümmer zerfallenen Resten der Stadt, auf die man in den Feldern zu beiden Seiten

[1]) Freih. v. Sacken, Die römische Stadt Carnuntum, Sitzungsber. d. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Classe, Bd. IX, S. 600.

fast bei jedem Schritte stosst, bis nach Deutsch-Altenburg hinein begleitet; noch unmittelbar vor diesem Orte liegt zur Rechten der Strasse ein gewaltiger Mauerblock eines einstmals hier gestandenen Gebäudes. Jenseits Deutsch-Altenburg scheint Carnuntum durch ein vom sogenannten Pfaffenberge, einem Ausläufer des grossen Hundsheimer Berges, gegen die Donau hinausgreifendes, insbesondere gegen Altenburg und gegen den Strom schroff abfallendes Felsplateau abgegrenzt gewesen zu sein, wenngleich in Hainburg neuerdings zahlreiche Reste römischer Bauten, vielleicht von Landhäusern oder von einem Vororte auftreten.

Dieses Felsplateau, „am Stein" genannt, war die Stätte einer dauernden Ansiedlung desselben Volksstammes, der Stillfried gründete und bewohnte.

Schon auf den Feldern links von der Strasse, welche das Plateau vom Bergabhange scheidet, kann man bei einiger Aufmerksamkeit auf alte Scherben stossen; der eigentliche Wohnplatz, wo die Hütten dicht beisammen gestanden sind, befand sich jedoch an der äussersten nordwestlichen Ecke des Plateaus, wo es von fast unersteiglichen Felsabstürzen begrenzt ist. Auch hier bewährte sich in der Auswahl des Platzes wieder der sichere Blick, der die natürlichen örtlichen Vortheile sofort zu finden und zu benützen verstand, wie sie im nahen Stillfried und in der fernen Stadt der Aduatuker gefunden und benützt wurden. Kaum lässt sich ein günstigerer Platz zur Anlage eines Festungswerkes jener Zeit denken, wo schwere Geschosse fehlten. Die Felsabstürze gingen damals unmittelbar in den Strom hinab, der somit nicht nur zum grösseren Schutze beitrug, sondern ein unentbehrliches Lebensmittel, das Wasser, herbeischaffte, das man sich wohl auf gesicherten Steigen leicht heraufholen konnte.

Dieselbe Thatkraft, welche die Männer von Stillfried beseelte, hat auch hier einen Graben ausheben geholfen und einen mächtigen Wall aufgeführt, der die Ansiedlung in derselben Weise wie dort an der zugänglichen Seite abschloss; ja die Arbeit war hier auf felsigem Boden eine viel mühevollere und schwierigere, überall wurde der Graben bis in den felsigen Grund vertieft, ein Beweis, dass es kein flüchtiges Werk eines kurzen Aufenthaltes gewesen. In Stillfried scheint, wie ich schon erwähnt habe, an den steilen Rändern der Ansiedlnng nur stellenweise ein Wall bestanden zu haben, hier wurde dagegen überall, selbst an den schrofsten Felsabstürzen ein solcher, wenn auch nicht in dem Massstabe wie der

Hauptwall aufgeführt. Offenbar hatten die Erbauer in irgend einer Weise bereits die Erfahrung gemacht, dass auch noch so steile Abstürze vor Angriffen mit Hilfsmitteln einer durchbildeten Kriegskunst nicht schützen, man wird wahrgenommen haben, dass der Feind nicht nöthig hat, die felsigen Wände hinanzuklimmen, sondern mittels eines Angriffsdammes sich selbst einen Weg hinauf bahnen kann; man hatte wahrscheinlich auch gesehen, wie in sicherer Ferne hölzerne Thürme gebaut wurden und drohend heranrückten.

Wenn wir mit diesem Werke die sehr primitiven, ja fast kindischen Befestigungsversuche auf dem Steinberg oder Leisser Berge, oder bei Kronberg vergleichen, so gewinnen wir die Ueberzeugung, dass dasselbe erst nach vielen Erfahrungen, also auch erst lange Zeit nach jenen Versuchen in dieser, wenn auch noch immer rohen und den Römern gegenüber unzulänglichen, aber doch um so vieles vollkommneren und umfassenderen Weise ausgefährt worden sein kann. Und innerhalb der Umwallung stossen wir wieder auf eine Kulturschichte, welche Reste einschliesst, so Kohlen, Asche, Knochentrümmer, Scherben von Gefässen und einzelne Geräthe aus Eisen, die das längere Dasein von Menschen auf diesem Boden verbürgen.

Dass aber der Volksstamm, welcher hier „am Stein“ sich einen Wohnsitz gegründet, diese Wälle gebaut, diese Reste hinterlassen hat, der nämliche gewesen sei, welcher einen kurzen Tagemarsch jenseits der Donau, in Stillfried sich ein mächtiges Bollwerk geschaffen hat, das bezeugen die Gleichartigkeit der Reste, die Anwendung derselben Mittel, die Einheit der Sitten.

Zeigt schon die ganze Anlage der Befestigung eine merkwürdige Uebereinstimmung mit Stillfried, so ist die Bauart der Wälle geradezu die nämliche, denn auch die Wälle „am Stein“ sind gebrannte Wälle.

Der Brand ist jedoch nicht oder nur stellenweise gelungen, sei es, dass die Erbauer der Wälle es nicht mehr so recht verstanden, dass es ihnen an Erfahrungen fehlte, da sie vielleicht dabei nur nach einer Tradition der Väter verfuhren, sei es, dass das Material der Wälle (stark mit Sand versetzte Humuserde ohne Lehmbeimischung), nicht so geeignet ist, durch Feuer in grossen festen Massen zusammenzubacken, kurz es sind die Holzmassen

mehr verkohlt wie einem Meiler, als verbrannt, und die in Folge dessen schwächere Hitze hat die Wälle nicht in dem Masse durchfrittett, wie in Stillfried.

Leider ist jetzt der grösste Theil der Ansiedlung unter dem Schlägel der Steinbrecher verschwunden, dem Strome hat man am Fusse der Felsen einen Weg abgerungen, und sich tief in den Berg hineingearbeitet, und nun ragen auf einzeln stehen gebliebenen unzugänglichen Klippen die Reste der Wälle empor, mit Asche und rothgebrannter Erde, und zeigen an den blossgelegten Stellen, so nebeneinander gelagert, wie sie einst hingelegt wurden, die langen, schwarzen, verkohlten Stämme. Nicht ohne Bewegung steht man an diesen Ruinen!

Was die übrigen Reste der Ansiedlung betrifft, so fällt vor Allem auf, dass man hier nicht mehr auf jene unerschöpflichen Massen von Asche und Schutt der Hütten stosst, dass somit hier auf dem so furchtbar umstrittenen Boden die Zeugen gewaltiger Kämpfe zu fehlen scheinen. Allerdings findet man auch hier auf dem Raume, wo die Hütten gestanden haben mussten, noch Asche, aber kaum mehr als durch den Bestand der Ansiedlung selbst erklärt werden kann; gebrannte Wandbewurfstücke fehlen dagegen gänzlich, sei es, dass überhaupt niemals eine Feuersbrunst die Hütten verzehrte, oder dass die Bewohner der „alten Burg am Stein" bereits gelernt hatten, gezimmerte Häuser zu bauen. Im Allgemeinen macht die Culturschichte den Eindruck ruhigeren Bestandes gleich der oberen Schichte in Stillfried, was freilich mit dem kriegerischen Charakter jener Zeit, in welche allein wir die Ansiedlung versetzen können, in Widerspruch zu stehen scheint.

Mit dem Mangel an Wandbewurf stimmen auch die in der Culturschichte enthaltenen Scherben. Ihre Mehrzahl stammt von gedrehten Gefässen und es ist hier wie in Stillfried dieselbe hartgebrannte Thonmasse, es sind dieselben aus einfachen Strichen oder Wellenlinien oder mit einem mehrzinkigen Geräthe eingedrückten viereckigen Punkte, wie in Oberleiss, dem römischen Castelle, oder auf dem Boden der alten Vindobona [1]). Ich bin jedoch weit entfernt, diese Thongefässe etwa ausschliesslich den Römern selbst zuzuschreiben; sie dürften vielmehr auch dort, wo sie auf altem römischen Boden sich finden, der einheimischen Bevölkerung der Römerzeit, wie die analogen Gefässe am Rhein angehören.

[1]) Ueber eine germanische Bevölkerung in Vindobona, siehe Kenner, Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. II, S. 198.

Unter den Scherben von Freihandgefässen habe ich nicht mehr jene Formen und Ornamente gefunden wie im Walle von Stillfried, und in dessen unterer Culturschichte, die an jene von Hallstatt und der Býčiscala so lebhaft erinnern; sie haben vielmehr mit den Scherben aus dem Tumulus von Zegersdorf, den diesen analogen Scherben in Stillfried und namentlich mit jenen des Tumulus von Nieder-Fellabrunn eine im hohen Grade überraschende Gleichheit; es ist dieselbe ziemlich hart gebrannte, entweder von beiden Seiten mit Graphit, oder auch innen mit einem weisslichen Beschlage belegte Masse; es sind dieselben weitbauchigen Formen hier wie dort; und dabei sind diese Scherben so charakteristisch, und unterscheiden sich so genau von anderen, dass man sicher keinen Fehler begeht, wenn man auch aus diesen Fundergebnissen schliesst, die Bewohner von Stillfried, der „alten Burg am Stein" und die Erbauer der Tumuli von Stillfried, von Zegersdorf, von Nieder-Fellabrunn seien desselben Volkes gewesen.

Sollen wir eine specielle Bestimmung der Zeit treffen, so lässt sich sagen, dass die Wälle von Stillfried am ältesten sein, die genannten Tumuli und die Wälle von Altenburg als jünger und unter sich ungefähr gleichzeitig erklärt werden müssen.

Da ich bis jetzt in Altenburg nur die Stellen der Culturschichte untersuchen konnte, die schon blossliegen, so ist die Ausbeute von Fundstücken anderer Art keine bedeutende. Ausser zwei kleinen Stückchen Eisen, einer Klammer und eines Nagels, fand ich noch zwei Pfeilspitzen, die eine 10 Cm. lang, vierkantig und schwach, mit Schaftloch, offenbar eine Nachbildung des vierkantigen römischen Pfeiles, die andere 8.5 Cm. lang, mit 4.5 Cm. langem und etwas über 2 Cm. breitem, lanzettförmigem Blatte und mit einem in den Schaft zu schiebenden Angel statt des sonst üblichen Schaftloches. Erinnert die erstbeschriebene Pfeilspitze offenbar an römische, so prägt sich in der anderen eine der ältesten Formen deutscher Pfeilspitzen aus, wie sie in den Gräbern bei Kempten zugleich mit Schwertern von offenbar antikem Charakter sich fanden [1]). (Fig. 37, 38.)

Beachtenswerth ist eine weitere Analogie mit Stillfried, nämlich das gänzliche Fehlen von Steingeräthen jeder Art; insbesondere fällt der Mangel der sogenannten Mahlsteine auf, wogegen

---

[1]) Lindenschmit a. a. O., Bd. I, H. II, T. VI, Fig. 1, 2.

auch hier wieder Hand-Mühlsteine vorkommen. Ich fand deren nicht weniger als drei. Der eine, u. z. der vertiefte, aus ziemlich hartem Sandstein, hat 45—48 Cm. im Durchmesser, ist durchschnittlich 9 Cm. dick, und nur auf der mahlenden Fläche bearbeitet wie jene von Kamp.

Fig. 37, 38.

Pfeilspitzen von Altenburg. Natürl. Grösse.

Endlich muss ich auch noch des nicht seltenen Vorkommens von römischen Ziegeln gedenken. Da jedoch dieselben in dieser Gegend geradezu unvermeidlich sind, und da sich durchaus keine Spuren irgend eines Mauerwerkes zeigen, so ist zu vermuthen, dass sie von den bis in die unmittelbare Nähe heranreichenden Bauwerken Carnuntums in die Ansiedlung gelangt sind.

Auch die häufig vorkommenden Knochenreste entsprechen denen von Stillfried, sowohl was die Thierarten betrifft als auch in Bezug auf die treffliche Erhaltung derselben. Am häufigsten ist auch hier der Hirsch und das Schwein neben Rind und kleineren Wiederkäuern vertreten.

Was das Alter dieser Ansiedlung betrifft, so ergeben sich über die Zeit der Gründung nicht so sichere Anhaltspunkte wie in Stillfried; doch will ich es versuchen, aus einigen nicht unwichtigen Vorkommnissen die möglichen Schlüsse zu ziehen.

Ich habe schon erwähnt, dass hier Scherben solcher Gefässe, die dem Ausgange der Bronzezeit in den nächsten grossen Bronzestationen, Hallstatt und Bylčiscala, so eigenthümlich sind, und deren Vorkommen im Walle sowohl, als innerhalb der Ansiedlung über die Zeit der Erbauung von Stillfried Aufschluss gab, fehlen; umso weniger sind solche zu treffen, die zufolge ihrer technischen Bearbeitung oder der Ornamentik einer noch älteren Zeit angehören könnten. Dagegen finden wir hier Reste von Gefässen, die auf der Drehscheibe erzeugt wurden, in überwiegender Zahl, während die Scherben der Freihand-Gefäss auf die Zeit der Er-

bauung der Tumuli verweisen. Ferner zeigte sich innerhalb der ganzen Ansiedlung auf den vielen blosgelegten Stellen keine Spur eines Steingeräthes, eines Mahl- oder Schleifsteines, dagegen Geräthe aus Eisen und Handmühlsteine. Konnte man nun die Erbauung der Wälle von Stillfried frühestens in den Ausgang der Bronzezeit setzen, also, wenn wir Ziffern gebrauchen wollen, in die zweite Hälfte des Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung, so müssen wir die Gründung der alten Burg „am Stein" um einiges in der Zeit herabrücken. Da sich ferner aus mehrfachen Analogien ergeben hat — und es wird sich noch eine weitere zeigen — dass jenes Volk, welches die Brandwälle von Stillfried erbaute, also die Quaden, auch die Brandwälle „am Stein" errichtet hat, so kann man die Gründung dieser letzten Ansiedlung kaum vor den Beginn der Römerherrschaft setzen, da die Römer wohl den Wink der Barbaren beachtet und den fortificatorisch so trefflichen Platz selbst benützt haben würden [1]), und da auch die Fundstücke gegen eine so frühe Gründung zu sprechen scheinen; sie kann aber auch kaum in die erste Zeit der Römerherrschaft gedacht werden, weil die Römer schwerlich ein solches Bollwerk, wenn die Quaden in den Wechselfällen der Kriege Zeit und Gelegenheit gehabt hätten, es zu errichten, in so unmittelbarer Nähe ihrer Provinzhauptsadt geduldet haben würden, die Funde aber gleichwohl von einer längeren Dauer der Ansiedlung zeugen. Ebenso wenig kann man annehmen, dass die Römer so unklug sollten gewesen sein, hier die diesseits aufgenommenen germanischen Schwärme, wie z. B. die Gefolgschaft des aus seinem Lande vertriebenen Quadenkönigs Vannius [2]) anzusiedeln und ihnen die Aufführung solcher Verschanzungen zu gestatten.

Die erste Gelegenheit zu dauernder Besitzergreifung dieses Landstriches durch germanische Schaaren ergab sich erst bei der Abtretung eines Theiles von Oberpannonien (260 n. Chr.) durch Gallienus an den Markomannenkönig Attalus, wobei vielleicht auch die Gegend von Carnuntum inbegriffen war [3]). Indess ist wohl nicht leicht zu glauben, dass in diesem Falle die Germanen sich erst einen Wohnsitz neu gegründet und mit Wällen umgeben haben sollten, wenn ihnen Carnunt, und namentlich das römische Win-

[1]) Vergl. Schuster, die alten Heidenschanzen Deutschlands, S. 26.

[2]) Tacitus, Ann. XII, 29.

[3]) Vergl. Freih. v. Sacken, Carnuntum, a. a. O., S. 674, dagegen Kenner, Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. II, S. 147.

terlager mit seinen Festungswerken, seinen militärischen Gebäuden und, wie anzunehmen ist, selbst luxuriös ausgestatteten Palästen geöffnet worden, und wir können demnach nur annehmen, dass damals dieser Landstrich entweder gar nicht in den Besitz der Germanen gelangt, oder dass sie doch weit eher sich in Carnunt selbst niedergelassen, als erst eine eigene Niederlassung ausserhalb der Stadt gegründet haben.

Es scheint vielmehr, dass die Besitzergreifung und Befestigung der Ansiedlung „am Stein" nicht in friedlicher Zeit, sondern in einer Zeit des Kampfes erfolgte, am wahrscheinlichsten, als Carnunt schon zerstört war, und sein Trümmerhaufe keinen zur Ansiedlung einladenden Raum mehr bot, also nicht vor dem Jahre 374 n. Chr., vielleicht aber auch noch später gegen das Ende der römischen Herrschaft.

Es ist unter den möglichen Fällen am ehesten zu vermuthen, dass dasselbe feindliche Heer, welches nach Bewältigung des Winterlagers der römischen Legion die Stadt Carnuntum zerstörte, sich hier neben den Trümmern derselben auf geeignetem Platze festzusetzen versucht hat. Damit ist noch nicht gesagt, dass ein solcher Versuch der seit dem Jahre 374 fort und fort über die Donau sich ergiessenden germanischen Schaaren keine Unterbrechung erlitten haben könne. Wenn eine solche in Folge der immer wieder zusammengerafften Kräfte des sinkenden weströmischen Reiches eingetreten ist, so hat jedoch alsbald wieder eine Besitzergreifung durch andere germanische Schaaren u. z. wie die Mächtigkeit der Culturschichte darthut, auf längere Zeit stattgefunden.

Das Dunkel, welches über den einzelnen Ereignissen dieser Stätte schwebt, werden wir nie völlig beseitigen können, und in wenig Jahrzehnten wird diese merkwürdige Ansiedlung, obwohl auf Felsen wie für die Ewigkeit gegründet, unter dem Schlägel der Steinbrecher vom Erdboden gänzlich verschwunden sein!

Wann immer nun die ersten Erbauer gekommen sein mögen, sie haben sich ihrer angestammten Volkssitte gemäss eingerichtet, sie haben den gewählten Wohnsitz den gemachten Erfahrungen zufolge nunmehr durch eine vollständige Umwallung geschirmt und den eroberten Boden als ihre Heimat betrachtet. Unmittelbar am Fusse des Pfaffenberges zieht, wie schon erwähnt, die donauabwärts nach Osten führende Strasse vorüber; die Abstürze des Felsplateau's „am Stein" drängen sie knapp an den Berg hinan und kein anderer Raum erübriget für sie. Gerade dort musste auch die

Römerstrasse vorbeigezogen sein, und dort hart an der Strasse, damit ihn die Vorbeiziehenden sehen mussten, führten sie wie vordem in Stillfried auf den gebrochenen Mauern des römischen Castelles, wie in Kronberg, wie auf dem Waisenberg, wie in der Nähe des Leisser Berges einen mächtigen Tumulus auf, vielleicht über den Leichen ihrer gefallenen Helden, vielleicht den vorüberziehenden Schaaren ein Erinnerungsmal, vielleicht auch als weithin über das Trümmerfeld Carnuntums sichtbares Zeugniss der Besitzergreifung des Bodens. Es ist gewiss bedeutsam, dass wie hier am östlichen so auch am westlichen Ende Carnuntums, bei Petronell, ein Tumulus aufgerichtet worden ist.

Hoch oben aber, auf dem Plateau des Pfaffenberges, auf einem Punkte, von dem aus man die weite Ebene zu Füssen und den Strom überschaut, und tief in das Marchfeld bis zu den dasselbe begrenzenden dunkeln Hügeln blickt, haben sie einen Ringwall aus Erde errichtet, der etwa einen Meter hoch ist und einen 50 bis 60 Schritte im Durchmesser haltenden flachen inneren Raum umschliesst.

Ich zähle dieses Bauwerk unbedenklich den Bewohnern der Ansiedlung am Stein zu. Schon die Verwendung der Art des Materiales, nämlich der Erde, obwohl hier oben genug Steine zu einem Steinkreise zur Verfügung gestanden wären, zeugt von einer heimischen Sitte, der die Erbauer gefolgt sind, nämlich durchwegs Erde statt der in anderen Ländern üblichen Steine zu ihren Bauten zu verwenden. Diese Sitte aber treffen wir, wie schon berichtet, am Fusse des Berges bei Aufführung der Brandwälle „am Stein" und des Tumulus daselbst wieder, wir stossen auf sie jenseits der Donau mitten im Quadenlande, wo wir die Vorbilder dieses Ringwalles nur weitaus grossartiger finden, von denen ich noch erzählen werde.

Dass diese Ringwälle nichts anderes sein konnten, als Stätten der Gottesverehrung, Umfriedungen, welche ihre Heiligthümer einschlossen, hoffe ich an späterer Stelle nachweisen zu können. Wie also die Bewohner des Steinberges und des Leisser Berges um den Gipfel des Buschberges einen Wall legten, um dort ihre Heiligthümer aufzustellen, wie dieses nicht da allein, sondern noch an vielen Orten Niederösterreichs jenseits der Donau geschah; so erbauten die Bewohner der alten Burg am Stein auf der Höhe des weit ausschauenden Berges ihren Ringwall, der ihre „arae et fana" umschloss.

Vielleicht bewahrt auch noch der Name „Pfaffenberg“ eine Erinnerung an jene Tempelstätte.

In unmittelbarer Nähe des Ringwalles, doch nicht innerhalb desselben findet man zahlreiche Bruchstücke von behauenen Steinen, von Gesimsen und von römischen Leistenziegeln. Es hat sonach zweifellos hier auch ein römisches Bauwerk bestanden, indess vermag ich nicht mit Sicherheit etwas über dessen Bestimmung zu sagen, noch weniger wird sich ermitteln lassen, welches der beiden Bauwerke, ob das germanische oder das römische früher errichtet worden ist. Man wird jedoch kaum irren, wenn man annimmt, dass die Römer, die mit solcher Vorliebe fremde Gottheiten und fremden Cultus aufgenommen, an dieser Stelle ebenfalls einen Tempel, vielleicht gar zu Ehren einer germanischen Gottheit hatten. Ob aber die Römer auf dieser Stelle einen Tempel bauten, weil sie hier ein germanisches Heiligthum getroffen, ob die Germanen neben den gestürzten Altären der Römer ihren Ringwall zogen, wer vermöchte das zu sagen?

Wie lange die Ansiedlung „am Stein“ gedauert habe, lässt sich mit positiven Zahlen ebenso wenig ausdrücken, als bei Stillfried und anderen vorgeschichtlichen Ansiedlungen Niederösterreichs. Mag in der Besiedlung des Ortes in den furchtbaren Stürmen der letzten Zeit der Römerherrschaft und während der Völkerwanderung gar manche Unterbrechung eingetreten sein, so wurde derselbe doch immer wieder aufgesucht und auf's Neue bewohnt. Eine solche Unterbrechung, ein allgemeiner Auszug der Bevölkerung scheint sich durch die Mühlsteine zu offenbaren. Diese sind offenbar nicht in jener Zeit zurückgeblieben, als die Bevölkerung der alten Ansiedlung in die kleine ruhige Bucht hinabzog, in der heute Deutsch-Altenburg liegt, das mit Recht als die Fortsetzung der alten Ansiedlung betrachtet werden darf, denn dahin wären diese Handmühlen mit geringer Mühe geschafft worden; sie sind aber offenbar damals zurückgeblieben, als einmal die Bevölkerung zum Zuge in ein fernes Land aufbrach, auf dem sie die schwere Last nicht mitzuführen vermochte.

Man könnte auch hier versucht sein, zu glauben, es habe die Ansiedlung bis in die Zeit des Christenthums gedauert, denn auch hier wiederholt sich die auffallende und gewiss höchst beachtenswerthe Erscheinung, dass die prächtige Pfarrkirche von Altenburg, ein Schmuck des Landes, nicht im Orte selbst, sondern von demselben entfernt auf der Höhe ganz nahe an der alten Ansiedlung

steht. Man könnte aus diesem Umstande ebenso wie bei Stillfried, Oberleiss und anderwärts schliessen, dass die Ansiedlung noch bestanden hat und bereits von Christen bewohnt war, als die erste Gründung einer Kirche erfolgte und dass diese deshalb in der unmittelbaren Nähe der damals noch bestandenen alten Ansiedlung erbaut worden sei, wobei natürlich nicht die Kirche in ihrer heutigen Gestalt gemeint sein kann. Indess wäre hier mit dem Resultate, dass die Ansiedlung bis in die Zeit des Christenthums gedauert habe, nicht viel gewonnen, da eines Theiles diesseits der Donau wahrscheinlich schon zur Zeit des heil. Severin das Christenthum allgemeine Verbreitung hatte, andern Theils hier die Besonderheit obwaltet, dass unmittelbar neben der Kirche der schon beschriebene Tumulus steht. Ich habe nun in Niederösterreich die mehrfache Beobachtung gemacht, dass man die Ortskirche mit besonderer Vorliebe unmittelbar neben einem alten Tumulus, (wie in Hagenberg, Spannberg, Ebenthal, Kronberg, Mistelbach) erbaut, ja (wie in Ober-Gänserndorf, Pyrawart, Wultendorf) sogar auf tumulusartigen Erdwerken selbst errichtet hat, wozu ohne Zweifel die aus dem Heidenthume herübergenommene Erinnerung veranlasste, dass es auf geheiligtem Boden geschehe.

So konnte wohl auch zur Zeit, als die alte Ansiedlung „am Stein" bereits verlassen war, und die Bewohner sich in die vor Stürmen geschützte tiefere Lage hinabgezogen hatten, die Meinung, dass der Bereich um den Tumulus geweihter Boden sei, wie an den genannten anderen Orten Veranlassung geworden sein, die Kirche dort zu erbauen. Ich werde später bei Besprechung der übrigen Erdwerke in Niederösterreich Gelegenheit haben, auf diese Erscheinung zurückzukommen.

Dass übrigens der heutige Ort Altenburg wirklich eine Fortsetzung der alten Ansiedlung am Stein sei, dass also zu irgend einer Zeit die Bewohner derselben aus unbekannten, vielleicht aber aus derselben Ursache wie in Stillfried, auf dem Michelsberg, in Ober-Leiss, nämlich um die Wohnung auf einen gegen Wetteranfälle mehr geschützten Ort zu verlegen, in die ruhigeren Winkel übersiedelten, scheint der Name zu beweisen. Altenburg ist die „alte Burg am Stein". Es liegt um vieles näher diesen Namen auf die alte, mit Wällen und Gräben umschlossene Ansiedlung des eigenen Volkes, also thatsächlich auf die „alte Burg" in der unmittelbaren Nähe zu beziehen, als auf das, doch 1240 Meter entfernte römische Lager in Carnunt, das wahrscheinlich längst ver-

gessen war, als der heutige Ort Altenburg gegründet wurde, und ich glaube um so sicherer bei dieser Deutung des Namens verharren zu können, als wir in Stillfried ähnlichen Sinn gefunden haben, und als sowohl in Deutschland [1]) als selbst in Skandinavien [2]) die Bezeichnung Burg, Burgwall u. s. w. für die Reste dieser alten Befestigungen allgemein ist.

Braunsberg.

Nachdem durch die Auffindung der vorgeschichtlichen Ansiedlung bei Altenburg die Donau gewissermassen einmal überbrückt ist, so ist es auch wahrscheinlich, dass sich die Existenz solcher Ansiedlungen nicht auf diese eine beschränken wird. In der That gelang es mir, alsbald eine Zweite zu finden. Weiter donauabwärts, unmittelbar im Nordosten der Stadt Hainburg erhebt sich ein vollkommen isolirter Berg, der Braunsberg, an der Südwest-Seite von schwer ersteiglichen Felsabbrüchen, und auch an den übrigen Seiten von ziemlich steilen Gehängen begrenzt.

Seine sehr ausgedehnte Hochfläche hat eine sanfte Neigung nach Norden, sie ist überall von dichtem filzartigen Rasen bewachsen, während die Gehänge theils felsig, theils von Wald, Weide und Weingärten bedeckt sind.

Die Aussicht von der Höhe ist reizend: unmittelbar zu Füssen hat man den mächtigen ungebändigten Strom mit seinen zahlreichen Inseln, seinem Labyrinthe von Armen, seinen weitgedehnten recht urwäldlich aussehenden Auen; über ihn hinaus schweift der Blick aufwärts bis gegen Wien und abwärts bis tief in die pannonische Ebene, die sich in graue Nebel verliert, während sich im Nordwesten das Marchfeld weithin streckt mit vielen Ortschaften bis an den fernen Hügelsaum und an die breiten massigen Berge der kleinen Karpathen jenseits der March, die unvermittelt und einförmig zur Donau abfallen. Im Südosten lagert in der Tiefe das liebliche Bild der von Bergen malerisch umrahmten Stadt Hainburg mit dem ruinengekrönten Schlossberge [3]).

---

[1]) Schuster, Die alten Heidenschanzen Deutschlands, S. 14, 17, 71 u. s. f.

[2]) Hildebrand, Das heidn. Zeitalter in Schweden, S. 206.

[3]) Bei der Untersuchung des Braunsberges erlebte ich ein interessantes Naturphänomen. Schon während des ganzen Tages hatten ich und mein Begleiter mit einem heftigen und recht kalten Südwind zu kämpfen, der stetig und endlich fast sturmartig anwuchs, und während des Aufsteigens an der Südseite des Berges so arg wurde, dass ich schon fürchtete, unverrichteter Dinge umkehren zu müssen, oder doch wenigstens auf der Höhe dem vollen

Dieses die ganze Umgebung vollständig beherrschende Hochplateau war in vorgeschichtlicher Zeit in allen seinen Theilen bewohnt. Obwohl, wie bemerkt, der Boden überall mit einer dichten filzartigen Rasendecke überkleidet ist, welche das Eindringen mit den schwachen Werkzeugen, die man mit sich zu führen vermag, sehr erschwert, so konnte doch durch seichtes Graben an allen Punkten, wo man einschlug, die schwarze Culturschichte, in welcher Scherben von Freihandgefässen und Knochen eingebettet sind, constatirt werden.

An anderen Stellen werden durch die Minirarbeit von Maulwürfen oder Erdzeiseln derlei Reste herausgestossen. Doch scheinen die culturgeschichtlichen Objecte reichlicher in solcher Tiefe zu lagern, die weder meine Haue noch die Gänge jener Thiere erreichen konnten. Ist der Bestand einer vorgeschichtlichen Ansiedlung auf dem Braunsberge durch diese Funde allein schon genügend sicher gestellt, so ist jeder Zweifel durch die vollständige Umwallung derselben beseitiget. Der etwa 1 Meter hohe Wall umschliesst in einer Längenentwicklung von beiläufig 1640 Metern eine Gesammtfläche von etwa 13 Hektaren, also einen Raum, gross genug, nicht nur eine bedeutende ständige Bevölkerung zu beherbergen, sondern im Kriege einem noch weit zahlreicheren Heere hinter dem Walle Schutz und Halt zu gewähren. Natürlich muss man auch hier den Wall sich durch eingerammte Pfähle, auf welche Cäsar an angeführter Stelle bei den Aduatukern hinzuweisen scheint, oder durch Hürden aus starkem Flechtwerk, worauf die Darstellungen der Columna Antoniniana deuten, vervollständigt denken.

Anpralle preisgegeben zu sein. Je höher wir kamen, umsomehr änderte der Wind die Ebene seiner Richtung, so dass er schliesslich, statt wie unten im Thale horizontal, nunmehr fast senkrecht in die Höhe ging, und ich war ebenso überrascht als befriediget, als wir nach Erreichung der Höhe auf dem ganzen Plateau, namentlich aber auf dem, dem Winde zugekehrten Rande desselben in vollkommenster Windstille uns bewegen konnten.

Offenbar wurde der heftige Luftstrom durch den Berg, an den er anprallte, in die Höhe gelenkt und bildete somit selbst eine unsichtbare Schutzwand, hinter der man in vollster behaglicher Stille wandeln konnte.

Die Mittheilung dieser Naturerscheinung geschieht hier scheinbar nicht am rechten Orte, indess trägt diese Wahrnehmung auch bei zur Kenntniss der Natur solch isolirter Hochflächen und ihrer Bewohnbarkeit. Es ist mir oft räthselhaft gewesen, wie sich die Menschen doch entschliessen konnten, auf solch' isolirten Höhen zu wohnen, die der ganzen Gewalt der Stürme und ihrem Ungemach preisgegeben sind; indess mögen in der geschilderten Weise häufig die Winde abgelenkt und diese Hochflächen desshalb bewohnbarer sein, als sie es scheinen.

An einer Stelle, wo der Abhang weniger steil ist, scheint ein doppelter Wall gewesen zu sein, und zwischen beiden zog sich eine ziemlich lange Strecke der Weg hin, der schliesslich in die Ansiedlung führte. Man hat also auch hier den Eingang sorgfältig zu verdecken und zu verwahren gesucht.

Der Name des Berges, Braunsberg, ist kaum geeignet, etwas zur Aufklärung beizutragen. Jedenfalls werden wir ihn nicht zur braunen Farbe in Beziehung bringen können, da schon die Form der Zusammensetzung dagegen spricht. Näher liegt es, bei dem ersten Theile an das althochd. prinnan (goth. brinnan, brunnans) brennen, glühen, zu denken, wornach der Name etwa der brennende Berg bedeuten würde, ähnlich wie die niederösterreichischen Ortsnamen Priwentann und Asangwald, sei es, dass das Brennen auf einen Wald oder die Wälle oder die Ansiedlung des Berges bezogen wird.

Welcher Zeit dieser vorgeschichtliche Wohnsitz angehöre, in welcher Weise der Wall gebaut ist, liess sich aus den wenigen Fundstücken und bei meinen unzureichenden Werkzeugen vorläufig nicht bestimmen. Einen Anhaltspunkt zur Beurtheilung der Frage dürfte der unmittelbar am Fusse des Berges und dicht am Strande der Donau erbaute Tumulus geben, der weithin auf dem Strome sichtbar ist. Es ist nicht zu bezweifeln, dass dieser Tumulus und die Ansiedlung zusammengehören, und demzufolge ist letztere ebenfalls in die Periode der Tumuli-Erbauer zu setzen. Man könnte allerdings einwenden, dass der Tumulus möglicher Weise zu einer Ansiedlung gehören könne, deren Spuren durch die Entstehung der heutigen Stadt Hainburg verwischt worden sind; doch ist diese Annahme in hohem Grade unwahrscheinlich, da alte Ansiedlungen selten so nahe beisammen, niemals aber in so tiefer Lage sich finden, die wie in Hainburg von allen Seiten die Einschau gestattet.

Heute trägt der Tumulus sonderbarer Weise ein Denkmal zu Ehren des Kaisers Probus, der gemäss der Inschrift der Begründer des Weinbaues in dieser Gegend gewesen sein soll. Merkwürdige Wandlung! Den Hügel, welchen heute späte Enkel dem Andenken eines römischen Kaisers widmen, haben einst vielleicht deren Urväter aufgerichtet, als Denkmal des Sieges über römische Legionen!

Ergebnisse.

Mit den vorstehenden Mittheilungen glaube ich mein Thema, das ich Eingangs in die citirten Worte des grossen römischen Geschichtschreibers zusammenfasste, erschöpft zu haben. Die gemachten Entdeckungen sind nicht nur im Allgemeinen von Bedeutung für die Urgeschichte, sondern insbesondere für die älteste Geschichte unseres Landes von aussergewöhnlichem Werthe. Sie werfen mit einem Male Licht über eine ganze Periode, sie geben Antwort auf eine Reihe von ungelösten Fragen. Wer waren die Erbauer jener räthselhaften Brandwälle? wer hat die zahlreichen Tumuli errichtet? zu welcher Zeit geschah das Alles? welches Volk ist es gewesen, das in seinen verlassenen Wohnstätten uns die Nachweise seines Daseins, die Proben seines Culturstandes hinterlassen hat? Zum ersten Male vernehmen wir die Antwort, zum ersten Male ist es möglich mit Namen von Völkern heranzukommen und die Zeit jener Bauwerke fügt sich selbst zwischen positive Jahreszahlen, und man wird nun keinem Zweifel mehr begegnen, wenn Germanen als Erbauer von Tumulis und Brandwällen genannt werden.

Auch auf die lange Zeit der gewaltigen Kämpfe zwischen Germanen und Römern fällt erhellender Lichtschein, und wir können von fortgesetzten Forschungen hoffen, auf diesem Boden noch weitere Aufklärung und Berichtigung auch in dieser Richtung zu erhalten.

Ich weiss recht gut, wie unvollendet meine Arbeit ist, dass noch Manches einer festeren Begründung bedarf, dass noch manche Lücke auszufüllen ist; ich betrachte indess das bisher Geschehene als eine blosse Schürfung und hoffe von weiteren systematischen Ausgrabungen, die ich mit unverdrossenem Fleisse und allen zu Gebote stehenden Kräften auszuführen gesonnen bin, eine vollständige Ergänzung des Fehlenden.

Wenn ich die Resultate meiner bisherigen Untersuchungen kurz zusammen fasse, so gewinne ich folgende Ergebnisse:

1. Die Erbauer der gebrannten Erdwälle auf niederösterreichischem Boden waren Germanen, speciell der Volksstamm der Quaden.

2. Die Erbauung der Brandwälle nördlich der Donau fällt in den Ausgang der Bronze oder in den Beginn des Eisens (Hallstätter Cultur-Periode); muthmasslich in die letzte Zeit vor Beginn unserer Zeitrechnung.

3. Im Süden der Donau hat die Errichtung von Brandwällen noch um das Jahr 260 n. Chr., vielleicht gar noch zur Zeit der Zerstörung Carnuntums (374) stattgefunden.

4. Die Erbauer der Tumuli in Niederösterreich waren Germanen, speciell der Volksstamm der Quaden.

5. Der Tumulus von Stillfried — nördlich der Donau — wurde nicht vor dem Jahre 173 n. Chr. und spätestens kurz nach 374 n. Chr. errichtet.

6. Der Tumulus am Stein bei Deutsch-Altenburg — südlich der Donau — wurde nicht vor dem Jahre 260, vielleicht erst nach 374 n. Chr. erbaut.

Aus beiden Punkten ergibt sich, dass die Sitte der Erbauung von Tumulis von den Germanen noch in der Zeit ihrer Kämpfe mit den Römern geübt wurde.

7. Die Töpferscheibe wurde den Germanen der Donau zur Zeit der Römerherrschaft zugeführt.

8. Die Handmühlen mit zwei flachen Mahlsteinen sind den Quaden wahrscheinlich schon vor der Berührung mit den Römern, und jedenfalls vor der Töpferscheibe bekannt gewesen.

9. Die Wohnungen der Germanen an der Donau bestanden bis zur Ankunft der Römer vorzugsweise aus Flechtwerk mit einem Lehmanwurfe; seit dem Erscheinen der Römer wird der Bau gezimmerter Häuser allgemein.

Literatur.

Crania ethnica. Les cranes des races humaines decrits et figurés d'apres les collections du muséum d'histoire naturelle de Paris, de la société d'anthropologie de Paris et les principales collections de la France et de l'étranger par M. M. A. de Quatrefages et Ernest T. Hamy. Paris, Baillère. Deuxième livraison.

Während die erste Lieferung dieses Werkes, die pag. 160, Band III dieser Mittheilungen besprochen wurde, sich mit der mehr weniger strittigen Race von Canstatt beschäftigte, finden wir in der vorliegenden Lieferung eine ungemein sorgfältige Schilderung der zweiten „race fossile" der Autoren, der Rasse von Cro Magnon.

Die wichtigen und interessanten Funde von Cromagnon, Laugerie Basse, Bruniquel, Menton, Isola del Liri, Grenelle, Solutrée und Engis werden hier in ebenso erschöpfender als mustergiltiger Darstellung behandelt, und auch viel ganz neues Detail beigebracht.

Sehr auffallend ist die Aehnlichkeit mit manchen österreichischen Funden, so scheinen die von Weisbach beschriebenen Schädel aus alten böhmischen

Gräbern, sowie besonders auch die bisher nicht beschriebenen Schädel aus der Gegend von Hollabrunn (N. Oe.), die wir den Untersuchungen des Grafen Wurmbrand verdanken, in vielen Beziehungen mit den Schädeln der „Rasse von Cromagnon" übereinzustimmen; doch glaube ich eine eingehende Schilderung dieser merkwürdigen Schädel bis zum Erscheinen der dritten Lieferung aufschieben zu sollen, in welcher erst die Beschreibung der fossilen Schädel ihren Abschluss finden soll.

Die 10 lithographirten Tafeln, die neben zahlreichen Holzschnitten auch dieser Lieferung beiliegen, sind dem Texte schon bedeutend vorausgeeilt, denn während wir auf Tafel XI eine en face-Ansicht des prachtvollen weiblichen Schädels vom Trou du frontal à Furfooz (Belgien) vor uns haben, an dessen Profil-Ansicht wir uns schon auf der X. Tafel der vorhergegangenen Lieferung erfreut haben, schliesst mit Tafel XII die Abbildung von alten Funden mit einer Reihe von Unterkiefern, und auf Tafel XIII beginnen die „Races Humaines actuelles" mit dem schönen Profil eines 1839 nach Paris gelangten Aita (Philippinen). Die beiden nächsten Tafeln enthalten die Ansichten dieses Schädels von vorne und unten, und Tafel XVI führt uns in halber Grösse die Schädel eines Mincopie (Andaman-Inseln) und eines Negrito aus den Broca'schen Sammlungen vor Augen.

Es folgt der Schädel eines Paria-Weibes aus Bengalen, eines Negrito von Rawak im Archipel von Neu-Guinea, und eines Papua von Port-Doréi.

Den Schluss bilden ein Schädel von einer Insel der Torresstrasse, ein Tasmanier von Hobart-Town, und ein durch seine Länge, sein vorgeschobenes Kiefergerüste und grosse Stirnwülste nicht wenig anziehender Schädel eines Eingebornen der Fate-Insel (n. ö. von Neu-Caledonien in der Gruppe der Neuen Hebriden).

Bei der noch so dunkeln Ethnographie Polynesiens dürfen wir mit Recht auf den beschreibenden Theil gespannt sein, der den Abbildungen wohl bald folgen wird.

April 1874. F. L.

Druckfehler-Berichtigung im Hefte Nr. 1, 1875.

Seite	3,	Zeile 1	von unten	lies:	statt Syle — Style.
„	8,	„ 15	von oben	„	„ thymbologisches — tymbologisches.
„	11,	„ 4	„ „	„	„ Abdruck — Abguss.
„	13,	„ 12 u. 14	„	„	„ Antonikov — Antonovka.
„	14,	„ 5	von „	„	„ Perepelticha — Perepiaticha.
„	17,	„ 7	„ „	„	„ Uvara — Uvarov.
„	21,	„ 21 u. 22	„	„	„ tydischen u. tycischen — lydischen und lycischen.
„	26,	„ 15	von unten	„	„ nördlichen — westlichen.
„	30,	„ 4	„ „ „	„	„ Gesängen — Gesänge.
„	31,	„ 14	„ oben	„	„ der Stadt — die Stadt.

Das Museum der anthropologischen Gesellschaft befindet sich Währingerstrasse 1 (alte Gewehrfabrik), neben dem Hörsaale des Professors Seligmann, und ist jeden Samstag von 11—1 Uhr Mittags geöffnet.

Die Bibliothek ist im selben Gebäude, und der Bibliothekar Herr Dr. J. E. Polak, Salzgries 33, ist erbötig Auskünfte zu ertheilen.

Jene Herren, welche Vorträge zu halten wünschen, werden ersucht, sich an den ersten Secretär, Dr. Wahrmann (Köllnerhofgasse 5), zu wenden.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

V. Band. Ausgegeben den 20. Mai 1875. Nr. 4 u. 5.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt. Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen. Von Gundaker Graf **Wurmbrand.** III — Ueber Mikrocephalie. Von Dr. **M. Zuckerkandl**, Prosector. — Urgeschichtliche Objecte auf der Regional-Ausstellung in Schüttenhofen (Böhmen). Von Dr. **J. Woldřich.** — Ein makrocephaler Türkenschädel. Von Dr. **K. Weisbach**, k. k. Regimentsarzt. — Ein Akka-Mädchen. Von **Ernst Marno.** — Protokoll der am 9. Februar 1875 abgehaltenen sechsten Jahresversammlung der anthropologischen Gesellschaft in Wien. — Literatur. — Berichtigung. — Nachricht für die Wiener Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

17 JUL

Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen.

Von **Gundaker Graf Wurmbrand.**

III.

In meinem zuletzt veröffentlichten Schreiben an Hofrath Ritter von Hauer [1]) hatte ich erwähnt, dass die Ausgrabungen im Jahre 1872 sich blos auf die Station Weyeregg beschränkten, weil dort die reichsten Funde mit verhältnissmässig wenig Anstrengungen zu machen waren, und weil es mir darum zu thun war, eine möglichst reichhaltige Sammlung von Einer Station zusammenzubringen.

Dies ist mir insoferne gelungen, als nun allerdings über Weyeregg ein sehr reiches Fundmaterial vorliegt und daraus ein ziemlich vollständiges Bild des einstigen Culturzustandes entsteht.

Die übrigen Stationen am Atter- und Traunsee sind zahlreich genug, um, sobald die Mittel dazu vorhanden sein werden, mit Erfolg an eine grössere Bereicherung der Sammlungen zu schreiten.

Manche unter den Stationen mögen ebenso ergiebig sein als Weyeregg, und es bleibt uns nur zu hoffen, dass diejenigen, welche auf den entdeckten Stationen weiter arbeiten, im Interesse der Wissenschaft und im Gefühle, dass eine solche Entdeckung auch in gewisser Hinsicht ein geistiges Eigenthumsrecht beanspruchen kann, uns die gefundenen Gegenstände, soweit sie nicht in unserer Sammlung vertreten sind, in irgend einer Weise ablassen, oder sie doch der wissenschaftlichen Bearbeitung nicht entziehen,

[1]) Mittheil. d. anthropol. Gesellsch. III. Bd., S. 324.

wie es in der Station Puschacher vorgekommen ist. Mir ist es leider nicht gelungen, die von Frau v. Kobek dieser Station entnommenen Gegenstände für die Anthropologische Gesellschaft zu gewinnen.

In der Villa des Herrn Aegidi in Weissenbach habe ich Gelegenheit gehabt, dieselben flüchtig zu sehen. Sie sind denen Weyeregg's vollkommen gleich, und dürften diese beiden nahegelegenen Pfahlbauten derselben Zeit angehören. Es fanden sich dort wie hier dieselben Knochen- und Hirschhorn-Gegenstände vor, und ist mir auch an Steinwaffen keine neue Form aufgefallen.

Aus Weyeregg selbst sind mir im Laufe des Spätherbstes 1872 eine Reihe von Gegenständen eingesendet worden, welche bei genauerer Untersuchung einen tieferen Einblick in die industrielle Thätigkeit unserer Pfahlbaubewohner gestatten, und manche Zweifel, die ich in den vorhergehenden Berichten ausgesprochen, sind der Lösung näher gerückt.

Allerdings habe ich, ausser den Gegenständen, welche mir unmittelbar vorliegen, auch Gelegenheit gehabt, in den Museen von Italien, Deutschland, Belgien und Holland, die ich in den letzten Jahren besuchte, manches zu sehen, was in der einen oder anderen Hinsicht meine Ansichten modificirte, doch ist der Charakter der mitteleuropäischen Steinzeit ein so gleichbleibender, dass ich nur wenig ganz Neues fand, und deshalb mit Genugthuung unsere Sammlung als ziemlich vollständig bezeichnen kann.

Der Gruppeneintheilung folgend, wie ich sie in den ersten zwei Berichten festgehalten habe, gehe ich nun zur Besprechung der Funde selbst über, und füge dem allgemeinen Register, welches ich im vorigen Pfahlbau-Berichte gegeben habe, die Anzahl der neuen Fundstücke bei.

Das Hirschhorn, wie die Knochen, kommen wieder mehrfach, sowohl als Werkzeuge verarbeitet, als in anderer Form vor. So fand sich heuer der untere Theil einer Geweihstange in derselben Weise durchbohrt und geformt (Fig. 1), wie ich es im vorigen Jahre in der Station Puschacher beschrieb. Auch hier ist die Augensprosse entfernt, die Hauptstange abgeschnitten, und an ihrer Endfläche offenbar abgenützt.

Nach mehrfacher Besichtigung ähnlicher, an der Rose durchbohrter Geweihe [1]), kam ich zu dem Schlusse, dass dies Ackerge-

[1]) Ein solches befindet sich in der Sammlung heidnischer Alterthümer in Leiden.

räthe sein müssen. Zwar fehlen hier die Augensprossen, die gewöhnlich als zweite Spitze des gabelförmigen Instrumentes dienten, womit die Erde aufgelockert wurde, sie können aber bei diesem Exemplar abgebrochen sein, oder man begnügte sich mit diesem zugeschnittenen Stangen-Ende allein.

Noch lange nach der Einführung der Bronze als Waffe und Schmuck scheint das Hirschhorn für den Ackerbau und das Hausgeräthe zu Gabeln, Hämmern und Hacken verarbeitet worden zu sein, und man sieht dann die Oeffnung, in welche der Stiel befestigt wurde, mit scharfen Instrumenten viereckig ausgeschnitten [1]). Auch ist dieses Werkzeug in Uebereinstimmung mit anderen Utensilien in den Terremare Italiens, in Deutschland und der Schweiz.

Bei der Bedeutung, welche gerade die Pfahlbauforschungen dadurch gewinnen, dass sie, wenn auch vielleicht nur als zeitweilige Wohnstätten anzusehen sind, und die Funde uns wie nirgend sonst, durch die gute Conservirung den ausgedehntesten, vollständigsten Umfang der industriellen Erzeugnisse bieten, war es zuförderst meine Hauptaufgabe, diese Gegenstände selbst, so genau als möglich, in Bezug auf ihr Entstehen zu studieren. Die vortrefflichen Arbeiten, die über die Industrie der Pfahlbaubewohner veröffentlicht worden sind, dienten mir als Grundlage und zeigten mir zugleich an, nach welcher Richtung hin eine weitere Aufklärung wünschenswerth wäre.

Die wichtigsten Fragen über die Lebensweise, die Ausbreitung, den Totalcharakter der Bevölkerung waren schon gelöst. Wir kannten die Jagd- und Hausthiere, die Nutzpflanzen wie die Flora überhaupt, welche sie umgab; konnten uns über den Bau ihrer Hütten, ja selbst über ihre gewerblichen Thätigkeiten, der Bastflechterei und der Gewebe, nach den Funden in den Moränen des Pfeffikon-Sees, ein deutliches Bild entwerfen. Auch die Topfwaaren, die Stein- und Knochengeräthe zeigten in der grossen Gleichartigkeit ihres Vorkommens den allgemeinen Culturzustand an, und die Vergleiche mit anderen Naturvölkern lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, dass Mitteleuropa einst von ähnlichen Völkern bewohnt war, welche trotz der einfachen Arbeitsmittel und Waffen doch schon Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Fischerei betrieben.

Doch über die Zeitbestimmung dieser Ansiedelungen und die

[1]) Siehe III. Pfahlbautenbericht des Dr. Keller, S. 106, Fig. 16, Taf. IV. Siehe unter Anderen: Lindenschmit, „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit", I. Band, Heft V, Taf. I.

weitere Entwickelung dieser Völker, fand ich die Ansichten sehr verschieden.

Die Bronzegegenstände, die oft ganz vereinzelt, oft mehrfach sich in diesen Pfahlbauten inmitten der Steinzeit vorfanden und bei steter Zunahme sehr lange, ja bis in die historische Zeit von Steinwaffen begleitet wurden, geben zu verschiedenartigen Deutungen über die Entwickelungsfolge Veranlassung und es handelt sich nun vorwiegend darum, ob diese Bronze, sowie die weit vortrefflicheren späteren Töpferarbeiten von anderen Völkern eingeführt oder ein Product der eigenen Erfindungen der Steinzeit waren.

Die Frage liegt offen, und um ihrer Beantwortung näher zu kommen, müsste meines Erachtens vor Allem genau der Umkreis der unzweifelhaft altheimischen Industrie festgestellt werden, erstens, um zu sehen, ob diese Völker nach ihrem Zustand überhaupt schon fähig waren, eine derartige Cultur, wie sie mit der Bronze Hand in Hand ging, aus sich herauszubilden, zweitens, ob sie doch die Fähigkeit zeigten, sie aufzunehmen, zu üben und weiter zu bilden, drittens, ob sie auch dessen unfähig waren und vor dem Andringen fremder Völker gänzlich verschwanden.

Ich komme deshalb immer wieder auf die Untersuchung der industriellen Fertigkeiten unserer Pfahlbaubewohner zurück, und suche in dem mir vorliegenden Materiale die noch nicht völlig klar gestellten Thatsachen zu erklären. Am wichtigsten ist die Aufklärung dort, wo die Bronze-Cultur unmittelbar hereinragt, wo beide Epochen ineinander greifen. Nachdem weder die Gewebe, noch die Gärbung der Thierhäute einen Anhaltspunkt zur Vergleichung bieten, so bleibt die Töpferarbeit, die Bearbeitung der Steine und Knochen, sowie endlich die Herstellung der Bronze selbst, welche ich auf Grundlage der letzten Funde näher zu beleuchten trachten werde. Erst wenn wir einen vollen klaren Blick in die Lebensweise und in die Industrie dieser Völker erlangt haben werden, können die bezeichneten Fragen gelöst, und dann erst können weitere Folgerungen über die Natur dieser Völker, über ihr Herkommen oder über ihren Zusammenhang untereinander gezogen werden.

Einen grösseren Werth als in die Auffindung des oben erwähnten Hirschhornwerkzeuges lege ich darauf, endlich eine Einfassung für kleine Steinbeile anführen zu können, deren Abgang mir bisher sehr auffallend war, nachdem dieselben in der Schweiz durchaus nicht selten sind (Fig. 2, Taf. I). Das Steinbeil wurde mit Harz in der Oeffnung befestigt und diente dieses kleine, ge-

brechliche Werkzeug wohl nur der zarten Frauenhand bei dem Betriebe der Hausindustrie.

Aus Hirschhorn wurden ausserdem nach den verschieden bearbeiteten Stücken, die uns vorliegen, die mehrfachsten Geräthe gefertigt, und es haben mich einige durchbohrte Stücke, ähnlich wie Taf. III, Fig. 32 (II. Band der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft), auf den Gedanken gebracht, dass sie zu irgend welchen gewerblichen Zwecken verwendet sein konnten. Das abgebildete Stück Taf. II, Fig. 3, zeigt eine solche Durchbohrung. Die Perlen des Geweihes sind abgeschabt, am unteren Ende ist dasselbe abgebrochen. — Schon im II. Pfahlbau-Berichte habe ich (S. 262) auf die Geweih-Enden aufmerksam gemacht, welche rundum Rinnen zeigen, in denen eine Schnur längere Zeit gelaufen zu sein scheint, weil dieselben völlig auspolirt sind und weil sich noch einige Stellen nachweisen lassen, an welchen die Schnur sich beim Hin- und Widerlaufen gekreuzt hat. Damals dachte ich, dass diese Enden als Spindel gebraucht worden sein könnten, möglicherweise um die Bohrungen der Hämmer zu bewerkstelligen, welches Verfahren völlig zu erklären mir immer als sehr wünschenswerth erschien. Ich glaube nun sowohl die wahrscheinliche Verwendung der durchbohrten Stangen, der als Spindel benützten Enden, wie die Bohrung der Steinhämmer selbst, befriedigend nachweisen zu können.

Ich stellte zwei oben durchbohrte Geweihstangen aufrecht in einen Holzblock als Basis, und verband dieselben wieder mit einer Geweihstange, die ich in die beiden oberen Löcher befestigte, so dass sie horizontal zum unteren Holzblock zu stehen kam. Diese Querstange durchbohrte ich nun wieder in der Mitte, und liess ein rundes Holzstück senkrecht hindurchstecken, welches am unteren Theile ein Geweihende eingeklemmt hielt und bis zum Holzblock hinunter reichte. Eine Sehne in einen Bogen gespannt, wurde in eine leicht eingeschnittene Rinne der oben erwähnten Hirschhornenden einmal umwickelt eingelegt, so dass der Bogen das Geweihende und den daran befestigten Stab beim Auf- und Abziehen in drehende Bewegung setzte. Nachdem ich die poröse innere Substanz des Geweihendes mit einem Feuersteinsplitter entfernt und den unteren Rand etwas zugeschärft hatte, wurde die Bohrarbeit nach der Methode des Prof. Dr. Keller mit Quarzsand und Wasser auf einem Serpentin begonnen, und führte zu dem ausgezeichnetsten Resultate.

Durch die Stabilität des Bohrers war der Ansatz so scharf, die Arbeit so gleichmässig, als wir sie an den unvollendeten alten Hammeräxten wahrnehmen. Die Wandungen erhielten dieselben Ritzungen, theilweise dieselbe Politur. Der Mittelzapfen blieb bis zu einer Höhe von 12 bis 16 Millimeter stehen und arbeitete sich langsam in die poröse Hornmasse des Bohrers trichterförmig hinein. Der Angriffspunkt des Bohrers in der Tiefe des Bohrloches wurde an den Rändern vollkommen scharf, da die äussere Hornmasse des Endes, während der Arbeit gut mit Fett getränkt, sich vollkommen zuschärfte. Erreicht der Mittelzapfen eine Höhe von über 10 Mm., so lässt er sich wohl auch abschlagen, wie dies mehrfach bei alten Hämmern geschehen ist.

Das Hirschhornende nützt sich dort, wo die Sehne des Bogens läuft, und wo vorher die Rinne geschnitten werden musste, ziemlich bald ab, deshalb wurden auch die Umlaufrinnen an demselben Geweihende öfter gewechselt. Befand sich nun der Bohrer tief in der Oeffnung, so konnte es auch leicht geschehen, dass er, nachdem er nicht ausweichen konnte, an der Stelle einer alten Umlaufsrinne abbrach.

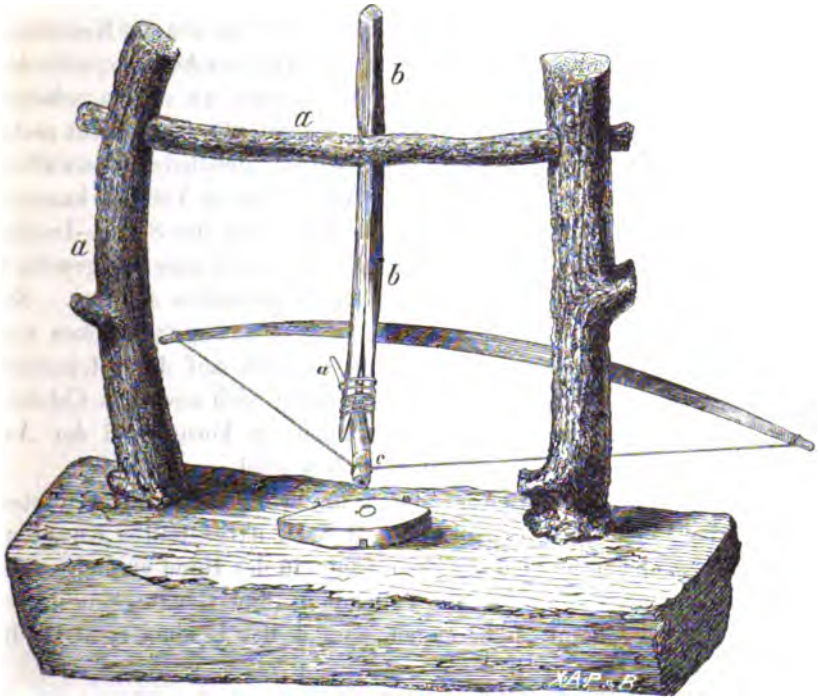
Wir sehen diese mehrfachen Umlaufsrinnen sowie deren Bruch deutlich in Fig. 33 und 34, Taf. III (II. Band der Mitth. der anthr. Gesellsch.) Um aber sicher zu sein, ob diese im Pfahlbaue gefundenen Enden als Bohrer verwendet wurden, habe ich die Bruchstellen der Bohrer mit Bohrlöchern in Steinhämmern aus derselben Station verglichen und ganz genau passend gefunden. Das häufige Vorkommen dieser abgenützten Hirschhornenden lässt mich glauben, dass, in Weyeregg wenigstens, meistens Hirschhorn zur Bohrung verwendet wurde, auch habe ich gefunden, dass Hornzapfen vom Rind sich bei der Arbeit leichter abnutzen und keinen so scharfen, unteren Rand behalten.

Weder die Anwendung des Bogens, der ja bekannt war, weil man mit Pfeilen schoss, noch das sehr einfache Gestell, welches mit der Construction des Webstuhlgestells Aehnlichkeit hat, kann als eine ungerechtfertigte Vorstellung angesehen werden.

Die Einklemmung des Hirschhornendes in einen Stab und die Fixirung desselben am Gestell, ist meiner Erfahrung nach durchaus nothwendig, um die Bewegung des Bohrers vollkommen gleichmässig zu erhalten. Wäre die Endenspross des Hirschgeweihes nicht mit der oberen Spitze gebogen, so wäre die Einklemmung nicht

unbedingt nothwendig und der Stützpunkt liesse sich dann auch in anderer Weise denken.

Bei Gelegenheit meines Vortrages, welchen ich in dem „Kunst-Industrie-Museum“ über „die Anfänge der Industrie“ gehalten habe, wurde von mir ein Bohrversuch, nach der oben beschriebenen Weise, vor der Versammlung gemacht [1]).



a) Gestelle aus Hirschhorn, *b)* Holzstange, *c)* Bohrer aus einer Endsprosse des Hirschhornes.

Die Bohrung der Steinhämmer ohne Metall ist nun eine für mich ausser Zweifel stehende Thatsache, und bin ich erfreut, auf meine früheren Ansichten und Zweifel hinweisen zu können, da die genaue Kenntniss der Bohrung, wie sie einstens bewerkstelligt wurde, so wie die des Bohrers selbst, bis jetzt fehlte und ich nur durch das Festhalten an den kleinsten Unterschieden gegenüber den alten Bohrungen zur vollkommenen Feststellung des Verfahrens gelangen konnte.

[1]) Mittheilungen des k. k. Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, VIII. Jahrgang, Nr. 91, 92, 93.

Die Pfahlbauer wären somit um eine Industrie, die Dreharbeit, reicher geworden, und ich halte dies für nicht ganz unwichtig, weil manche technische Vervollkommnungen leicht daraus erklärt werden können.

Es frägt sich nun wieder, ob diese Fertigkeit auch schon der ursprünglichen Cultur der Eingeborenen zugeschrieben werden kann, oder ob sie eine spätere, von den Bronze-Völkern erlernte ist. Ich halte dies letztere nicht für wahrscheinlich, weil sie von der Kenntniss der Metalle ganz unabhängig ist, und durchaus nicht ausserhalb des Umkreises der Fähigkeiten anderer Naturvölker zu stehen scheint. Die alten Peruaner[1]) und Mexikaner, welche allerdings nicht mehr als Naturvölker zu betrachten sind, hatten gebohrte Steinwaffen, desgleichen die Indianer Amerikas. Ausser diesen Völkern kannten durchbohrte Steinwaffen aber auch die Bewohner der Südsee-Inseln. Ich habe im ethnographischen Museum zu Leiden eine Morgenstern ähnliche Steinwaffe gesehen, welche aus Neu-Guinea stammt. Sie ist aus Sandstein, ziemlich flach, mit vier, etwas spitzen Ecken und wurde offenbar als Waffe benützt, da sie noch auf dem Holzstiele befestigt ist. In demselben Museum fanden sich auch aus Celebes eiserne Beile, die den dortigen Steinbeilen in Form und der Art der Fassung in gebogenen Stielen ähnlich sind.

Einen weiteren Beweis der sehr erfolgreich angewendeten Dreharbeit sieht man in dem Fig. 4, Taf. II, dargestellten Knochen-Cylinder, welcher n i c h t mit Feuerstein in der Hand einfach zugeschnitten werden konnte. Die Vollendung und Genauigkeit dieses Gegenstandes scheint zu bezeugen, dass er das Product einer Dreharbeit ist.

Die Wandungen sind sehr dünn, aussen gut geglättet, auch die beiden Ränder des Cylinders sind scharf und genau abgenommen. Die Nichtanwendung der Bronze bei seiner Herstellung ist ersichtlich, da die am oberen Ende rundumlaufende, seichte Rinne offenbar nicht mit scharfen Metallen eingeschnitten ist, sondern die unbestimmten, ungleichen seichten Schnitte eines Steinwerkzeuges erkennen lässt. Die Bestimmung dieses Knochenwerkzeuges ist

---

[1]) Ethnographisches Museum in München: ein sechseckiger Stern aus Serpentin mit ganz abgerundeten Spitzen, befindet sich allerdings neben einer ähnlichen Waffe aus Kupfer. Man vergleiche: Congrès préhistorique. Bologne 1873, wo Seite 426, Herr Arpelin auf Plan II, Fig. 4, merkwürdiger Weise einen Stern abbildet, welcher auch als Steinwaffe anzusehen und der Peruanischen Steinwaffe sehr ähnlich ist.

mir unklar, denn noch steht mir kein passender Vergleich zu Gebote.

Dem Uebersichts-Tableau des Jahres 1873 sind 21 Stücke von bearbeiteten Hirschhorn-Gegenständen und 7 bearbeitete Knochenstücke hinzuzufügen. Sämmtliche Gegenstände befinden sich mit Nummern versehen in der Sammlung der anthropologischen Gesellschaft.

An Knochen- und Hirschhornwerkzeugen, sowohl an zugespitzten als an meisselartig abgestumpften, kam wieder eine reiche Auswahl vor. Unter den 36 Stücken der ersteren, als wie unter den 21 Stücken der letzteren Art ist jedoch keines besonders erwähnenswerth, da sie alle dieselben Formen in verschiedenen Grössenverhältnissen aufweisen, wie ich sie in meinem letzten Berichte beschrieben und abgebildet habe. Die sehr merkwürdige Gabelform (Fig. 21, Taf. II, Mittheil. II., 1872) fand sich noch an einem Exemplar mit stark abgenützten Seitenflächen vor.

Wichtiger sind diesmal die Hornstein- und Feuerstein-Waffen, wovon 21 meist wohlerhaltene Exemplare sich der Sammlung anfügen.

Nachdem die Pfeilspitzen keine neuen Formen zeigen, erwähne ich nur besonders der Lanzenspitzen und Messer. Zu Letzteren zähle ich das sehr sauber gearbeitete Stück, welches in Fig. 5, Taf. III abgebildet ist.

Wegen der gebogenen Form lässt es sich vielleicht als Säge besser bezeichnen und war dann seiner Länge nach in Hirschhorn gefasst. Dahin deutet auch die wellenartig gebrochene Schneide. Da das Artefact auf beiden Seiten scharf zubehauen ist, konnte es dazu bestimmt sein, beiderseits abwechselnd gebraucht zu werden, obwohl die eigentlichen Sägen gewöhnlich nur an Einer Seite gezähnt sind.

Fig. 6 und 7 sind die schönsten Feuerstein-Geräthe, die mir in unseren Ländern noch vorgekommen sind, und möchte ich auch bezweifeln, dass dieses Material sich in dem Kalkgebirge der Umgebung Weyereggs antreffen lässt.

Die Bearbeitung ist eine vortreffliche, ich kann sie nur mit der nordischer und italienischer Steinwaffen vergleichen. Allerdings werden auch in Mitteleuropa so schöne, ja noch schönere Feuersteinwaffen manchmal gefunden, doch sind sie hier nicht heimisch, wie ich glaube.

In Bezug auf schöne Feuersteinwaffen Mitteleuropas führe ich eine ausgezeichnet schöne Lanzenspitze aus der Balver-Höhle an, die ich in Bonn gesehen, und vier zum Theil geschliffene grosse Feuerstein-Beile und Lanzenspitzen, die in Polen gefunden wurden. Sie gehörten einem Herrn von Kamensky, welcher sie während des Congresses in Bologna vorzeigte.

Die abgebrochene Lanzenspitze Fig. 8 ist minder schön gearbeitet.

Von den 22 in der Station Weyeregg gefundenen polirten Steinwaffen ist wohl nur die in Fig. 9 abgebildete zu erwähnen, weil gerade diese Form zu den seltenen und auch zu den in unseren Ländern best bearbeiteten zu zählen ist. Vom Bohrloch angefangen laufen sehr sorgsam zugeschliffene Rippen gegen das runde Endtheil zu, und bilden, mit den seitlichen Kanten der Mitte, fast ein Quadrat [1]).

Die bei weitem überwiegende Anzahl der Steinwaffen bilden auch diesmal die eigentlichen Aexte, deren Formen bei wesentlich verschiedenen Grössen sich stets ähnlich bleiben.

Weil ich bei der Besprechung der Fund-Objecte aus den Pfahlbauten so grosses Gewicht auf die Art ihrer Herstellung lege, will ich erwähnen, dass die Steinäxte nicht überall in der gleichen Weise bearbeitet wurden, wie ich es in meinem ersten Berichte [2]) darzustellen versuchte. In der Sammlung nieder-österreichischer Steinwaffen, welche sich im Besitze des Grafen Hoyos auf der Rosenburg befindet, habe ich gesehen, dass durch Einsägen mit Feuerstein eine scharfe Rinne in einen grösseren Stein vorerst eingetieft, und der nicht zur Steinaxt verwendete Theil später abgeschlagen wurde.

Die Bruchflächen sind beim Zuschleifen auf dem Schleifsteine geebnet worden.

Bei einigen Serpentin-Geschieben, die mein Bruder, Graf Heinrich Wurmbrand, in der Umgegend von Hollabrunn gefunden hat, ist man wieder in anderer Weise vorgegangen. Die Serpentin-Geschiebe wurden nicht vorerst durch Zuschlagen oder Zusägen in eine entsprechende Form gebracht, sondern einfach auf beiden

---

[1]) In der Sammlung der Anthropologischen Gesellschaft fand sich unter den Pfahlbaugegenständen das zu diesem Steinhammer passende Ergänzungsstück. Es ist beschrieben und abgebildet in dem I. Pfahlbaubericht (Taf. II, Fig. 4, I. Band d. Mitth. d. Anthr. Gesellsch.).

[2]) I. Band der Mitth. der Anthr. Gesell., S. 293.

Seiten sofort zugeschliffen. Es sind dies also die einfachsten polirten Steinwaffen, die sich denken lassen, gewöhnliche Flussgeschiebe mit einer zugeschliffenen Seitenkante.

Ich erwähne auch hier anschliessend gleich den Fig. 14, Taf. IV abgebildeten Behaustein für Feuerstein-Artefacte.

Die rauhe, durch sehr viele scharfe Verletzungen halbrund abgemeisselte Oberfläche des Steines lässt es sehr wahrscheinlich erscheinen, dass auf ihm die Feuersteine fertig zubehauen wurden.

Ein solcher Stein bildete die Basis, worauf mit der linken Hand der Feuerstein gesetzt wurde, während die rechte Hand mit kurzen Schlägen die kleinen Splitter abschlug.

2 Kügelchen aus weichem Steine, wie sie im ersten Berichte beschrieben wurden und 22 durchbohrte Zähne, von dem Bären, dem Schweine, dem Rinde, nebst einem durchbohrten Hackenzahn des Hirsches vermehren die bestehende Sammlung von Schmuckgegenständen.

Der Bärenzahn, Fig. 10, Taf. III, ist nur deshalb abgebildet worden, weil er vollkommen geglättet, durch seine handsame Form die Ansicht Dr. Ferd. Keller's zu bestätigen scheint, welcher in seinem ersten Pfahlbaubericht die Ansicht ausgesprochen hat, dass solche durchbohrte Bärenzähne zur Verfertigung von Netzen benützt wurden.

In der Reihenfolge der Aufzählung nach vorbestimmten Gruppen komme ich nun zur Besprechung der zwei sehr wichtigen Dolchklingen, die unzweifelhaft gleichalterig mit den anderen Gegenständen sind und sonach zum Pfahlbaue von Weyeregg gehören.

Die Bronze ist, wie das Uebersichts-Tableau der Funde beweist, zwar eine seltene Erscheinung im Pfahlbaue des Attersees, doch beläuft sich die Anzahl der bisherigen Funde an Metall-Objecten nun schon auf 10 Stücke, und die so schwierige Frage der Herkunft dieser Metallgeräthe tritt damit wieder an mich heran.

Ich kann auch in dieser Beziehung auf den letzten Bericht hinweisen, in dem ich schon die Vermuthung aussprach, dass wir es in mehreren Fällen mit Nachbildungen zu thun haben dürften. Ich habe demnach die vorgekommenen Metallfunde in unseren Pfahlbauten der Steinzeit in solche unterschieden, welche als fremde Industrie-Producte zu betrachten sind, weil ihre Form, wie die technische Vollkommenheit ihrer Erzeugung ganz ausserhalb der Culturstufe steht, welche uns die Masse der übrigen Ge-

genstände deutlich vergegenwärtigt; und in solche, welche von den Eingebornen durch Umguss nachgebildet wurden.

Die beiden nun zu besprechenden Dolchklingen, Taf. II und IV Fig. 11 und 12, können meiner Ansicht nach, nur zur Bekräftigung dieser Annahme dienen.

Der Form nach sind sie denjenigen Dolchklingen aus Bronze ähnlich, die in Peschiera und den norditalienischen Terramare von Castione [1]) vorgefunden wurden.

Diese letztgenannten Fundorte bilden somit eine verwandte Gruppe von Formtypen und geben uns vielleicht Aufklärung über den Bezugsort unserer Dolchklingen.

Die Aehnlichkeit des Formtypus mit Peschiera wurde schon bei Besprechung der in Seewalchen gefundenen Nadel von mir betont und weisen somit beide Stylformen auf einen gleichen Ursprung hin.

Abgesehen von der Form ist aber die Ausführung des Gusses im Gegensatze zu der oben erwähnten schönen Nadel, welche aus reiner Bronze gefertigt ist [2]), höchst unvollkommen.

So ist bei der grossen Dolchklinge die Mittellinie, die bei den italienischen Vorbildern nur eine sich allmählig zur Spitze und den Seiten verlaufende Erhöhung zeigt, hier durch zwei Rinnen gebildet, welche nach dem Gusse eingekratzt wurden und die Klinge in zwei nicht gleich breite Theile scheiden. Die rechte Seite ist gegen die linke verkümmert und ist hauptsächlich dort, wo sie vom Griffe auslauft, viel schmäler, deshalb ist auch das rechte Nietloch näher zur Mittellinie hin ausgebohrt worden, als das linke. Sämmtliche 3 Nietlöcher sind nach dem Gusse eingebohrt oder doch nachgebohrt worden.

Bei der kleinen Dolchklinge fand diese Nachbohrung nicht statt, die beiden Nietlöcher sind schon in der Gussform ausgespart, dafür auch auf beiden Seiten durchgerissen und unförmlich. Beide Klingen sind ferner an der Schneide ausgefranst und rissig, die Oberfläche ist rauh und uneben. Dieser Zustand der Klingen kann aber nicht, wie ich glaube, einem starken Oxydations-Processe zugeschrieben werden, da das Kupfer sowohl als die Bronze im Wasser nur in geringem Grade oxydirt und die bezeichneten Gegenstände fast blank aus dem Seeschlamm kamen. Die 3 Nietlöcher

[1]) Siehe Dr. Keller's III. Pfahlbautenbericht, Taf. II, Fig. 4.

[2]) I. Band der Mitth. der anthrop. Gesellschaft, Taf. I, Fig. d.

des grösseren Dolches zeigen auch ganz scharfe Kanten. Ich glaube daher, dass diese Dolchklinge in ähnlichem Zustande schon ursprünglich in den See gefallen ist.

Woher erklären sich nun diese so höchst unvollkommenen Waffen gerade hier, wo doch einzelne schöne Bronzen schon gefunden wurden? — Die Ungleichheit in der technischen Vollendung lässt uns nicht annehmen, dass wir es in diesem Falle mit dem Anfange einer inländischen Metall-Industrie zu thun haben, wohl aber lassen mehrere Anzeichen die Erzeugung als eine von unseren Pfahlbaubewohnern versuchte Nachbildung deuten. Das Metall, woraus diese Dolchklingen bestehen, ist nach einer Analyse des Prof. Schwarz in Graz fast reines Kupfer, mit einer Spur von Zinn, wofür auch der Augenschein spricht, da die Klingen vollkommen kupferroth sind.

Eine Schmelzschale, Fig. 13, die nun auch in Weyeregg sich vorfand, lässt nach der metallischen Kruste der Innenhöhlung erkennen, dass Schmelzungs-Processe vorgenommen wurden, und zwar bei hoher Temperatur, da die dicke Lehmschale ganz durchgebrannt ist.

Es liegt ziemlich nahe, anzunehmen, dass unsere Pfahlbaubewohner, die durch den Gebrauch zerbrochenen, für sie sehr kostbaren und seltenen Bronze-Objecte nicht von sich warfen, nachdem sie überhaupt zur Einsicht gekommen sind, sie einschmelzen zu können.

Um aber in unserem speciellen Fall bei den vorliegenden Dolchklingen nachweisen zu können, dass sie Umschmelzungsproducte sind, müssen wir noch näher auf den Gegenstand einzugehen versuchen.

Wir werden uns vorerst fragen müssen: Lässt sich Bronze in offenen Lehmschaalen und am offenen Feuer überhaupt schmelzen?

Lässt sich die in dieser Weise umgeschmolzene Bronze von dem ursprünglich vorhandenen Metall in seinem Legirungsverhältniss unterscheiden?

Ferner müssen wir nachweisen, wie die neuen Gussformen etwa erzeugt werden konnten, ohne aus dem Kreise von Vorstellungen heraus zu treten, welche wir uns über dieses Naturvolk der Steincultur in Betreff ihrer industriellen Entwickelung schon früher gemacht haben.

Schliesslich müssen wir uns umsehen, ob auch in anderen Pfahlbaustationen der Steinzeit solche Umgussproducte gefunden

wurden, und ob der Vergleich mit anderen Naturvölkern, die wir stets im Auge behalten müssen, wenn wir in das Wesen unserer Urbewohner eindringen wollen, auch in diesem Falle zutrifft.

Solche Fragen mit aller Bestimmtheit lösen zu können, ist nicht sehr leicht, weil jedes Jahr neue Erfahrungen der Forscher bringt, welche die unerschütterlich geglaubten Theorien wankend machen, und jede neue Sammlung, die ich gesehen, irgend Etwas enthält, welches uns über Einzelnheiten und individuelle Verschiedenheit belehren kann.

Ich habe diesen Pfahlbaubericht deshalb seit 2 Jahren verschoben und hoffte gerade in dieser Frage des Metallumgusses weitere Erfahrungen sammeln zu können. Zum Theil ist mir dies auch gelungen, und ohne in dieser Angelegenheit das letzte Wort sprechen zu wollen, hoffe ich doch die angeregten Fragen annähernd richtig beantworten zu können.

Wie bei der Untersuchung über die Herstellung der Steinwaffen und der Topfwaaren, glaubte ich am schnellsten zum Ziele zu gelangen, wenn ich die Versuche praktisch durchzuführen versuchte.

Ich formte Gussschalen ganz nach der in Fig. 13 abgebildeten Form, legte Stücke von Bronze hinein, die genau mit 15 Percent Zinn durch Prof. Schwarz in Graz bestimmt war, und versuchte das Einschmelzen.

Dies gelingt allerdings ganz leicht bei einem gewöhnlichen Schmiedefeuer, nicht aber bei offenem Herdfeuer ohne Zuhilfenahme eines Blasbalges. Die Gussschaalen, sowie die in meinen ersten beiden Pfahlbauberichten angeführten Gussklumpen erweisen daher die Bekanntschaft mit einer Vorrichtung, welche dem Feuer gepresste Luft zuführte.

Ich füge hier gleich bei, dass, wie bekannt, Livingstone bei den Negerstämmen Afrikas mehrfach Blasebälge sehr einfacher Construction angetroffen hat.

Bezüglich der zweiten Frage muss ich gestehen, dass ich mich in meiner Anmerkung [1]) etwas falsch ausgedrückt habe. Das Zinn verflüchtigt bei der Schmelzung der Bronze nicht, aber es entschwindet allerdings zum Theile. Bei meinen Versuchen sind zwar nur wenig Zinntheile verloren gegangen. Die Legirung enthielt zufolge einer Analyse, die ich durch den Herrn Assistenten Dr. Petrisch in Graz vornehmen liess, noch 10 bis 11 Percent nach der

[1]) S. 255 des II. Bandes der Mitth. der anthr. Gesellschaft.

Umschmelzung, doch habe ich mit Prof. Dr. Wiebel, welcher sich bekanntlich ausserordentlich eingehend mit der Analyse der Bronze beschäftigt hat [1]), über das Entschwinden des Zinnes aus der Bronzelegirung näher besprochen.

Obwohl er über die Herkunft unserer Bronze vielfach anderer Ansicht ist als ich, so bestätigte er doch dieses „Abbrennen des Zinnes" bei hoher Temperatur und freiem Luftzutritt. Er führte als Beispiel einer Ausscheidung des Zinnes aus der Bronze folgende Thatsache an: Im Museum zu Copenhagen befinden sich 4 Paalstäbe, welche aus der Sammlung von Frederiksborg stammen. Sie wurden nach dem grossen Brande ganz verzinnt dort aufgefunden. Das in der Bronze befindliche Zinn schied sich in diesem Falle vor der Schmelzung des Kupfers aus demselben heraus.

Diesen Vorgang konnte ich auch bei meinen Schmelzungsversuchen beobachten, indem sich kleine Zinnkügelchen absonderten. Es ist bei einem solchen Verhalten des Zinnes somit natürlich, dass bei oftmaligem Umschmelzen der Legirung immer mehr Zinn „abgebrannt" wird. Der geringe Zinnverlust in meinem Schmelzversuch entstand vielleicht wegen zu schneller Erhitzung des Metalles. Bei den schwierigen und unvollkommenen Umgiessungsversuchen gelingt der Guss, wie ich selbst erfahren, unter zehnmal höchstens einmal. Das Umschmelzen muss daher wirklich sehr oft wiederholt werden. Unseren Urbewohnern, die möglicherweise die Sache nicht viel geschickter gemacht hatten, als ich, scheint, wie die im Pfahlbau mehrmals gefundenen, ausgebrannten kupferigen Gussklumpen bezeugen, der Guss auch oft misslungen zu sein. Die Gründe dieses Misslingens sind nun zumeist in der Lehmgussform zu suchen, deren man sich, wie ich zu glauben Ursache habe, bediente.

Damit kommen wir zur Beantwortung der dritten Frage.

Durch lange Zeit war es mir völlig unklar, wie eine solche primitive Gussform erzeugt werden könne. In der Sammlung der Landesalterthümer in Stuttgart sah ich zuerst ein sehr kupferreiches kleines Metallbeil, welches sich noch in der einen Hälfte der Lehmform befand, in die es eingegossen wurde. Die Form war offenbar einem Steinbeil nachgebildet worden.

Man hatte also hier den Lehm über ein Steinbeil geknetet,

---

[1]) Mittheilungen der Schleswig-Holsteinischen Gesellschaft für Alterthumskunde. 1865. „Cultur der Bronzezeit."

dieses entfernt und das Metall in den wieder verschlossenen Hohlraum gegossen. Das Exemplar (Nr. 329) stammt aus der Pfahlbaustation Sipplingen am Bodensee und war in der reichen Sammlung von Stein- und Knochengeräthen dieser Station das einzige Metallstück.

In derselben Sammlung fand sich ein gleiches Kupferbeil Nr. 29 aus der Station Nussdorf. Es lag auch da vereinzelt inmitten der Waffen und Werkzeuge, welche der Cultur der Steinzeit angehören. An diesem letzteren Beile konnte man deutlich die Spuren von Hammerschlägen wahrnehmen, mit denen es noch im warmen Zustande genauer zugeschlagen wurde. Ein Zeichen, dass der Guss nicht vollkommen entsprochen hatte. Eine ebenso nach einem Steinbeil geformte Kupferwaffe bemerkte ich in der vom Freiherrn von Engelshofen zusammengebrachten Sammlung, die sich auf der Rosenburg im Besitze des Grafen Hoyos befindet.

Zur vollen Gewissheit über die Möglichkeit des Nachgusses in Lehmformen gelangte ich aber erst im Jahre 1873, wo ich in der reichen Sammlung Pfahlbaualterthümer des Herrn Dr. Gross in Nr. 71 eine vollständige aus 3 Theilen bestehende Gussform aus leicht gebranntem Thon, für einen Paalstab fand [1]).

Ich konnte in dem letzten Fall leider nicht genau constatiren, ob diese Form aus einer Station der Steinzeit stammte, jedenfalls lagen Steinwaffen daneben, die als dazu gehörig bezeichnet waren.

Nach den beschriebenen Vorbildern formte ich nun selbst Gussformen aus geknetetem Lehm und versuchte den Guss.

Ich weiss, dass dieses Gussverfahren in Lehmformen als allgemein üblich aufgeführt wird. Man beschreibt das Verfahren folgendermassen: Die für das Geräthe gewünschte Form wird zuerst in Wachs modellirt, über das Modell wird ein Thonmantel gelegt, welcher die feinsten Erhabenheiten ausprägt, schliesslich wird die Wachsform durch Erwärmung ausgeschmolzen und das Metall in die Hohlform gegossen.

Natürlich begann ich auch meinen Versuch nach dieser Theorie. Seit den vollkommenen Misserfolgen, welche ich bei dieser Behandlungsart erfahren habe, halte ich sie jedoch für ziemlich schwierig, und glaube nicht, dass sie in diesem Falle zur Anwendung kam. Schon das Modelliren in Wachs erfordert kunstgeübte Hände, nicht

[1]) Pavillon des amateurs. (Schweizer Abtheilung.)

mindere Sorgfalt muss bei der Ausschmelzung des Wachses angewendet werden. Der feuchte Thon, welcher über die Wachsform geknetet wird, enthält nämlich sehr viel Wasser. Um das Wachs auszuschmelzen, muss nun die ganze Masse einer Erhitzung ausgesetzt werden, wodurch bei Entwickelung des Wasserdampfes und rascher Zusammenziehung des Thones, sich Risse und Spalten bilden, in die dann das Wachs einfliesst.

Ich habe es daher zweckdienlicher gefunden, den Lehm oder den Thon um einen festen Körper ziemlich trocken in zwei Hälften zu kneten. Ist die Form auf beiden Theilen gut eingedrückt, wird der Gegenstand entfernt. Die Formen werden bei nicht hoher Temperatur langsam getrocknet, die Luftlöcher erweitert und der Guss erst versucht, nachdem beide Theile der Gussform wieder genau aneinander gefügt und verschmiert sind.

Nach einigen weiteren Versuchen gelang mir der Guss endlich ziemlich gut. Es gehört auch hier viel Sorgsamkeit und Geduld dazu, um ohne weitere Vorkenntnisse die verschiedenen kleinen Hindernisse zu überwinden, die während der Arbeit vorkommen, trotzdem habe ich mich von der Möglichkeit eines solchen Verfahrens nun überzeugt, und glaube auch nicht, dass die technischen Schwierigkeiten ausserhalb des Bereiches der Fähigkeiten eines Naturvolkes liegen. Wie oft staunen wir über gewisse Fertigkeiten, die wir bei Naturvölkern antreffen, und die wir mit ähnlich primitiven Mitteln kaum nachahmen könnten, ohne uns vorher darin geübt zu haben.

Den Guss in Lehmformen speciell betreffend, habe ich einen deutlichen Beweis eines noch heute üblichen ähnlichen Verfahrens in Berlin angetroffen. Dr. Bastian war so freundlich, mir im Ethnograph. Museum ein in der Lehmform gegossenes Kupferarmband zu zeigen, welches er von der west-afrikanischen Küste mitgebracht hatte. Wenn auch die Negervölker nahe an der Küste schon so Manches von den Europäern angenommen haben, so ist gerade dieses Verfahren gewiss nicht von ihnen erlernt worden.

Solche Umgussproducte sind bei Pfahlbauten schon mehrfach aufgefallen und als ein misslungener Guss bezeichnet worden. Ich lege alles Gewicht in dieser Frage aber darauf, ermitteln zu können, ob die von den Culturvölkern importirten und auch unstreitig hier erzeugten Bronzen sich von solchen Umgiessungsproducten unserer Naturvölker unterscheiden lassen.

Ich glaube, dass wenn die zahlreichen Forscher auf dem

Gebiete der prähistorischen Archäologie diesem Gesichtspunkt einige Aufmerksamkeit schenken werden, sich noch mehrfache Umgiessungsproducte finden werden, die vielleicht meine Ansicht unterstützen könnten.

Nachdem ich die Völker der sogenannten Steinzeit als eingeborne Naturvölker in demselben Sinn betrachte wie die Neger Afrikas, die Indianer Amerikas, die Papuas Neu-Guineas und die Einführung der Bronze fremden indo-germanischen Völkern zuschreibe, sind mir gerade diese unvollkommenen Nachbildungen der Bronzen, welche wir neben vollendet stylvollen Kunstgegenständen aus diesem Metall bei den Naturvölkern der Pfahlbauten finden, ein neuer Beweis, dass nicht sie die Förderer und Erfinder dieser hochwichtigen Industrie sein konnten, da eben die Stylform und die Schönheit der alten Bronzen hier massgebend sind.

Andererseits drücke ich diese eingebornen Naturvölker nicht so tief herab, um ihnen eine Assimilisationsfähigkeit abzusprechen, sondern stelle sie an die Seite eben jener noch heute lebenden Naturvölker, über deren Geschicklichkeit und Fleiss wir so viele Beispiele haben, wenn sie auch noch weit davon entfernt sind, eine Cultur zu besitzen. Für mich unterscheidet sich bestimmt und charakteristisch in der Entwickelungsgeschichte der Bewohner Europas nur die Steinzeit als die Epoche der mehr und minder tiefstehenden Naturvölker, und die Metallzeit als die der neu eingewanderten Culturvölker. Vor der Einwanderung dieser Letzteren lasse ich aber durch Handelsbeziehungen schon Bronzen als Importartikel und Tauschwerthe in den Besitz der noch ungestört hier lebenden Stämme gelangen.

Ueber Thonwaaren habe ich diesmal wenig zu berichten. Die mannigfachen Formen und Verzierungen wiederholen sich in sehr vielen Fragmenten, ohne Neues zu bieten.

Erwähnenswerth dürfte nur der halbe Spinnwirtel, Fig. 15, Taf. II, sein, weil er der einzige Vertreter dieses sonst so gewöhnlichen Hausrathes in den Pfahlbauten ist.

Wie es scheint, haben sich die Bewohner der Pfahlbauten unserer Seen weniger mit dem Ackerbau und der Industrie der Gewerbe, als mit Viehzucht, Fischfang und der Jagd beschäftigt. Durch die Liebenswürdigkeit meines verehrten Freundes des Herrn Prof. Dr. Fraas, bin ich nun in die Lage gesetzt, ein Ver-

Tafel I.

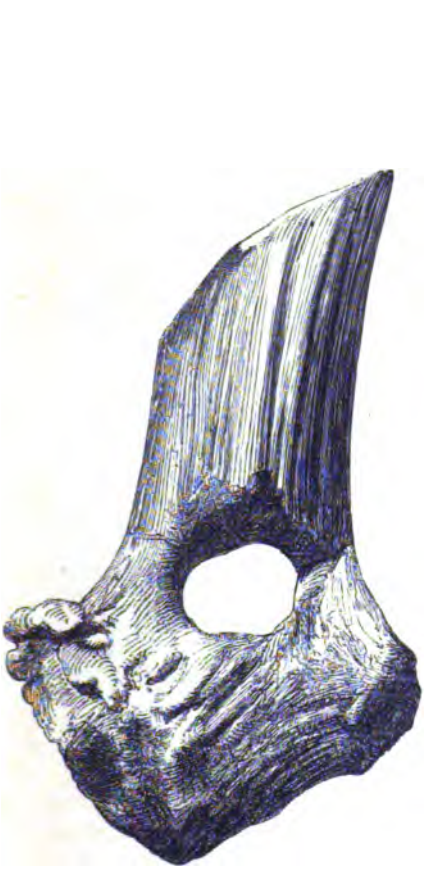


Fig. 1.

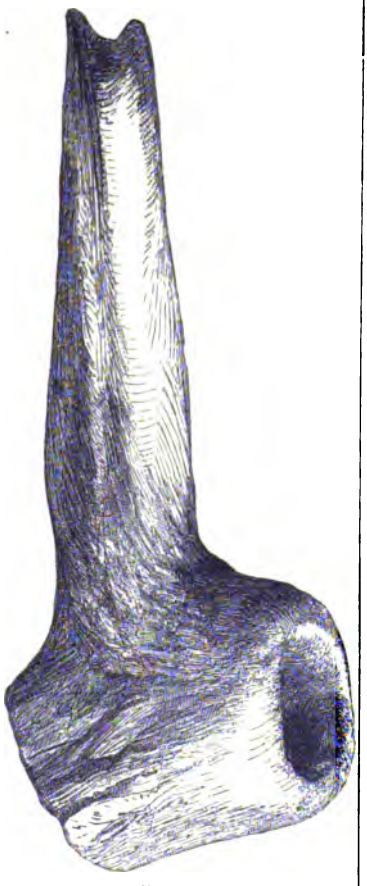


Fig. 2.

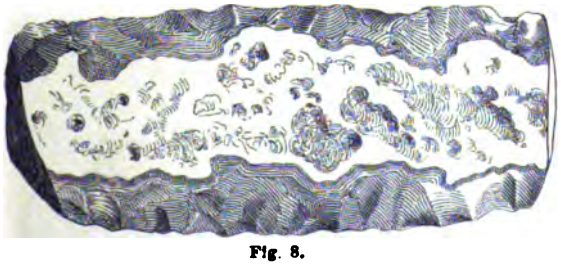


Fig. 3.

Gundaker Graf Wurmbrand. Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen.
Beilage zu Nr. 4 u. 5 der Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft.

Tafel II.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 10

Fig 12.

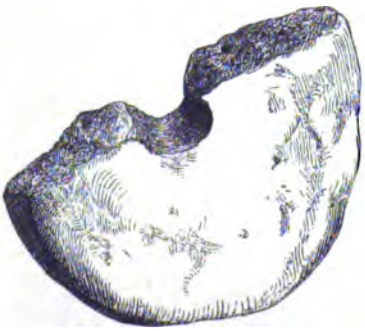


Fig. 15.

Gundaker Graf Wurmbrand. Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen.

Beilage zu Nr. 4 u. 5 der Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft.

Tafel III.

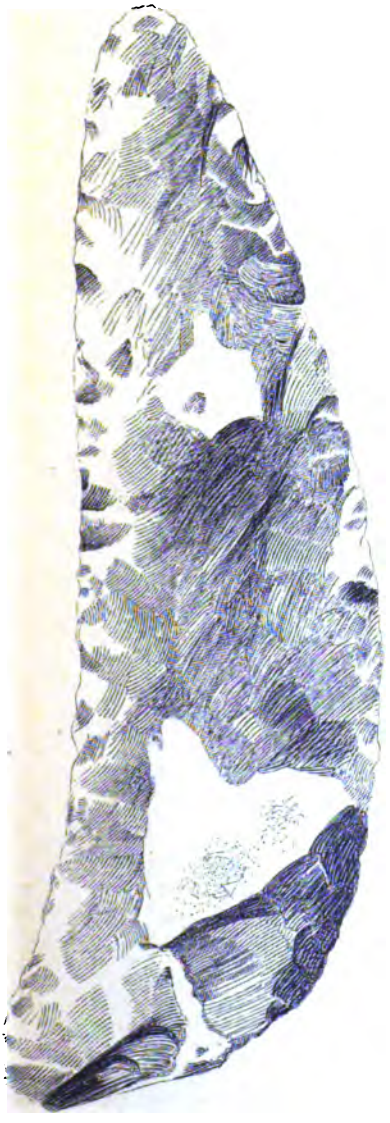


Fig. 6.

Fig. 5.

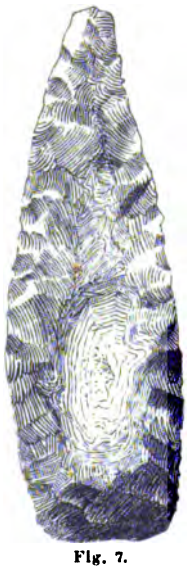


Fig. 7.

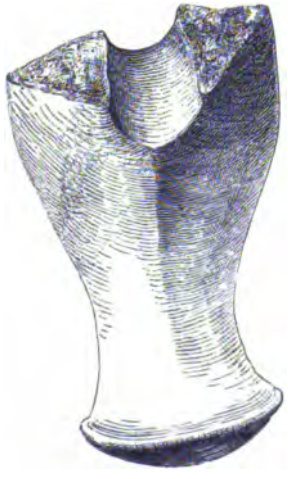


Fig. 9.

Gundaker Graf Wurmbrand. Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen.
Beilage zu Nr. 4 u. 5 der Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft.

Tafel IV.

Fig. 11.

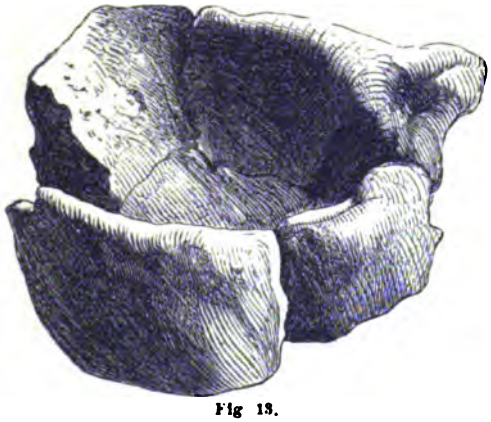


Fig 13.

Fig. 14.

zeichniss der in unseren Pfahlbauten gefundenen bestimmbaren Thierreste zu liefern.

Natürlich muss ich mich als Laie in diesem Fach darauf beschränken, die Bestimmungen einfach so wiederzugeben, wie sie durch meinen gelehrten Freund gemacht wurden. Die einzelnen Masse zu nehmen und vergleichende Studien zu machen, überlasse ich dem Fachmanne, welcher das in 4 Kisten bei mir liegende Material zu weiteren Untersuchungen benützen will.

Auffallend dürfte es erscheinen, in dem Verzeichniss die sogenannten Torf-Species zu vermissen, die sich vom Torf-Schwein angefangen, auf die Torf-Kuh, den Torf-Hund und sogar auf ein Torf-Stirnbein eines Menschen verallgemeint haben.

Es lässt sich durch die Kieferstücke des Schweines hier eben nur, wie es scheint, das Wildschwein und das Hausschwein scharf unterscheiden.

Im Gegensatz zu den drei Rindvieh-Raçen, die der berühmte Verfasser der „Fauna der Pfahlbauten" aufgestellt hat, scheinen sich auch die Knochenreste des uns vorliegenden Hornviehes zu befinden. Dr. Fraas möchte sie der Frontosus-Raçe einverleiben [1]) und fand eine grosse Stabilität der Raçen-Merkmale unter dem vorhandenen Vergleichsmateriale.

An Hausthieren nehmen noch die Ziegen und Schafe eine hervorragende Stellung ein. Die Kieferstücke dieser Thiere sind gemeinsam angeführt, da eine bestimmte Scheidung schwer ist.

Ausser diesen Nutzthieren finden wir die Anzeichen der Gegenwart von 8 Hunden, welche als Hausthiere zu betrachten sind. Diese Hundraçe war sehr gleichförmig und bringt einen bestimmten Raçen-Charakter zum Ausdruck.

Es ist soweit ich mich auf mein Urtheil verlassen darf, genau dieselbe Hunderaçe, welche Dr. Rütimeyer in seinem früher-erwähnten Werke anführt und die er dem heutigen Wachtelhund vergleicht.

Die Schädel der Hunde sind ganz besonders schön erhalten, und kann der von Rütimeyer gegebene Holzschnitt ganz gut als eine Abbildung derselben angenommen werden.

---

[1]) Dr. Rütimayer „Fauna der Pfahlbauten." S. 145. Eine vierte Raçe von eben so guter zoologischer Abgrenzung, welche in der Schweiz heutzutage stark vertreten ist, und wieder unter dem Namen der Frontosus-Raçe zur Besprechung kommen wird, hat im Steinalter keine Spuren hinterlassen.

Die Fauna der wilden Thiere oder Jagdthiere ist nicht sehr mannigfach vertreten. Vorherrschend sind Wildschweine und Hirsche. Selten ist das Reh und der Bär. Von Letzterem sind zwar mehrere Knochen verhanden, die aber möglicherweise nur einem oder zwei Exemplaren angehört haben konnten. Merkwürdigerweise fehlt die Gemse, welche heute in der gebirgigen Umgebung des Attersee so häufig ist, gänzlich, auch die übrigen gewaltigen Jagdthiere der Vorzeit das Elennthier, den Wisent, den grimmen Ur vermissen wir. Füchse und Marder kommen vor.

Vom Menschen wurde unter all den Knochenmassen nur ein kleines Schädelfragment, eine Hinterhauptschuppe, gefunden. Die Knochenmasse ist ziemlich derb. Ob die Form dieses Schädelstückes über eine Besonderheit der Schädelbildung Aufschluss geben kann, oder ein Merkmal für eine Raçenunterscheidung bietet, kann ich nicht entscheiden.

Verzeichniss der in den Pfahlbauten Ober-Oesterreichs gefundenen und durch Prof. Dr. Oskar Fraas bestimmten Knochenreste.

			Anzahl der Stücke	Thiere
Station	Homo	Hinterhauptschuppe	1	
Weyeregg	Sus scrofa ferus	Ober- und Unterkieferstücke mit Milchzähnen	18	
		Ober- und Unterkieferstücke von halbgewachsenen Thieren, bei denen der 3. Molar noch nicht völlig ausgeschoben ist	22	
		Ober- und Unterkieferstücke von völlig ausgewachsenen starken Schweinen.	10	50?
	Sus scrofa domesticus	Ein vollständiger Unterkiefer eines noch nicht völlig ausgewachsenen männlichen Schweines	1	
		Die rechte Unterkieferhälfte eines alten weiblichen Schweines	1	2
	(Sus scrofa?)	Talus	7	
		Calcaneus	4	
		Metacarpen	6	
		End-Phalangen	4	
		Hinterschädel mit eingeschlagenem Scheitelbeine	2	
		Die Röhrenknochen sind sämmtlich gespalten.		
	Bos taurus	Unterkieferstücke von Kälbern . . .	6	

			Anzahl der Thiere	Stücke
Station Weyeregg	(Frontosus-Race?)	Unterkieferstücke von ausgewachsenen Rindern	14	
		Oberkieferstücke von ausgewachsenen Rindern	6	
		Hornzapfen von jungen Thieren	8	
		Hornzapfen eines erwachsenen Rindes	1	
		Talus (von so gleichmässiger Grösse, dass sie durchwegs dieselbe Raçe anzeigen)	7	
		Scapho cupoideum	6	
		Calcaneus	5	
		Phalangen erste	11	
		„ zweite	8	
		„ dritte	7	
		„ von jugendl. Thieren, erste	2	
		Metacarpus	8	
		Metatarsus	8	
		Röhrenknochen sind sämmtlich gespalten		20
	Capra hircus (Ovis?)	Unterkieferstücke von jugendl. Thieren	17	
		„ „ ausgewachsenen	20	
		Oberkieferstücke „ „	10	40?
	Capra hircus	Hirnschale mit beiden Hornzapfen	1	
		Einzelne Hornzapfen	4	
	Ovis	Hirnschale mit beiden Hornzapfen	1	
	Capra hircus (Ovis?)	Talus	8	
		Calcaneus	9	
		Phalangen erste	3	
		„ zweite	1	
		Metacarpen und Metatarsen	9	
		Scapho-cupoideum	4	
		Röhrenknochen unzerschlagen	4	
	Canis	Schädel	3	
		Unterkiefer von jugendlichen Thieren	3	
		„ „ ausgewachs. „	5	5
		Tibia und Femur	5	
	Ursus arctos.	Phalange, zweite	1	
		„ dritte	1	
		Metatarsus „	1	
		Femur	1	
		(Von jugendlichen Thieren)		2?
	Cervus capreolus	Unterkieferstück	1	1
	Cervus elaphus	Unterkieferstücke von jugendl. Thieren	4	
		Oberkieferstücke „ „ „	4	
		Unterkieferstücke „ ausgew. „	1	
		Oberkieferstücke „ „ „	7	

			Anzahl der Stücke	Thiere
Station Weyeregg	Cervus elaphus	Oberkiefer intermaxill.	1	
		Geweihstange mit Hirnschale vom Spiesser	1	
		Talus	7	
		Calcaneus	7	
		Scapho-cupoideum	3	
		Phalangen, erste	8	
		„ zweite	8	
		„ dritte	7	16
	Vulpes	Unterkieferstücke	4	
		Oberkieferstück	1	
		Tibia und Femur	3	4
	Mustela	Unterkieferstück	1	1
Station Puschacher	Sus scrofa	Zähne		
	Bos taurus	„		
	Capra hircus	„		
Station Seewalchen	Sus scrofa	„		
		Unterkieferstücke	3	3
	Bos taurus	„	1	
		Zähne		
		Verwitterte ausgekochte Knochen		
		Talus	1	
		Die Knochen lassen dieselbe Raçe wie die aus Weyeregg erkennen		3?
	Capra hircus (Ovis.)	Zähne		
		Unterkieferstücke	3	3
	Cervus capreolus	Backenzahn	1	1
	Cervus elaphus	Zähne		
		Metatarsus	1	2?
Station Attersee	Sus scrofa	Zähne		
	Bos taurus	„		
	Capra hircus (Ovis)	Zähne		
	Cervus elaphus	„		

Ueber Mikrocephalie.

Von Dr. **E. Zuckerkandl**, Prosector.

Zwischen jener mit Kleinheit einhergehender Missstaltung des menschlichen Schädels, die mit dem Namen Mikrocephalie bezeichnet wird, und dem normalen, edelgeformten Cranium, existirt noch eine Uebergangsstufe, der alle jene Schädel zufallen, welche keine wie auch immer geartete Deformität darbieten, sondern ledig-

lich durch eine auffallende, weit unter die gewöhnlichen Grenzen herabgesunkene Kleinheit ausgezeichnet sind.

Man braucht somit um von Mikrocephalie zu sprechen, nicht sofort auf die bisher allgemein und rühmlichst bekannte Form zu weisen und zurückzugehen, sondern kann vorher noch, wie schon erwähnt, als Uebergangsform eine Art von Schädeln betrachten, die dem physiologischen Standpunkte jedenfalls näher steht, als die vorige.

Wir haben es hier mit Schädeln zu thun, von denen jeder einzelne, den Anforderungen eines im vollsten Ebenmasse gebildeten Craniums entspricht, und die eben nur durch die Herabminderung aller ihrer Masse sich bemerkenswerth machen.

Würde man diese Schädel ihren Proportionen entsprechend bis auf ein mehr normales Mass vergrössern, dann wäre an denselben nichts Auffallendes zu erkennen, und denkt man sich entgegengesetzt der vorigen Manipulation, einen normalen brachycephalen Schädel, seinen Bildungsgesetzen entsprechend, bis zu einer gewissen, jedenfalls aber schon abnormen Grenze abnehmen, so dürfte jene Schädelform erscheinen, deren genaue Beschreibung ich hiemit zu geben Willens bin.

Die Geschichte der von mir beobachteten drei hiehergehörenden Mikrocephali ist leider mit wenigen Worten abgethan. Von zwei derselben ist erwiesen, dass sie ihren Lebenslauf in einer hiesigen Anstalt für Geisteskranke und Geistesschwache beschlossen haben, und dass ihre Schädel der Privatsammlung dieser Anstalt eingereiht waren.

Beide Cranien gehören vollständig ausgebildeten sogar ältlichen Individuen an, und es ist an dem einen durch eine noch vorhandene Aufschrift zu erkennen, dass dasselbe einem weiblichen Individuum angehört habe.

Der zweite derselben Anstalt entstammende Mikrocephalus kann nicht näher behandelt werden, da er im hohen Grade defect ist.

Der dritte hierhergehörige Mikrocephalus wurde unter den Knochenvorräthen der Anatomiediener gefunden, und diese wissen sich nur noch zu erinnern, dass derselbe ebenfalls einem weiblichen Individuum angehörte, welches ihnen eben durch die Kleinheit des Schädels auffiel.

Der vierte Schädel, den ich in diese Reihe aufnehme, stammt aus Peru, und dürfte allem Anscheine nach gleichfalls weiblich sein.

A. Beschreibung der Schädel.

I. Fig. 1 und 2 natürliche Grösse.

Dieser orthognathe Schädel ist klein, brachycephal, da dessen Längenbreitenintex 82·4 Ctm. beträgt.

Das 11·1 Ctm. lange und 10·6 Ctm. (grösste Breite) breite Stirnbein ist in frontaler wie sagittaler Richtung in normaler Weise gewölbt. Die tubera frontalia stehen 4·1 Ctm. von einander entfernt. Die oberen Augenhöhlenränder sind zart, während die Augenbrauenbogen im Verhältnisse zur Gesammtgrösse des Schädels ziemlich breit und vorgewölbt erscheinen.

Die 11·7 Ctm. langen Scheitelbeine setzen sagittal die Krümmung des Stirnbeines mit einer edel geschwungenen Linie fort, und auch in frontaler Richtung gibt sich dasselbe Verhältniss dadurch kund, dass von den halbmondförmigen Linien der plana temporalia die Scheitelbeine nicht mehr oder minder steil abfallen, sondern wie man dies wohl an den meisten brachycephalen Schädeln zu sehen Gelegenheit hat, gewölbt in die ebenfalls ausgebauchten Segmente der Schläfegruben übergehen.

In Folge der frontalen Wölbung der Scheitelbeine sind die tubera parietalia unkenntlich geworden, daher auch ihre gegenseitige Entfernung nicht mehr angegeben werden kann.

Der grösste Breitendurchmesser des Mittelhauptes (nach Welker) ergibt 12·7 Ctm.

Die halbmondförmigen Linien sind doppelt vorhanden, wie dies nach den Untersuchungen Hyrtls [1]) wohl zumeist der Fall ist.

Das 9·4 lange und 9·1 Ctm. breite Hinterhauptbein, welches mit seiner oberen Partie die gleichmässige Fortsetzung der Mittelhauptkrümmung bildet, ist in seinem Grosshirnantheile etwas nach hinten gewölbt, während die untere Portion desselben Knochens schräg von oben hinten, nach unten vorne abfällt. In Folge dieser Stellung des os occipitis fällt der hintere Pol des 15·4 Ctm. betragenden grössten Längsdurchmessers (von der Nasenwurzel zum vorspringendsten Punkte des Hinterhauptbeines) unmittelbar auf den Lambdanahtwinkel.

Die hinteren Antheile beider Scheitelbeine tragen ausgebreitete, hie und da nur mit einer Kante befestigte, osteophytische Auflagerungen, während die vorderen Partien derselben Knochen

---

[1]) Die doppelten Schläfelinien der Menschenschädel und ihr Verhältniss zur Form der Hirnschale. Denksch. der k. Akad. d. W. XXXII, Wien 1871.

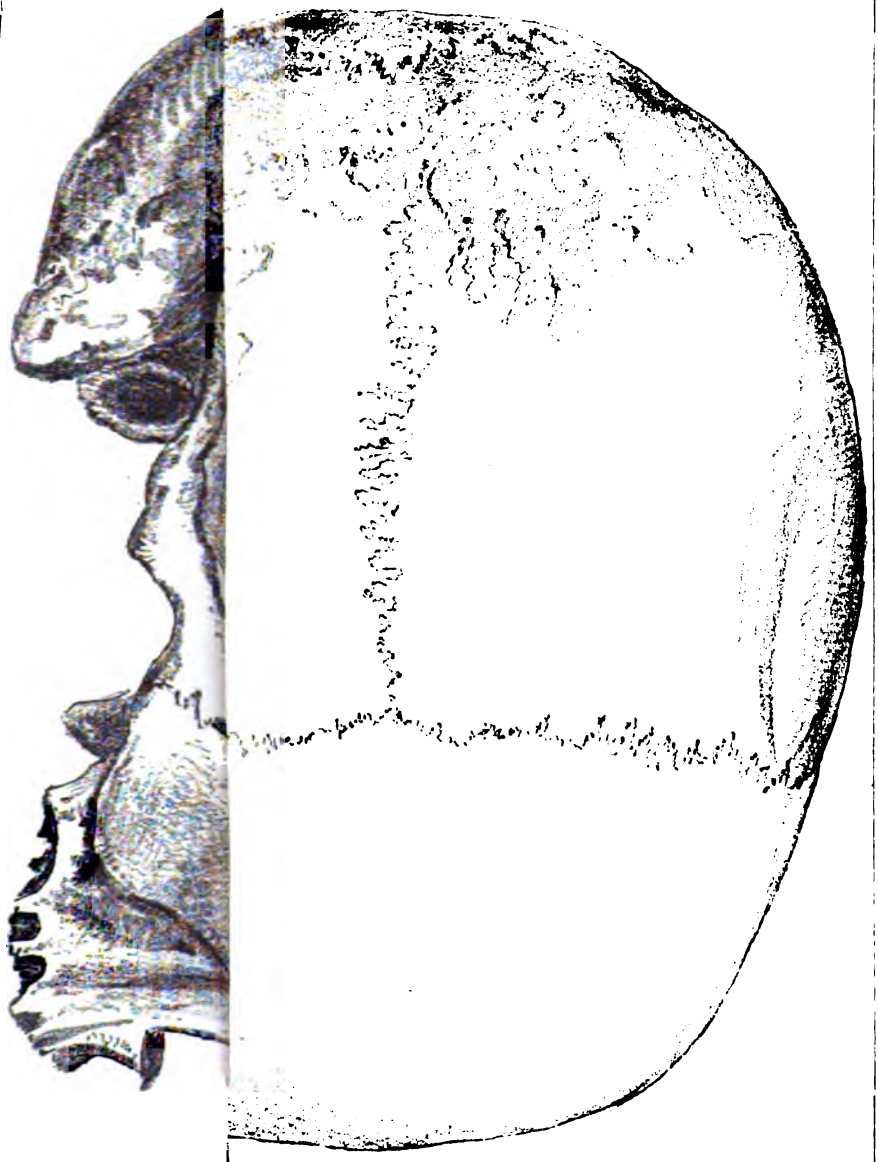


Fig. 2.

Beilage zu Nr. 4 u. 5 de

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

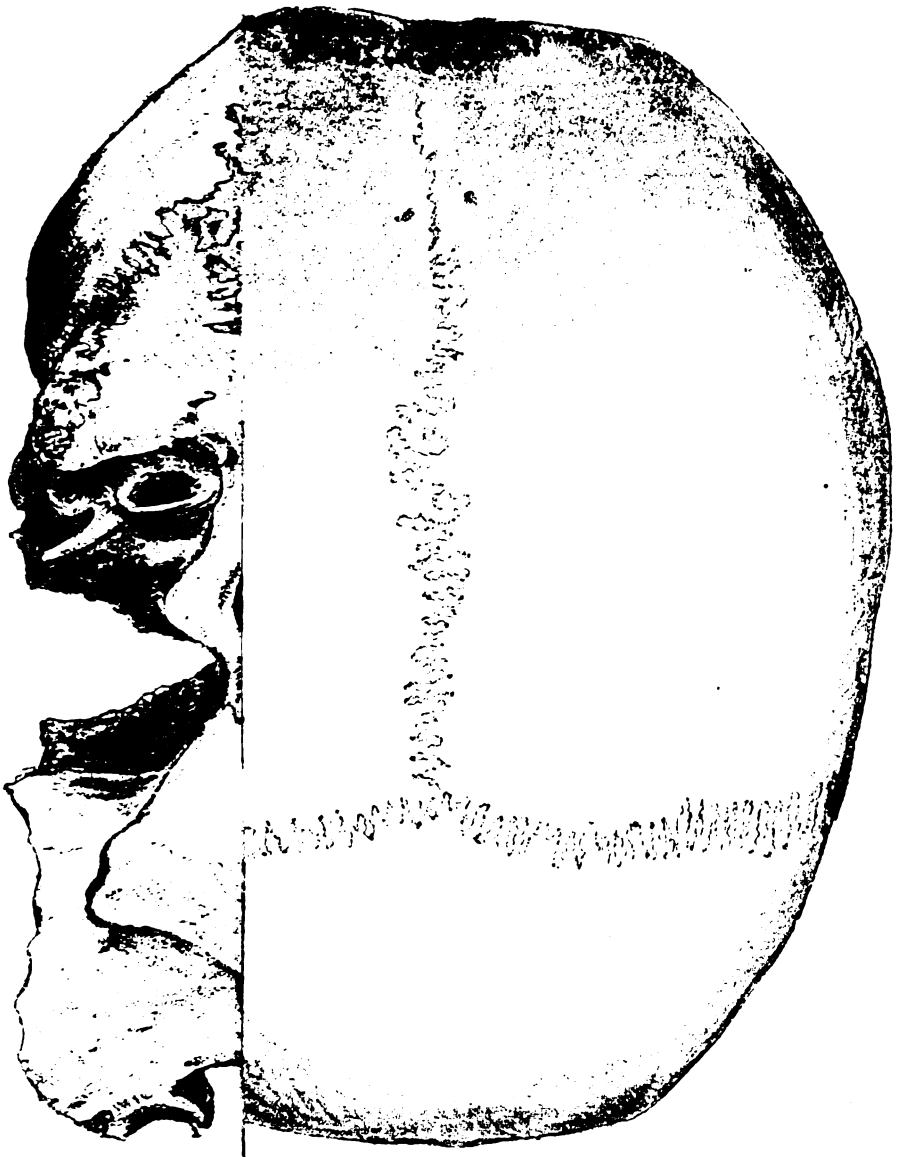
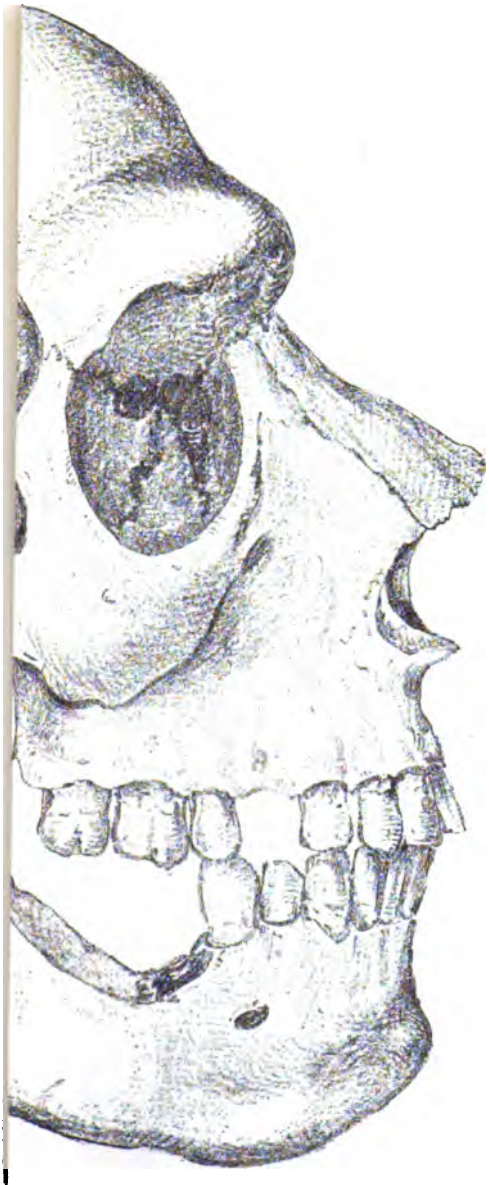


Fig. 4.

Beilage zu Nr. 4 u. 5 der M

Druck von Friedrich Jasper in Wien.



Beilage zu Nr.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

und auch das Stirnbein stellenweise knötchenartige Knochenneubildungen zur Schau tragen.

Die Nähte zeigen durchaus nur dem Alter entsprechende Veränderungen.

Die suturae coronalis, sagittalis und mastoideae sind stellenweise, die sphenofrontalis nahezu vollständig verstrichen. — Am Nasentheile des Stirnbeines sind noch in Form von Zacken Residuen der Stirnnaht erhalten.

Die Gefässfurchen an der Innenfläche der Schädelkapsel, wie auch die Impressiones digitatae und die juga cerebralia sind in der vorderen und mittleren Schädelgrube scharf ausgeprägt, und es würden ihre Dimensionen, in einem anderen normalen Schädel angetroffen, nicht durch Kleinheit auffallen.

Die Knochenkanten und Begrenzungsränder der einzelnen Schädelgruben, wie auch die anderen Knochenfortsätze an der oberen Fläche des Schädelgrundes sind sämmtlich scharf gezeichnet. Die sinus frontales sind klein, die hinteren Flächen der Felsenbeinpyramiden besitzen nur eine ganz geringe Dicke, wodurch die jedenfalls seltene Erscheinung auftritt, dass die hinteren halbcirkelförmigen Bogen des Labyrinthes dem grössten Theil nach nahezu frei liegen und ihre Lumina durchscheinen lassen. Im linken sinus sygmoideus findet sich eine dornähnliche, kleine Exostose.

Das Gesichtskelet trägt insofern den Habitus des Kinderschädels an sich, als die Augenhöhlen im Verhältnisse zu den Dimensionen des Gesichtsschädels gross sind.

Das Nasendachgerüste ist ziemlich tief gesattelt, breit und vorspringend.

Die knorpelige Nasenscheidewand ist verknöchert und zeigt in ihrem vordern Antheile ein bohnengrosses Loch.

Durch Furchen der Jochbeine heben sich die zarten unteren Begrenzungsränder der Augenhöhlen scharf aus dem Niveau des Gesichtsskeletes hervor.

Der Unterkiefer ist zart und stumpfwinklig.

Zusammenstellung der Maasse dieser Schädel:

Querumfang = 45·5 Ctm., Länge = 15·4 Ctm., Stirnbreite = 10·6 Ctm., grösste Breite = 12·7 Ctm., Hinterhauptbreite = 9·1 Ctm., Stirnlänge = 11·1 Ctm., Länge des Mittelhauptes = 11·7 Ctm, Länge der Hinterhauptschuppe = 9·7 Ctm., Sagittalbogen = 32·5 Ctm., Schädelgrund = 8·3 Ctm., Höhe = 11·2 Ctm., Höhe des Ober-

kiefers = 5·5 Ctm., Unterkieferhöhe = 2·2 Ctm., Gesichtsbreite = 9·7 Ctm., Inhalt = 992 C. C.

II. Dieser orthognathe Mikrocephalus ist brachycephal und mit einem Längenbreitenindex von 86·1 versehen.

Das 11·1 Ctm. lange und 10·5 Ctm. breite Stirnbein steigt ziemlich hoch auf und besitzt eine ganz beträchtliche Wölbung in frontaler Richtung. Die tubera frontalia sind deutlich sichtbar und ihr Abstand zeigt eine Länge von 4·2 Ctm. Die Augenbrauenbogen sind hoch, und springen in Form von im Verhältnisse bedeutend entwickelten Wülsten vor.

Die 11·0 langen Scheitelbeine sind in sagittaler wie frontaler Richtung ziemlich stark gewölbt, doch fallen dieselben viel steiler gegen die flachen Schläfegruben ab, als wir in dem vorigen Falle gesehen haben. Am rechten tuber parietale mündet ein Emissarium aus.

Die Schuppe des Hinterhauptbeines ist 9·5 Ctm. lang 9·4 Ctm. breit und dabei, insbesondere in den die oberen hinteren Spitzen der Grosshirnhemisphären aufnehmenden Theilen gewölbt.

Die pars basilaris ist verhältnissmässig lang und breit. Die partes condyloideae sind asymmetrisch; der linke ist nämlich bedeutend massiger, was insbesondere vorne auffällt; durch dieses Verhältniss steht natürlich die Gelenkfläche dieser Seite tiefer als die der anderen. Dabei ist der linke Condylus lang, stark gekrümmt, der rechte hingegen kürzer und mit flacher, wie abgeschliffener Gelenkfläche versehen. Letzteres Verhalten dürfte die Folge des durch diese anatomischen Eigenthümlichkeiten gesetzten abnormen Gelenksmechanismus sein.

Die processus jugulares sind zu beträchtlichen processus paramastoidei ausgewachsen, nur ist der linke, zugleich grössere, mehr ein processus paracondyloideus, da er mit dem Gelenksfortsatze vollständig verschmolzen ist, während der rechte nahezu 1 Ctm. von dem Condylus entfernt liegt. Die Eröffnung des Craniums ergibt Dickenverhältnisse der Wandungen, welche in den Schläfegegenden fast etwas zu stark scheinen. Die sinus frontales sind weit, (daher die vorspringenden Augenbrauenbogen) und insoferne asymmetrisch, als durch den seitlichen Stand der Scheidewand, die abermals durch zwei unvollständige Septa getheilte rechte Höhle, bedeutend an Dimension prävalirt. Die sinus erstrecken sich, wie auch sonst zuweilen weit in die Augenhöhlenantheile des Stirnbeines hinein.

Da diese Bildung nicht auf Kosten der unteren Knochenlamelle etablirt ist, sondern durch Hinaufrücken der oberen, folgt eine nicht unbedeutende Verkleinerung der vorderen Schädelgruben. Die partes orbitales ossis frontis sind zufolge der Veränderung ihrer Platten 1·3 Ctm. hoch, springen convex in die Schädelhöhle vor und fallen median steil gegen die ausserordentlich schmale und in einer tiefen Mulde liegende lamina cribrosa ossis ethmoidei ab.

Auch die Höhlen des Keilbeines sind weit und erstrecken sich in beide grosse Flügel.

Die Juga cerebralia und Impressiones digitatae sind an dem Stirnbeine und an den Seitenwandbeinen in spärlicher Anzahl vorhanden; dafür sind sie jedoch breit und hoch; und insbesondere die Wülste der vorderen unteren Winkel der Scheitelbeine zeichnen sich durch besondere Stärke aus. Die Gruben der Schuppe des Hinterhauptbeines für die hinteren Enden der Grosshirnhemisphären sind in Folge von starker Prominenz der Eminentia cruciata interna sehr tief. Mit Ausnahme der Orbitalflügel des Keilbeines sind sowohl die Begrenzungsränder der einzelnen Schädelgruben wie auch die Fortsätze der Schädelknochen scharf und vorspringend.

Die Gefässfurchen sind tief.

Das Gesichtsskelet ist verhältnismässig klein gegen die Dimensionen der Augenhöhlen; der Stand des Kiefergerüstes eher opistognath als orthognath, der knöchere Nasenrücken ist schmaler als der des vorigen und die Jochbögen und Jochbeine springen ziemlich stark vor.

Die Nähte sind locker.

Massangaben:

Horizontalumfang	= 43·8	Ctm.
Länge	= 14·5	„
Stirnbreite	= 10·5	„
Mittelhauptbreite	= 12.5	„
Stirnlänge	= 11·1	„
Mittelhauptlänge	= 11·0	„
Länge der Hinterhauptschuppe	= 9·5	„
Verticalumfang	= 32·0	„
Schädelgrund	= 8 3	„
Höhe	= 12·5	„
Inhalt	= 90·5	C. C.

Des Vergleiches und der Vollständigkeit halber, reihe ich noch hieran die Beschreibung des Mikrocephalus aus Peru, dessen Zeichnung in dem nächstfolgenden Index der von der Novara-Expedition aquirirter Schädel enthalten sein wird.

Das Stirnbein dieses 975 C. C. fassenden Craniums ist 10·0 Ctm. lang, 9·8 Ctm. breit, in sagittaler Richtung etwas abgeflacht und steil aufsteigend.

Die ossa parietalia zeigen sowohl frontal als sagittal eine ziemlich starke Krümmung, und nebstbei noch in der hinteren Region eine seichte Abplattung.

Die Schuppe des Hinterhauptbeines ist gewölbt, insbesondere in der oberen Partie und insoferne zerfallen, als einige ossa epactalia der Warzenfortsatznäthe der Hauptmasse nach als Stücke des besprochenen Knochens aufzufassen sind.

Die Schläfegruben sind mässig gewölbt.

Die Dicke der sehr compacten, an Diploe sehr armen Schädelwandung ist abnorm schwach. Die Gruben an der basis cranii sind gleich den Gefässfurchen tief und grenzen sich gegen einander durch scharfe Knochenleisten ab. Die Impressiones digitatae sind mässig tief und nur spärlich vorhanden.

An der Oberfläche des Schädels sind die Nähte erhalten, an der Innenfläche hingegen sind die Kron- und Pfeilnaht stellenweise senil involvirt.

Die Augenhöhlen sind wie bei den Vorigen im Verhältnisse zur Gesichtsskelet-Dimension gross und tief.

Die Jochbeine springen ziemlich stark vor. Die Prognathie ist eine geringe. Ob die geringe Abplattung dieses Craniums auf Bandagirung zurück zu führen ist, lässt sich nicht bestimmt beantworten; keineswegs aber ist etwa die Kleinheit des Schädels im Zusammenhange zu bringen mit einem allenthalben von aussen eingewirkten Mechanismus.

Zusammenstellung der Maasse:

Horizontalumfang	= 43·8	Ctm.
Länge	= 14·9	„
Stirnbreite	= 9·8	„
Mittelhauptbreite	= 12·3	„
Breite der Hinterhauptbeinschuppe .	= 9·6	„
Stirnbeinlänge	= 10·0	„
Länge des Mittelhauptes	= 10·8	„
Länge der Hinterhauptbeinschuppe .	= 10·4	„

Verticalumfang	= 32·9 Ctm.
Schädelgrund	= 9·1 „
Höhe	= 12·1 „
Inhalt	= 975 C. C.

Ein Vergleich zwischen den diformen und unseren Mikrocephalen ergibt vor Allem als bemerkenswerthe Differenz den Pronathismus welcher nach Vogt[1]) und Gratiolet allen diformen Mikrocephalen nahezu ausschliesslich zukommt; doch findet sich auch unter den von Vogt zusammengestellten, beschriebenen und gezeichneten Mikrocephalen ein Fall mit kaum bemerkbarer Prognathie.

Die Stirnhöhlen bei diformer Mikrocephalie sind gewöhnlich sehr gross; in unseren Fällen zeigt nur einer in excessiverweise sich im Stirnbein ausdehnende Höhlen, während die andern durch die Kleinheit derselben ausgezeichnet sind.

Nach Johannes Müller[2]) sind die Windungen des Gehirnes bei Mikrocephalen sparsam, im Allgemeinen jedoch in ihrem Durchmesser stark.

Mit dieser Angabe stimmen die an unseren Mikrocephalen spärlichen und breiten Impressiones des inneren Schädelhöhlenwand vollkommen überein; auch die Zeichen von entzündlichen Processen die so häufig an mikrocephalen Schädeln beobachtet wurden, finden sich an einem der beschriebenen Cranien.

Ein nicht unwichtiges Resultat in Beziehung der vorliegenden Mikrocephalie wie auch anderer, nicht physiologischer Schädelformen ergibt sich, wenn man den sagittalen Bogen des Schädels (Längenmaasse des Vorder-, Mittel- und Hinterhauptes bis zur hinteren Peripherie des foramen occipitale magnum — Arcus verticalis nach Baer) zu 100 annimmt und auf diesen die Schädelbasis berechnet.

Da zeigt sich denn, dass der im Eingange aufgestellte Satz: es handle sich an diesen Cranien bloss um eine proportionale Verkleinerung aller Maasse bis zu einem gewissen Grade, der Hauptsache nach richtig sei, denn während zehn Männerschädel[3]), und ebenso viele weibliche, welche unausgewählt herausgenommen und

---

[1]) Archiv für Anthropologie, II. B., Braunschweig 1867.

[2]) Siehe Vogt citirte Abhandlung.

[3]) Für zehn Männerschädel ergeben sich: 24·5, 25·2, 25·6, 25·9 (zweimal) 26·1, 26·3, 27·2, 28·0, 29.8. Für zehn Weiberschädel: 25·0, 25·1, 25·3, 26·0, 26·1, 26·4, 26·7, 27·0, 27·7, 27·9.

auf obige Proportion untersucht wurde, im Mittel 26·3 ergeben, sehen wir an den Mikrocephalen im Durchschnitte 27·0 auftreten. Es schliessen sich somit die Proportionen dieser mikrocephalen Cranien mehr an die normalen Verhältnisse während an drei diforme Mikrocephali den hohen Index von 34·0 ergeben.

Nehmen wir, um die Verhältnisse noch auffallender darzustellen, ebenfalls abnorme, aber in entgegengesetzter Richtung ausgeartete Cranien zur Hand, so ergeben sich für die Proportionen wesentlich andere Momente. Für in ganz kolossaler Weise entwickelte Hydrocephali, von denen einer im Querumfange 81·3 Cm. misst, resultirt als Mittel 22·2.

Wir entnehmen aus diesen Zahlen, dass die Grösse des Gesammtschädels bei excessiver Zunahme sich nicht gleichmässig auf alle Regionen der Hirnschale vertheilt, sondern dass die Basis weitaus zurückbleibt, und somit die Geräumigkeit der Schädelkapsel hauptsächlich durch die Vergrösserung jener Knochensegmente zu Stande kommt, welchen die Aufgabe anheimfällt, die Seitentheile und das Dach des Schädels zu bilden.

Auch bei der diformen Mikrocephalie tritt ein Missverhältniss zwischen Basis und Gewölbe auf; der Schädelgrund ist im Verhältnisse sehr gross und ich kann Theile [1]) nur vollständig beistimmen, wenn er behauptet, dass das Schädeldach im stärkeren Maasse an der Mikrocephalie sich betheiligt, als der Schädelgrund.

Weit entfernt den eben beschriebenen, nicht diformen mikrocephalen Cranien eine besondere Tragweite zuschreiben zu wollen, zeigen diese traurigen Beispiele menschlicher Existenz vielmehr abermals, wie die Natur durch Uebergangsformen anscheinend vorhandene Klüfte auszufüllen bestrebt ist.

So weit meine Kenntnisse der Literatur reichen, sind nicht diforme Mikrocephali von der beschriebenen Art, und mit so geringem Fassungsvermögen der Schädelhöhlen bisher nicht beschrieben worden.

Welcker [2]) führt wohl einen Fall von Nannocephalie an, wobei der betreffende hyperorthognathe Schädel 16·1 Cm. lang, 12·3 breit

---

[1]) Ueber Mikrocephalie. Zeitschr. f. rat. Medicin. 3 R. 11. B. 3 H. Leipzig und Heidelberg 1861.

[2]) Untersuchungen über Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels Leipzig 1862.

war und 1040 C. C. als Inhalt ergab. Diese Zahlen, sowie auch die in dem von Virchow [1]) angeführten Falle mit 1070 C. C., sind jedoch beträchtlich höher, als die unserer Fälle.

Solche Fälle, wie Welcker und Virchow anführen [1]), habe ich auch beobachtet, und verdient insbesondere einer erwähnt zu werden, weil es einen Schädel mit Stirnnaht betraf.

Im Gegensatze zu den beschriebenen Schädeln, die ohne wesentliche Formateration, bloss durch die ausgezeichnete Verminderung der Maasse zu Mikrocephalen wurden, kommen wieder allerdings seltene Fälle vor, die bei nicht geringem Fassungsvermögen und bei nicht unbeträchtlicher Grösse sich durch ihre Formen mit den diformen Mikrocephalen vergleichen lassen.

Ich erlaube mir daher im Anschlusse an das Vorige die Beschreibung und Abbildung eines solchen Craniums zu geben, von dem nur bekannt ist, dass es einem 30jährigen Individuum aus Steiermark angehört habe. (Fig. 5 und 6.)

Dieses brachycephale Cranium, an dem vor Allem die geringe Höhe im Vergleiche mit den übrigen Dimensionen auffällt, besitzt einen Längenbreitenindex von 81·6. —

In ocipito-frontaler Richtung ist dasselbe vollkommen symmetrisch; der frontalen Ebene jedoch folgend, ergibt sich ein bedeutend stärkeres Ausgebauchtsein der rechten Schläfegrube.

Das 11·9 Ctm. lange und 11·5 Ctm. breite Stirnbein ist stark rückfliegend und wie herabgesunken; die Wölbungsverhältnisse desselben sind insbesondere sagittalwärts minimal. — Die pars temporalis der linken Seite ist flach und senkrecht abfallend, während dasselbe Schädelsegment der rechten Seite eine gut entwickelte Ausbauchung darbietet. Die Augenbrauenwülste sind zu hohen, protuberirenden Wülsten entwickelt, die sich scharf gegen das Stirnbein absetzen, während die oberen Augenhöhlenränder in jeder Beziehung zart sind.

Die Scheitelbeine sind sagittal wie frontal ziemlich stark gekrümmt und insbesondere auf der rechten Seite ist die unter der linea semicircularis superior gelegene Partie des Scheitelbeines beträchtlicher ausgeweitet als auf der linken. Das Mittelhaupt selbst, welches sich in normaler Weise rückwärts verjüngt, ist breit (14·2) aber niedrig, indem die Schädelhöhe nur 12·1 Cm. beträgt.

[1]) Die vierte allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. etc. zu Wiesbaden. Redigirt von Dr. A. v. Frantzius. Braunschweig 1874.

Die 10·5 Cm. lange, 10·8 Cm. breite Schuppe des Hinterhauptbeines ist in dem ober der linea nuchae superior gelegenen Stücke kugelig gewölbt und vorspringend, während jene Partie, welche die Kleinhirnhemisphären beherbergt, mehr flach und horizontal gelagert ist.

Die Muskelkämme und Gruben der Schuppe sind nur mässigen Grades entwickelt und das formen occipitale magnum ist verhältnissmässig sehr gross, da seine Länge 4·4 Ctm. (sagittal) seine Breite 3·9 Ctm. (frontal) misst.

Die Seitenansicht des Schädels, welche uns am Klarsten die eigenthümliche Form dieses Schädels erkennen lässt, ergibt linkerseits nur ein mässig ausgebauchtes planum temporale, während rechts die untere Partie des Scheitelbeines, die Temporalfläche des Stirnbeines und noch die Schuppe des Schläfebeines ziemlich bedeutend ausgebaucht sind.

Die äusseren Umrandungen der pori acustici externi, welche für gewöhnlich scharfrandig oder gewulstet sind, zeigen hier für die Anheftung der knorpeligen Gehörgänge tiefe breite Furchen.

Die Schädelnähte sind insgesammt erhalten, und die sutura lambdoidea zeichnet sich durch besonderes Gekraustsein ihrer Zacken aus.

Das Gesichtsskelet erscheint in Folge der flachgedrückten eingesunkenen wie rückfliegenden Stirne stark vorspringend.

Das Nasendachgerüste ist besonders mächtig entwickelt, und die Naht zwischen dem Nasenbeine ist obliterirt.

Die Augenhöhlen sind tief; die zarten Jochbeine tragen breite gewulstete Muskelleisten, und die Zähne sind gross, insbesondere die oberen mittleren Schneidezähne.

Zusammenstellung der Masse:

Querumfang	50·6 Cm.
Länge	17·4 „
Stirnbreite	11·5 „
Abstand der tubera frontalia . .	6·1 „
Grösste Breite des Schädels . . .	14·2 „
Breite der Hinterhauptschuppe .	10·8 „
Länge der Vorderhauptes	11·9 „
„ „ Mittelhauptes	12·9 „
„ „ Hinterhauptes	10·5 „
Schädelgrund	9·3 „

Höhe	12·1 Cm.
Gesichtshöhe	12·0 „
Gesichtsbreite	12·5 „
Inhalt	1335 C. C.

Urgeschichtliche Objecte auf der Regional-Ausstellung in Schüttenhofen (Böhmen).

Von Prof. Dr. **J. Woldřich.**

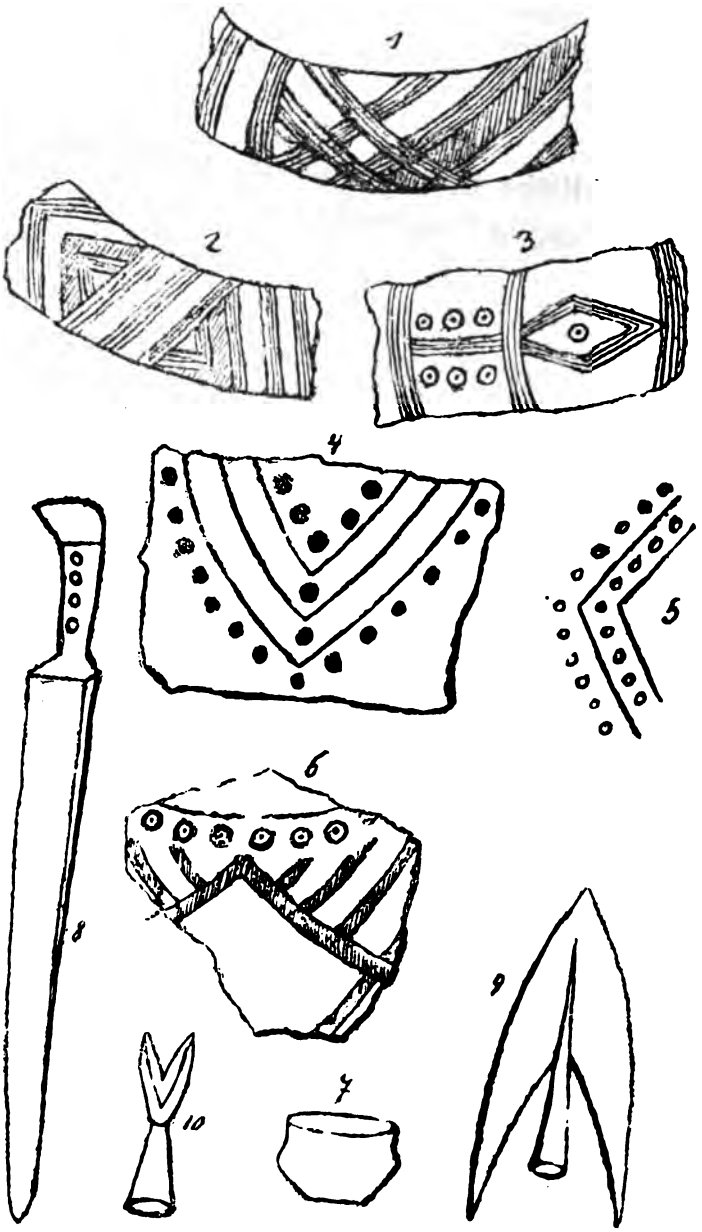
(Vorgetragen in der Sitzung am 13. November 1874.)

Auf der im September vorigen Jahres in Schüttenhofen in Böhmen veranstalteten landwirthschaftlichen Regional-Ausstellung ist durch den Conservator Herrn C. Ludikar und Herrn Dr. Obst die gewiss praktische Idee verwirklicht worden, auch die Alterthümer des Bezirkes bei dieser Gelegenheit zur Schau zu bringen und hierdurch auf die Bevölkerung belehrend einzuwirken. Da ich mich gerade im Böhmerwald aufhielt, besuchte ich in Folge einer Einladung die Ausstellung und überzeugte mich, dass der beabsichtigte Zweck vollkommen erreicht wurde, denn keine Abtheilung war beständig von Zuschauern und Zuhörern so stark umringt, als die Hütte mit den Alterthümern, in welcher Herr Ludikar unermüdlich die einzelnen Objecte explicirte. Ich bin überzeugt, dass keiner der ländlichen Zuhörer mehr einen etwaigen Fund unbeachtet lassen oder gar zerstören wird.

Da sich in der Sammlung namentlich urgeschichtliche, bisher wenig oder gar nicht bekannte Objecte vorfanden, erlaube ich mir nachstehend auf die wichtigsten derselben aufmerksam zu machen. Dieselben stammen von zwei Funden aus den Jahren 1862 und 1872 her, welche in Hoschitz bei Strakonic auf dem Gute Strahl des Herrn Dr. Obst gemacht wurden und zwar im Kladruber Walde und unter dem „skleněny vrch“ (Glasberg). Den Fund vom Jahre 1872 erwähnte ich bereits im vorigen Jahre in meinem Berichte über „Verschlackte Steinwälle u. s. w.“ [1])

Zunächst sind prachtvolle Armringe aus Bronze getriebener Arbeit, in kolossalen Dimensionen, zu nennen. Der Durchmesser der inneren Lichtung beträgt 12 Cm. Die gepresste Verzierung, bestehend aus schief verlaufenden Linien, Fig. 1 und 2, erinnert an

[1]) Mittheilung. der anthrop. Gesellschaft, IV. Bd., 1874, Nr. 7.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10

Armringe aus der Byčiskala, eingepresste Kreise mit Mittelpunkten, Fig. 3, erinnern an Byčiskala und Hallstatt. Die Arbeit ist rein, die Patina sehr schön; so grosse Armringe, wie diese habe ich noch nicht gesehen. Von den übrigen Bronzeobjecten sei noch eine kleine, sehr schöne Pfeilspitze und ein runder Armring erwähnt. Die mitgefundenen Knochen sind mit Grünspan imprägnirt, ebenso ein mitgefundenes Leder, das auf den ersten Blick wie eine gepresste Wolle aussah, das ich aber unter dem Mikroskope als wirkliches Leder erkannte.

Der Fund unter dem „skleněny vrch" enthält Thongefässfragmente und Eisenreste. Die Thonscherben sind sehr charakteristisch durch ihre Verzierungsweise. Es kommen solche vor von 8 Mm. Wanddicke, aus mittelfeinem, stark sandigem Lehm, von freier Hand hübsch gearbeitet und nur äusserst schwach gebrannt; dieselben zeigen um den Hals herum am Bauchrand einen Kranz von eingepressten Kreisen mit Mittelpunkten, Fig. 6, ganz in der Art wie die Kreise an den Bronzeringen; um den Bauch herum sind rautenförmige schwarze Graphitzeichnungen auf lichtem Grunde. Auch einfache, mit dem Fingernagel eingedrückte Verzierungen kamen vor, jedoch seltener. Interessant sind Fragmente von flachen Gefässen, welche innen mit Verzierungen von der Form der Fig. 5 versehen sind, dadurch, dass Herr Graf Heinrich Wurmbrand im verflossenen Sommer ebenfalls innen verzierte flache Gefässe bei Weikersdorf auffand. Andere Verzierungen, Fig. 4, stimmen in Form und Art überein mit den an den grossen Gefässen vom Zegersdorfer Tumulus in Nieder-Oesterreich vom Herrn Grafen H. Mannsfeld und mir [1]) beschriebenen Verzierungen, indem beide aus langgezogenen, vertieften runden Furchen bestehen, die unter einem Winkel einander treffen und von vertieften runden Tupfen begleitet werden. Auch roth und schwarz verzierte Fragmente lagen vor. Die Uebereinstimmung von beiden Funden ist so bedeutend, dass beide Funde einem Volke zugeschrieben werden müssen. Wichtig sind auch die Formen von Urnen mit Buckeln, welche fast genau so aussehen, wie einige, welche Herr Dr. Wankel in der Byčiskala gefunden hatte. Kleine stark ausgebauchte Urnen, Fig. 7, waren ganz, einfach geformt und mit Asche gefüllt. Aus Bronze lagen von dieser Fundstelle nur kleine, einfache Armringe

[1]) Mittheilung. der anthrop. Gesellschaft, Wien, Bd. IV, Nr. 6.

vor, wie ich solche in Brüx gefunden habe. Aus Eisen war vom selben Fund ein sehr primitives Messer vorhanden, dessen Griff einen Bronzenagel enthielt. Diese Fundstelle ist somit durch die Aehnlichkeit ihrer keramischen Einschlüsse mit denen von Zegersdorf und der Byčiskala einerseits, durch die vorgeschrittene Verzierungsweise derselben andererseits und besonders durch das gleichzeitige Auftreten von Bronze und Eisen für das vergleichende Studium um so wichtiger, als sich Funde mit gleichzeitigem Eisen und Bronze nördlich der Donau beständig mehren. Es ist daher zu wünschen, dass über diesen Fund bald ein ausführlicher und möglichst detaillirter Bericht erscheinen würde.

Aus Vokovic bei Prag war eine schöne, grosse Bronzefibel, eine Bronzeaxt und ein Bronzestück von der Form eines Schleifsteines vorhanden. Die seltene, vielleicht noch von nirgends her bekannte Form eines 74 Cm. langen Eisenschwertes, Fig. 8, erregte ferners meine Aufmerksamkeit. Dasselbe ist in Stramberg bei Volšov unweit Schüttenhofen gefunden worden und hat eine messerartige Form mit Schneide und einem Rücken; es stellt somit einen primitiven Säbel dar. Der Griff ist flach und enthält Löcher für die Befestigung einer Verkleidung.

Eisenwaffen aus später Zeit sind noch in der Hoschitzer Gegend gefunden worden, darunter verschiedene Formen von Lanzen und Pfeilspitzen, wie z. B. die Fig. 9 und 10 zeigen. Solche gabelige Pfeilspitzen sind auch bei Altenburg in Niederösterreich getunden worden.

Sehr lehrreich sind auch dicke plumpe Gefässfragmente aus graphithältigem, grobem Lehm von Svaryšov (Svaroh = die höchste slavische Gottheit) zwischen Strakonic und Wolin, weil sie mit solchen von mir aus Modlešovic beschriebenen und mit jenen von Weikersdorf in Niederösterreich vollkommen übereinstimmen.

Endlich waren auch Gefäss- und Bronzefragmente aus dem im vorigen Jahre beschriebenen Hügel von Rovna, [1]) nördlich von Strakonic vorhanden. Die Gefässfragmente waren ohne Verzierung, schwach gebrannt und aus zweierlei Materiale; die einen aus einem stark sandigen, gelben Lehm, mitunter aussen mit Kohlenstaub schwarz gefärbt; die andern weniger zahlreichen, sind aus Graphitlehm, wie die von Modlešovic und Svaryčov, jedoch nur dünn-

[1]) Mittheilung. der anthrop. Gesellschaft, Wien, Bd. IV, Nr. 6.

wandig und kleineren Gefässen angehörend. Die spärlichen Bronzereste (Bleche) sowie Knochensplitter und röthliche Steinstücke zeigten deutlich die Spuren eines Brandes.

Ein makrocephaler Türkenchädel.

Von **Dr. A. Weisbach**, k. k. Regimentsarzt.

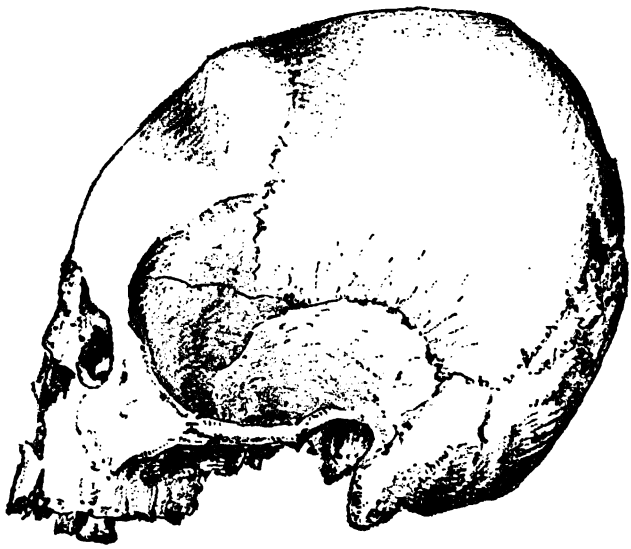
In meiner Sammlung türkischer Schädel befindet sich ein seiner Gestalt wegen merkwürdiger, welcher vom mohammedanischen Friedhofe ausserhalb des Tekkes (Klosters der tanzenden Mönche) in Pera stammt, von dem Platze, wo jetzt der Municipalpallast steht; dorthin wurde bis vor wenigen Jahren noch begraben und zeigt auch der Erhaltungszustand der Knochen, dass der Schädel der Jetztzeit angehört. Ich erlaube mir, der Sammlung der Gesellschaft einen Gypsabguss und Photographien desselben zu übergeben.

Er bietet jene Form dar, welche früher irriger Weise den Avaren zugeschrieben wurde und mit den in der Krim, bei Atzgersdorf und Grafenegg, ferner bei Niederolm und bei Harnham in West-England gefundenen übereinstimmt.

Der im ganzen sehr kleine, dünnknochige Schädel, er ist der eines erwachsenen Mannes von circa 25–30 Jahren, ist in der oberen Ansicht länglich oval, vorne schmal abgestutzt, seitlich stark gewölbt und hinten abgerundet, vom Hinterhaupte jedoch nur die Spitze der Schuppe sichtbar.

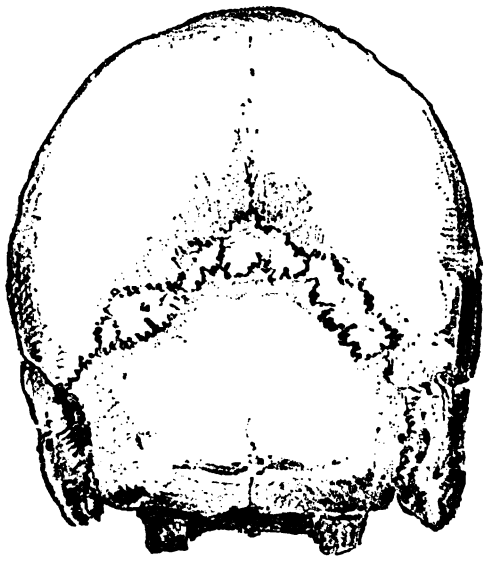
Die Seitenansicht bringt die eigenthümliche Form zum Ausdrucke; sie bildet im ganzen ein sehr hohes, am Stirnbein eingedrücktes, nach rückwärts wie überhängendes Oval, indem das durch seine bedeutende Länge ausgezeichnete Stirnbein bis zu den Höckern, die sehr tief unten und nahe beisammen liegen, sehr wenig geneigt nach aufwärts steigt, hinter dieser Stelle einen seichten Eindruck mit Abflachung zeigt und rasch schräg nach oben sich erhebt, wo gegen 2 Ctm. vor dem Vereinigungspunkte der Kranz- und Pfeilnaht, wieder eine Vorbauchung und hinter derselben abermals eine seichte Einschnürung bemerkbar wird. Der Scheitel verläuft eine kurze Strecke nahezu horizontal, um dann in scharfem Bogen rasch zum Hinterhaupte abzustürzen. Dieses, steil nach rückwärts gerichtet, zeichnet sich durch seine bedeutende

Höhe und äusserst flache Wölbung (1·106) aus. Der höchste Punkt des Scheitels fällt in eine die Zitzenfortsätze berührende Ebene.



1/2 der natürlichen Grösse.

Die Schläfenschuppen sind niedrig, gleichwie die lineae semicirc., die grossen Keilbeinsflügel auffallend durch ihre grosse Breite, die Zitzenfortsätze kurz; das Gesicht ein wenig prognath, sehr niedrig, die Jochbeine breit, ihre Bögen aber dünn.



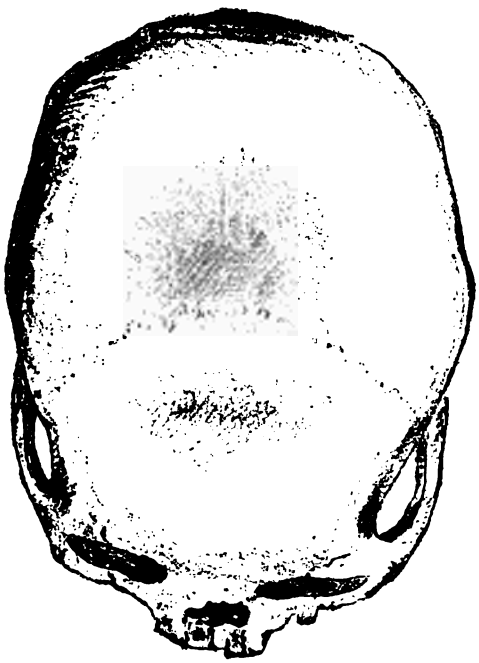
1/2 der natürlichen Grösse.

Hinterhauptsansicht: Sehr hoch, schmal fünfeckig, mit abgerundetem, stark gewölbten Scheitel, ziemlich deutlichen Scheitelhöckern und fast geradlinigen Schläfeseiten; die Hinterhauptsschuppe ist sehr lang, schmaldreieckig, glatt, indem die Muskelrauhigten fast gänzlich

fehlen und jederseits gegen das untere Ende der Lambdanaht hin etwas eingedrückt, welcher flache Eindruck sich deutlich auf die Seitenwandbeine fortsetzt. Die Lambdanaht, sehr fein- und reichzackig, hat in jedem Schenkel längliche Zwickelbeine, trotz der äusserst flachen Wölbung des Hinterhauptes.

Untere Ansicht. Das Hinterhaupt sehr kurz, jederseits etwas zusammengedrückt; das foram. occip. klein, fast rund (32mm, 29mm); die Gelenksfortsätze hoch, sehr convex; die äussern Lamellen der Flügelfortsätze, abgebrochen, scheinen sehr breit gewesen zu sein; der Gaumen kurz (41mm) und breit (38mm), die Alveoli sehr kurz, jene der Schneidezähne nach vorne geneigt.

Vordere Ansicht. Das breite und sehr niedrige (59mm) Gesicht nimmt in dieser Stellung nur einen kleinen Theil des ganzen, lang und schmal in die Höhe sich ziehenden Schädels ein, indem der hochansteigende Hirnschädel viel mehr als die Hälfte für sich in Anspruch nimmt; die Kranznaht fällt noch ganz deutlich in das Gesichtsfeld. Die kleinen, niedrigen (28mm), relativ breiten (35mm), viereckigen Augenhöhlen sind durch eine sehr breite Nasenwurzel (24mm) getrennt; die im untern Theile fehlenden Nasenbeine müssen eine sehr flache, breite Nase gebildet haben, indem auch die apertura pyriform sehr breit erscheint; der vordere Nasenstachel springt deutlich ausgebildet vor.



½ der natürlichen Grösse.

Die nach rückwärts in die Höhe gezogene Form dieses Schädels, dessen sämmtliche Nähte unverknöchert sind, mit den ringförmig verlaufenden Eindrücken oberhalb der

Stirnhöcker und an der Kranznaht, denen ein seichter am Hinterhaupte und am hintern untern Winkel der Seitenwandbeine entspricht, lässt keinen Zweifel aufkommen, dass seine Gestalt durch Kunst, höchtwahrscheinlich durch Binden veranlasst worden ist. In welchem Theile des türkischen Reiches eine solche Sitte geübt wird oder wurde, war mir zu erfahren bis jetzt unmöglich; nur das kann ich beifügen, dass ich einen Kurden kenne, dessen Kopf ganz ähnlich geformt ist, wie überhaupt unter dessen brachycephalen Landsleuten ähnliche Schädelgestalten nicht selten zu sein scheinen.

Durch die Einschnürung werden Länge (164mm) und Breite (134mm) in ihrer Entwicklung gehemmt, das Wachsthum in die Höhe (145mm) aber begünstigt, weshalb auch bei diesen Schädeln (siehe die Maasstabelle) der Längenhöhenindex grösser als der Längenbreitenindex erscheint, wovon nur der von Harnham eine Ausnahme macht; desgleichon muss die Abflachung und Verlängerung des Stirnbeines — der sagittale Stirnbogen übertrifft immer den Scheitelbogen — und der ähnliche Zustand der Hirnhautschuppe als Folge der Einschnürung betrachtet werden.

Wenn C. F. v. Baer bei Vergleichung seiner Makrocephali aus der Krim eine Aehnlichkeit mit dem brachycephalen Schädel eines jetzigen Avaren finden will, dürfte dieselbe nur äusserst gering sein; denn, nehmen wir die von Fitzinger, Ecker, B. Davis und den eben beschriebenen zur Hand (von jenen aus der Krim habe ich mir leider die Maasse nicht notirt), so findet sich, keinesfalls zur Begründung der Verwandtschaft mit brachycephalen Schädeln, dass von diesen 5 Schädeln nur jener von Harnham (L B 847) exquisit brachycephal, die von Niederolm (717), Grafenegg (745) und Atzgersdorf (748) aber exquisit dolichocephal, endlich der meinige (817) mesocephal sind. Freilich liesse sich denken, dass von Rasse aus kurze und hohe Schädel dieser Missstaltung sich gefügiger zeigen dürften als lange und niedrige.

In der folgenden Tabelle habe ich mir zugängliche Maasse ähnlicher Schädel mit dem meinigen vereint zusammengestellt, nach Eckers Maassmethode (Arch. f. Anthr. I. p. 75 ff).

	Grafenegg ♂	Atzgersdorf ♂	Nieder-Olm ♀	Harnham ♀	Türke ♂		Grafenegg	Atzgersdorf	Nieder-Olm	Harnham	Türke
Länge in aufrechter Stellung	185	17:	177	164	164	Hinterhauptsbreite .	120	113	128	110	121
Länge des Schädelgewölbes	—	—	360	354	359	Breite des Hinterhauptbeines am untern Winkel der Scheitelbeine . .	—	—	100	107	93
Stirnbogen	—	—	130	128	130	Warzenabstand . .	—	—	112	122	119
Scheitelbogen . . .	—	—	110	120	125	Höhe über der Ebene des for. magn. . . .	158	155	150	134	145
Hinterhauptsbogen .	—	—	120	106	104	Umfang	518	509	470	484	464
Sehne des Gesammtbogens	—	—	110	120	125	Gesichtshöhe (Nasenwurzel-Alveoli) .	66	63	—	—	59
Grösste Breite . . .	138	131	127	139	134	Jochbreite	124	124	—	—	127
Grösste . . . Hirnbreite	—	—	106	113	105	Längenbreiten . Index	745	748	717	847	817
Kleinste . . . Hirnbreite	95	96	97	110	92	Längenhöhen . Index	854	885	847	816	884
Scheitelbreite . . .	123	128	125	128	120						

Ein Akka-Mädchen.

Von **Ernst Marno.**

In der Seribah Ghaba Schambi hatte ich die freudige Ueberraschung ein Exemplar des von Dr. G. Schweinfurth aufgefundenen Volkes der Akka oder, wie sie von den Nubiern genannt werden, Tiki Tiki zu treffen, welches unlängst mit den aus den Nyam-Nyam- und Monbuttu-Ländern zurückgekehrten Leuten des Ghattas hieher gebracht worden war und diese Begegnung war um so interessanter, als das Individuum dem weiblichen Geschlechte angehörte. Sowohl Dr. G. Schweinfurth hat nur Männer dieses Volkes gesehen, als auch die durch Miani nach dessen Tode nach Egypten und Italien gebrachten Exemplare waren männlichen Geschlechtes.

Der mehrfach angefochtene und relative Begriff eines Zwergvolkes dürfte in unserem Falle durch den Umstand gerechtfertigt erscheinen, dass das Volk der Akka von Völkern umgeben ist, deren Körpergrösse die seine um $^1/_4$—$^1/_2$ überragt. Dr. Schweinfurth sagt, dass die normale Höhe der Akka 1·5 Meter nicht übersteigt. Man dürfte aber kaum unter den umwohnenden Negerstämmen Individuen finden, deren Mass so tief herabgeht. Die Neger des weissen Flusses und Gazellen-Flusses gehören gerade zu den grössten Menschen, denn nicht selten findet man unter den Dinkas und Nuers Männer von 2 Meter Höhe und 1·6 Meter dürfte schon das geringste Mass sein; das Mittel schwankt zwischen 1·7—1·9 Meter. Nicht allein aber die Körpergrösse, sondern auch die ganze Körpergestaltung zeigt auf den ersten Blick, dass man es hier mit einem Volke zu thun hat, welches so wesentlich von den übrigen Völkern abweicht, dass ihm eine Sonderstellung mit vollem Rechte gebührt; denn was man Aehnliches vielleicht auch unter anderen Völkern finden mag, ist individuell und nicht Gemeingut, sind Abweichungen von der Regel, hier aber ist die Ausnahme förmlich zur Regel geworden. Diese Betrachtungen erweckte in mir der erste Anblick dieses Akka-Mädchens, dessen Alter zwischen 13—15 Jahren sein dürfte.

Die Körperform zeigte ein gewisses Bestreben der Ausdehnung in die Breite und Dicke auf Kosten der Längenentwicklung, also gedrungenen Bau. Der Schädel, in der Breite kugelig rund, erscheint gegen hinten zu ausgedehnt und eiförmig, die Kieferstellung prognath, wenn auch nicht in dem Masse, wie die Zeichnungen und Angaben Dr. Schweinfurth's, was bei diesem Mädchen aber jedenfalls auf Rechnung seiner Jugend und vielleicht auch des Geschlechtes zu stellen ist. Die Hautfarbe ist, wie Dr. Schweinfurth angibt, die des lichtgebrannten Caffees, die Innenflächen der Hände und Füsse lichter ins fleischfarbige, wie die Lippen etwas röthlicher, die normal gestalteten Nägel licht fleischfarbig. Das nicht dichte eher spärliche Kopfhaar krauswollig, fein, aber sehr kurz, bräunlich fahl. Die übrigen bei nordischen Völkern behaarten Körpertheile kahl, dafür aber der ganze Körper mit sehr feinem Flaum wie bei Neugebornen bedeckt. Die Farbe der Iris graubraun, gross, Augapfel gelblich weiss, das Auge jedoch nicht auffallend gross. Die kurze, breite Nase und deren tiefe Einsenkung an der Basis, die Grösse der Ohren, Gestalt des Mundes und Kinnes stimmen vollkommen mit den Angaben Dr. Schweinfurth's. Der Hals kurz, aber für die übrige Gestalt dünn. Der sich sehr schnell nach vorne

erweiternde Brustkorb weit abstehend, kurz und bald in einen ungeheuren tonnenförmigen Bauch übergehend, welcher in anderen Fällen als pathologisches Curiosum gelten würde. Diese Gestaltung des Halses, Brustkorbes und Bauches sind es vorzüglich, welche an die Formen dieser Körpertheile bei Gorilla, Orang-Utan und Schimpanse erinnern und diesem Volke als Aehnlichkeiten jener vorzüglich zukommen. Trotz des, für die hiesigen Verhältnisse, nahe der Reife stehenden Alters dieses Mädchens, waren die Brustdrüsen in der Entwicklung auffallend weit zurück und nur eben durch die Warzen angezeigt. Vielleicht entwickeln sich bei diesem Volke dieselben überhaupt nur gering, wie dies Fritsch bei den Buschweibern angibt und wäre dieser Umstand ein weiteres übereinstimmendes Merkmal dieser beiden, wie Dr. Schweinfurt gezeigt, ziemlich ähnlichen und einander nahe stehenden Völker. Interessant, aber vielleicht eben nur individuell ist der gänzliche Mangel eines Nabels im gewöhnlichen Sinne, denn an dessen Stelle findet sich nur eine schwache knopfförmige Auftreibung, die einzige Spur eines ehemaligen Zusammenhanges mit der Nabelschnur.

Correspondirend mit dem gegen vorne zu vortretenden Brustkorb und dem kolossalen Bauche ist die starke und plötzliche Einsattelung des Rückens und vorzüglich des Kreuzes, auf welche wieder ein mächtiges Vortreten der Nates folgt. Der Jugend, dem Geschlechte und der Wohlgenährtheit dürfte es zuzuschreiben sein, dass dieses Akka-Mädchen nichts von jener Magerkeit, Dürre, Eckigkeit, Rauhheit der Formen und Faltigkeit der Haut zeigt, wie sie Dr. Schweinfurth erwähnt; die Formen dieses Mädchens zeigten im Gegentheil eine Völle und Ueppigkeit und die Haut erschien überall so ausgefüllt und gespannt, dass dasselbe, um mich eines trivialen Ausdruckes zu bedienen, wie eingegossen erschien. Die äusseren Geschlechtstheile zeigten nichts besonderes. Die Extremitäten gleich dem Körper voll, rund, ohne vorspringende Kanten und Ecken der Knochen, Hände und Füsse normal, eher klein als gross.

Vom Charakter schien dieses Mädchen ernst, verschlossen und trotzig, was auch ihr Gesichtsausdruck anzeigte und ihr Benehmen bestätigte. Sie nahm die Stellung in der ich sie zeichnete selbst ein und war nicht zu bewegen die Hände gerade herabhängen zu lassen, sondern hielt sie beständig am Kreuze. Ebensowenig Furcht schien sie zu fühlen, als sie zu mir geführt wurde, ich sie berührte und mass, als sie Freude zeigte, da ich ihr Zucker

gab, welchen sie in den Händen behielt, um ihn später wie Alles ungesehen zu verzehren.

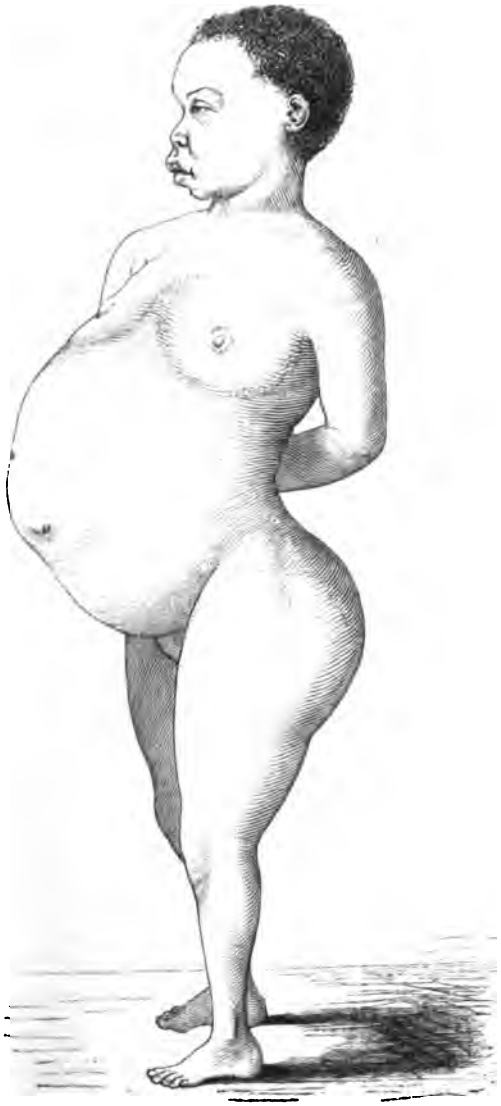
Schliesslich füge ich dieser kurzen Beschreibung die Masse (nach „Rathschläge für anthropologische Untersuchungen etc. etc. ausgearbeitet von der Gesellschaft für Anthropologie“ etc. Berlin) und eine Zeichnung dieses Akka-Mädchens bei (vergl. die Tafel).

Aufrechte Höhe	101·0	Cm.
Kopfhöhe	21·0	„
Stirnhöhe	6·6	„
Nasenlänge	3·4	„
Nasenscheidewand — Mundspalte	1·9	„
Mundspalte — Kinn	3·1	„
Längendurchmesser des Kopfes	17·0	„
Breitendurchmesser des Kopfes	13·0	„
Kopfumfang	48·5	„
Kopfbogen	32·0	„
Jochbreite	10·5	„
Länge der Schädelbasis	10·5	„
Nasenansatz	10·0	„
Kiefervorsprung	11·75	„
Halslänge	5·3	„
Rumpflänge	29·0	„
Brustumfang	58·5	„
Lenden (Bauch) Umfang	66·0	„
Hintere Schulterbreite	28·0	„
Abstand der Brustwarzen	13·0	„
Oberarm-Länge	19·0	„
Unterarm-Länge	16·0	„
Hand-Länge	11·5	„
Oberschenkel-Länge	24.0	„
Unterschenkel-Länge	24·5	„
Fussrücken-Länge	11·5	„
Fusssohlen-Länge	18.25	„

Protokoll

der am 9. Februar 1875 abgehaltenen sechsten Jahresversammlung der anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Der Präsident Hofrath Freiherr von Rokitansky eröffnet die Versammlung mit einer kurzen Ansprache, in welcher er auf die



Ernst Marno. Ein Akka-Mädchen.
Beilage zu Nr. 4 u. 5 der Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft in Wien.

während des vergangenen Jahres entfaltete Thätigkeit der Gesellschaft hinweist und den Mitgliedern die weitere Betheiligung an den Zwecken der Gesellschaft an's Herz legt.

Nach Erledigung der laufenden Geschäfte erstattet der erste Secretär der Gesellschaft, Dr. S. Wahrmann, den nachfolgenden Jahresbericht.

Hochgeehrte Versammlung!

Entsprechend der bisher geübten Gepflogenheit legen wir Ihnen nach abgelaufenem fünften Vereinsjahr den Bericht über die Leistungen unserer Gesellschaft während desselben vor.

Die Gesellschaft ist in ruhig gleichmässiger Thätigkeit, es bietet daher die Geschichte ihres Lebens wenig Momente des besonders hervorragenden Interesses, und wir müssen uns begnügen durch einfache Aufzählung der Vorkommnisse den Mitgliedern die Früchte unserer Thätigkeit in Erinnerung zu bringen.

Unser Vereinsleben concentrirt sich in den Vorträgen, in den Plenarversammlungen und in den Publicationen im Vereinsorgane.

Das Letztere ist in den Händen der Mitglieder, und Sie werden wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, dass der Inhalt desselben es zu einem achtenswerthen Werke der Publicistik auf wissenschaftlichem Gebiete gemacht hat.

Die für ein Organ dieser Art ansehnliche Anzahl von Abnehmern ausserhalb des Kreises der Gesellschaft ist Bürgschaft für den inneren Werth desselben.

Wie in den letzten Jahren hat auch im eben abgeschlossenen unser Vicepräsident Professor Friedrich Müller die sorgfältigste Mühe für die Redaction verwendet und die Gesellschaft schuldet ihm grossen Dank hiefür.

Eine Reihe wissenschaftlicher Gesellschaften hat auch in diesem Jahre das Verlangen nach Austausch der Publicationen an uns gerichtet, und wir sehen auch hierin ein Zeichen für die Anerkennung der Thätigkeit, welche unsere Gesellschaft auf publicistischem Wege entfaltet.

Die Vorträge in den Plenarsitzungen theilen sich in drei Theile, entsprechend den in den Statuten vorgezeichneten Richtungen unserer Thätigkeit.

Die Anthropologie im engeren Sinne behandelten Vorträge von Regierungsrath Meynert, Dr. Weisbach und Dr. Zuckerkandl.

Meynert sprach über die Mechanik des Gehirnbaues, Dr. Weisbach über einen macrocephalen Türkenschädel, Zuckerkandl über microcephale Schädel und über Oxycephalie.

Der Vortrag Zuckerkandls gab Herrn Dr. A. B. Meyer Veranlassung zu einer grösseren Arbeit in unserem Organe, über den Werth, welcher den Angaben in Betreff der Herkunft menschlicher Schädel aus dem ostindischen Archipel beizumessen sei.

An diese Gruppe von Arbeiten schloss sich ein Vortrag von Dr. Glatter über die Einflussnahme der Statistik auf anthropologische Forschungen an, welcher in einem Antrag auf Niedersetzung eines Comités über diese Frage gipfelte.

Die Ethnographie fand ihre Vertretung in einem Vortrage von Kanitz über die Ethnographie der alten und gegenwärtigen Bulgaren.

Ferner hatte Herr Baron Doblhoff die Freundlichkeit eine Reihe von Photographien und Oelgemälden, letztere von Ed. Blaas, der Gesellschaft vorzuzeigen, welche er als ethnographische Skizzen auf seiner Weltreise aufgenommen hatte.

Wie jährlich hatte auch diesmal die Urgeschichte das grösste Contingent zu den Vorträgen in unserer Gesellschaft geliefert.

Das Erzherzogthum Niederösterreich hat unserm geehrten Ausschussmitgliede Herrn Dr. M. Much eine ebenso eifrige, wie erfolgreiche Durchforschung zu verdanken.

Die Resultate derselben hat er in seinen Vorträgen über eine urgeschichtliche Ansiedlung auf dem Bisamberg bei Wien und über die Entdeckung einer befestigten Quadenstadt und anderer germanischer Waffenplätze an beiden Ufern der Donau und römischer Castelle jenseits der Donau niedergelegt.

Graf Heinrich Wurmbrand trug ferner die Resultate seiner Forschungen in urgeschichtlicher Beziehung in Nieder-Oesterreich vor, so wie auch Prof. Woldřich über Graf Mannsfeld's Ausgrabungen vom Zögersdorfer Tumulus in Niederöserreich berichtete.

In Oberösterreich hat Dr. M. Much in den dortigen Seen die Forschungen über die Pfahlbauten derselben fortgesetzt und hierüber Bericht erstattet.

Aus Böhmen sind die Untersuchungen Professor Woldřich's über die Schlackenwälle im südwestlichen Böhmen hervorzuheben, die zu einer lebhaften Discussion den Anlass boten.

Ferner gab Professor Woldřich einen Bericht über die

vorgeschichtlichen Objecte auf der Regionalausstellung in Schüttenhofen.

Endlich erwähnen wir noch, dass Herr Dr. Obermüller über die im vorigen Jahre bereits erwähnte Ausgrabung eines Skeletes bei Mentone durch Dr. Rivière einige erläuternde Bemerkungen machte.

Ueber die Bereicherung unserer Bibliothek, sowie über die Zunahme unserer Sammlungen werden der Bibliothekar und der Musealcustos die Ehre haben Ihnen die nöthigen Mittheilungen zu machen.

Hier wollen wir nur erwähnen, dass es uns endlich gelungen ist, eine bleibende Stätte für Bibliothek und Museum zu gewinnen, und wir fühlen uns gedrungen Herrn Professor Dr. Seligmann, sowie Herrn Hofrath Professor Langer, durch deren Liberalität dies ermöglicht wurde, unsern wärmsten Dank auszusprechen.

Von nun an ist den Mitgliedern die regelmässige Benützung unserer Sammlungen zugänglich geworden.

Um auch das grössere Publicum zulassen zu können, sind die Räumlichkeiten nicht geeignet, und es muss den weiteren Bemühungen vorbehalten bleiben, endlich vom Staate eine solche Stätte zu gewinnen, wie sie bereits andere Staaten der Anthropologie und Ethnologie gewidmet haben.

Der Zuwachs an neuen Mitgliedern beträgt in diesem Jahre 44. — Leider ist, durch die Zeitverhältnisse bedingt, eine kleine Anzahl ausgetreten, so dass die Gesammtzahl 204 beträgt.

Hoffen wir, dass es gelingen wird, in immer weiteren Kreisen das Interesse für unsere Gesellschaft zu wecken und die Theilnahme für unsere Arbeiten zu steigern.

In einer der Plenarversammlungen wurde bereits der Tod unseres Ehrenmitgliedes Adolph Quételet in Brüssel zur bedauernden Kenntniss genommen. Wir wollen auch im Jahresbericht hiemit des schweren Verlustes, den die Wissenschaft in diesem unermüdlichen und vielseitigen Forscher erlitten, gedenken.

So wie im vergangenen Jahre hat auch im Jahr 1874 die hohe Regierung die Bestrebungen unserer Gesellschaft durch eine Subvention von fl. 400 anerkannt und wir halten es für unsere Pflicht, an dieser Stelle unsern Dank auszusprechen.

Ueber die finanzielle Gebarung werden Sie den Bericht des Cassiers und des Rechnungsführers entgegen nehmen.

Hiermit haben wir das Verzeichniss der Geschehnisse in

unserem Vereinsleben geschlossen, dennoch drängt es uns zweier Ereignisse Erwähnung zu thun, welche zwar nicht unmittelbar den Verein treffen, dennoch aber in unser aller Herzen den lautesten Wiederhall gefunden haben; ich meine die Feier des 70. Geburtsfestes unseres hochgeehrten Präsidenten Rokitansky und die Jubiläumsfeier der geologischen Reichsanstalt.

Wir können uns glücklich schätzen, dass aus unserer Initiative jene herrliche Feier, in welcher Oesterreich sich selbst ehrte, indem es seinen grossen Bürger auf bisher nicht erhörte Weise auszeichnete, hervorgegangen — und wir waren auch an erster Stelle dazu berufen, denn seiner Thätigkeit und Theilnahme verdanken wir ja unsere Gründung und unser Bestehen.

Der geologischen Reichsanstalt gegenüber sind wir in der Situation einer Tochter zur Mutteranstalt: aus ihrer Mitte ist die erste Anregung zur Gründung der Gesellschaft ausgegangen, sie hat durch viele Jahre unsere Sammlungen mit Sorgfalt in Obhut genommen und ihre Leiter sind noch gegenwärtig unermüdlich thätig, unsere Vereinszwecke zu fördern.

Daher gebührte der geologischen Reichsanstalt in vollstem Masse der Dank, welchen Professor Woldřich im Namen der anthropologischen Gesellschaft beim Jubelfeste dargebracht.

Nun schliessen wir, hochgeehrte Versammlung, den Bericht, und sprechen den Wunsch aus, dass unsere Verbindung im neuen Jahre immer erspriesslichere Thätigkeit entfalten und unter Ihrer werkthätigen Theilnahme immer herrlichere Früchte bringen wird.

Es folgte dann ein kurzer mündlicher Bericht des Bibliothekars Dr. J. Polak über den gegenwärtigen Stand der Gesellschafts-Bibliothek mit Zugrundelegung des im 4. Bande bereits abgedruckten alphabetischen Verzeichnisses, worauf der Museal-Custos Felix Luschan folgenden Bericht vortrug:

Das Museum der anthropologischen Gesellschaft.

Jahresbericht des Custos Felix von Luschan.

Nachdem ich durch das wohlwollende Vertrauen der geehrten Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft bei der letzten Jahresversammlung zum Museal-Custos erwählt wurde, habe ich die Ehre, einem seit dem fünfjährigen Bestande der anthropologischen Gesellschaft geübten Brauche folgend, in der heutigen Jahresversammlung über das Museum der Gesellschaft zu berichten.

Indem ich mit den Geschenken beginne, die demselben zunächst aus Niederösterreich zugekommen sind, erwähne ich

1. Vier, durch ihre Länge und ihre Grösse auffallende Schädel, die Herr Heinrich Graf Wurmbrand in der Nähe von Oberhollabrunn gefunden hat. Sie schliessen sich enge an jene an, welche Weisbach aus alten Grabstätten beschrieben hat, und sind, wie diese, typische Schädel desselben Volkes, von dem uns in dem 1871 bei Brüx gefundenen Skelete die Reste eines pathologisch-degenerirten Individuums erhalten sind.

Herr Med. Stud. Ernst Specht war so gütig, diese Schädel zu restauriren; Topfscherben und ein polirtes Steinbeil lagen der Sendung, über die ein ausführlicher Bericht zu erwarten ist, bei.

2. Jene interessante Sammlung von prähistorischen Funden aus Schrattenthal, die wir dem Herrn Professor Johann Dechant in Bozen verdanken, der sie auch in seinem Briefe an Hofrath von Hauer (vide IV, 308 unserer „Mittheilungen etc.") näher beschrieben hat.

3. Eine kleine Reihe von Topfscherben, welche — gleichzeitig mit römischen Scherben und Ziegeln an mehreren Punkten der inneren Stadt Wien aufgefunden — vollständig mit den Ueberresten prähistorischer Ansiedlungen Niederösterreichs übereinstimmen.

4. Ich glaube hier auch das Beinhaus zu Mödling anführen zu sollen, obwohl meine Mittheilung über dasselbe nur eine negative sein kann. Es war im vorigen Frühjahre in mehreren österreichischen und auch in deutschen Zeitungen die Nachricht aufgetaucht, als seien in Mödling urplötzlich die Knochen von 50.000 Türken entdeckt worden. Es wurden hierüber Feuilletons geschrieben, und die abenteuerlichsten Vermuthungen aufgetischt. Ich würde es nicht wagen, an diesem Orte über diese Entdeckung zu sprechen, wäre nicht damals von verschiedenen Seiten in privaten und auch in theilweise officiellen Zuschriften an einige Herren unserer Gesellschaft der Tadel ausgesprochen worden, als liessen wir hier die kostbare Gelegenheit ungenützt vorübergehen, alle Museen der Welt mit Türkenschädeln zu füllen.

Diese „Entdeckung" reducirt sich nun auf das längst bekannte, unter der Pantaleons-Kapelle in Mödling befindliche Beinhaus, in welchem seit etwa 5 Jahrhunderten die Knochen der ehrsamen Mödlinger Bürger beigesetzt werden; dass sich unter

diesen Knochen auch einzelne Reste von türkischen Kriegern befinden, ist, wenn man die Geschichte dieser Gegend bedenkt, selbstverständlich: unter den mehr als zweitausend Schädeln aber, die meine Freunde, die Herren Ottokar Chiari, Max von Frey und Wilhelm Raab, sowie ich selbst durch die Liberalität des Herrn Bürgermeisters und Reichsraths-Abgeordneten Schöffel in diesem Beinhause zu untersuchen Gelegenheit hatten, fand sich nicht ein einziger, den man hätte mit gutem Gewissen im Verdachte asiatischen Ursprunges haben können.

5. Zu den anderen Kronländern der Monarchie übergehend, erwähne ich zuerst die alten Pfahlbauten, die Herr Graf Béla Szechenyi vor kurzen im ausgetrockneten Becken des Neusiedler Sees entdeckt hat. Durch die gütige Vermittlung des Herrn Grafen Gundaker Wurmbrand ist unserem Museum wenigstens ein Theil der sehr merkwürdigen Fundstücke, die diese erste ungarische Pfahlbau-Station bisher geliefert hat, gesichert worden.

6. Ebenfalls aus Ungarn stammt ein Unterkiefer vom Höhlenbären aus einer Höhle bei Gran, den uns Herr Dr. Zuckerkandl geschenkt hat.

7. Eine grössere Menge meist kleinerer Knochen desselben Thieres verdanken wir dem Herrn Forstmeister Henschel, der dieselben in einer Höhle an der Salza bei Wildalpen (Hoch-Schwaben Gebirg in Steiermark) gesammelt hat.

8. Die kärnthnerischen Höhlen haben uns einen menschlichen Humerus von sehr grossen Dimensionen geliefert, der aus der untersten — diluvialen — Schichte des Buchenlochesbei Warmbad Villach stammt, während eine Reihe von Topfscherben zwar jüngeren Schichten derselben Höhle angehört, aber noch älter und roher erscheint, als die aus den benachbarten.

9. Tumulis vom sogenannten Napoleonsgarten bei Villach stammenden Gefässreste, die ich neuerdings denen anzureihen in der Lage war, die wir von derselben Necropole bereits durch die Güte des Herrn Grafen Gundaker Wurmbrand besitzen. (Band II., pag. 7 und 10.)

10. Auch aus weiterer Ferne sind uns wichtige Geschenke zugeflossen. So verdanken wir der Güte unseres gelehrten Landsmannes, des Chefarztes im internationalen Hospital zu Constantinopel, Dr. A. Weisbach, 8 Schädel von dem Friedhofe zu Pera, und

11. einen ausgezeichneten Gypsabguss, sowie zwei Photographien eines ungemein merkwürdigen „microcephalen Macrocephalus" den Weisbach ebendort gefunden hat, und selbst in unseren Mittheilungen beschreiben wird.

12. Es gereicht mir zur Freude an dieser Stelle auch meinen Freund Ernst Marno nennen zu dürfen, dessen neues Werk die „Reisen im Gebiete des blauen und weissen Nil", Wien, Gerold 1874, durch die Schilderung und Abbildung von Waffen und Geräthen, sowie durch charakteristische Portraits von Bertat-, Galla-, Bari-, Nuehr- und Djankhe-Woatsch-Negern auch für den Anthropologen im engeren Sinne so wichtig ist. Dieser ausgezeichnete Forscher hat mir, kurz bevor er im letzten Herbste seine dritte afrikanische Reise antrat, mehrere menschliche Schädel, sowie eine Mumienhand aus jener wunderbaren Krokodil-Höhle von Maabdah übergeben, die er so eingehend untersucht hat. Ich habe ihm damals unser Museum warm an's Herz gelegt, und ihn auch besonders gebeten, von anthropoiden Affen so viel wie möglich zu sammeln und zu conserviren.

Bei dem Eifer und den zoologischen Kenntnissen Marno's dürfen wir also vielleicht auch nähere Nachrichten über den Soko erwarten, diesen neuen, halb mythischen Anthropoiden mit dem hellgelben Gesichte, der uns erst vor wenigen Wochen aus Livingstone's Tagebuch so unvollkommen bekannt geworden.

13. Das wichtigste und interessanteste Geschenk aber, dass ich heute zu registriren habe, besteht in jenen originellen Figuren und Gefässen die Herr Antonio Pascoli in Papantla, den Sie in der heutigen Sitzung zum correspondirenden Mitglied ernannt haben, im Jahre 1872 in einem alten Grabe am Casones (Mexico) gefunden, und über die ich bereits vor 3 Jahren der Gesellschaft zu berichten die Ehre hatte. Der Herr Reichsraths-Abgeordnete Dr. Joseph Kopp, des Entdeckers Schwager, in dessen Besitz dieser Fund bisher war, hat nun den allergrössten Theil desselben, bestehend aus 21 Stücken, darunter 6 ganzen Figuren, unserem Museum überlassen. Dem Wunsche unseres Präsidenten Folge leistend, habe ich diese Sammlung hier noch einmal vorgelegt, und ich erlaube mir die Herren besonders auf die Figuren aufmerksam zu machen, weil deren Bedeutung den Archaeologen noch ganz unklar ist. Aehnliche Figuren sind bisher hauptsächlich aus dem Bereiche der Nahuatl-Stämme und dem der Maya-Familie (Yucatan, Chiapas, Tabasco, Guatemala) bekannt geworden, und wurden bald als

Götzen und Penaten, bald wegen der ausserordentlich scharfen Individualisirung, die uns auch hier auffällt, als Familien-Porträts und Ahnenbilder beschrieben, während Andere wieder sie wegen den Pfeifen und Klappern, die häufig an ihnen angebracht sind, wohl mit Unrecht zum Kinderspielzeug degradiren wollen.

Auch die sämmtlichen hier vorliegenden Figuren können angeblasen werden, und geben reine Töne, was um so weniger zufällig sein kann, als einer von ihnen sogar eine gute Terz entlockt werden kann, und jene andere, die ich einmal einer mexicanischen Isis und Astarte verglichen, sogar ein Mundstück besitzt, welches in Form einer Thonspange die Oeffnung überwölbt. Dieses sonderbare Orchester war noch durch eine grosse Flöte completirt, von der leider nur ein 20 Cm. langes Fragment vorliegt.

Ich schliesse diese Mittheilungen mit dem wärmsten Dank an alle die Herren, welche auch heuer unser Museum durch ihre Beiträge gefördert, und spreche die Hoffnung aus, dass die allgemeine Theilnahme für dasselbe auch im nächsten Jahre nicht erkalten möge.

Ich kann dies um so eher thun, als es uns heuer durch die besondere und aufopfernde Güte des Herrn Professor Dr. Romeo Seligmann endlich gelungen ist, unsere Sammlungen — zwar nicht in einem ihrer würdigen, — aber doch in einem Locale aufzustellen, in welchem sie geordnet und vor der Hand wenigstens den Mitgliedern und Fachleuten zugänglich gemacht wurden; es befindet sich in der sogenannten Gewehrfabrik (Wien, IX., Währingerstrasse 1) neben dem Hörsaal für Geschichte der Medicin, und ist über Anordnung des Ausschusses jeden Samstag von 11—1 Uhr geöffnet.

Hieran anknüpfend, richte ich an jene Herren, welche der Gesellschaft in früheren Jahren Schenkungen zugesagt, aber damit die Voraussetzung eines eigenen Museums verbunden haben, die Bitte, uns nunmehr auch in den factischen Besitz ihrer Geschenke setzen zu wollen; und auch jene Herren, welche einzelne Stücke aus unseren Sammlungen entlehnt haben, sind hiemit gebeten diese Gegenstände selbst oder wenigstens ein detaillirtes Verzeichniss derselben baldmöglichst an die Gesellschaft gelangen zu lassen, damit die Vollendung des Kataloges nicht länger verzögert werde.

Ueber diesen Katalog selbst gestatten Sie mir hier einige Worte. Es lag in meiner Absicht, einen vollständigen wo nöthig beschreibenden und illustrirten Katalog unserer sämmtlichen Samm-

lungen als Beilage für die Zeitschrift der Gesellschaft auszuarbeiten, aus pecuniären Rücksichten sah sich aber der Ausschuss leider verhindert, auf meinen diesbezüglichen Antrag einzugehen, und die Publication soll nun in der Weise vor sich gehen, dass unter dem Titel „Mittheilungen aus dem Museum der anthropologischen Gesellschaft in Wien" einzelne Partien unserer Sammlung sowie auch wichtige neue Einläufe in zwangloser Folge beschrieben und nach Massgabe der vorhandenen Mittel auch theilweise abgebildet werden.

Unser Museum aber, meine Herren, befindet sich jetzt in einem Stadium, wo es, wollte man nicht den Zweck desselben, der doch in erster Linie ein bildender sein soll, gänzlich ausser Acht lassen, und hiedurch selbst die Berechtigung seiner Existenz in Frage stellen, — nothwendig erscheint, den Kreis seiner Thätigkeit nicht auf die Anhäufung von zufällig einlaufenden Geschenken zu beschränken; es erscheint vielmehr geboten mit anderen Museen und Privatsammlungen in Verkehr zu treten, durch Kauf und Tausch von Originalen sowohl, als ganz besonders und vorzugsweise durch gegenseitige Mittheilung von Gyps-Abgüssen und anderen Nachbildungen wichtiger und typischer Objecte anthropologischer Forschung. In gleicher Weise genügt auch das Material, welches unserer Bibliothek durch Geschenke und Schriftentausch zugeht, nicht den Bedürfnissen eines woleingerichteten Museums.

Ich will Ihre Geduld, die ich ohnehin schon über Gebühr in Anspruch genommen, nicht durch eine Aufzählung aller archäologischen, craniologischen und Reise-Werke ermüden, welche uns dringend nöthig wären, es ist auch nicht der Ort dazu, ich will aber nur zur Illustrirung anführen, dass wir nicht einmal das Werk des Freiherrn von Sacken über das Grabfeld von Hallsatt besitzen, welches doch von so fundamentaler Wichtigkeit für die Beurtheilung der Bronzezeit ist.

Da die Einnahmen der Gesellschaft nun fast ganz von den Kosten unserer Zeitschrift absorbirt werden, hat der Ausschuss beschlossen, durch Petitionen an die österreichischen Landtage neue Hilfsquellen zu eröffnen.

Nur ein günstiger Erfolg dieser Bemühungen kann es auch ermöglichen, dass wir endlich in den Besitz der Weisbachschen Sammlung von 800 Racen-Schädeln österrreichischer Völker gelangen, die ehemals Eigenthum der med.-chir. Josephs-

Akademie, nun unaufgestellt und unbenützbar in einem kellerartigen Raume lagert, den militärischen Behörden zur Last, uns aber unzugänglich, weil uns die Mittel zu ihrer Wiederaufstellung fehlen.

Mit vereinten Kräften wird es uns dann wohl gelingen, ein Wiens und Oesterreichs würdiges anthropologisches Museum zu schaffen, an dessen Bildung wir bisher in Dunkelheit und Stille gearbeitet haben.

Schlüsslich wird vom Rechnungsführer F. Kanitz der nachfolgende Rechnungsausweis für das Vereinsjahr 1874 vorgelesen.

Cassastands-Ausweis

der anthropologischen Gesellschaft am Schlusse ihres Vereinsjahres 1874/75.

Einnahmen.	Geldbetrag fl.	kr.
Rest vom Jahre 1873	193	30
Jahresbeiträge von 3 Mitgliedern für die Jahre 1871, 1872, 1873 und 1874	60	—
Jahresbeiträge von 8 Mitgliedern für die Jahre 1873 und 1874	80	—
Jahresbeitrag pro 1874 von 1 Mitglied mit	10	—
„ „ „ „ 1 „ „	6	—
„ „ „ „ 1 „ „	5	50
Jahresbeiträge von 190 Mitgliedern à 5 fl.	950	—
Gerold's Buchhandlung für Druckschriften-Verkauf	432	66
Der Beitrag des hohen Unterrichts-Ministeriums für das Jahr 1874	400	—
Summa des Empfanges	2137	46
Ausgaben.		
An die Buchdruckerei Jasper für Druckschriften	1298	63
Für Lithographien, Holzschnitte etc.	133	—
Für Druckschriften-Versendung, Portis etc.	121	45
Für verschiedene Regieauslagen	210	55
Summa der Ausgaben	1763	63
Saldo-Vortrag	373	83
Zusammen	2137	46

Der Cassier: F. Foetterle.

Den Abschluss in allen Theilen richtig befunden.

F. Kanitz.

Wien, 9. Februar 1875.

Literatur.

Sur la Conformation des Cranes bulgares. Par le Dr. J. Kopernicki Mit 2 Tafeln. (Aus dem vierten Bande der Broca'schen „Revue d'Anthropologie" besonders abgedruckt.)

Der Verfasser unterscheidet zwischen einem reinen und einem gemischten Typus. Der erstere ist scharf charakterisirt, und weicht nicht nur wesentlich von der Schädelform der Slaven ab, sondern scheint überhaupt unter den bis jetzt bekannten Schädeln der caucasischen Race ganz vereinzelt dazustehen, während die Schädel der zweiten Reihe einen Uebergang zu denen der Slaven bilden.

Die Schädel der Bulgaren sind besonders durch ihre bedeutende Länge, die geringen Unterschiede zwischen den einzelnen Breitendurchmessern, durch ihre fliehende Stirn und durch ein bedeutendes Vortreten des Kiefergerüstes ausgezeichnet.

Der Schwerpunkt der K.'schen Untersuchung liegt naturgemäss in der Frage nach der ethnographischen Stellung der Bulgaren. Kanitz, dieser gründliche Kenner des Balkans, hat erst vor kurzen auf den Zusammenhang hingewiesen, der zwischen der bulgarischen und den slavischen Sprachen besteht; nach den Resultaten Kopernicki's aber erscheint die Möglichkeit einer physischen Verwandtschaft der heutigen Bulgaren mit den Slaven direct ausgeschlossen.

Die geringe Anzahl von 11 Schädeln, die Kopernicki seiner Arbeit zu Grunde gelegt hat, wird zwar durch die grosse Uebereinstimmung, die zwischen der Mehrzahl derselben besteht, weniger empfindlich gemacht, nichtsdestoweniger wäre es aber bei dem Interesse und der Wichtigkeit der Frage nach der Vergangenheit eines Volkes, dessen politische Zukunft eine so grosse zu werden verspricht, im hohen Grade wünschenswerth, wenn Kopernicki eine grössere Anzahl von Schädeln in den Kreis seiner Untersuchungen ziehen würde. Vielleicht ist auch Herr Kanitz in der Lage, unsere Gesellschaft, um die er sich schon so wesentliche Verdienste erworben hat, nun auch mit craniologischem Material zur Kenntniss der Bulgaren zu versehen. Andererseits wäre es aber auch sehr nothwendig, alte Gräberschädel aus den Ländern zwischen der unteren Wolga und dem Ural zu erwerben und in Vergleich zu ziehen. Dann erst könnten wir sichere Aufklärung über die Herkunft der Bulgaren erwarten, und wir würden gleichzeitig auch über die Avaren werthvolle Aufschlüsse erhalten, deren Wanderungen neuerdings wieder (angeregt durch die grossartigen Ausgrabungen Friedrich Bayern's in Transkaukasien) vielfach besprochen wurden.

März 1875. F. L.

Bullettino di Paletnologia italiana. Anno I. Parma 1875. Tipografia d. Soc fra gli operai tipografici. 8°. (Jährlicher Abonnements-Preis 7 Francs.)

Mit dem grössten Vergnügen begrüssen wir das Erscheinen eines neuen Journals für praehistorische Studien in Italien. Die in diesem Fache als gediegene Kräfte anerkannten Herren Chierici, Pigorini und Strobel in Parma haben in Rücksicht auf die von Tag zu Tag zunehmenden neuen Entdeckungen praehistorischer Objecte in Italien und in Rücksicht auf das Bedürfniss von denselben möglichst baldige Kenntniss zu erlangen, die Herausgabe

einer Monatsschrift als nöthig erkannt. In Folge dessen erscheint seit Anfang dieses Jahres das „Bullettino di Paletnologia italiana" in Parma in monatlichen Heften zu einem Bogen mit Beigabe nach Bedürfniss von Tafeln.*)

In den zwei Nummern (Jänner und Februar) finden wir folgende Mittheilungen: Von G. Chierici über rhomboidale Fragmente von Steingeräthen und kritische Notiz über die von Bellucci, Capellini und Pigorini gegebenen Berichte über den praehistorischen Congress zu Stockholm; — von P. Strobel die Beschreibung eines bei Castione aufgefundenen Holzkniestückes, an welchem noch die Bänder ersichtlich, die zur Befestigung des in dasselbe eingebrachten Geräthes dienten; — P. Castelfranco: Fund von Gegenständen aus der Eisenzeit am rechten Ufer des Ticino und über aufgedeckte Gräber bei Golasecca und bei Rovio; und dann folgen bibliographische Notizen (Bevilacqua prachistorische Funde im Bezirke Ancona; — Chierici: die Terramara von Gorzano, Funde in der Provinz Reggio etc. etc.) und schliesslich verschiedene Notizen (Funde von Steingeräthen in Istrien, Tirol etc.) Sr.

Berichtigung.

In dem Aufsatze des Dr. H. Wankel, Heft 1, pag. 4, Zeile 2 von oben, lies statt: vom heil. Wladimir — zu Ehren des heil. Wladimir.

Nachricht für die Wiener Mitglieder der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Bei der Einhebung und Verrechnung der Jahresbeiträge für die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat sich in Folge der Agiodifferenz ein Ueberschuss von 6 fl. 16 kr. ergeben. Nachdem es allzu misslich wäre, jedem einzelnen Mitgliede den auf ihn entfallenden verschwindend kleinen Betrag zurückzustellen, so wurde dieser Ueberschuss nach Einvernehmen des Ausschusses der Wiener anthropologischen Gesellschaft an die Cassa dieser Gesellschaft abgeführt. Es steht übrigens selbstverständlich jedem Mitgliede frei, seinen Antheil durch den Unterzeichneten zu reclamiren. Dr. Much.

*) Pränumeration 6 Francs für das Inland und 6 Francs für das Ausland.

Das Museum der anthropologischen Gesellschaft befindet sich IX. Währingerstrasse 1 (alte Gewehrfabrik), neben dem Hörsaale des Professors Seligmann, und ist jeden Samstag von 11—1 Uhr Mittags geöffnet.

Die Bibliothek ist im selben Gebäude, und der Bibliothekar Herr Dr. J. E. Polak, Salzgries 33, ist erbötig Auskünfte zu ertheilen.

Jene Herren, welche Vorträge zu halten wünschen, werden ersucht, sich an den ersten Secretär, Dr. Wahrmann, I. Wollzeile 29, zu wenden.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

V. Band. Ausgegeben den 20. Juni 1875. Nr. 6 u. 7.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

SMITHSONIAN LIBRARY MUSEUM

Inhalt. Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Nieder-Oesterreich. Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen im Jahre 1874. Von Dr. **Matthäus Much.** — Literatur.

Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Nieder-Oesterreich.

Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen im Jahre 1874.

Von Dr. **Matthäus Much.**

II.

Germanische Grabmäler und Tempelbauten.

Neben den zahlreichen vorgeschichtlichen Wohnsitzen Nieder-Oesterreichs von der im ersten Theile dieses Berichtes geschilderten Art mit ihren mächtigen Wällen und grossartigen Schanzwerken erregt noch eine andere Reihe gleichzeitiger, oft kolossaler Bauwerke das lebhafteste Interesse. Zeigen die Reste jener mehr die äussere Seite des Volkslebens, gewähren sie zunächst ein Bild der Cultur jener Zeit, so spiegeln sich das innere Leben, die religiösen Vorstellungen in dieser anderen Reihe von Bauwerken, in den Grabmälern und Tempelstätten.

Stein und Erde.

Das Material der vorgeschichtlichen Bauwerke unserer Heimat ist Stein oder Erde. In dem Gebiete jedoch, in welchem diese Bauwerke vorzugsweise vorkommen, und das ich das Vierstromland Nieder-Oesterreichs nennen könnte, da es von den vier Flüssen Kamp, Donau, March und Thaya nahezu vollständig umflossen ist, bilden die Erdwerke die weitaus überwiegende Menge, gegenüber der die Steinsetzungen in fast verschwindender Zahl erscheinen.

Was zunächst die Erdwerke betrifft, so ist die Art und Weise

ihres Baues eine mehrfache, die zumeist von der localen Bodengestaltung abhängig gewesen zu sein scheint.

Es wurde nämlich entweder rings um den für das Bauwerk abgemessenen Raum ein manchmal sehr tiefer und breiter Graben ausgehoben und die dadurch gewonnene Erde zur Erhöhung des vom Graben umschlossenen Raumes verwendet und so das Bauwerk aufgeführt, wie bei jenen von Marchegg, Spannberg, Mistelbach, oder es wurden mit der ausgeworfenen Erde Wälle gebildet wie in Schrick. An anderen Orten wurde die vorspringende Ecke einer Hochfläche oder ein heraustretender Hügel völlig isolirt, mit der abgegrabenen Erde erhöht und geformt und in solchen Fällen auch grossartiger und umfangreicher gestaltet, da die Natur selbst schon einen Theil der Arbeit ausgeführt hatte, wie bei dem abgestuften Tumulus von Ober-Gänserndorf, einem der höchsten aller vorgeschichtlichen Bauten Nieder-Oesterreichs.

Begnügte man sich zuweilen mit dem Aufwerfen eines einfachen Ringwalles, wie auf dem Pfaffenberge, oder damit, um den Gipfel eines Berges einen Wall zu legen, ohne jenen noch weiter zu formiren, wie auf dem Buschberge, so wurde dagegen andererseits zuweilen die Erde aus der Entfernung herbeigeschafft wie bei dem Tumulus auf dem Waisenberge bei Nikolsburg, oder es wurde mit ungeheurer Mühe der ganze weite Umkreis jener Fläche, auf welcher das Werk aufgeführt werden sollte, abgehoben, die Erde auf der abgemessenen Fläche zusammen getragen und so jene mächtigen Hügel aufgethürmt, die noch heute unser Staunen erregen, wie die Tumuli von Ebenthal, Gross-Mugel, Klein-Ebersdorf, Nieder-Hollabrunn, Deutsch-Altenburg, Zegersdorf und andere.

Die fast ausschliessliche Verwendung von Erde statt der Steine zur Aufführung der vorgeschichtlichen Bauwerke unserer Heimat bildete vielleicht eine Stammes-Eigenthümlichkeit des Volkes, [1]) sie ist aber allein schon durch die Natur des Landes genügend erklärt. Beinahe alle befinden sich nämlich auf tertiärem oder diluvialem Boden, der ja bei uns ausserordentlich arm an grösseren, freiliegenden Steinblöcken ist, die zur Ausführung grosser dolmenartiger Bauwerke geeignet wären. Dann darf auch nicht übersehen werden, dass in solch' steinarmen Gegenden Bausteine

[1]) Vergl. J. Mestorf, der intern. archäolog. und anthrop. Congress in Stockholm. S. 20.

ein sehr gesuchter Artikel und dass darum Steinbauten, Steinkreise um die Tumuli u. dgl. der Wiederzerstörung durch den Menschen selbst weitaus mehr ausgesetzt sind, als Erdwerke, die selbst heute noch der alles nivellirenden Cultur Trotz bieten. [1])

Nur im Westen des bezeichneten Gebietes finden sich auf Urgebirgsboden viele Höhen mit grösseren oder kleineren Gneis- und Granitblöcken überdeckt, doch weiss man gerade hier wenig von derartigen Bauten, weder von Erdwerken, noch, wie man doch erwarten sollte, von Steinsetzungen, obwohl uns gerade hier Tausende von Fundstücken eine alte Bevölkerung mit polirten Steingeräthen bezeugen.

Dass dieselben indess nicht ganz fehlen, beweist ein aus einer doppelten Steinreihe bestehender Gang auf dem Stolzenberge (zwischen den Ortschaften Rogendorf und Stolzendorf), über dessen Auffindung ich bereits früher berichtet habe, dessen ich jedoch hier der Vollständigkeit halber und weil seither ähnliche Detailerscheinungen bekannt und gewürdigt worden sind, nochmals gedenken muss. [2])

Diese Steinallee führt aus der, dem Berge im Norden vorlagernden Ebene, in einer von der Mittagslinie etwas abweichenden Richtung beiläufig 450 Schritte lang auf den Gipfel desselben, und besteht aus einzelnen mit ihrer Spitze in die Erde gesenkten und aus dieser etwa einen halben Meter herausragenden Gneisblöcken. Die angenommene Richtung der Reihen weicht zweimal ein weniges von der geraden Linie ab, wird aber durch dazwischen lagernde riesige und unübersteigbare Steinblöcke, welche eine Vorstufe des Berges bilden, nicht abgelenkt oder sonst beirrt, sondern setzt sich jenseits derselben wieder fort. Auf dreien dieser Felsblöcke habe ich flache, beckenartige Vertiefungen gefunden und ich habe hieran bei Erstattung meines Berichtes die Frage geknüpft, ob diese Vertiefungen als Becken zum Zerreiben des Getreides oder als Opferstellen gedient haben mögen, mit dem Beifügen, „dass es auffallend erscheinen müsse, dass auf dieser Seite des

---

[1]) Dass indess auch nicht alle Erdwerke vor der „injuria temporum hominumque" gefeit sind, zeigen einige, die nur mehr wie Ruinen aufragen, wie jene von Hetzmannsdorf, Gaisruck und andere. Vor mehreren Jahren wurde einer der beiden Tumuli von Hüttendorf gänzlich abgetragen und die Erde über die umliegenden Felder ausgebreitet, und so wie diese mögen noch viele andere vom Erdboden völlig verschwunden sein.

[2]) Mittheilungen der anthrop. Gesellschaft. I., 162.

Berges und auf seinem ganzen nicht unbedeutenden, von Felsblöcken übersäeten Plateau nicht die geringste Spur von Resten menschlicher Cultur trotz eifrigen Suchens gefunden werden konnte, während auf allen umliegenden Anhöhen und den südlichen Vorstufen des Berges wenigstens Thonscherben und Feuersteinsplitter in Menge herumliegen. Dieser Mangel von jeder Spur eines einstigen Wohnsitzes lasse der Vermuthung Raum, dass der Berg lediglich religiösen Zwecken gedient haben möge." Wie sich jetzt zeigt, muss die Frage, ob diese kreisförmigen Aushöhlungen zum Getreidemahlen oder als Opferstellen gedient haben, nach beiden Richtungen bejahend beantwortet werden. Es ist in der That Getreide in denselben gemahlen worden, jedoch nicht für den Hausbedarf, da in der unmittelbaren Umgebung eben keine Wohnungen waren, sondern zum Zwecke der Opferung. Derlei Schalensteine kamen auch bei dem archäologischen Congresse in Stockholm zur Sprache [1]) und es wurde hier bemerkt, dass sie sowohl in der Schweiz, in Norddeutschland, an den Dolmen Schottlands, als auch im skandinavischen Norden vorkommen, wo sie die ländliche Bevölkerung an manchen Orten als heilige Steine betrachtet, und noch heute Opfer in ihnen niederlegt. Dass sie wirklich einst zum Mahlen des Getreides dienten, beweist der nordische Name Elfquarnar, Elbenmühlen, und die Sagen in der Lausitz, denen zufolge derlei Schalensteine, die dort neben den zahlreichen vorgeschichtlichen Bauwerken häufig vorkommen, von den Riesen zum Zermalen des Getreides benützt worden sein sollen. [2])

Wie so oft treten auch hier wieder Elben [3]) und Riesen an die Stelle unserer eigenen Vorfahren.

Das ganze Bauwerk gehört der germanischen Zeit an; zum mindesten erhält es aus dem germanischen Mythus eine vollständige Erklärung. Ohne Zweifel stellt die Steinallee einen Weg auf den Berg dar, der aber der inzwischen liegenden Steinblöcke halber nicht für Menschen, sondern für Wesen bestimmt ist, denen diese Blöcke kein Hinderniss bereiten, also im wahren Sinne des Wortes

---

[1]) J. Mestorf, a. a. O. S. 29.

[2]) Preusker, Blicke in die heidnische Vorzeit, I, 15, 155—157, 202.

[3]) Elben sind nach dem Glauben der Landleute in Nieder-Oesterreich eben nichts anderes, als die Seelen der verstorbenen Vorfahren (Landsteiner, Reste des Heidenglaubens des nieder-österreichischen Volkes, 26), Elbenmühlen müssen daher jene sein, die von den Vorfahren benützt worden sind.

für überirdische, dem Boden entrückte Wesen, die zu Berge ziehen. Nun wissen wir aus dem germanischen Mythus, dass es Wodan ist mit seinem Gefolge, der heute noch als wüthendes Heer mit Sturmgebraus durch die Lüfte zieht; über Busch und Wald, über Gräben und Felsen geht die wilde Jagd; von Bergen zieht sie aus, auf Bergen verschwindet sie. Der Gott liebt bestimmte Wege, über die er zu gewissen Zeiten immer und immer wieder dahin jagt. Im alten Sachsenlande wurden diese Wege Wodeneswege geheissen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass unsere Steinallee auf dem Stolzenberge ein dem Wodan bereiteter Weg, ein Wodensweg ist, wenn ihm auch heute dieser Name vielleicht nicht mehr geblieben ist.

Bei dieser Auffassung wird es nun klar, warum der Weg über die riesigen Steinblöcke geleitet wurde, und welchen Zweck die beckenartigen Vertiefungen in denselben hatten. Die Steinblöcke sollten nach dem kindlichen Sinne der Erbauer des Weges offenbar eine Veranlassung zu kurzem Aufenthalte werden, damit Wodan, der an bestimmten Stellen sein weisses Ross zu füttern pflegt, und wozu jenen die durch die Felsblöcke gebildete Vorstufe des Berges geeignet scheinen mochte, die in den beckenartigen Vertiefungen für den Gott niedergelegten Opfer wahrnehme. Gegen solche Opfer auf Steinen hat bereits Bonifacius in einer seiner Predigten geeifert, aber wir sahen, dass sie noch heute in Skandinavien dargebracht werden. In diesen beckenartigen Vertiefungen, den Elbenmühlen und Riesenmühlen, wurde das Mehl gemahlen für die Hunde Wodans, die Windhunde, und es ist sehr zu beachten, dass man noch heute gerade in diesen Gegenden Nieder-Oesterreichs den Winden und Schauerjungfrauen (Gewitterjungfrauen) Mehl oder Mehl mit Salz vermischt (mola salsa, das Opfermehl der Römer) in Schüsseln und Tellern vor das Fenster stellt. [1])

Damals aber durfte das Opfermehl nicht den häuslichen Vorräthen entnommen, sondern musste ganz eigens zu dem Zwecke des Opfers bereitet werden, da einmal für den Gebrauch der Menschen bestimmte Dinge zu Opfern nicht mehr geeignet waren. Es ist aber auch nicht anzunehmen, dass in diesen Steinschalen etwa Mehl für den menschlichen Gebrauch bereitet wurde, da in der Nähe keine menschlichen Wohnungen lagen. Auf der Höhe des Berges endet die Steinallee, auf Bergen verschwindet die wilde Jagd.

[1]) Landsteiner, a. a. O. 25.

Ein anderer vorgeschichtlicher Steinbau scheint „der hangende Stein“ im oberen Pulkathale, südöstlich von Therasburg und unfern des eben beschriebenen Bauwerkes zu sein. Ich muss nämlich hier erinnern, dass der Name des grossartigsten Bauwerkes in England, das noch einigermassen erhalten ist, das Stonehenge, ebenfalls „hangender Stein“ bedeutet, welcher Sinn schon frühe von Wace, einem anglo-normannischen Poeten mit den Worten ausgesprochen wurde:

„Stanhengues ont nom en Englois,
Pierres pandues en Francois.“ [1])

Wenn man nun auch bei dem „hangenden Steine“ an der Pulka durchaus nicht an ein grossartiges Bauwerk denken darf, so ist die Uebereinstimmung in der Bezeichnung mit dem englischen „Stonehenge“ und dem französischen „pierres pendues“ doch geeignet, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, um so mehr als derlei Steinen in Oesterreich ebenso wie in England, wo sie auch „stehende Steine“ heissen, bei Rechtsbräuchen eine gewisse Bedeutung innewohnt, dort, indem man bei ihnen Gericht hielt, hier indem man sie zur Grenzbezeichnung wählte. So wurde in England noch im Jahre 1349 William de Saint Michael vor Gericht geladen „apud stantes lapides de Rane en le Gariach“, und im Jahre 1380 hielt Alexander Lord von Regality von Bodenoch und Sohn Robert's II. „apud le standand stanys de la Bathe de Kyngucy Estir“ einen Rath, um über die Ansprüche des Bischofs von Moray zu entscheiden. [2])

Auf ein Bauwerk ähnlicher Art in Nieder-Oesterreich deutet nun eine alte Urkunde, mittels welcher Kaiser Ludwig II. eine Schenkung Karls des Grossen von mehreren in Nieder-Oesterreich gelegenen Gütern an das Bisthum Passau erneuert. Sie ist allerdings bischöflich passauerisches Falsifikat, wodurch das Bisthum, das bekanntlich stark in diesen Dingen war, den Besitz dieser Güter zu sichern oder anzustreben bemüht war; allein in topographischer Beziehung hat sie den Werth einer echten. Indem sie die Grenzen von Zeizinmurus (Zeiselmauer) festsetzt, führt sie im Osten einen „pendentem lapidem in ora montis Comageni“ an, also einen „hangenden Stein“ im Wiener Walde. [3])

---

[1]) Lubbock, die vorgeschichtliche Zeit, I. 116, der hierin allerdings anderer Meinung ist.

[2]) Lubbock, a. a. O. I, 107.

[3]) Die Urkunde datirt Franchonofurt, anno 823, 28, VI, und findet sich

Ich weiss nicht, ob sich dieser „hangende Stein“ noch auffinden lassen wird, vermuthe aber, dass er sich in dem wenig bekannten Obelisken bei Hadersfeld nicht materiell, sondern nur ideell erhalten habe.

Sowie der „hangende Stein“ des „Mons Comagenus“ bildete auch der „hangende Stein“ am Fusse des Untersberges bei Salzburg eine uralte und noch heute bestehende, wenngleich viel umstrittene Grenzmarke. und zwar dieser zwischen dem Erzstifte und der Propstei Berchtesgaden.

Es ist eine gewiss beachtenswerthe Erscheinung, dass in einzelnen Gegenden Nieder-Oesterreichs und Mährens auch tumuliähnliche, manchmal zwei Meter hohe Erdhügel namentlich als Gemeindegrenzmarke aufgeführt wurden, die denselben Namen Lee oder Lewer führen, wie die grossen vorgeschichtlichen Tumuli. Es scheinen also auch bei uns Steinsetzungen und Grabhügel in Rechtsbräuche hinüberzugreifen, wie Aehnliches aus dem Alterthume berichtet wird, [1]) wie es denn auch nahe liegt, dass derartige ebenso sehr in die Augen fallende, als in der Erinnerung der Menschen sich erhaltende Denkmäler bald eine solche Bedeutung gewinnen müssen.

Ein vierter „hangender Stein“ befindet sich auf einer Vorstufe des Aninger in der Briel. Es ist dies ein riesiger, jedoch nicht künstlich aufgerichteter, sondern natürlicher Felsblock von 6 bis 8 Meter Höhe, der mitten durch gespalten ist, so dass es aussieht, als ob zwei Felsblöcke aneinander lehnten, und zwar um so täuschender, als sich die beiden Theile am Boden nicht mehr berühren, sondern auseinander klaffen, so dass sie wie eine Pforte den Durchgang unter ihnen gestatten. Um diese Felsblöcke scheint einst ein vollständiger Steinkreis gelegt gewesen zu sein, der noch zum grössten Theile erhalten, doch, wie man sieht, stellenweise zerstört worden ist. Zuweilen werden diese Felsblöcke auch „Pfennigstein“ und dafür eine benachbarte Gruppe „hangen-

in Monum. Boic. XXX. Bd., I. T., S. 381. Die ganze Stelle lautet: „Proinde ergo nostra imperiali auctoritate jubemus, ut praedicta loca id est litaha juxta fontem qui vocatur sconibrunno cum omni integritate sicut Theodoricus habuit in sua potestate, et Zeizinmurus cum tali marcha ut genitor noster Karolus decrevit, hoc est illo castello in orientali plaga usque ad pendentem lapidem in ora montis Comageni, et in australi usque ad chunihohestetin, in occidentali autem usque ad acernos sitos inter tullanam et ipsum Castellum et ultra danubium ad trebinse et exinde ad mochinleo et usque ad eg'nburc.“

[1]) Lubbock, a. a. O. I, 108.

der Stein" genannt, jedoch, wie mich alte Leute versicherten, mit Unrecht.

Ich erlaube mir hierbei zu bemerken, dass im germanischen Heidenthume Krankheiten auf Steine, welche man durchkroch, übertragen werden konnten, doch durften die Oeffnungen nicht von Menschen gemacht sein, was am deutlichsten zeigt, dass die Heilkraft hier von natürlichen, also göttlichen Wesen ausgehen musste. [1]) In der Lausitz finden sich viele solch' naturgewachsener Felspforten, die wie der Todtenstein, der Hochstein, der Teufelsstein durch die in ihrer unmittelbaren Nähe befindlichen, oben erwähnten Kessel- und Schalensteine als Opferplätze [2]) manifestirt werden, wo man Heilung unter gleichzeitiger Darbringung von Opfern suchte.

Es müssen also derlei Steinmonumente nicht gerade künstlich aufgerichtet sein, um ihnen vorgeschichtliche Bedeutung beizumessen, wenn diese nur sonst in einer Art, wie durch herumgelegte Steinkreise, durch Schalensteine oder eingegrabene Zeichen und dergleichen bezeugt ist.

Das ist das Wenige, was ich von eigentlichen Steinbauten der vorgeschichtlichen Zeit in Nieder-Oesterreich zu erforschen vermochte. Weitaus zahlreicher sind dagegen die Erdwerke. Das Verdienst, zuerst auf dieselben aufmerksam gemacht zu haben, indem er schon vor 20 Jahren des Tumulus von Deutsch-Altenburg gedachte, hat Freiherr von Sacken; erwähnt wurden sodann jene bei Nieder-Hollabrunn, Nieder-Fellabrunn und Gross-Mugel durch Suess, die Tumuli bei Hainburg, Petronell, Zegersdorf und bei Ober-Hollabrunn abermals durch Freiherrn von Sacken, endlich jene bei Neustift, Hippersdorf, Klein-Wiesendorf und Tiefenthal, Gross-Weikersdorf, Egendorf, Goldgeben und Aspern an der Zaya von Grafen Breuner genannt. Diesen vermochte ich die bis dahin noch nicht bekannten, allerdings mitunter etwas versteckten und theilweise unkenntlichen Tumuli von Ober-Gänserndorf, Hetzmannsdorf, Klein-Ebersdorf, Pillichsdorf (Wolkersdorf), Buch, Ober-Russbach und auf den Gipfeln des Buschberges und Schlifberges hinzuzufügen, die ich auf meinen zum Zwecke urgeschichtlicher For-

[1]) Simrock, Deutsche Mythologie, 475.
[2]) Preusker, a. a. O. I, 155—157, 202.

schungen unternommenen Excursionen aufgefunden habe. Der Doppeltumulus von Eizersthal dürfte von Grafen Wurmbrand und mir gleichzeitig aufgefunden worden sein und gemeinschaftlich mit Liedermann habe ich den Tumulus auf dem Waisenberge bei Nikolsburg als solchen erkannt. Sonst sind noch zu nennen die Tumuli von Unter-Nalb, von Altenwört, zwei nächst Weiden, dann jener bei Oberhausen, Pottendorf, Gaisruck und Weinsteig; je einer soll sich noch bei Kuenring und Maissau befinden.

Seither ist es meinen, ich darf es sagen, unermüdeten Bemühungen gelungen, eine weitere namhafte Zahl der verschiedenartigsten und bisher völlig unbekannten vorgeschichtlichen Bauwerke aufzufinden, die häufig selbst von den Bewohnern der Umgebung derselben nicht als Werk von Menschenhand erkannt waren. Diese im Verlaufe des Jahres 1874 aufgefundenen Bauwerke befinden sich bei den Orten Lichtenwart, St. Ulrich, Höflein, Ober-Sulz, Spannberg, Schrick, Mistelbach, Hüttendorf, Wilfersdorf, Bullendorf, Kronberg, Geiselberg, Pyrawart, Unter-Gänserndorf, Schotterlee, Stronegg, Hagenberg, Wultendorf, Staats, Neudorf, Zlabern, Ebenthal, Grub (Stillfried) und auf dem Pfaffenberge bei Deutsch-Altenburg.

Hiezu kommt endlich der in demselben Jahre von Dr. Hanns Becker aufgefundene pyramidenförmige Tumulus in der Nähe der Eisenbahnstation Marchegg.

Die Zählung ergibt sonach heute mehr als **sechzig** verschiedene vorgeschichtliche Bauwerke in Nieder-Oesterreich.

Wenn wir berücksichtigen, dass diese bedeutende Zahl mit Ausnahme von sehr wenigen sich auf das oben bezeichnete kleine Gebiet vertheilt, so lässt sich wohl sagen, dass es nur von wenig andern, gleich grossen Ländergebieten überboten, und wenn wir die ausserordentliche Mannigfaltigkeit und Grossartigkeit der Bauwerke im Auge haben, von keinem anderen Lande erreicht werden dürfte, um so mehr als die angegebene Zahl keine erschöpfende ist, und als ich noch immer einen bedeutenden Zuwachs zu derselben in sichere Aussicht stellen kann.

Form und Grösse.

Wie in jeder Beziehung, so sind auch die Formen unserer heimatlichen Baudenkmäler der Vorzeit sehr mannigfaltig, so dass gar keine Bezeichnung zutreffend wäre, wollte man alle unter eine zusammen fassen. In allen Fällen bestehen sie jedoch entweder aus einem Ringwalle, oder aus einem Kegel, oder aus einer abgestumpften Pyramide, oder endlich aus einer Verbindung zweier oder aller dieser Formen.

Daraus ergeben sich folgende einfache Formen und Combinationen derselben:

1. Einfache Bauten auf meist runder, oder ovaler oder auch unregelmässiger Basis, also kegelförmige Erdwerke, eigentliche Tumuli, wie in Ebenthal, Deutsch-Altenburg, Bullendorf, Gross-Mugel, Nieder-Fellabrunn, Nieder-Hollabrunn, Hüttendorf, Wilfersdorf.

2. Kegelförmige Erdwerke mit herumlaufendem Graben, wie in Lichtenwart, Staats, Hagenberg, Hetzmannsdorf.

3. Kegelförmige Erdwerke mit Stufen, wie in Ober-Gänserndorf, Spannberg, Neudorf, Schotterlee, Pyrawart.

4. Kegelförmige Erdwerke mit herumlaufendem Wall und Graben wie in Spannberg, Kronberg und auf dem Schlifberge bei Korneuburg.

5. Kegelförmige Erdwerke mit zwei- bis dreifachen herumlaufenden Wällen und Gräben, wie in Geiselberg und Klein-Ebersdorf.

6. Einfacher Ringwall mit eingeschlossener ebener Fläche, auf dem Pfaffenberge bei Deutsch-Altenburg.

7. Dreifacher Ringwall mit eingeschlossenem sich nicht über die Scheitellinie der Wälle erhebenden ebenen Raume, wie in Schrick.

8. Einfache Erdwerke auf vierseitiger Basis, abgestumpfte Pyramiden, wie in Zlabern.

9. Abgestumpfte Pyramiden mit herumlaufendem Graben, wie in Mistelbach bei Marchegg.

10. Abgestumpfte Pyramide mit Wall und Graben, wie in Unter-Gänserndorf.

11. Zwei unregelmässig-kegelförmige Erdwerke neben einander, bei Eizersthal, Grub-Stillfried.

12. Ein das ganze Bauwerk hoch überragender kegelförmiger Tumulus neben einer mit ihm ver-

bundenen oder durch einen Graben getrennten, abgestumpften Pyramide und umschlossen von einem gemeinschaftlichen einfachen oder doppelten Walle und Graben, wie in Stronegg, Wultendorf, Ober-Sulz, St. Ulrich, Ober-Russbach (und wie es scheint auch in Aspern a. d. Z.).

Man darf nicht glauben, dass alle diese Bauwerke etwa nur kleine flache Gräber wären, wie man sie auch anderwärts nicht selten findet, vielleicht Hügel unscheinbarer Art, die erst mühsam aus den vom Pfluge eingeebneten Resten gesucht und mit Zuhilfenahme der Phantasie reconstruirt werden müssten; nein, sie sind zumeist noch wohlerhalten, treten mitunter schon auf eine Stunde Entfernung dem Auge entgegen, und sind voll des mächtigsten Eindruckes in ihrer Nähe. Freilich sind auch die Unterschiede zwischen den Einzelnen von Bedeutung. [1]) So hat der Tumulus von Bullendorf eine Höhe von 3·16 Metern, einen Umfang von 92 Schritten und deckt eine Fläche von 825 □Metern, während der Tumulus von Gross-Mugel eine Höhe von mehr als 10 Metern, einen Umfang von 180 Schritten und eine Grundfläche von 1600 □Metern besitzt.

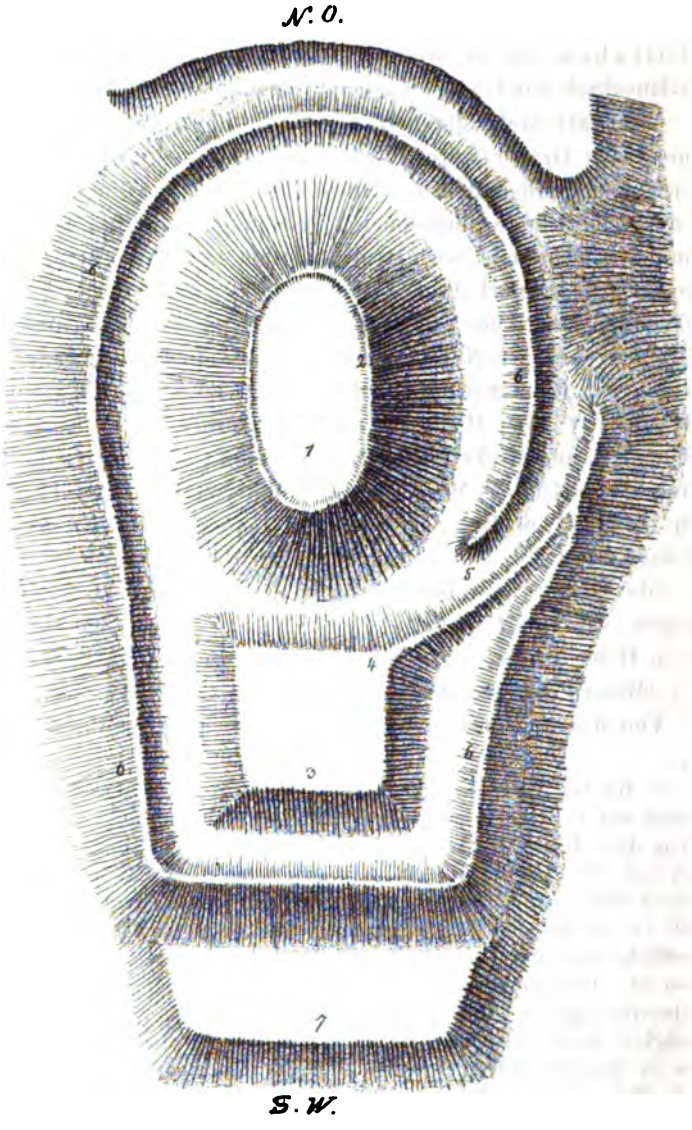
Die kleine Pyramide bei Zlabern ist nur 3·75 Meter hoch, entgegen der von Unter-Gänserndorf, die sich bis zu 10 Metern Höhe erhebt, und nimmt erstere eine Fläche von nur etwa 800 □Metern ein, so umfasst diese mehr als 3000 □Meter.

Von den andern Bauwerken wären noch zu erwähnen jenes von

---

[1]) Ich bemerke hier, dass diese und alle folgenden Zahlenangaben keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit erheben, schon darum nicht, weil der Boden, auf dem diese Bauwerke stehen, nie ein vollkommen wagrechter, sondern unebener und oft sehr abschüssiger ist, wesshalb sich natürlich für die Höhe von der einen Seite eine andere Zahl ergibt, als von der anderen Seite. Aehnlich verhält es sich mit dem Flächenmasse, da die Basis häufig so allmälig in die Bodenfläche verlauft, dass man im Zweifel ist, was zum Bauwerke hinzu zu messen ist. Ich war möglichst bestrebt, an solchen Stellen zu messen, welche Mittelwerthe ergaben. Obwohl es bei diesen Messungen auf eine geometrische Genauigkeit nicht ankommt, da es hiebei nur um die Ermöglichung eines Bildes zu thun ist, und eine geringe Differenz den Eindruck dieser Denkmäler weder erhöhen noch vermindern kann, so muss ich doch bemerken, dass die in diesem Berichte angegebenen Mittelzahlen bis auf diese irrelevante Differenz der Wirklichkeit entsprechen, u. zw. darum, weil in einem neueren Werke über die Urgeschichte des Menschen der von mir schon früher beschriebenen Baudenkmäler mit solchen Worten gedacht wird, als ob in denselben ein Zweifel an den Grössenangaben, vielleicht gar an der Existenz derselben selbst ausgedrückt werden sollte.

Fig. 39.



Der Hausberg von Stronegg.

1. Tumulus, 2. erhöhter Rand des Tumulus, 3. Pyramide, 4. Zugang zur Pyramide, 5. Eingang in das Innere, 6. Wall, 7. Vorplatz.
(1 Millimeter = 1·6 Meter.)

Lichtenwart, dessen Tumulus an der Bergseite einer Höhe von 7·6 Meter, an der Thalseite eine solche von 14·8 Metern hat, und dem der Tumulus von Ober-Gänserndorf gleichkommen dürfte. Vor gewaltigen Dimensionen ist namentlich der „Hausberg" von Geiselberg mit seinem dreifachen Gürtel stellenweise bis zu 12·6 Metern (40 Wiener Fuss) aufsteigender Wälle; alle aber überbietet an Ausdehnung und Vollständigkeit der Formen-Combination, sowie an Unversehrtheit seiner Erhaltung und an Grösse des Eindruckes das merkwürdige Bauwerk von Stronegg (Fig. 39, 40), dessen Pyramide (3 der Fig. 39) einer Höhe von 4·75 Metern einen Umfang von 272 Schritten hat und eine Fläche von 2400 □Metern deckt, dessen kegelförmiger Tumulus (1 der Fig. 39) bis zu einer Höhe von beinahe 12 Metern aufsteigt, einen Umfang von 323 Schritten hat und einen Raum etwa von 5000 □Metern einnimmt, während sich das ganze Bauwerk über eine Fläche von mehr als 12.000 □Metern ausbreitet.

Die grösste Erdpyramide in den vereinigten Staaten von Nordamerika hat auf ihrem Plateau eine Fläche von etwa 1200 □Metern, welche durch jene des Tumulus von Stronegg mit fast 1000 □Meter nahezu erreicht ist, da aber dieser Tumulus nur einen Theil des ganzen Bauwerkes bildet, das sich wie bemerkt über einen Raum von 12.000 □Metern ausbreitet, so ist das nordamerikanische Bauwerk durch das heimische weitaus an Mächtigkeit überboten, wobei ausserdem die vollständige Erhaltung des letzteren noch in Betracht gezogen werden muss. In ähnlicher Weise stehen auch die berühmten Königsgräber bei Alt-Uppsala in Schweden, in welchen Odhin, Thor und Freyr begraben sein sollen, an Grösse zurück, indem der mächtigste dieser drei Hügel, der des Freyr, sich 32·8 Wiener Fuss über der natürlichen Bodenfläche und 50·7 Wiener Fuss über der Ebene erhebt,[1]) während der Tumulus von Stronegg bis zu 36 Wiener Fuss über der natürlichen Bodenfläche und zu mehr als 70 Wiener Fuss über der Ebene ansteigt, also jenen um 3 beziehungsweise um 20 Fuss überbietet.

So weit auch die Dimensionen unserer heimatlichen Bauwerke auseinander gehen, so tritt doch wieder die auffallende Erscheinung ein, dass im Verhältnisse zur Gesammtzahl viele Tumuli, wie z. B. jene von Ebenthal, Hetzmannsdorf, Klein-Ebersdorf, Gross-Mugel, Nieder-Hollabrunn, Unter-Gänserndorf, Neudorf und Staats in ihrem Höhenmasse von

[1]) 35 und 54 schwedische Fuss (Mestorf, a. a. O. 44).

Fig. 40. Der Hausberg von Stronegg.

beiläufig 10 Metern untereinander sowohl, als auch mit den erwähnten Königsgräbern bei Alt-Uppsala nahezu übereinstimmen.

Ein vollständiges Bild von der gewaltigen Grösse dieser Grabhügel und der alten Bauwerke überhaupt, sowie des bedeutenden Aufwandes an Arbeit, welche ihre Ausführung erforderte, erhält man erst durch Berechnung des kubischen Inhaltes, der dabei in Bewegung gesetzten Erdmassen und den dadurch ermöglichten Schluss auf die Menge der dabei thätigen Menschen.

Eben der Tumulus von Gross-Mugel, noch keineswegs der grösste, enthält mindestens 6000 Kubik-Meter durchaus aufgeschütteten Erdreichs. Wenn ich nun den Antheil eines Jeden an der gesammten Arbeit, also an dem Aufgraben der nöthigen Erde ringsherum, an der Zuführung und dem Emportragen derselben, dann an der Formgebung des Hügels und dem nachträglichen Ebnen der Umgebung, der Herbeischaffung von drei Kubikmeter Erdreich in einem Tage gleichsetze, so glaube ich auf den bei solchen Arbeiten zu gemeinsamem Zwecke herrschenden Eifer hinreichend bedacht gewesen zu sein, da das gewöhnliche, den fachmännischen Berechnungen zu Grunde liegende Mass ein geringeres ist. Man ersieht hieraus leicht, dass nicht weniger als 2000 Menschen vom frühen Morgen bis zum späten Abend alle Hände voll zu thun hatten, den Tumulus von Gross-Mugel in einem Tage zu vollenden. Berücksichtigt man noch den allfälligen Bau von Stein- oder Holzkammern im Innern, den Verlust an Zeit durch die Förmlichkeiten des Begräbnisscultus, die damals noch unzulänglichen Geräthe, so wird man zugeben, dass obige Ziffer eher um vieles zu niedrig als zu hoch gegriffen ist, dass demnach jeder unserer grösseren Tumuli, selbst wenn wir annehmen wollten, dass sich die Arbeit auf einige Zeit vertheilte, doch das Werk vieler Hunderte von Menschen ist. Da nur durch die Betheiligung einer grossen Menge von Menschen, durch den Feuereifer Aller die Gräber zu solcher Höhe emporwachsen konnten, so ist es klar, dass es auch eine Pflicht Aller gewesen sein müsse, an der Errichtung solch' nationaler Werke mitzuwirken, und indem wir einige Hände voll Erde auf den in die Grube gesenkten Sarg des geschiedenen Freundes werfen, und so seinen Grabhügel bauen helfen, üben wir diese Pflicht noch heute. Umgekehrt können wir aber auch sagen, dass alle diese, bei den damaligen noch sehr beschränkten Hilfsmitteln mit staunenswerthem Kraftaufwande aufgeführten Bauten, seien es nun Grabmäler oder Tempelstätten, wirklich nationale Werke ge-

wesen sind, und dass insbesondere die Grabhügel nur bedeutenden Personen errichtet worden sein konnten.

Wenn ich die in diesem Abschnitte gemachten Mittheilungen über Form und Grösse der urgeschichtlichen Bauwerke Nieder-Oesterreichs kurz zusammenfasse, so ergibt sich, dass kaum ein Land an Zahl und Mannigfaltigkeit derselben gleichkommt und dass einzelne derselben, wie sich aus der Vergleichung mit der grossen Erdpyramide Nordamerikas und mit den berühmten Königsgräbern bei Uppsala zeigt, zu den grössten Denkmälern der Vorzeit gehören.

Zweck und Name.

Man hat sich gegenwärtig so ziemlich geeiniget, alle vorgeschichtlichen Bauwerke als Grabmäler zu betrachten, und es ist desshalb überflüssig, andere ältere Meinungen, die sich in den Namen Hussiten-, Schweden-, Türken- und Franzosen-Hügeln aussprechen, oder denen zufolge wir mittelalterliche Schanzen- (!) und Wachthügel in ihnen zu sehen hätten, hier nochmals zu erörtern. Alle diese Ansichten sind allein dadurch schon hinfällig, dass unsere Tumuli schon von weitaus älteren Urkunden, als diese historischen Momente sind, genannt werden.

Beachtenswerth bleibt indess immer, dass nicht nur hier in Nieder-Oesterreich einzelne dieser Bauwerke, wie z. B. jene bei Ober-Sulz und bei Wultendorf, sondern auch in der Lausitz [1]) „Wachtberge" heissen.

Es kann aber selbst der Laie in diesen Dingen, wenn er sich die Bauwerke nur einmal selbst angesehen hat, aus dem Namen unmöglich auf fortificatorische Zwecke welcher Art immer schliessen.

Dass eine grosse Zahl unserer alten Baudenkmäler Gräber oder Grabmäler seien, haben zahlreiche Untersuchungen hier wie anderwärts gezeigt. Es ist jedoch schon der Umstand zu beachten, dass Durchgrabungen mancher Tumuli nicht nur den gehofften Erfolg nicht hatten, sondern sogar ergaben, dass überhaupt nie irgend etwas in ihnen eingeschlossen gewesen sei (z. B. bei dem Tumulus von Eizersthal), und man hat deshalb angenommen, dass zuweilen ein solcher Hügel eben nur als Grabmal aufgeführt worden ist. Schon diese Thatsache beweist, dass nicht alle diese Bauwerke wirkliche Gräber sind, und es ist nur ein Schritt weiter, wenn man die Vermuthung aufstellt, dass viele derselben Weihestätten überhaupt, Stätten der Gottesverehrung seien, eine Ver-

[1]) Preusker, a. a. O. I, 105, 109.

muthung, die schon durch den Umstand, dass die auf dem Grabe vollzogenen Gebräuche immer auch einen Theil der gottesdienstlichen Handlungen bilden, dass Grabstätten somit an sich schon Cultusstätten sind, und dass aus ihnen zu allen Zeiten und in allen Religionen häufig wirkliche Stätten der Gottesverehrung geworden sind, eine wesentliche Begründung erhält. Durch Errichtung eines Grabhügels ohne Leichnam hat man schon kein Grab mehr, sondern eine wirkliche Cultusstätte geschaffen, wenn sie auch zunächst nur dem Cultus des Verstorbenen geweiht ist.

Wir werden aber geradezu und mit unabweislicher Nothwendigkeit dahin geführt, zu glauben, dass einzelne dieser Bauwerke nicht einmal solche symbolische Grabmäler und nichts anderes sein können, als Tempelstätten, wenn wir auf solche stossen, deren Beschaffenheit jede andere Annahme ausschliesst, und es ist nicht schwer, ein derartiges zu finden. Der eine der beiden Gipfel des Buschberges, der höchste Punkt des an vorgeschichtlichen Denkmälern und Wohnstätten so ausserordentlich reichen unteren Manhartsviertels, der namentlich gegen Norden und über die Thaya hinaus weite Strecken Landes beherrscht und darum ebenso sehr in die Augen fällt, als eine ausgedehnte und reizende Rundschau bietet, ist von einem aus Erde und Steingerölle aufgeführten Ringwalle umgeben, der in seiner Scheitellinie 266 Schritte misst, und innerhalb dessen der Gipfel kegelförmig und fast regelmässig wie ein Tumulus sich erhebt. Ausser den sparsam umherliegenden Scherben von Freihandgefässen mahnt sonst nichts an das einstige Dasein der Menschen. Der eingeschlossene Raum ist zu klein, als dass wir an eine einstmalige Befestigung denken könnten, denn die oberste, ziemlich rauhe Fläche hat nur eine Breite von 7·5 Metern und eine Länge von 14·2 Metern. Wir können auch nicht an eine etwaige letzte Zufluchtstätte oder an die Verschanzung eines einzelnen Gehöftes denken, da diese gänzlicher Wassermangel nutzlos machen würde, aber auch nicht an einen Tumulus, der ein Grab einschliessen könnte, denn der Kegel ist massiver Fels. Es bleibt somit nur noch eines übrig, nämlich die Stätte als einen heidnischen Tempel zu betrachten, nicht im Sinne eines gemauerten Gebäudes, inner dessen Wänden die Gottheit eingeschlossen werden könnte, sondern eines dem Sinne germanischer Anschauung von der Erhabenheit der Gottheit entsprechenden abgeschlossenen Raumes an erhabener Stätte. „So lange die Menschen in

der offenen Natur und in Wäldern lebten," sagt Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache so zutreffend, als hätte er unseren Berg vor Augen gehabt, „wurde auch der Götter Aufenthalt und jeder Verkehr mit ihnen an keine anderen Stätten gelegt. Es gab allwärts dunkle Haine, in deren tiefem Schauer, heilige Berge, auf deren unnahbarem Gipfel man sich die Gottheit wohnend dachte. Geweihte Priester hatten den Zugang; das Volk nur an Tagen, wo der Gott zu erscheinen pflegte, wo ihm feierliche Gaben dargereicht wurden." Nun ist ja der Gipfel des Buschberges durch den herumgelegten Wall, den man sich durch Pfahlreihen ergänzt denken muss, unnahbar gemacht; nur eine auf der Südseite vorhandene Oeffnung mit Spuren eines Weges lässt den Eintritt in das Innere frei. Der Ort ist somit zweifellos heiliger Boden, der im Verlaufe der Zeit vielleicht auch einen Bau aus Zweiggeflecht oder Holz getragen haben kann, denn wie Grimm an angeführter Stelle weiter sagt, „als feste Niederlassungen erfolgten und der friedliche Ackerbauer selbst ein Haus bezogen hatte, lag der Gedanke nahe, auch für die Götter bleibende Wohnstätten zu errichten, und aus feierlichen Steinkreisen auf dem Waldgebirg gingen Höfe und Tempel hervor."

Ist schon der hier geschilderte Ringwall um den Gipfel des Buschberges ein nicht zu verkennender, ja geradezu unabweisbarer Beleg für die Meinung, dass ein grosser Theil der vorgeschichtlichen Bauwerke nichts anderes sein könne, als Stätten des heidnischen Gottesdienstes, so werden wir hierin vollends durch die Thatsache bestärkt, dass aus jenen feierlichen Ringwällen nicht nur heidnische Tempel, sondern selbst christliche Kirchen hervorgegangen, ja sogar heute noch auf oder innerhalb solcher Bauwerke sich befinden.

Schon Preusker[1]) macht darauf aufmerksam, dass das Uebergehen der religiösen Orte von einer Nation zur andern und von einer Religion zur andern eine alte Erfahrung sei. Sowie frühere germanische Opferplätze später von Slaven, so wurden auch heidnische Tempelstätten zur Erbauung christlicher Kirchen und Kapellen benützt, ja heidnische Tempel selbst in christliche umgewandelt. So wurde das Pantheon in Rom von Papst Bonifaz IV., die erst in unseren Tagen zu Grunde gegangene Kirche S. Andrea di Barbara daselbst, ehedem ebenfalls heidnischer Tempel von

[1]) Preusker, Blicke in die vaterländ. Vorzeit, I, 18, 19.

ost Simplicius zur christlichen Kirche geweiht. [1]) Häufiger jedoch ganz erklärlicher Weise, wurden an der Stelle, auf den ern zerfallener oder absichtlich zerstörter heidnischer Heilig- hristliche Kirchen errichtet, entweder um darin den Gegen- uen Lehre zur alten, die Ueberwindung des heidnischen Anschauung zu bringen, oder um die Gewohnheit, die rt mit Vorliebe aufsuchte, zu benutzen, und den dem thume anhängenden Sinn unmittelbar dem neuen ust der Liebe zu den alten Göttern zu schmeicheln, ja dieses in der Uebernahme vieler Züge derselben in die sbilder der christlichen Heiligen zeigt, kurz um den Ueber- gang von dem alten zu dem neuen Glauben in jeder möglichen Weise zu erleichtern. Ein solcher Uebergang lag sogar im Sinne der Vorschriften des in der Ausbreitung des Christenthums so eifrigen Papstes Gregor des Grossen, der in einem Briefe an den Abt Mellitus sich über den Vorgang bei der Bekehrung der Angel- sachsen aussprach, nach welchem in der Folgezeit die Mission bei den deutschen Heiden betrieben wurde. Der Papst empfahl in seinem Briefe, die Tempel der Heiden nicht zu zerstören, sondern mit Weihwasser zu besprengen und in christliche Kirchen umzu- wandeln, damit das Volk an den durch lange Gewohnheit geheiligten Orten desto lieber und eher an den Dienst des wahren Gottes sich gewöhne.

In unserer eigenen Heimat finden wir den Bau einer christ- lichen Kirche, jener des Stiftes Göttweig auf den Trümmern eines heidnischen Heiligthums sogar historisch beglaubigt durch eine Nachricht der Vita Altmanni, des Bischofs von Passau und Gründers des Stiftes, in den Worten: „quod adhuc fossae et valles testantur et antiqua aedificia vel idola ibi reperta.“

In gleicher Weise wurde die Kirche auf dem Michelsberge, eine der ältesten des Landes und mit weitem Pfarrsprengel aus- gestattet, auf einer zerstörten heidnischen Tempelstätte erbaut, was aus einer schon früher [2]) angeführten Mittheilung Ebendorfers (v. J. 1462) insbesondere durch den Gegensatz in den Worten: „castrum gentilitium fidelium obsidione deletum“ hervorgeht.

So gilt auch in Schweden die Meinung, dass christliche Kirchen

[1]) Piper, Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst, I, 49.
[2]) Mitth. der anthrop. Ges., II, 118 u. f.

sehr oft auf alten Opferplätzen oder in Steinkreisen erbaut worden sind, wie die Kirche von Lundby oder jene von Odinsharg (Odensala), Torsharg (Torshälla) und im alten Uppsala, dem berühmten Heiligthume der nordischen Heidenzeit. [1])

Ein sehr bedeutungsvolles und zugleich schönes Beispiel dieser Art in unserer Heimat bildet die Kirche von Schrick inmitten ihres zweifachen Ringwalles. Dieses alte Bauwerk, in dessen Mitte die Kirche steht, liegt auf der, den Ort im Osten etwas überragenden Hochfläche und zwar am Beginne ihrer Abdachung gegen denselben. Es besteht aus einem inneren, von allen Seiten sanft gegen den Mittelpunkt sich senkenden, vollkommen kreisförmigen Raume, der durch einen 3·16 Meter tiefen rings herumlaufenden Graben abgegrenzt ist. Dieser innere Theil hat einen beiläufigen Umfang von 250 bis 260 Schritten und nimmt einen Flächenraum von etwa 3200 Metern ein; genau in dessen Mitte steht die Kirche, während den übrigen ansehnlichen Raum ringsum der Friedhof einnimmt. Hieran schliesst sich der erste Wall, der gegen innen 3·79 Meter, gegen aussen 3·16 Meter hoch ist, sodann mit einer Höhe von 4·1 Metern nach innen und 2 bis 3 Metern nach aussen der zweite Wall, der schliesslich noch von einem 1 bis 3 Meter tiefen, zur Zeit durch die Pflügung der benachbarten Felder stellenweise verflachten Graben umfangen wird.

Die Scheitellinien der Wälle stehen 13 bis 13·25 Meter von einander ab, oder was das nämliche sagen will, die Gräben haben eine diesem Masse entsprechende Breite. Aus diesen Höhenverhältnissen und aus der darnach entworfenen Durchschnittszeichnung (Fig. 41) ergibt sich, dass der äussere Wall den inneren um 1 Meter, dieser wieder den Rand des inneren Raumes um $^2/_3$ Meter überragt, und da endlich auch dieser sich sanft gegen den Mittelpunkt senkt, so hat das Ganze annähernd amphitheatralische Form.

Wälle und Gräben sind mit ganz besonderer Sorgfalt und, soweit es die sanfte Abdachung der Bodenfläche zuliess in vollem Ebenmasse gemacht, so dass sie auch für den Anblick eine ebenso interessante als hübsche Erscheinung gewähren.

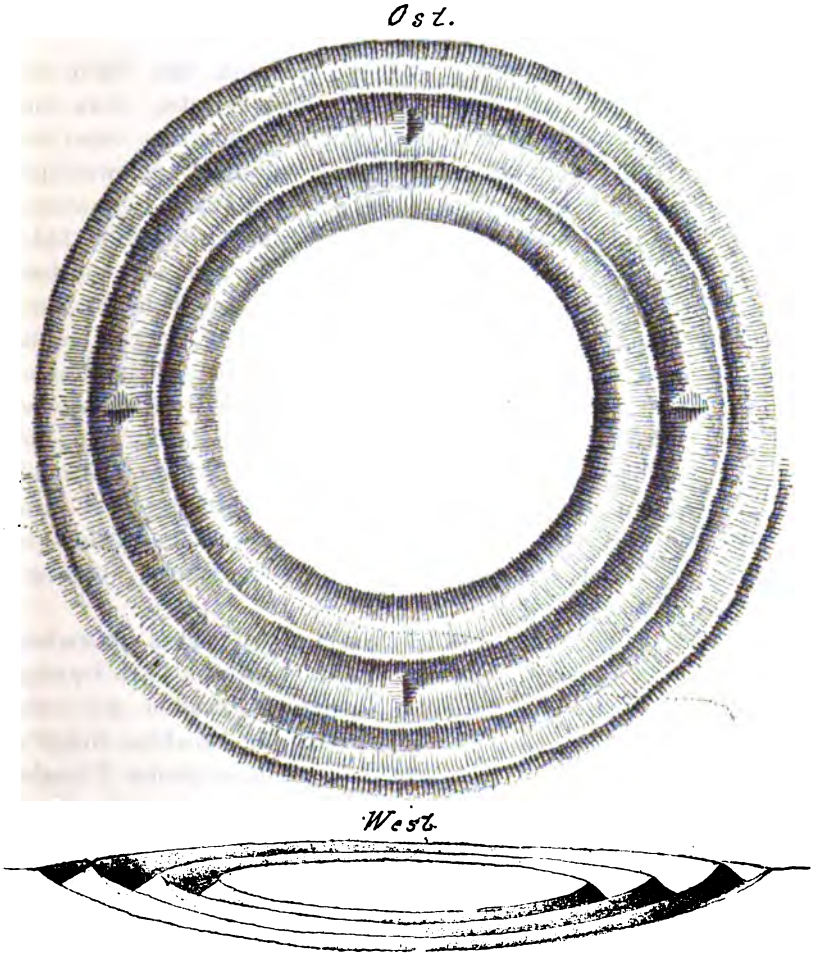
Bei genauer Untersuchung zeigt sich noch folgender merkwürdiger Umstand. Das ganze Bauwerk wird wesentlich durch die beschriebenen beiden kreisrunden, in sich zurückkehrenden Wälle und die anschliessenden Gräben gebildet. Der mittlere, von den

---

[1]) Hildebrand, das heidnische Zeitalter in Schweden, 226.

beiden Wällen eingeschlossene Graben misst nun in seiner Sohle, also in der wahrscheinlich anfänglich abgesteckten Kreislinie genau 400 Schritte, und ist nahezu den vier Weltgegenden entsprechend

Fig. 42.



Grundriss und Seitenansicht der Ringwälle von Schrick in ihrem einstigen unversehrten Bestande. (Die punktirte Linie bezeichnet den Ausschnitt, welcher zur Zeit nicht mehr besteht.)
(1 Millimeter = $1^1/_3$ Meter.)

von hundert zu hundert Schritten durch kleine, nur einen Meter hohe Querriegel, welche die beiden Wälle verbinden, unterbrochen, so dass es fast aussieht, als ob durch das ganze Bauwerk ein

riesiges Sonnenrad, das wir auch auf vorhistorischen Gefässen dieser Gegend gesehen haben, dargestellt werden sollte. In der That müsste auch das ganze Bauwerk, von der Höhe gesehen, ein solches Bild gewähren, in welchem die Ringwälle die Felgen darstellen, die Speichen durch die kleinen Querriegel allerdings nur angedeutet sind [1]).

Man könnte nun freilich dagegen einwenden, dass Wälle und Kirche gleichzeitig, oder dass die Wälle sogar später, etwa zum Schutze der Kirche gebaut worden sein können, dass daher der Bezug der Wälle zum Heidenthume kein unbedingt nothwendiger sei. Dem ist zu entgegnen, dass die Höhe der Wälle nach aussen ansteigt, demzufolge der äussere Wall den inneren Wall und überhaupt den eingeschlossenen Raum beherrscht, und aus welchem Grunde demnach hier von einer Befestigungsanlage nicht die Rede sein kann. Dass aber die Ringwälle von Schrick ein ganz selbstständiges Werk seien und viel älter als die von ihnen umschlossene Kirche, beweist das Dasein eines ähnlichen Werkes, nämlich jenes von Geiselberg (Fig. 42); welches wenn auch nicht mit jener Sorgfalt und Ebenmässigkeit gebaut, wie das in Schrick, doch mit seinen drei bis zu einer Höhe von 6, ja stellenweise bis zu mehr als 12 Meter aufsteigenden Wällen nur noch weit grossartiger ist und eindrucksvoller als dieses, dennoch aber keine Kirche, überhaupt kein christliches Symbol trägt.

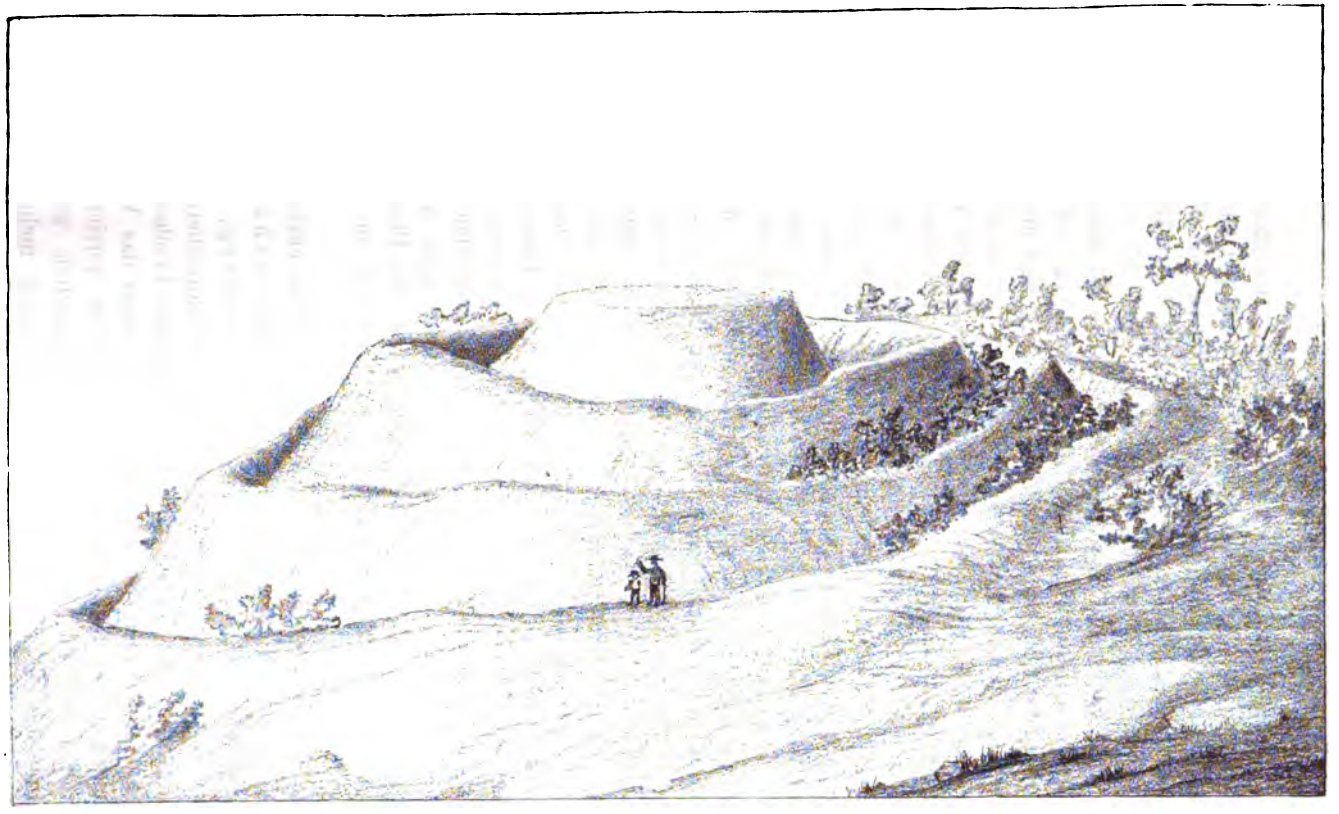
Andererseits finden wir wieder Kirchen auf solchen Erdwerken, deren in die vorgeschichtliche Zeit hinaufreichendes Alter vermöge ihrer Gestalt und ihrer sonstigen Eigenthümlichkeiten gar nicht bezweifelt wird. So hatte ich schon früher zu berichten Gelegenheit [2]), dass auf dem riesigen, stufenweise aufsteigenden Tumulus von Ober-Gänserndorf bis zum Jahre 1813 die Pfarrkirche des Ortes sich befunden habe.

Auf einem ähnlichen, abgestuften, auf breiter Grundfläche ruhenden, allerdings nicht durchwegs aufgeführten, sondern aus einem naturgewachsenen Hügel geformten Tumulus steht heute

---

[1]) Dieses ebenso hübsche als interessante Bauwerk, von dem die vorstehende Skizze eine ungefähre Vorstellung gibt, ist leider nicht mehr völlig unversehrt, indem ein Theil wohl schon bei Erbauung der Kirche abgetragen wurde, um ihr einen freieren Zugang zu verschaffen, und da noch heute Stück für Stück der Wälle unter der Schaufel der Schottergräber verschwindet. Dieser fehlende Theil ist durch die punktirte Linie angedeutet.

[2]) Mitth. der anthrop. Ges., II, 232.



Nach der Natur gezeichnet von Dr. Much.

Fig. 42. Der Hausberg von Geiselberg.

noch die Pfarrkirche von Pyrawart und eine Capelle auf dem umwallten Tumulus von Höflein.

Endlich gehört hieher noch das grosse, aus einem kegelförmigen Tumulus, einer davor stehenden Pyramide und aus einem, beide einschliessenden Walle bestehende Erdwerk von Wultendorf, eines der combinirten Bauwerke, die ich in die zwölfte Formgattung einreihte. Auf der Pyramide desselben stand bis zum Jahre 1873 die Pfarrkirche von Wultendorf, und es ist dieser Umstand um so mehr zu beachten, als sich dieses Bauwerk auf einer Anhöhe ziemlich entfernt vom Dorfe befindet, und die Bewohner des selben sich gewiss nicht entschlossen haben würden, die Kirche gerade dort zu bauen, wenn sie nicht durch eine vererbte Vorstellung von der Heiligkeit des Ortes wären hiezu veranlasst worden. Die heutigen Bewohner, denen eine solche Vorstellung längst entschwunden und daher nicht mehr massgebend gewesen, stellten ihre neue Kirche, nachdem die alte baufällig geworden, nicht mehr auf den alten entfernten Platz, sondern in die bequeme Nähe des Dorfes.

Einen gleichen Bezug auf eine ererbte Vorstellung von der Heiligkeit des Ortes müssen wir voraussetzen, wenn wir sehen, dass andere Tumuli, wie z. B. jene von Nieder-Hollabrunn und Nieder-Fellabrunn, von Hagenberg, Kronberg und Wilfersdorf Kreuze auf ihrer Höhe tragen, oder wenn kleine Capellen in sie hinein gebaut sind, wie bei dem Tumulus von Wilfersdorf und namentlich jenem von Staats, wo man von der Höhe des Tumulus auf Stufen in sein Inneres hinabsteigen muss, um in die Capelle des heiligen Grabes zu gelangen. Auf dem Plateau des stufenförmig aufsteigenden Tumulus von Ober-Gänserndorf (Fig. 43) befindet sich noch heute der Ortsfriedhof, und noch im Jahre 1866 wurde das Plateau des gleichfalls abgestuften Tumulus von Spannberg in einen Friedhof umgewandelt.

Mit besonderer Vorliebe aber hat man die christlichen Kirchen neben den Tumulis erbaut, so z. B. in Ebenthal, Deutsch-Altenburg, Ober-Russbach, Hagenberg, Mistelbach, Kronberg und Spannberg, und sehr wahrscheinlich auch noch anderwärts. Es ist das eine sehr auffallende Erscheinung, und mir drängt sich dabei die Vermuthung auf, dass das Volk nicht auf, sondern neben dem Tumulus seine Andacht verrichtete, während dieser selbst nur für den Priester zugänglich war. Bei jenen Tempelstätten, die aus einem einfachen oder mehrfachen Gürtel

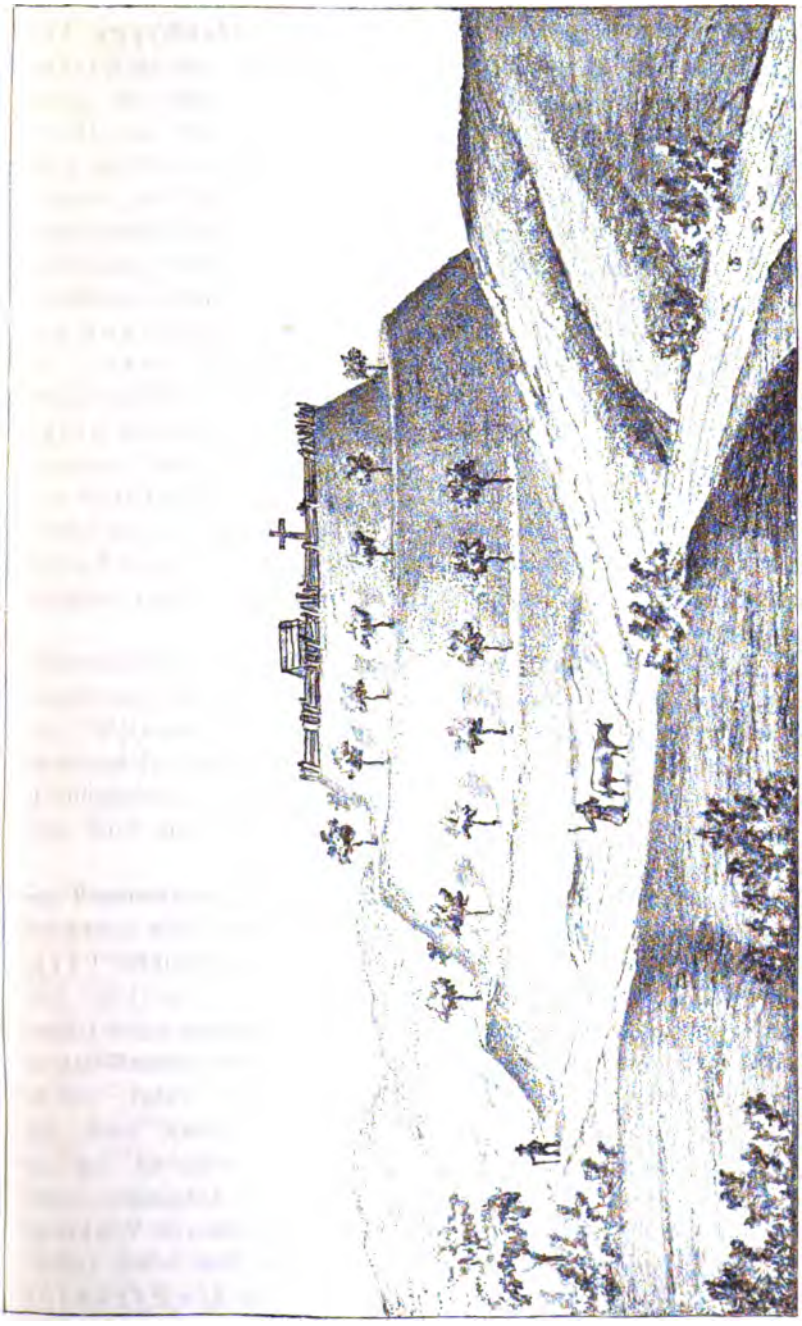


Fig. 43. Abgestufter Tumulus von Ober-Gänserndorf.

von Ringwällen bestanden, ohne Unterschied, ob sie eine ebene Fläche, wie in Schrick und auf dem Pfaffenberge bei Deutsch-Altenburg, oder einen Tumulus, wie in Klein-Ebersdorf und Geiselberg einschliessen, dann bei jenen Tumulis, welche sich in Abstufungen erheben, wie in Ober-Gänserndorf, Pyrawart und Spannberg, scheint das Volk rings im Kreise auf den Wällen stehend, oder auf den breiten Stufen, wohl auch unter Zelten lagernd den gottesdienstlichen Handlungen beigewohnt zu haben. Ich glaube dieses daraus schliessen zu dürfen, dass Gregor der Grosse in seinem schon erwähnten Briefe an den Abt Mellitus gestattete, das Volk möge rund um die Kirchen, die einst heidnische Tempel waren, in Zelten aus Baumzweigen sich lagern, in gewohnter Weise Thiere schlachten und verzehren, aber unter Anrufung Gottes und nicht mehr der Teufel. Es ergibt sich aus dieser Stelle, dass das Volk zur Zeit, als es noch die Teufel, das ist die alten Götter anrief, die altgewohnte Sitte gepflogen haben musste, dies im Kreise rings um das Heiligthum gelagert zu thun. Und zu diesem Zwecke scheinen mir die Ringwälle und Stufen der Tumuli eigens angelegt worden zu sein.

Diese Gepflogenheit bildete jedoch nicht die ausschliessliche Regel: es musste sich das Volk auch auf einem mehr geschlossenen Platze neben dem Tumulus versammelt und seine Opfer verrichtet haben, was schon der erwähnte, mehrfach vorkommende Bau von Kirchen neben Tumulis andeutet, da es wahrscheinlich ist, dass man diese auf jener Stelle aufführte, wo das Volk sich zum Gottesdienste zu versammeln pflegte.

Im Verlaufe der Zeit hat dann die Idee der heidnischen Tempelstätte dadurch eine weitere Entwicklung erfahren, dass man auch diesen Platz für das Volk erhöhte und so die abgestumpfte Pyramide neben dem Tumulus entstehen liess (3 in Fig. 39). Wenigstens muss man aus dem in der Verlängerung einer Diagonale und jedenfalls schon ursprünglich angelegten dammförmigen Zugang (4 in Fig. 39), der auf die Pyramide führt, wie in Stronegg und Obersulz, schliessen, dass damit auch die allgemeine Zugänglichkeit angedeutet sein soll, während der sie hoch überragende Tumulus keine Spur eines Aufganges zeigt. Beachtenswerth ist hierbei gewiss, dass die Kirche von Wultendorf auf einer solchen Pyramide und nicht auf dem höher ansteigenden Tumulus gestanden; noch mehr aber, dass die Pyramide

in der Regel, wie in Stronegg, Wultendorf, St. Ulrich auf der dem zugehörigen Wohnorte zugewendeten Seite errichtet wurde, ohne dass ein Grund in der örtlichen Bodengestaltung hiezu hätte veranlassen können.

Andererseits zeigt sich, dass die Plateaus der kegelförmigen Tumuli bei den grösseren Erdwerken, z. B. bei den Hausbergen von Stronegg und St. Ulrich nicht nur, wie bemerkt, keinen Aufgang besitzen, sondern noch besonders abgeschlossen gewesen sein müssen, da der Rand derselben ringsherum wallartig erhöht ist und sonach einst wahrscheinlich eine Pfahlreihe oder Hürden getragen hat (2 in Fig. 39, auch in Fig. 47 sichtbar).

Dagegen fehlt auffallender Weise auf den daneben stehenden Pyramiden jede Spur eines solchen Walles oder einstiger Abschliessung, die sich jedoch wieder zeigt, wenn das Bauwerk aus einer Pyramide allein besteht, wie in Mistelbach (in Fig. 45).

Diese sorgfältig umwallte Hochfläche des kegelförmigen Baues dieser abgeschlossene und zugleich erhabenste Raum des Ganzen bildete ohne Zweifel jenes innere Heiligthum, das nur mit Ehrfurcht geschaut werden durfte, „secretum illud, quod sola reverentia vident;“ [1]) das war der Hochsitz — hôhsëdal — der Götter, hier wurden die erbeuteten Waffen niedergelegt; [2]) hier standen in Friedenszeit des Stammes Thierbilder (effigies und ferarum imagines) und Feldzeichen (signa); von hier wurden sie herabgeholt, um nach alter Sitte der Gefolgschaft in die Schlacht vorangetragen zu werden. Tacitus, der uns dieses erzählt, [3]) gebraucht dabei die

[1]) Tacitus, Germ. IX. Ganz lautet die Stelle: „deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident“. Solche mit den Namen der Götter bezeichnete Heiligthümer im heiligen Hain sind Odinsharg, Thorsharg in Schweden (Hildebrand, das heidn. Zeitalter, 226), in Nieder-Oesterreich Hollenberg jetzt Venusberg genannt, mit Hollenburg an seinem Fusse, Hollentann, das ist Tannwald der Holla, Wultendorf mit seinem grossen Hausberge (Wuld ein Beiname Wotans) und viele andere.

[2]) Tacitus, Ann., II, 25: „luco defossam Varianae legionis aquilam servari“.

[3]) Tacitus, Hist., IV, 22: „hinc veteranarum cohortium signa, inde depromptae silvis lucisque ferarum imagines, ut cuique genti inire praelium mos est“, und an anderer Stelle: Germ. VII: „effigiesque et signa quaedam detractae lucis in praelium ferunt“. Mit diesen Thierbildern dürfen die Häupter der geopferten Thiere, namentlich die Pferdeköpfe nicht verwechselt werden; diese wurden ausserhalb des umschlossenen Raumes an Bäumen und den Giebeln der Dächer befestiget. (Tacitus, Ann., I, 61. Simrock, Deutsche Mythologie, 342, 487. Grimm, Mythologie, 41, 624.)

Worte „depromptae“ und „detractae“, durch welche zweifellos ausgedrückt ist, dass der Aufbewahrungsort an erhabener Stelle lag.

Diesen durch die erhaltenen Wälle angedeuteten Umschliessungen und Einzäunungen entspricht der nordische Ausdruck „Stafgardhr“, d. i. Stabgarten, Hürde aus Stäben, als Bezeichnung des Heiligthums. Dass dieses innere Heiligthum der heidnischen Tempelstätten von Einzäunungen umschlossen war, geht auch aus dem Berichte über die Bekehrung der Angelsachsen (um's Jahr 627) hervor, zufolge dessen „arae et fana idolorum cum omnibus saeptis, quibus erant circumdata,“ zerstört worden sind.[1]) Offenbar war auch die älteste Tempelform der Griechen nichts anderes, als ein umzäuter Raum, σηκός.

Man könnte mir freilich entgegen halten, dass die Germanen keine Tempel gebaut haben; allein die Nachricht des Tacitus, dass es germanischer Anschauung nicht entsprochen habe, die Götter zwischen vier Wänden einzusperren, ist mit dem Bestande von Tempeln und Heiligthümern der Art, wie wir sie in Nieder-Oesterreich finden, recht gut vereinbar, ja dieser Bestand ist selbst vielfach historisch verbürgt, und der Sinn jener Nachricht kann nur dahin gehen, dass es der Anschauung der Germanen fern lag, die Wohnung der Götter oder ihrer Bilder in völlig geschlossene Häuser zu verlegen.

Indess mag es auch da mitunter anders gewesen sein, weil Tacitus selbst bei dem Berichte über die Zerstörung des Tempels der Tamfana durch die Worte „solo aequare“ auf ein aus einem Gebäude bestehendes Heiligthum hinweist.[2])

In der That zeigen viele der sogenannten Hausberge Spuren, dass auf ihrer Höhe noch besondere Vorrichtungen vorhanden gewesen sein mögen. Ich sehe dabei ab von unregelmässigen Gruben, die ganz augenscheinlich durch Bauern, welche Steine suchten, Schatzgräber und dergleichen Leute entstanden sind und habe nur die regelmässigen, unzweifelhaft zum Ganzen gehörigen Anlagen im Auge. So trug der Hausberg von Spannberg auf seinem Plateau einen Ueberbau von etwa 2·5 Meter Höhe, der nur um einen Meter vom Rande des Plateaus zurückstand.[3])

[1]) Beda, Vener. hist. eccl., II, 13.

[2]) Grimm, Mythologie, S. 74.

[3]) Dieser Ueberbau wurde im Jahre 1866, als der Tumulus zur Anlage eines Friedhofes benützt wurde, entfernt und mit dem gewonnenen Erdreich der gewaltige Graben an einer Stelle ausgefüllt und überbrückt, um so einen Zugang zu gewinnen.

Einen ähnlichen Ueberbau trägt der Hausberg von Lichtenwart noch heute; er nimmt die Mitte des Plateaus ein, hat 40 Schritte im Umfange, ist jedoch kaum $^2/_3$ Meter hoch und in seiner Mitte wieder etwas vertieft. Vielleicht haben indess auch diese Ueberbauten nur zur Abschliessung gedient.

Es dürfte jedoch kaum möglich sein, nach bestimmten Merkmalen zu sagen, welches von unseren vorgeschichtlichen Baudenkmälern blos als Grab oder Grabmal, welches dagegen als Tempelstätte zu betrachten sei, und man wird wohl nur im Allgemeinen behaupten können, dass alle grösseren, mit Gräben oder Ringwällen umgebenen, insbesondere die aus mehreren Formen combinirten Bauwerke als Stätten heidnischen Gottesdienstes zu betrachten seien. Es darf bei dieser Annahme nicht beirren, wenn etwa in Zukunft in einzelnen dieser Bauten Gräber aufgedeckt werden sollten, da sich, wie gezeigt worden ist, fast in jedem Cultus Grab und Tempel berühren, und selbst im Heidenthume schon die Gräber mit Vorliebe in der Nähe der Tempel angelegt worden sind. So erweist sich z. B. das heutige Dorf Gösing durch zahlreiche Fundstücke als ununterbrochene Fortsetzung einer vorgeschichtlichen Ansiedlung, deren Tempelstätte durch den Namen „Hofäcker", den eine anstossende Feldflur führt, genau bezeichnet ist, und hier fand ich nebst anderen Resten auch gleichzeitige Gräber, die ich jedoch der darüber befindlichen Weingärten halber leider nicht eröffnen konnte. [1])

Mit dieser zweifachen Qualificirung unserer vorgeschichtlichen Bauwerke nach ihrer vorwiegenden Bestimmung als Grabmäler und Tempelstätten treffen auch die Bezeichnungen zu, welche ihnen das Landvolk Nieder-Oesterreichs verleiht. Sie werden „Lee" („Leeberge") oder „Hausberge" genannt, u. z. in ausschliesslicher Weise, so dass ihnen nur die eine oder die andere Bezeichnung zukommt. „Leeberge" heissen zu allermeist nur die einfachen,

---

[1]) Ueber die Bedeutung des Wortes „Hof" im heidnisch-germanischen Cultus siehe Grimm, Mythologie, S. 75, Geschichte der deutsch. Sprache, 3. Aufl., S. 83, 281 und Hildebrand, das heidnische Zeitalter in Schweden, S. 225. In gleicher Weise trägt bei der würtembergischen Stadt Göppingen eine Feldflur, in der sich alte Gräber fanden, den Namen „Hofäcker", und wir werden kaum fehlgehen, wenn wir auch dem Namen eines anderen niederösterreichischen Fundortes vorgeschichtlicher Reste, „Stollhof" (Freih. v. Sacken, Ueber Ansiedlungen und Funde aus heidnischer Zeit in Nieder-Oesterreich, S. 32) eine erhöhte Bedeutung beilegen.

kegelförmigen Erdwerke, die wir gewöhnlich als Tumuli bezeichnen; „Hausberge" dagegen jene Werke verschiedener Form, sobald sie sich in Abstufungen erheben, oder mit Wall und Graben umgeben sind, namentlich aber dann, wenn sie aus mehreren der bezeichneten Formen — Kegel, Pyramide und Wall — zusammengesetzt sind, für welche die Bezeichnung Leeberg niemals angewendet wird.

Wenn diesen verschiedenen Bezeichnungen keine sachliche sondern eine blos landschaftliche Abweichung zu Grunde läge, so, müssten sie sich eben auch landschaftlich sondern; sie kommen aber im ganzen Gebiete völlig gemischt vor, und dass mit ihnen ein uralter Unterschied aufrecht erhalten wird, beweiset der Umstand, dass sich beide Bezeichnungen in unmittelbarer Nachbarschaft vorfinden. So heisst der kleine Tumulus bei Bullendorf Leeberg, während der mächtige Bau im benachbarten Geiselberg, seinem Wesen entsprechend, Hausberg heisst.

Leeberg und Hausberg sind Gattungsnamen, die zuweilen durch einen besonderen Eigennamen verdrängt worden sind. So wird der Hausberg von Hagenberg offenbar wegen seiner Form „Glockenberg" genannt, oder der Hausberg bei Kronberg von dem auf ihm aufgerichteten Kreuze der „Kreuzberg", während sich die alte Bezeichnung seines Wesens noch im Namen des ihn umschliessenden Grabens, des „Hausgrabens", erhalten hat.

Dem ersten Theile des Namens Leeberg, also dem Worte Lee (lê) liegt das althochd. hlêo oder lêo, Hügel, Grabhügel (Gen. hlêwes, Plur. lêwâ und lewir, woraus sich auch lêwari und amhd. lêwer bildete) zu Grunde, hinter dem ein goth. hláiv steht, welches Ulfilas für Grabhügel gebraucht. Sehr nahe gothischem hláiv steht das angelsächsische hlaew, hloew mit gleicher Bedeutung, das in den Namen englischer Grabhügel häufig vorkommt. Man wird schwerlich irren, wenn man demzufolge etwa in dem langgezogenen Hügel bei Breitenlee, oder bei Schotterlee (i. J. 1460 Schaterlê) oder in der Nähe der Orte Leesdorf (Lewesdorf) Lebarn, Mallebern (dem alten Mannlewarn v. J. 1306) in Gemeinlewarn und Langenlewarn alte Gräber sucht.

Auf einen solchen Leeberg oder Lewerberg, oder einen Tumulus, wie wir heute sagen, weiset eine Urkunde vom Jahre 890, [1])

[1]) Archiv f. Kunde österr. Gesch., XXVII, 259.

welche die Grenzen von Hollenburg (d. i. die Burg der Holla am Fusse des Venusberges) beschreibt, in den Worten .... „et inde ad illos cumulos, quos levvir vocamus, et exin Tiuphintal....“ Bei der sehr schwierigen Bestimmung der örtlichen Verhältnisse in dieser Urkunde wage ich nicht zu behaupten, dass unter einem dieser Leeberge jener gemeint sei, der noch heute bei dem Orte Tiefenthal nächst Abtsdorf sich befindet.

Die schon erwähnte passauerische Urkunde Ludwigs II. [1]) führt die Grenze des Gutes Zeizinmurns jenseits der Donau „ad trebinse et exinde ad mochinleo.“ Dieses Mochinlêo, das heutige Gros-Mugel, weist im zweiten Theile seines Namens ebenfalls auf einen Grabhügel und in der That befindet sich bei Gross-Mugel ein Tumulus u. z. einer der grössten im Lande, so dass ich den Beisatz Gross zur heutigen Form des Namens auf den Tumulus beziehe und nicht als Differencirung des Ortsnamens betrachten kann, da es ein Klein-Mugel in Nieder-Oesterreich nicht gibt. Man hat andererseits den Namen Mochinlêo als einen slavischen erklärt, und ihm das slav. mogila, welches ebenfalls Grabhügel bedeutet, zu Grunde gelegt. Allein dann bliebe das auslautende o und das eingeschobene n unerklärt; es erscheint vielmehr der erste Theil von Mochin-lêo als Genitiv eines Personennamens wie in Eginburc (Gen. von Egge), Hollinstein (Holla) Teimindorf (Teimo) und in vielen anderen. Mit diesem Ortsnamen scheint also der Grabhügel einer bestimmten Person bezeichnet zu sein, und wir können umso mehr bei der Behauptung des deutschen Ursprungs desselben verharren, als es möglich ist, unserem Mochinlêo (auch Mochinlê) nicht nur die heimischen Breitenlee und Schoterlee, sondern auch die ganz analogen angelsächsischen Namen von Grabhügeln in England, wie Cwichelme'shloew, Oswolde'shloew an die Seite zu stellen.

In unserer Zeit hat ein verdienstvoller Dichter und Gelehrter, K. J. Schröer, in seiner Bearbeitung des mittelhochdeutschen Heldengedichtes „Alpharts Tod“ dem altehrwürdigem Worte Lee sein Recht gewahrt in den ebenso schönen als zutreffenden Strophen:

„Nur Eines soll verkünden
Für alle Zeit mein Lied,
Was Dieterich von Berne
Zu Ehren Alpharts rieth.

[1]) Seite 178 und Note.

Aussandt er hundert Mannen
Hinaus auf's Leichenfeld,
Dass sie zusammen trügen
Die Leichen, die Alphart gefällt.

Dass sie den Leichenhügel
Mit Erde deckten ein
Und drüber Rasen legten:
Es sollt ein Denkmal sein,
Was einen Lee man nennet,
Den man vom Weiten seh':
Des Leichenthürmers Denkmal,
Heiss' er für immer **Alpharts Lee!**

Das Bestimmungswort Haus in der Bezeichnung der grösseren Bauwerke, der „Hausberge", mit dem, was wir heute unter Haus verstehen, in Bezug zu bringen, ist jedenfalls unstatthaft, da ein solcher Bezug eines Hauses zu einer Tempelstätte zu allgemein und darum bedeutungslos, ja mit Rücksicht darauf, dass wir die vorgeschichtlichen Bauwerke Nieder-Oesterreichs Germanen zuschreiben müssen, unpassend wäre, weil die Germanen, wie wir wissen, ihren Göttern keine Häuser bauten, um sie inner deren Wände einzuschliessen. Ebenso wenig dürfte an althochdeutsches hauhs oder haugs gedacht werden können, was ich früher darum für zulässig hielt, weil dieses Wort Hügel bedeutet und dem Wesen des Gegenstandes zu entsprechen schien.

Ganz allein zum Ziele wird es führen, wenn wir die Deutung mit Zugrundelegung des wurzelhaften Sinnes unseres heutigen „Haus" versuchen. So wie dem synonymen gothischen gards (sowohl Garten als Haus in gardavaldands, ingardja) und dem gleichbedeutenden goth. heiv (heivs) die Verba gaírdan und heien (hagjan), beide mit der Bedeutung gürten, hegen, einfriedigen, zu Grunde liegen, so muss gothisches hus aus einem Verbum ähnlichen Sinnes entstanden sein (aus huzdjan = hürden, wohl identisch mit gaírdan? gürten, da h und g sich vertreten, r, z und s im Inlaute der Verba, letztere namentlich vor t wechseln). Sonach würde „Haus" einen umgürteten, umschlossenen Raum bedeuten. Bei Zugrundelegung dieses ursprünglichen Sinnes des Wortes Haus eröffnet sich uns die Bedeutung unseres Hausberges in klarster, zutreffendster Weise als eines umhegten, von Wall und Graben umschlossenen Hügels, womit denn auch die Thatsache vollkommen übereinstimmt,

dass eben nur jene vorgeschichtlichen Bauwerke im Volksmunde „Hausberge" heissen, welche von Wällen oder Gräben, oder von horizontalen ringsumlaufenden Stufen umgürtet, umschlossen werden.

Eine Ausnahme scheint freilich der „Hausberg" von Ebenthal zu machen, bei dem zur Zeit weder Wall noch Graben vorhanden ist. Aber eben dieser hat sehr gelitten, da unmittelbar an seinem Fusse die Strasse vorbeizieht, und fast rings um ihn Häuser gebaut, zur Gewinnung von Hofräumen einzelne Theile abgegraben und Keller in sein Inneres getrieben worden sind, wodurch sein Umfang von allen Seiten geschmälert wurde und der ehemalige Wall und Graben verschwinden musste.

Eine jeden Zweifel an meiner Deutung des Namens beseitigende Thatsache gewährt jedoch der Tumulus von Kronberg, der wie bemerkt wurde, den besonderen Namen Kreuzberg führt, während der ihn umschliessende tiefe Graben der Hausgraben, also dem Sinne nach der Hegegraben, der einschliessende Graben heisst. Hier hat sich also bedeutsamer Weise der alte, das Wesen bezeichnende Name gerade in jenem Theile des Bauwerkes erhalten, welcher dasselbe zum Hausberge, d. i. zum umhegten Berge macht.

Andererseits werden wir nun z. B. auch sagen können, dass der gegenwärtige Ortsname Hagenberg von dem, neben dem Orte sich befindenden, von einem Graben umschlossenen Tumulus, also von dem umhegten, dem Haus- oder Hagenberge entlehnt ist.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass das Wort „Hausberg" den ursprünglichen realen Inhalt nicht auf die Dauer festhalten konnte; allmälig verlor es die Bedeutung des umhegten Berges an sich, und nahm dafür die Bedeutung dessen an, was der „Hausberg" vorstellen sollte, nämlich jene einer Stätte der Gottesverehrung überhaupt. Damit stellt sich dieser, allerdings nur stammeseigenthümliche Ausdruck „Hausberg" für die Bezeichnung einer Cultusstätte in zutreffendster Weise neben das Wort „Hof", dem ältesten deutschen Namen für einen Aufenthalt der Götter, das ursprünglich ebenfalls nichts anderes bedeutete, als einen eingehegten Raum [1]). Beiden Ausdrücken Hausberg und Hof in ihrer ursprünglichen Bedeutung der Abschliessung, der Absonderung entspricht endlich auch jenes „secretum" des Tacitus, womit er das Wesen des germanischen Tempels bezeichnet.

---

[1]) Vergleiche diese Abhandlung, S. 200, Note.

Die Bezeichnung Leeberg finde ich ausserhalb Nieder-Oesterreich nicht; ich weiss demnach nicht, ob sie sonst wo vorkommen mag; den Namen „Hausberg" führt dagegen ein Berg bei Gross-Jena an der Unstrut nächst Naumburg mit Spuren von alten Wällen und mit einem ungeheuren, jedoch seit lange abgegrabenen Begräbnisshügel, in welchem eine Unzahl von Urnen und anderen Ueberresten der vorchristlichen Zeit enthalten waren. [1]) Ohne Zweifel trifft der Name „Hausberg" in Gross-Jena nicht auf eine, noch dazu nur gemuthmasste Burg, wie der Berichterstatter meint, sondern auf das vorchristliche Bauwerk selbst.

Es wäre gewiss von grossem Interesse und bedeutendem Werthe für die archäologische Forschung, solchen Bezeichnungen, und wenn sie auch nur in Urkunden sich sollten erhalten haben, nachzuspüren. Der geringste Erfolg dieser Mühe wird ein Hinweis auf gewisse Stammeseigenthümlichkeiten sein.

Lage und Vertheilung.

So mannigfaltig Form und Grösse unserer vorgeschichtlichen Bauwerke sind, so sehr und noch viel mehr wechselt ihre örtliche Lage. Es lässt sich in dieser Beziehung gar keine Regel, nach welcher man bei Auswahl des Ortes für die Anlage vorgegangen wäre, ausfindig machen. Bald finden wir sie auf breitgegründetem Hügel, bald auf weitgedehnter Ebene; bald blicken sie von steiler Höhe über den mächtigen Donaustrom mit seinen Inseln und Auen, bald ruhen sie versteckt im stillen grünen Thale. Sind sie auf dem Berge, so sind sie doch nicht immer auf dessen höchstem Punkte, sind sie in der Tiefe, so sind sie doch nicht immer an niederster Stelle.

Was zur Wahl des Ortes bestimmen mochte, wir wissen es nicht; war es Zufall oder das Los, war es ein Volksbeschluss oder die Stimme der Gottheit, will sagen des Priesters, welche entschied, wo der Kreis abgeschritten werden, der Hügel emporwachsen sollte?

In gleicher Weise lässt sich über die geographische Verbreitung der vorgeschichtlichen Bauwerke nichts Bestimmtes sagen. Zwei Umstände fallen indess doch auf, wenn man dieselben in eine Karte des Landes einträgt. Zunächst wird dadurch klar, dass von einer Reihenentwicklung oder sonstigen systematischen Anordnung, wie sie behauptet wurde, nicht die Rede sein kann.

[1]) Kruse, Archiv für alte Geographie, B. I, Heft III, 147.

Dagegen aber springt sofort der Umstand in die Augen, dass von den genannten 60 Bauwerken nur vier auf den Landestheil diesseits der Donau fallen, während alle übrigen sich jenseits u. zw. ausschliesslich im Viertel unter dem Manhartsberge, also auf sehr kleinem Raume vereinigen.

Das ist keine zufällige Erscheinung. Man wird nicht entgegenhalten können, dass etwa dieser Landestheil mehr durchforscht, als die anderen sei, da derselbe im Gegentheile am meisten vernachlässigt ist, während alle anderen ihrer landschaftlichen Reize halber, alljährlich Tausende von Besuchern anziehen, unter denen man doch auch Leute vermuthen muss, die derlei Dinge zu erkennen vermögen, da eben nicht mehr dazu gehört, als offene Augen. Und wenn selbst in dieser Richtung auch anderwärts noch Vieles nachgeholt werden sollte, das Uebergewicht des bezeichneten Gebietes ist immerhin entschieden.

Eine andere Erscheinung bietet sich durch die Wahrnehmung dar, dass die Tumuli von Norden gegen die Donau hin zahlreicher zu werden scheinen. Wenn wir das mehrerwähnte, stromumgürtete Gebiet von seinem nördlichsten Punkte, dem Pollauer Berge an der Thaya, bis zu seinem südlichsten am Einflusse der March in die Donau, in 9 Zonen theilen (die zehnte entfällt auf die Tumuli diesseits der Donau), so ergeben die auf die einzelnen Zonen entfallenden Zahlen aller vorgeschichtlichen Bauwerke vom Norden beginnend folgende Zifferreihe: 1, 1, 4, 9, 10, 15, 9, 3, 2. Lässt man die beiden letzten Zonen aus dem Grunde unberücksichtiget, weil dieselben nur mehr einen kleinen Theil des sich nach Südosten ausspitzenden Gebietes durchschneiden, weil in der Zeit der Erbauung der Tumuli dieser Theil — die Marchebene — wahrscheinlich noch nicht allwärts bewohnbar gewesen, und endlich weil dieser Theil auch noch nicht genügend erforscht ist, so zeigt sich durch die ermittelte Ziffernreihe das stetige Anwachsen der vorgeschichtlichen Bauwerke gegen die alte, durch Jahrhunderte aufrecht erhaltene Grenze Germaniens wohl, wie ich glaube, recht deutlich.

Beide Erscheinungen, das Zusammendrängen dieser Bauwerke auf das engbegrenzte Gebiet jenseits der Donau und das stetige Wachsen ihrer Zahl gegen diese hin, glaube ich auf folgende Weise erklären zu dürfen.

Wenn wir uns zunächst vor Augen halten, dass ein grosser Theil derselben Gräber und Grabmäler sind, dass man in jenen

Zeiten einen so bedeutenden Aufwand im allgemeinen auch nur bedeutenden Personen gewidmet haben wird, dass endlich bei den alten Germanen insbesondere — denn ihnen gehören, wie ich mich bereits ausgesprochen habe und noch weiter nachweisen werde, diese Hügel an — nur der Tod vor dem Feinde ein ehrenvoller gewesen und nur dieser einen Anspruch auf ein ehrendes Begräbniss verliehen, so liegt es nahe, zu glauben, dass jene Hügel zumeist nur in kriegerischer Zeit und auf dem Boden heftiger Kämpfe entstanden sind.

Es wird uns dann nicht wundern, wenn wir auch in unserer Heimat gerade dort durch zahlreiche Reste und durch deren Anordnung an eine längst vergangene Zeit erinnert werden, wo ganz augenscheinlich deren thatenvollster Schauplatz gewesen. Südlich der Donau bis an die Grenzen Italiens sassen seit einer ungemessenen Zeit ruhige Völkerschaften, Städte bauend, Erz und Eisen schmiedend und eine stille friedliche Cultur entwickelnd, welche bei Ankunft der Römer eine nicht unbedeutende sein mochte. Nach kurzen Zuckungen wurden sie gefügige Steuerzahler und es herrschten fortan einfache geordnete Zustände ohne Kampf und Heldenthum. Das Land ober dem Manhartsberge trug wohl schon früh, schon in der Zeit der geschliffenen Steinwaffen wenigstens zum Theile eine dichte Bevölkerung; allein das damals fast undurchdringliche Waldland mit seinen unwegsamen Thälern [1]) konnte wohl sichere Zufluchtsstätten bieten, eine natürliche Festung bilden, in welche die Römer nie einzudringen wagten, aber sie gewährten keinen Raum für Völkerkämpfe.

Anders in unserem Gebiete, im unteren Manhartsviertel. Da, auf seinen sanften, breit auslaufenden Hügeln, in seinen weiten gegen die Donau sich öffnenden Thälern und Ebenen standen Jahrhunderte lang an der durch die Donau und zahlreiche Castelle geschlossenen Grenze des Römerreiches germanische Krieger, Einlass heischend. Auf diesem heiss umkämpften Boden begegneten sich römische Cultur und „germanische Freiheit", da lebte der Drang im Herzen, die Götter anzurufen, ihnen Stätten zu bauen, um sie nah zu haben; da wurden Thaten vollbracht; da fielen Helden und über ihren Leichen wuchsen die Grabhügel empor! Je näher dem Strome, also je näher der Grenze, um so häufiger die Kämpfe, um so zahlreicher die Hügel! Endlich wurde die

[1]) Die Thäler des Kamp und der Thaya sind heute noch selbst für Fussgänger stellenweise unwegsam.

Schranke durchbrochen, vielleicht bei Carnuntum, der reichen Römerstadt, wo Beute lockte, und sofort erhoben auch diesseits neben der eroberten Stadt die Tumuli sich über den gefallenen Führern.

Zeit und Volk.

Ueber die Zeit und das Volk, denen die Grabmäler und Tempelbauten in Nieder-Oesterreich zugehörig sind, habe ich mich bereits in meinem, diesen Mittheilungen vorangehenden Berichte über die Quadenfestung Stillfried und die gleichzeitigen Wohnsitze ausgesprochen.

Dass das alte Stillfried, die „Pfahlburg", das Werk und der Wohnsitz eines germanischen Stammes, der Quaden, gewesen sei, darüber kann bei der Beweiskraft der Fundstücke und bei ihrer Uebereinstimmung mit den historischen Nachrichten ein vernünftiger Zweifel nicht mehr existiren. Dort stehen auf den Trümmern römischer Mauern neben einander und von einem gemeinschaftlichen Graben umschlossen oder genauer gesprochen, durch tiefeingeschnittene Gräben gebildet, zwei Tumuli, einer auf vierseitiger, der andere auf etwas unregelmässiger Basis; sie bilden somit einen Hausberg, und es prägt sich in ihnen wenn auch in roher Weise wie in den beiden Tumulis von Eizersthal, die Idee des in Stronegg zur vollen Entwicklung gebrachten Tempelbaues aus. Ihre Zeit wird durch die römischen Mauerreste, auf denen sie stehen, bestimmt.

Wenn man aber selbst von diesen unzweifelhaften Resten, die ich am Fusse der Tumuli gefunden habe, absehen wollte, so ist die Bestimmung der Zeit und des Volkes, dem diese Tumuli zuzurechnen sind, doch schon dadurch unwiderruflich gegeben, dass diese innerhalb der Wälle des quadischen Wohnsitzes stehen, also ein zugehöriges unzertrennliches Stück desselben bilden.

In ähnlicher Weise manifestirt sich der Tumulus von Deutsch-Altenburg als der Ansiedlung am Stein zugehörig, die wie ich nachgewiesen zu haben glaube, ebenso wie Stillfried das Werk eines germanischen Stammes, am wahrscheinlichsten der Quaden ist, gerade so wie der Hausberg von Kronberg und der umwallte Gipfel des Buschberges zu den ihnen benachbarten gleichzeitigen Ansiedlungen gehören.

Wenn wir ferner sehen, dass in den Tumulis von Zegersdorf und Nieder-Fellabrunn genau dieselben Urnen vorkommen, genau so in Form, Masse und Arbeit wie ich sie, freilich nur in

Bruchstücken, in Stillfried und Altenburg gefunden habe, so müssen wir wohl auch diese Tumuli derselben Zeit und demselben Volke zurechnen, denen die Ansiedlungen mit den analogen Resten angehören, also wieder den Quaden.

Ich denke, dass ich keinen Fehler begehe, wenn ich die Germanen (Quaden oder ihre Nachfolger) nun auch als Erbauer der übrigen Tumuli und Tempelstätten halte, und ihre Erbauung in die Zeit ihrer Kämpfe mit den Römern und kurz darnach, also in die erste Hälfte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung versetze. Die Bruchstücke der Thongefässe, welche ich aus der aufgehäuften Erde der Bauwerke von St. Ulrich, Stronegg oder aus den Gräbern auf dem Tumulus von Kronberg herausgrub, bezeugen bereits die Anwendung der Drehscheibe und entsprechen genau denen der oberen, also römischen und nachrömischen Schichte von Stillfried.

Ein anderer Hinweis auf die Erbauer liegt ganz gewiss auch in der Erhaltung der dem Wesen dieser Bauwerke so vollständig und genau entsprechenden Bezeichnungen — „Leeberge" und „Hausberge" — die darum ebenso alt sein müssen, als diese Bauwerke selbst. Diese merkwürdige Erhaltung der so zutreffenden Bezeichnungen der alten Baudenkmäler im umwohnenden Volke ist ein Beweis, dass die heutige Bevölkerung aus jener hervorgegangen sein müsse, welche die Tumuli baute, da sich nicht denken lässt, dass diese Bezeichnungen, wenn sie ja von einem früheren Volke wären übernommen worden, so unverfälscht und unverdorben hätten überliefert werden können. Dass die Tumuli selbst etwas den Umwohnern so fremdartiges werden konnten, und die Kenntniss ihres Wesens sich nur sehr verdunkelt in Sagen und unsicheren Erzählungen erhalten hat, ist durch die Ausbreitung des Christenthums und seiner neuen Cultusformen leicht erklärt.

Bei der Frage um die Erbauer und ihre Zeit ist noch die auffallende Erscheinung zu beachten, dass alle Bauwerke, die ich hier unter der Bezeichnung Grabmäler und Tempelbauten zusammengefasst habe, also sämmtliche vorgeschichtliche Erdwerke in unmittelbarer Nähe von heute noch bestehenden Ortschaften sich befinden. [1])

[1]) Von dieser sonst ausnahmslosen Regel scheint nur der von Dr. Becker bei der Eisenbahnstation Marchegg aufgefundene pyramidenförmige Tumulus eine Ausnahme zu machen. Ich bin aber fest überzeugt von der Ausnahmslosigkeit der Erscheinung, dass ich gar nicht daran zweifle, dass mit der Zeit

Es ist damit bewiesen, dass dieselben auch zu den benachbarten Ortschaften gehören und mit ihnen ein zusammengehöriges historisches Ganzes bilden, dass letztere also schon zur Zeit der Erbauung der Tumuli und gleichgearteten Werke bestanden haben. Es lässt sich nicht der entfernteste Grund ermitteln, warum etwa ein später hereingekommenes Volk gerade die mitunter recht versteckten Bauwerke seiner Vorgänger sollte aufgesucht haben, um neben ihnen seine Wohnsitze aufzuschlagen, wobei sie sonderbarer Weise auch nicht einen einzigen Tumulus übersehen hätten. Es ist unmöglich, solches anzunehmen. Vielmehr können wir nur bei einer aus demselben Stamme hervorgegangenen Bevölkerung die Kenntniss des einstigen Zweckes, nur von einer solchen die ererbte Ehrfurcht vor den heiligen Bauwerken ihrer Väter voraussetzen, welche sie veranlasste, ihre christlichen Kirchen mit solcher Vorliebe auf oder neben ihnen zu errichten, ihre Kreuze auf ihnen aufzustellen, die Leichen ihrer Verstorbenen bis heute noch den alten Grabhügeln anzuvertrauen, und zum wenigsten bis auf den heutigen Tag sie zu erhalten und zu schonen.

Ja noch mehr; wie das feierliche Begräbniss, die Aufführung eines Grabhügels, der Bau einer Tempelstätte schon wegen der Grösse des Unternehmens eine gemeinsame Angelegenheit gewesen sein musste, so haben sich diese ehrwürdigen Denkmäler unserer Väter bis heute im gemeinsamen Besitz erhalten: sie sind mit verschwindenden Ausnahmen Gemeindeeigenthum. Noch vor kurzer Zeit wehrte sich die Gemeinde Geiselberg in einem langen Rechtsstreite mit ihrer ehemaligen Gutsherrschaft mannhaft um den Besitz ihres grossartigen „Hausberges“; sie hat ihr uraltes Recht behauptet und führt das Bild des Hügels mit seinem mächtigen dreifachen Ringwalle als Wahrzeichen in ihrem Siegel. [1])

Es bedarf wohl nicht der Bemerkung, dass eine so grosse Zahl alter Bauwerke nicht in einer kurzen Spanne Zeit entstanden

in unmittelbarer Nähe desselben eine vorgeschichtliche, gleichzeitige Niederlassung, vielleicht eine bis tief in unsere Zeit herein erhaltene, nunmehr aber verschollene Ortschaft wird constatirt werden können.

[1]) Auch in den Lausitzen befinden sich derartige heidnische Opferplätze im Besitze der Kirche oder der Gemeinde, ja Preusker (a. a. O. S. 19) kennt mehrere derartige Opferplätze, welche unbezweifelt von mehreren umliegenden Gemeinden gemeinschaftlich benützt wurden und sich demzufolge auch im gemeinschaftlichen Eigenthume dieser Orte bis in die neueste Zeit erhalten hatten, bis die Gemeinheitstheilungen diesem Verhältnisse ein Ende machten.

sein konnte; es ist vielmehr mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die Sitte, Tumuli zu bauen, in unserem Gebiete mehrere Jahrhunderte gedauert hat.

So viel lässt sich bis jetzt nicht ohne guten Grund sagen, dass kein Tumulus und noch weniger eine der aus mehreren Formen combinirten Tempelstätten vor der Gründung von Stillfried aufgeführt worden ist. Mit dieser Anschauung stimmt einerseits der Umstand überein, dass bis jetzt noch in keinem Tumulus ein Werkzeug oder eine Waffe aus Stein gefunden wurde. Andererseits lässt sich fast mit Sicherheit sagen, dass die Bewohner des Gebietes am Manhartsgebirge, die sich vorwiegend steinerner Geräthe bedienten, noch keine Tumuli gebaut haben.

Eines der ältesten Bauwerke dürfte der „Leeberg" von Bullendorf sein. Klein, wie jeder Anfang, weiset er schon dadurch auf eine erst in Aufnahme gekommene Sitte hin, da wir doch annehmen müssen, dass dieselbe nicht gleich in ihrem Entstehen mit dem Bau gewaltiger Werke begonnen, sondern wie überall ihre Kraft geprüft und erst nach längerer Uebung ihre Ziele höher gesetzt habe. Die Gefässscherben aus diesem Tumulus sind roh und zeigen keine Spur von der Anwendung der Drehscheibe.

Mächtiger schon ist der Tumulus von Zegersdorf mit seinen Urnen, die wenn auch noch aus freier Hand gemacht, doch schon einen bedeutenden Fortschritt in der Töpferkunst bezeugen. Scherben solcher Urnen finden sich einerseits in Stillfried in der unteren Schichte, die bis jetzt noch keine an römischen Einfluss mahnende Reste ergeben hat, andererseits aber auch innerhalb der Ansiedlung „am Stein" bei Deutsch-Altenburg, welche in die spätrömische Zeit fällt.

Aus dem aufgeschütteten Erdreich der „Hausberge" endlich, namentlich aus jenen von Stronegg, und aus Gräbern des Hausberges von Kronberg erhielt ich nur Scherben von Gefässen, die mit Anwendung der Drehscheibe gemacht wurden, und die eine unverkennbare Aehnlickeit mit denen der oberen, also römischen und nachrömischen Schichte von Stillfried in jeder Beziehung besitzen. In den Hausbergen, und insbesondere in dem grossartigen Hausberge von Stronegg hat die Sitte, Bauwerke aus Erde zu errichten, sowohl was die Grösse der Anlage, als was die Form und ihre Combination betrifft, den Höhepunkt ihrer Entwicklung, aber auch ihren Abschluss erreicht.

Wie lange sich die Sitte, Tumuli zu bauen erhalten habe, wird vielleicht erst eine Reihe ausgeführter Durchgrabungen erkennen lassen. Vielleicht erlosch diese Sitte dadurch, dass ein anderes Volk die Herrschaft im Lande antrat, welches sie nicht mehr pflog.

Kaum aber hat das Christenthum ihr, sowie der damit in Verbindung stehenden Verbrennung des Leichnams sofort eine Grenze gesetzt, da wir wissen, dass es nicht mit der Schärfe eines Messers einen Schnitt in die ererbten Gewohnheiten machte, dass vielmehr von den Verbreitern des Christenthums manche heidnische Uebung, die mit demselben nicht geradezu im Widerspruche stand, geschont wurde, um den Uebergang zu erleichtern.

Ja die Spuren der Hügelbestattung gehen bis tief in das Mittelalter herein, [1]) und noch im Jahre 785 statuiren die Paderborner Satzungen (C. VII.): „Si quis corpus defuncti hominis secundum ritum paganorum flamma consumi fecerit, et ossa ejus ad cinerem redierit, capite punietur" und (c. XXII) „Jubemus, ut corpora christianorum Saxanorum ad cemeteria ecclesiae deferantur et non ad tumulos paganorum". Man hat hieraus irrthümlich geschlossen, dass die Sitte der Leichenverbrennung und der Beerdigung in Tumulis damals nicht mehr bestanden habe, weil sie verboten war; wir müssen im Gegentheile sagen, das Gesetz wurde darum gegeben, weil die Sitte noch geübt wurde und weil sie unterdrückt werden sollte. Ist auch dieses Verbot zunächst nur gegen die eben erst bekehrten Sachsen gerichtet, bei denen sich das Heidenthum überhaupt länger erhalten hat, so zeigt es doch, dass das Christenthum die heidnische Sitte nicht sofort zu verdrängen vermochte, und dass es selbst den weltlichen Arm zu Hilfe nehmen musste, abgesehen davon, dass selbst so scharfe Verbote manchmal ganz wirkungslos blieben, wie sich z. B. an jenem des Minnetrinkens durch Karl den Grossen zeigt. So wäre es auch ganz erklärlich, wenn es sich nachträglich noch bestätigen sollte, dass in den Gräbern des Tumulus von Kronberg, welche ganz nach alter Weise mit schwarzer Erde und Asche erfüllt sind, ausser eisernen Pfeilspitzen, Pferdezaunstücken, Spornrädern, silbernen Münzen und Sporne auch drei kleine Kreuze und ein grösseres aus Silber wirklich gefunden worden sind. [2])

[1]) Lex salica LV, nov. 143.

[2]) Schweikhart R. v. Sickingen, Topographie von Nieder-Oesterreich bei Kronberg.

Ich komme nochmals auf den merkwürdigen Umstand zurück, dass die Grabmäler und Tempelbauten fast ausnahmslos neben heute noch bestehenden Ortschaften sich befinden, und sich bis heute im Besitze der Gemeinde erhalten haben. Es ist damit, wie gesagt, die geschichtliche Zusammengehörigkeit dieser Wohnorte mit den in ihrer unmittelbaren Nähe befindlichen Baudenkmälern bewiesen und wir schliessen daraus gewiss mit Recht, dass jene zur Zeit der Erbauung dieser Denkmäler schon bestanden haben müssen, und dass einzelne dieser Wohnorte, wenn wir das aus der Grossartigkeit ihrer Bauwerke folgern dürfen, nicht unbedeutend gewesen sein mögen. Dieses constante Nebeneinandersein unserer vorgeschichtlichen Baudenkmäler und heute noch bestehender Wohnorte bestätiget nicht nur das, was ich über die Bevölkerung zur Zeit des Bestandes des Stillfrieder Festungswerkes gesagt habe; wir gewinnen dadurch auch ein Bild von der Dichte dieser Bevölkerung, das freilich nur das Minimum derselben darstellt. Eine entsprechende Vervollständigung wird dieses Bild der Bevölkerung zur Zeit ihrer Kämpfe mit den Römern, also in den ersten fünf Jahrhunderten unserer Zeitrechnung erhalten, wenn einmal sämmtliche Ortsnamen, die auf die Zeit des Heidenthums hinweisen, erforscht und sichergestellt sein werden, ein Unternehmen, das weder so fruchtlos noch so schwierig ist, wie man zu glauben scheint. Da alle germanischen Stämme, welche nach den Quaden unser Land dauernd inne hatten, bereits dem Christenthume gewonnen waren, so ist nicht anzunehmen, dass sie ihren neuen Gründungen heidnische Namen gegeben haben, wesshalb wir alle Wohnorte mit solchen unbedenklich den Quaden zuweisen können.

Durch ein solch vervollständigtes Bild von der Dichte der Bevölkerung zur Zeit der Quadenherrschaft gewinnen wir dann freilich eine andere Anschauung von derselben als die übliche, und die Ueberzeugung, dass sie weitaus bedeutender gewesen sein müsse, als man bisher annahm.

Aber nur so lässt sich erklären, dass das Volk der Quaden durch die Jahrhunderte langen Kämpfe mit den Römern nicht erschöpft werden konnte, dass selbst nach dem furchtbaren Markomannenkriege, der sich zumeist auf dem Boden abspielte, der unsere alten Baudenkmäler trägt, die Existenz der Germanen an der Donau den Römern eine Quelle unaufhörlichen Schreckens blieb.

Excurs.

Haben die Gothen Tumuli gebaut?

Ich habe vor längerer Zeit die Vermuthung ausgesprochen, dass die Gothen die Erbauer der Tumuli des Ostens seien. Ich gestehe gerne, dass dieselbe ernsten Vorwurfes nicht frei ist, da sie der Präcision ermangelte und somit jede mögliche Ausdehnung zuliess.

Indess scheint es mir, dass man auch gegnerischerseits zu weit gegangen, wenn man ganz und gar in Abrede stellte, dass die Gothen überhaupt Erbauer von Tumulis gewesen seien, wobei man sich freilich mit der einfachen Negirung begnügte, während meiner als Muthmassung hingestellten Ansicht nur von einer Seite mit Gründen entgegen getreten wurde.

Der mit vollem Rechte ausgesprochenen Forderung, positivere Daten für meine Vermuthung beizubringen — denn auch eine Vermuthung darf nicht in der Luft schweben, sondern benöthiget einer Grundlage — glaube ich im Folgenden gerecht zu werden.

Vor allem aber halte ich es für nothwendig, meine These dahin zu präcisiren, dass die Gothen Tumuli gebaut haben.

Es wurde dagegen, was die Zeit der Sesshaftigkeit der Gothen in Pannonien und Norikum betrifft, eingewendet, dass bei denselben zu dieser Zeit das Christenthum schon seit zwei Jahrhunderten festgewurzelt war, dass dieses aber dieser Art der Todtenbestattung hinderlich sei. Ich glaube jedoch durch das, was ich über die Zeit der Erbauung der Tumuli in Nieder-Oesterreich gesagt, genügend nachgewiesen zu haben, dass das Christenthum nicht alle alten Gewohnheiten, und insbesondere nicht die Sitte Tumuli zu bauen, mit einem Male vernichtet hat, und gewiss nicht bei einem so hochstehenden, stolzen und kriegerischen Volke wie die Gothen, wobei noch zu beachten ist, dass dieselben dem Arianismus zugethan waren, der vielleicht auch in Bezug auf den Begräbnisscultus eine freiere Auffassung und Uebung zugelassen hat.

Was speciell Nieder-Oesterreich anbelangt, so deuten manche Umstände (Deutsch-Altenburg) und Funde (auf der Töpferscheibe geformte Gefässe, dann insbesondere die silbernen Kreuze aus dem Tumulus von Kronberg) auf eine sehr späte, ja wie es scheint auf die Zeit des Christenthums selbst hin, so dass auch die Rugen nach den Quaden noch einigen Antheil an dem Baue der Tumuli in unserem Lande haben könnten. Es liegt dies um so näher, als

dieselben hauptsächlich gerade in jenem Theile unseres Landes sesshaft gewesen, wo die meisten Tumuli sich finden; ja was hindert uns anzunehmen, dass sie selbst ihren christlichen Tempeln dieselbe Form oder doch dieselbe Grundlage gegeben haben, die vordem die heidnischen hatten, und ich muss überhaupt bezweifeln, dass die Rugen Kirchen nach der Art der südlichen Länder gebaut haben. Die Rugen aber waren ein, wenn auch selbstständiger gothischer Volksstamm. [1])

Aehnlich ist es mit einem anderen gothischen Stamme, den Vandalen, [2]) der indess unserem Lande schon etwas ferner steht. Was die Gothen im engeren Sinne betrifft, so erinnere ich an die bekannte historische Thatsache, dass der Hunnenkönig Attila sammt den Herscherinsignien, den erbeuteten feindlichen Waffen und der prächtigen, mit Edelsteinen besetzten Pferderüstung in einem Tumulus begraben worden ist, [3]) u. z. nach gothischer Sitte, welche an seinem Hofe herrschte. Dass aber gothische Sitte am hunnischen Königshofe wirklich auch auf die Begräbnissweise sich erstreckt habe, ist dadurch allem Zweifel entrückt, dass die Hunnen selbst nicht einmal die Sitte des Begrabens überhaupt gekannt hatten, denn so wie sie niemals Häuser gehabt haben, glaubten sie ebenso sorgfältig die Gräber, die so wenig wie jene ein Gegenstand allgemeinen Gebrauches waren, vermeiden zu müssen. [4]) Da sie sonach die Sache nicht kannten, so fehlte ihnen auch das Wort, und so ist es erklärlich, dass sie mit der Sache

---

[1]) Procopius, de bello Gotthico, Lib. III, cap. II: *Οἱ δὲ Ῥογοὶ οὗτοι ἔθνος μέν εἰσι Γοτθικόν, αὐτόνομοί τε τὸ παλαιὸν ἐβίων.*

[2]) Procopius, de bello Gotthico, lib. IV, cap. V; derselbe de bello Vandilico lib. I, cap. II.

[3]) Jormandes, de orig. actuque Getarum lib. Edit. Hervagii. Basil. pag. 631.

[4]) Ammianus Marc, 31, 2. Zur Erläuterung dieser Mittheilung Ammians dient eine Nachricht Strabo's über die Massageten. Diese waren, wenn wir schon Procop keinen Glauben beimessen sollen, dass in ihnen die Hunnen zu suchen seien (Bell. Pers. 1, 10: *Αἰγᾶν δὲ ἦν Μασσαγέτης γένος, οὓς νῦν Οὖννους καλοῦσιν*), doch ein den Hunnen benachbartes und nahe verwandtes Volk mongolischer Raçe. Von ihnen erzählt Strabo, 513: dass „sie es für den schönsten Tod halten, wenn sie hochbejahrt mit Hammelfleisch zusammen gehackt und damit zugleich verspeist werden; die an Krankheit Verstorbenen werfen sie hin wie Uebelthäter und werth von wilden Thieren gefressen zu werden." Wenn nun auch die Sitten der Hunnen zur Zeit der Gothen um vieles milder geworden sein mögen, so erhält Ammians Mittheilung vor der Scheu der Hunnen vor dem Begraben durch jene Strabo's einige Bestätigung und Erklärung.

auch die Bezeichnung von den Gothen übernommen haben, was sich aus Jornandes a. a. O. unzweifelhaft ergibt, wo er sagt: „Postquam talibus lamentis est defletus, stravam super tumulum eius, quam appellant ipsi (sc. Hunni) igenti commessatione concelebrant.“ — Strava, straua ist ein gothisches Wort, von straujan, streuen, ausbreiten, sternere, mundartlich heute noch auch auf das Nebeneinanderschlichten von Holzbalken angewendet (die Bruckstreu, d. i. das aus neben einander gelegten Holzbalken bestehende Lager der Thier in Ställen), und es kann hier nichts anderes bedeuten als Scheiterhaufen.

Dieses gothische straua im Munde der Hunnen weist zugleich einerseits darauf hin, dass der Tumulus doch von einiger Grösse gewesen sein müsse, wenn auf ihm ein Scheiterhaufen Platz gefunden haben konnte, andererseits scheint es anzudeuten, dass auch eine Verbrennung der Leiche stattgefunden hat. Dem ist nicht entgegen, dass Jornandes später sagt: „cadaver est terra reconditum“, da es, wenn man die ganze Stelle liest, klar ist, dass es ihm bei Anwendung des Wortes cadaver, etwa statt cineres, nur darum zu thun war, einen Ausdruck der Missachtung zu gebrauchen.

Schon lange vor Attila wurde der Gothenkönig Allarich mit reichem Schatze, allerdings nicht in einem Hügel, sondern im Schosse des Busento begraben, doch wie später bei Attila wurden bei ihm schon die Gefangenen, welche mit dem Begraben beschäftiget gewesen, getödtet. [1]) Auch dieser Umstand scheint darauf hinzudeuten, dass der Vorgang bei dem Begräbnisse Attilas nur Nachahmung einer älteren gothischen Uebung gewesen ist.

Attila starb in der Mitte des fünften Jahrhunderts; damals also bauten die Gothen noch Tumuli, obwohl sie seit mehr als einem Jahrhundert Christen waren.

Da somit erwiesen ist, dass die Gothen wirklich Tumulibauer gewesen, so fragt es sich, wo wir denn ihre Tumuli zu suchen haben?

Wie sich aus meinen Untersuchungen ergeben, haben andere germanische Stämme, insbesondere die Quaden die Sitte, Tumuli zu bauen, vorzüglich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung geübt. Es lässt sich somit annehmen, dass diese Sitte in derselben Zeit und wahrscheinlich auch schon früher bei den Gothen, denen die Quaden auch geographisch am nächsten standen,

[1]) Jornandes, l. c. pag. 616.

im Schwunge gewesen, umsomehr als wir sahen, dass sie zur Zeit des Todes Attilas noch nicht ganz erloschen war. In jener Zeit aber sassen die Gothen in den unteren Donauländern an den Gestaden des Pontus, erst jenseits der Donau in ihrer Heimat, dann diesseits in Mösien und Thrakien. In dieselbe Zeit fällt auch ihr erstes historisches Auftreten, ihre kriegerische Entwicklung, ihr langer ruhmvoller Kampf, in dessen Wogen das oströmische Reich bis fast zum Zusammenbrechen erbebte. Wie in unserer Heimat die Quaden, hatten dort die Gothen ihre gefallenen Heerführer zu bestatten: in den Ebenen an den Nordgestaden des Pontus, in Mösien und Thrakien müssen auch ihrer Helden Denkmäler, ihre Tumuli stehen!

Einzelne Bauwerke im Besonderen.

Wenn ich im Nachfolgenden die verschiedenen vorgeschichtlichen Bauwerke nach ihren Formen aneinander reihe, so geschieht dieses lediglich desshalb, weil ja die Darstellung derselben überhaupt irgend einer Anordnung folgen muss; keineswegs will ich damit ein förmliches System aufgestellt haben.

I. Einfache Tumuli.

1. Bullendorf an der Zaya.

Einer der kleinsten, aber auch wahrscheinlich einer der ältesten Tumuli, auf einer Anhöhe, eine Viertelstunde Weges südwestlich vom Orte. Er ist weithin sichtbar. Seine Höhe beträgt 3 Meter, sein Umfang an der Basis 92 Schritte, der Umfang seines Plateaus, das muldenförmig vertieft ist, 32 Schritte. Durch seichtes Nachgraben an seiner Nordseite, wo er von einer Schottergrube schon nahe bedrängt wird, erhielt ich Scherben von Freihandgefässen roher Arbeit und ohne Verzierungen.

Dieser Tumulus heisst „der Leeberg".

2. Wilfersdorf an der Zaya.

Unfern dem Vorigen, unmittelbar an der Nordseite des Ortes. Er ist 3 Meter hoch und hat an seiner Basis 135 Schritte im Umfange. Das aufgeschüttete Material besteht aus schwarzer Erde. Dieser Tumulus ist nur mehr schwer erkennbar, namentlich an der Nordseite, da hier eine Capelle in denselben hineingebaut ist. Das Plateau ist gegenwärtig geebnet und gepflastert.

Dieser Tumulus heisst „der Leeberg".

3. Hüttendorf an der Zaya.

Ganz nahe, nordwestlich am Orte. Er ist 6·5 Meter hoch; sein Umfang lässt sich wegen angebauter Hofgebäude nicht umschreiten; der Umfang seines Plateaus beträgt 80 Schritte. Das Material besteht aus aufgeschütteter tiefschwarzer Erde. Er ist ausnahmsweise Privateigenthum, und würde längst verschwunden sein, bewahrte nicht ein in seinem Innern angelegter Keller sein Dasein.

Etwas weiter nordwestlich vom Orte befand sich ein zweiter ähnlicher Tumulus, der vor mehreren Jahren auseinander geworfen wurde, so dass jetzt der Pflug über ihn hinweggeht.

Ausser diesen hier genannten vier Tumulis befinden sich auch die noch zu erwähnenden Bauwerke von St. Ulrich, Mistelbach, Asparn und Hagenberg im Thale der Zaya, so dass im Ganzen nicht weniger als acht auf dasselbe entfallen.

4. Ebenthal.

Unmittelbar am Orte, und ganz nahe der Kirche. Dieses Bauwerk ist auf kreisförmiger Basis aufgeschüttet und ganz isolirt; das Material ist Löss der Umgebung. Seine Höhe beträgt nahe an 10 Meter, sein Umfang lässt sich nicht mehr bestimmen, da er ringsherum abgegraben ist; zahlreiche Keller gehen in sein Inneres. Das Plateau hat 33 bis 36 Schritte im Durchmesser und ist in der Mitte etwas vertieft, was daher zu kommen scheint, dass der einst wallartig erhöhte Rand eingeebnet wurde. Ich habe diesen Tumulus zufolge seiner jetzigen Gestalt hier eingereiht, obwohl es scheint, dass er zu den grösseren Bauwerken gehört die aus einem kegelförmigen Tumulus und einer Pyramide bestehen, worauf die jetzt allerdings unregelmässigen Erdanhäufungen, namentlich auch die Erhöhung, auf welcher die Kirche steht (die ehemalige Pyramide?) zu deuten scheinen.

Auf ein solch' grösseres Bauwerk weiset der Name „Hausberg".

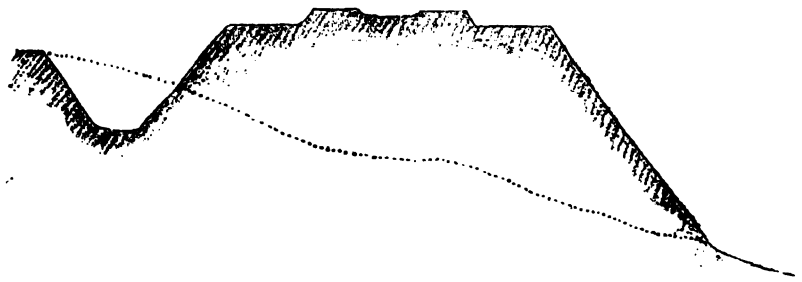
II. Tumuli mit herumlaufendem Graben.

5. Lichtenwart.

Nordöstlich vom Orte, auf einer unmittelbar neben demselben aufsteigenden Anhöhe. Er besteht nicht durchgängig aus aufgeworfener Erde, sondern es wurde nur eine Ecke dieser Anhöhe durch einen Graben abgeschnitten, und mit dem hiedurch gewonnenen Material diese losgetrennte Ecke erhöht und geformt (Fig. 44).

Der Tumulus erscheint daher ungleich hoch, indem er sich 15 Meter über die Thalsohle, dagegen nur 7·5 Meter über die Sohle des Grabens erhebt. Der Umfang seiner Basis beträgt 262, jener des Plateaus 84 Schritte. Eine in der Mitte des Plateaus befindliche, etwa $^1/_2$ Meter hohe, in ihrer Mitte wieder etwas versenkte Stufe

Fig. 44.



Durchschnitt des Tumulus von Lichtenwart. (1 Millimeter = 0·5 Meter.)
(Die punktirte Linie bedeutet die ehemalige natürliche Oberfläche.)

hat 40 Schritte im Umkreise. Der Tumulus gewährt eine umfassende Aussicht nach allen Seiten, und ist selbst gegen Süden und Osten weithin sichtbar.

6. Staats.

Zehn Minuten Weges südlich vom Orte und von dem gewaltigen senkrecht aufragenden Kalkfelsen von Staats. Er besteht ganz aus aufgeschütteter, wie es scheint von der Umgebung abgeschürfter Erde, ist ganz isolirt, sorgfältig geformt, nahezu 10 Meter hoch und hat an seiner Basis einen Umfang von 235 Schritten. Der ihn umgebende Graben ist noch ganz erhalten, doch an seinem äusseren Rande durch Pflügen etwas verflacht. Ringsum sind Bäume gepflanzt, und man sieht, dass seine Erhaltung angestrebt wird, wohl darum, weil er gegenwärtig in einen Calvarienberg umgestaltet ist. Merkwürdig erscheint dabei, dass die Leidensstationen nicht wie gewöhnlich auf dem höchsten Punkte mit der Darstellung der Kreuzigung abschliessen, sondern mit einer Capelle des heiligen Grabes, die sich in der Mitte des Plateaus befindet, jedoch nicht frei steht, sondern in die Tiefe hineingebaut ist, so dass man von oben auf Stufen in das Innere des Tumulus hinabsteigt, um in die Grabescapelle zu gelangen.

Dieser Tumulus hat den speciellen Namen „Calvarienberg."

7. Hagenberg.

Ganz nahe an der Nordseite des Ortes und unmittelbar neben der Kirche, durch einen herumlaufenden 1 bis 2 Meter tiefen Graben isolirt und vollständig, doch wohl zumeist mit dem aus dem Graben ausgeworfenen Erdreich aufgeschüttet. Die Höhe beträgt 7·5 Meter, der Umfang an der Basis 210 Schritte; das Plateau ist rund, eben, nicht mehr vollständig erhalten und misst 20 Schritte im Durchmesser.

Dieser Tumulus führt den speciellen Namen „Glockenberg."

III. Tumuli mit herumlaufenden Stufen.

8. Neudorf.

Am östlichen Ende des Ortes, ganz aus aufgeschüttetem Materiale bestehend und frei aus der Ebene aufragend. Die untere Stufe, nur mehr theilweise erhalten, ist nahe an 3 Meter hoch; von da erhebt sich der eigentliche Tumulus bis zu einer Höhe von mehr als 10 Meter. Sein Umfang lässt sich wegen der zahlreichen, in sein Inneres getriebenen Weinkeller nicht mehr ermitteln, doch muss er weit über 200 Schritte betragen haben, da schon der Umfang des Plateaus beiläufig 110 Schritte misst. Unregelmässige Vertiefungen auf der Oberfläche rühren wahrscheinlich von Kellereinstürzen her.

Der Tumulus heisst speciell „der Wasenberg".

9. Schotterlee.

Im Westen des Ortes. Schon der Name des Ortes verräth ein hier bestehendes Bauwerk. Das zu besprechende besteht indess nur aus einem natürlichen Hügel, der blos geformt wurde. Um ihn herum läuft ein zum Theil noch erhaltener, durch Menschenhände angelegter Wall oder eine Stufe, dem einzigen Zeichen seiner einstmaligen Bedeutung. Der Hügel ist Gemeindeeigenthum und war bis vor kurzer Zeit gemeinschaftliche Hutweide, die jetzt aufgebrochen und in Felder umgestaltet wurde; bald wird jede Spur verschwunden sein, dann wird auch nur mehr sein Name „Hausberg" Nachricht geben von seinem einstigen Wesen.

10. Pyrawart.

Ein ähnlicher, natürlicher, jedoch künstlich und mit Sorgfalt geformter und gut gepflegter Hügel. Wie bei dem früheren läuft in halber Höhe eine vollständig erhaltene, 3 Meter breite Stufe rings herum; auf dem Plateau steht die Ortskirche; undeutlich erhaltene Wälle umschliessen den anstossenden Kirchhof. Dass

die Gestaltung des Hügels dem Heidenthum angehört, ist durch die Analogie ähnlicher Bauwerke, namentlich jener von Neudorf, Schotterlee, Ober-Gänserndorf und Kronberg ausser Zweifel.

IV. Tumuli mit Wall und Graben.

11. Spannberg.

Auf einer den Ort an der Nordseite überragenden Anhöhe neben der Kirche. Dieser Bau ist zum Theile natürlicher Boden, zum Theile künstlich erhöht mit dem Erdreich, welches durch Aushebung eines gewaltigen, nach schätzungsweiser Annahme etwa 8 Meter tiefen und 25 Meter breiten Grabens um dasselbe gewonnen wurde. Der Tumulus erhebt sich zu einer Höhe von 9 Metern über der Sohle des Grabens; sein Umfang lässt sich wegen anstossender Gebäude schwer ermitteln, dürfte aber wenig unter 300 Schritten betragen, da schon der Umkreis des Plateaus 147 Schritte misst. Auf diesem Plateau befand sich bis zum Jahre 1866 noch eine, rings vom Rande einen Meter zurücktretende, 2·5 Meter hohe Stufe, welche im genannten Jahre abgetragen und deren Erdreich dazu verwendet wurde, den Graben zu überbrücken und dadurch das Plateau des Tumulus zugänglich zu machen, welches zur Anlage eines Friedhofes benützt wurde. An der Nordseite dieses Bauwerkes schliessen sich noch deutlich erkennbare und offenbar dazu gehörige Wälle an, ohne dass sich über deren Bestimmung etwas sagen lässt. Eine Vorstellung von der Grösse dieser Bauwerke gibt der Umstand, dass heute Bauernhäuser in seinem Graben Platz haben.

Dieses Bauwerk heisst „der Hausberg".

12. Kronberg.

So wie die Bauten von Schotterlee und Pyrawart ein natürlicher und nur in die entsprechende tumulusartige Form gebrachter Hügel nahe der Kirche, im Südwesten des Ortes, diesen hoch überragend. So wie bei Spannberg wurde der etwas in das Thal vortretende Hügel an der Bergseite durch einen mächtigen Graben isolirt, an der Thalseite durch einen sich bogenförmig herumlegenden, mit seinen Enden an den Bergabhang sich anschliessenden, 2·5 Meter hohen Wall umfangen. Der dadurch entstandene rings herum laufende Graben, misst 372 Schritte. Der Scheitel des Tumulus erhebt sich an der Bergseite beiläufig 7·5, an der Thalseite 17·5 Meter über die Sohle des Grabens Die auf demselben befindlichen Gräber habe ich schon erwähnt. [1]) An der Südseite zeigt

[1]) Seite 213.

sich auch ein letzter Rest alten Gemäuers, aus einem zusammengebrochenen Thorbogen bestehend, wahrscheinlich aus sehr später Zeit und einem verfallenen Keller angehörend, deren viele im Graben angelegt sind.

Der Hügel führt den speciellen Namen „Kreuzberg"; im Namen des ihn umschliessenden Grabens „dem Hausgraben" hat sich jedoch der Hinweis auf sein altes Wesen erhalten.

13. Schlifberg

(bei Leobendorf nächst Korneuburg).

Einer der reizendst gelegenen Tumuli Nieder-Oesterreichs auf dem aus der Berggruppe des Rohrwaldes tief in das Thal der Donau heraustretenden und gegen diese steil abfallenden Vorgebirge. Auf der nicht unbedeutenden Basis von 180 Schritten Umfang erhebt er sich nur 5 bis 6 Meter über der Sohle des ihn umschliessenden Grabens, und ist daher nur sanft ansteigend und ziemlich flach. Der in seiner Scheitellinie beiläufig 240 Schritte messende, nach innen $^2/_3$ bis 2 Meter hohe Wall ist vollständig erhalten. Jetzt ist der Tumulus zum grössten Theil von Wald umschlossen, Dornen und Gestrüpp haben ihn ganz umsponnen und fast unfindbar gemacht.

V. Tumulus mit dreifachem Wallgürtel.

14. Geiselberg.

Eines der grossartigsten vorgeschichtlichen Bauwerke, am westlichen Ende des Ortes. Es steht am Abhange einer dem Orte gegenüber liegenden Anhöhe, ist wegen der sehr abhängigen Basis in seinen Höhenverhältnissen ziemlich unregelmässig, dennoch gewährt er ein Bild mächtigen Eindruckes. Dessen auf runder Basis stehender Tumulus, der gewissermassen den inneren Kern bildet, ist an der Südostseite beiläufig 6 Meter hoch; der Umfang seiner Grundfläche misst 184 Schritte, jener des Plateaus 100 Schritte.

Der innerste Wall ist gegen die Seite des Tumulus zu 5 bis 8·5 Meter hoch, an der nach aussen gekehrten Seite erreicht er eine Höhe bis zu dem ausserordentlichen Masse von 12·5 Metern (40 Wiener Fuss). Der Umkreis dieses Walles, auf seiner Scheitellinie gemessen, beträgt 278 Schritte.

Der zweite oder mittlere Wall ist nach innen 1 bis 6 Meter, nach aussen 4 bis 6·5 Meter hoch; der Umkreis seiner Scheitel-

linie misst 435 Schritte und die Scheitellinien des mittleren und inneren Walles stehen etwa 6 Meter von einander ab.

Der dritte, äussere, nur theilweise erhaltene Wall hat, wenn auch in geringeren Höhendimensionen angelegt, nach innen doch noch 1 bis 6 Meter Höhe, nach aussen ist er zum Theile eingeebnet, zum Theile bis nahe an 5 Meter hoch.

Noch heute reicht ein prächtiger Eichenwald bis unmittelbar an dieses alte Bauwerk heran, und sucht es mit jungem Anfluge zu überdecken, der üppig emporwächst und Wälle und Gräben zum Theile schon umsponnen hat. Ohne Zweifel hielt einst der Hochwald das ganze Bauwerk umschlossen, in dessen heiligem Schauer der Eindruck allerdings um so mächtiger sein musste.

Ob der Name des Ortes, Geiselberg, zu seinem Bauwerke in irgend welcher Beziehung stehe, lässt sich kaum sagen. Keinesfalls dürfen wir dabei an einen Berg, also auch nicht an den künstlich aufgeschütteten Berg selbst denken, da derselbe Name auch als Personenname vorkommt, wie jener der longobardischen Herzogin Giselberga beweist.

Das Bauwerk selbst heisst „der Hausberg".

VI. Einfacher Ringwall.

15. Ringwall auf dem Pfaffenberge bei Deutsch-Altenburg.

Er befindet sich auf dem gegen Nordwest abdachenden Abhange dieses Berges, nahe seiner Hochfläche, die sich vom grossen Hundsheimer (oder Grössten-) Berge gegen die Donau hinzieht. Näheres über dieses Bauwerk wurde schon im ersten Theile dieser Mittheilungen angegeben.[1]) Die eingeschlossene Fläche ist vollkommen eben, lässt keinerlei Spuren einstiger Bauten oder Vorrichtungen auf derselben erkennen.

VII. Dreifacher Ringwall.

16. Schrick.

Auch über dieses Bauwerk wurde Eingehendes bereits Seite 191 angegeben; es ist eines derer, die am sorgfältigsten und genauesten gebaut sind, und selbst für das Auge eine angenehme Erscheinung bieten. Leider ist es nicht mehr ganz unversehrt, da an der Nordostseite desselben Schotter gegraben wird, und die schonungslose Hand des Erwerbes hat sich schon tief hineingewühlt in die Wälle dieses ebenso hübschen als interessanten Bauwerkes, für dessen Erhaltung ich vorläufig an dieser Stelle laut meine Stimme erhebe.

[1]) Seite 108.

VIII. Einfache Pyramide.

17. Zlabern.

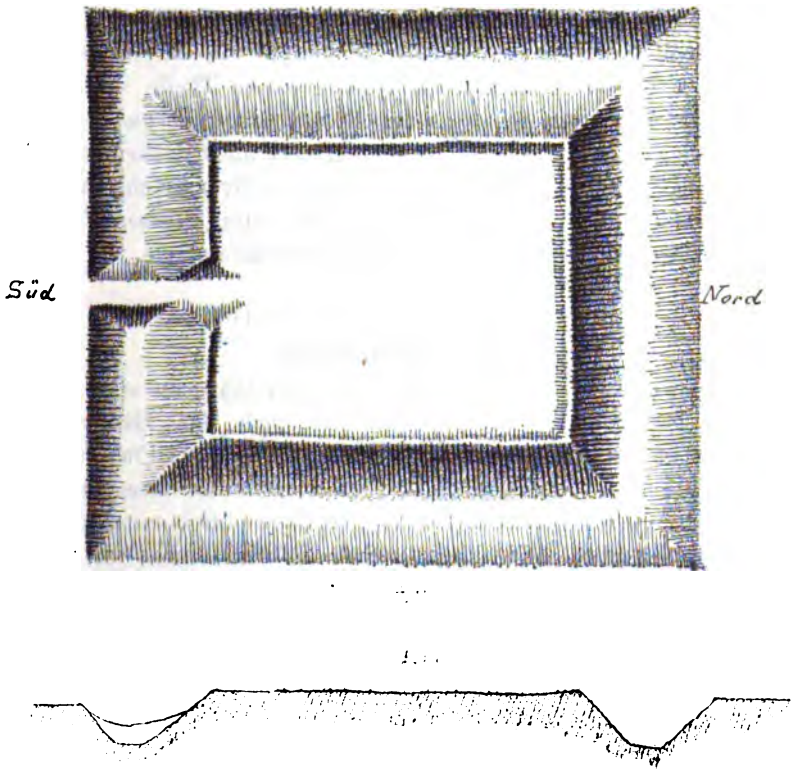
Etwas ausserhalb auf einer südwestlich vom Orte gelegenen sanften Anhöhe. Sie ist nahezu 4 Meter hoch; die Abgrenzung der Längsseiten der Basis ist zum Theile durch Pflügen verwischt. Die Breite des Plateaus von Ost nach West beträgt 18 Schritte, die Länge von Nord nach Süd 30 Schritte. Die Pyramide ist ringsum freistehend und ganz aus aufgeschüttetem, der Umgebung entnommenen Erdreich aufgeführt.

IX. Pyramide mit einem Graben ringsum.

18. Mistelbach.

Auf der das Städtchen im Osten überragenden Anhöhe unmittelbar neben der Kirche. Dieses Bauwerk wurde dadurch her-

Fig. 45.



Grundriss und Durchschnitt der Pyramide von Mistelbach.
(1 Millimeter = 1 Meter.)

gestellt, dass auf der Hochfläche der Anhöhe um ein abgemessenes Viereck ein breiter Graben ausgehoben, die dadurch gewonnene Erde über dieses Viereck ausgebreitet und dieses an allen Seiten schräg abgedacht, also pyramidenförmig geformt wurde. Das Plateau des Bauwerkes erhebst sich 5 bis 7 Meter über der Sohle des Grabens und ungefähr 2 bis 4 Meter über der natürlichen Bodenfläche. Die Basis desselben misst in der Ausdehnung von Ost nach West 68, von Nord nach Süd 82 Schritte, dessen Plateau nach den analogen Richtungen 50, beziehungsweise 60 Schritte. Letzteres ist eben, an seinem Rande ist die Spur eines niedrigen Walles an allen Seiten deutlich erkennbar; andere unregelmässige Unebenheiten rühren offenbar aus späterer Zeit her. Vom Thale aus ist die Pyramide nicht sichtbar (Fig. 45).

X. Pyramide mit Wall und Graben.

19. Unter-Gänserndorf.

Nördlich ganz nahe am Orte, ähnlich wie die vorige, doch wie es scheint ganz, oder doch zum grössten Theile aus aufgeschüttetem Materiale gebaut, rings freistehend und von der Nordseite her, wo sie die nebenstehenden Häuser nicht decken, sichtbar. Sie ist über 10 Meter hoch; jede Seite ihrer Grundfläche misst 70, ihres Plateaus 25 bis 27 Schritte. Ein zum grossen Theil erhaltener beiläufig 2 Meter hoher Wall umschliesst sie.

XI. Zwei Erdwerke neben einander.

20. Grub-Stillfried.

So wie der Doppeltumulus von Eizersthal, dessen ich bei anderer Gelegenheit gedachte, besteht auch das Bauwerk von Grub-Stillfried inner den Wällen der alten Pfahlburg aus zwei Tumulis neben einander, u. z. hier eines auf unregelmässiger und eines auf rechtwinklich-vierseitiger Basis durch einen gemeinschaftlichen Graben geschieden und umschlossen. Wie schon mehrere der beschriebenen Tumuli bestehen auch diese, zum grossen Theile aus natürlichem Boden, der mit dem Erdreich, welches man durch das Ausheben der Gräben gewonnen, erhöht, und an der Thalseite mit einem Walle umschlossen wurde. Der auf vierseitiger Basis stehende Tumulus ist an der Bergseite beiläufig 5, an der Thalseite 9 Meter, der Wall 2·5 Meter hoch. Der daneben stehende Tumulus ist nach jeder Seite höher, deckt aber keine so grosse Grundfläche.

Eine Schichte der beiden Tumuli besteht aus gebrannter Erde, was davon herzukommen scheint, dass dieselben ursprünglich, das heisst bei der ersten Anlage der Festung und vor dem Bau des römischen Castelles einen Theil des gebrannten Walles bildeten. Ueber der Oberfläche der beiden Tumuli ist der Schutt der römischen Gebäude ausgebreitet. Sie sind mit wenig Sorgfalt und mit möglichster Sparung von Arbeitsaufwand ausgeführt, wie man deutlich sieht ein Werk, das in kurzer Zeit vollendet dastehen sollte.

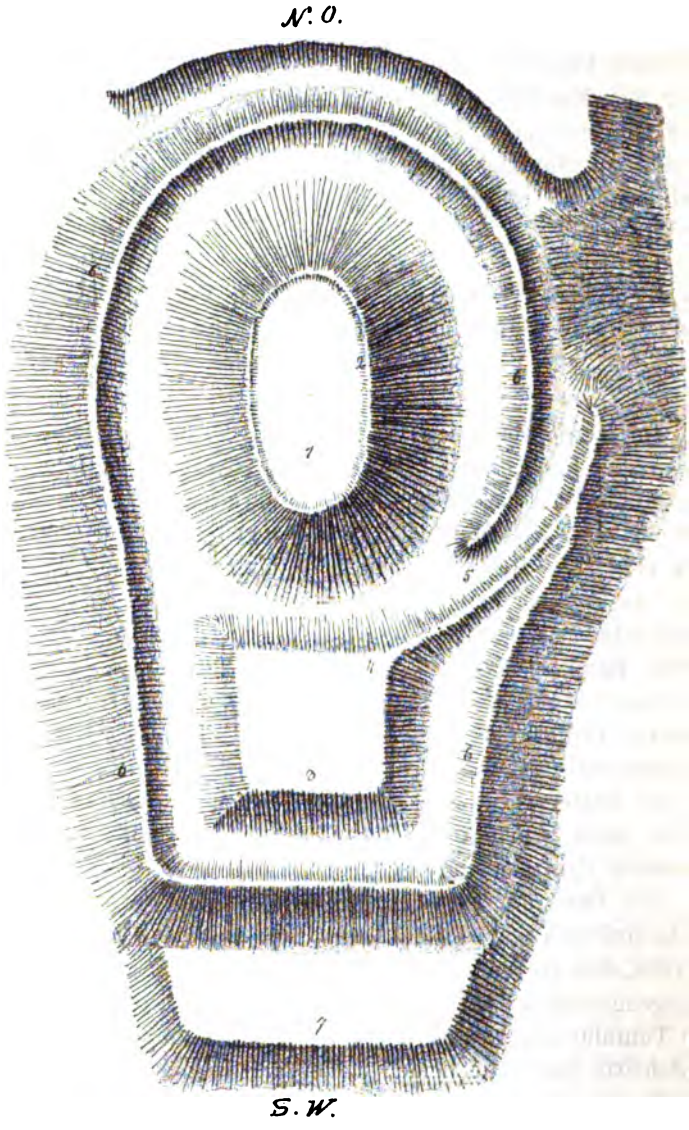
XII. Ein kegelförmiger Tumulus neben einer Pyramide und von einem gemeinschaftlichen Walle umschlossen.

21. Stronegg.

Im Nordosten des Ortes, denselben hoch überragend, und von grossartiger Erscheinung. Der kegelförmige Tumulus, (1 der Fig. 46) der Hauptbestandtheil des Bauwerkes, steigt bis zu einer Höhe von beinahe 12 Metern über der Grundfläche inner dem Walle an; seine stark elyptische Basis hat einen Umfang von 323 Schritten, ein Mass, welches bei keinem der bis jetzt aufgefundenen sechzig vorgeschichtlichen Bauwerke Niederösterreichs wiederkehrt. Der wallartig erhöhte Rand des Plateaus (2 der Fig. 46) hat einen Umkreis von 178 Schritten, schliesst also eine so grosse Fläche ein, als die übrigen grösseren Tumuli durchschnittlich an ihrer Basis haben. Der kürzere Durchmesser des Plateaus misst beiläufig 28, der längere 63 Schritte und der letztere liegt zugleich in der Achse des ganzen Bauwerkes, welche auch die Mitte der an der Südwestseite des Tumulus stehenden Pyramide durchschneidet.

Die Basis der Pyramide (3 der Fig. 46) ist an jeder Seite durchschnittlich 68 Schritte lang; ihr Gesammtumfang beträgt 272 Schritte, ihre Höhe an der Seite des Tumulus nahezu 5 Meter, an der entgegengesetzten 7·5 Meter. Das Plateau der Pyramide ist an der dem Tumulus zugewendeten Seite 40, an der entgegengesetzten Seite 34 Schritte lang, die beiden anderen Seiten enthalten im Mittel 36 Schritte; die gesammte Fläche des Plateaus der Pyramide umfasst beiläufig 800 □Meter. Von einer Umwallung des Randes dieser Fläche, wie bei dem Plateau des Tumulus, zeigt sich keine Spur, dagegen ist das nach Osten gerichtete Ende der Diogonale (4 der Fig. 46) dammartig bis zum Walle verlängert, offenbar in der Absicht einen Zugang damit herzustellen.

Fig. 46.



Der Hausberg von Stronegg.

1. Tumulus, 2. erhöhter Rand des Tumulus, 3. Pyramide, 4. Zugang zur Pyramide, 5. Eingang in das Innere, 6. Wall, 7. Vorplatz.
(1 Millimeter = 1·6 Meter.)

Tumulus und Pyramide sind von einem gemeinschaftlichen. etwa 7 Schritte von ihnen abstehenden Walle (6, 6, 6, 6 der Fig. 46) umschlossen, der jedoch nicht völlig in sich wiederkehrt, sondern an der Südostseite einen schmalen Eingang (bei 5 der Fig. 46) frei lässt; er misst in seiner Scheitellinie 534 Schritte, Seine niederste Stelle hat nach innen nicht die Höhe eines Meters, ist indess an den anderen Stellen u. z. mitunter um ein bedeutendes höher. Nach aussen erreicht der Wall jedoch eine weitaus nahmhaftere Entwicklung, indem er an der Südwestseite bis nahezu 8 Meter, an der Nordwestseite zu einer Höhe von mehr als 15 Metern ansteigt.

Der Umfang des ganzen Bauwerkes am äusseren Rande des Walles beträgt 674 Schritte. Ausserhalb derselben schliesst sich jedoch an der SO.-Seite noch eine Vorstufe oder Terrasse an (7 der Fig. 46), die augenscheinlich noch zu demselben gehört.

Der Name: „Hausberg".

22. Wultendorf.

Im Osten hoch über dem Orte am Rande einer Hochfläche, weithin über die Ebene der Thaya sichtbar. Form und Anlage sind dem Stronegger Hausberge gleich, nur nicht in solch' bedeutenden Dimensionen ausgeführt. Bis zum Jahre 1873 stand die Ortskirche auf der Pyramide dieses Bauwerkes, dessen ursprüngliche Form durch vorbeiführende Fahrwege, in unmittelbarer Nähe befindliche Stein- oder Schottergruben und Einrisse von Regenwasser vielfach gestört, doch immer noch deutlich erkennbar ist.

Dieser Hausberg führt den besonderen Namen: „Wachtberg".

23. Ober-Russbach.

Unmittelbar neben dem Orte und neben der Kirche. Das Wesen dieses alten Bauwerkes drängt sich dem Auge, nicht wegen etwaiger Verwischung, sondern wegen theilweiser Abweichung der Form und wegen Verstellung durch spätere Einbauten nicht mit jener zweifellosen Deutlichkeit auf, wie bei den übrigen, so dass man es nur zu erkennen vermag, wenn man viele derselben gesehen hat, und ich gestehe gerne, dass man Laien nur schwer zu überzeugen vermögen wird, dass auch dieser Erdkegel und diese von Wällen umschlossenen Vierecke ein vorhistorisches Bauwerk seien. Sie sind aber doch eines. Von der, wie bemerkt, etwas abweichenden Form würde freilich nur eine geometrische Aufnahme eine vollständige Vorstellung geben, deren dieses Bauwerk jeden-

falls werth wäre. Auf dem einen wallumschlossenen Viereck befindet sich ein altes Forsthaus, auf dem anderen der Friedhof.

24. Ober-Sulz.

Dieses Bauwerk besteht aus vier hinter einander aufsteigenden Hügeln auf einer Anhöhe im Osten des Ortes. Der erste (unterste) dieser Hügel mit 57, der zweite mit 51 und der vierte (oberste) mit 156 Schritten Umfang ruhen auf elyptischer Grundfläche, deren längerer Durchmesser bei den zwei äusseren Hügeln in die Achse des ganzen Bauwerkes fällt. Der dritte Hügel auf verschoben vierseitiger Grundfläche entspricht der Pyramide bei den übrigen derartigen Bauwerken um so mehr, als auch bei ihr eine Ecke zu einem Walle sich verlängert, der um den obersten Hügel ganz herumläuft und den auch anderwärts beobachteten Zugang gebildet zu haben scheint. Ausser diesem sich um den oberen Theil des Bauwerkes herumlegenden Walle umschliesst noch ein zweiter das ganze Bauwerk gemeinschaftlich in einer Länge von 300 Schritten.

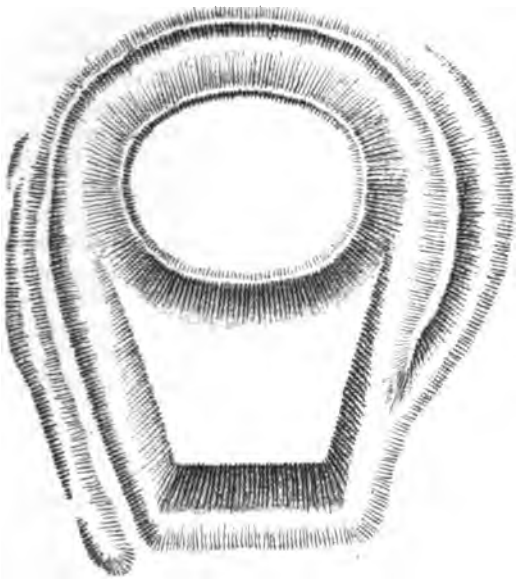
Der besondere Name ist, wie schon früher bemerkt wurde und wie bei dem Hausberge von Wultendorf „Wachtberg".

25. St. Ulrich.

Auf einer frei sich erhebenden Anhöhe im Westen des Ortes, deren höchsten Punkt und den Abhang gegen den Ort einnehmend, von den meisten Seiten weithin sichtbar. Auch dieses Bauwerk entspricht im Wesentlichen den eben beschriebenen von Stronegg und Wultendorf mit dem Unterschiede, dass die Pyramide von dem Kegel nicht durch einen Graben getrennt ist, sondern sich unmittelbar an ihn anschliesst, so dass die Grundfläche des Kegels und die Oberfläche der Pyramide nahezu in einer horizontalen Ebene liegen. Der kegelförmige Bau ruht auf elyptischer Basis, deren längerer Durchmesser zur Achse des ganzen Bauwerkes einen rechten Winkel bildet. Das Plateau des Kegels hat 174 Schritte im Umkreise und der Rand desselben zeigt wie bei dem Stronegger Tumulus ringsum die deutliche Spur einer niedrigen wallartigen Erhöhung, die bei der Pyramide fehlt. Andere unregelmässige Vertiefungen rühren offenbar aus späterer Zeit her. Die Oberfläche der Pyramide ist 57 Schritte lang und an der dem Kegel entgegengesetzten Seite 36 Schritte breit; Kegel und Pyramide haben zusammen einen Umfang von 427 Schritten. Ausser durch den ringsherum laufenden Graben ist dieses Bauwerk zum grössten

Theile auch noch von einem bedeutenden Walle umschlossen, dessen Gestalt und Verlauf, wie bei den Wällen aller übrigen Bauwerke zeigt, dass es sich bei deren Errichtung durchaus nicht um eine fortifikatorische Anlage, nicht einmal um einen vollständigen Abschluss gegen unerlaubten Zutritt, sondern nur um eine symbolische Einschliessung, um die Darstellung jenes „secretum illud" handeln konnte, die anderswo durch einen herumgelegten Kreis von Steinen versinnlicht wurde (Fig. 47).

Fig. 47.



Der Hausberg von St. Ulrich. (1 Millim. = 1.6 Meter.)

Auch dieses Bauwerk heisst: „der Hausberg".

Literatur.

Annuario scientifico ed industriale fondato da F. Grispigni, L. Trevellini ed E. Treves compilato dai Professori G. V. Schiaparelli, G. Celoria etc. Anno XII. P. 1. 1874. Milano. Fratelli Treves. 1875. Kl. Octav. L. 3.

Um so viel als möglich über die im Laufe eines abgegangenen Jahres gepflogenen Studien in Kenntniss zu sein, sind die am Schlusse des betreffenden Jahres erscheinenden Uebersichten ohne Zweifel von grossem Vortheil. — Auf Anregung mehrerer Fachgelehrten hat die Verlagshandlung der Gebrüder Treves in Mailand schon vor vielen Jahren den gewiss sehr nachahmenswerthen Beschluss gefasst, wenn auch mit Opfern verbunden, ein „Annuario scientifico ed industriale" herauszugeben, in welchem eine Uebersicht wissenschaftlicher und industrieller Studien gegeben werden, verfasst von hervorragenden Gelehrten (Carina, Denza,

Galanti, Delpino, Schiaparelli, Pigorini, Giglioli u. m. a.). — Der im verflossenen Monate erschienene I. Theil des besagten „Annuario" umfasst Astronomie, Physik, Chemie, Geologie, Palaeontologie, Mineralogie und Paleoetnologie, und von dieser letzteren wollen wir hier Erwähnung machen.

Der verdienstvolle Director des k. Antiken-Cabinets in Parma, Herr Dr. Ludwig Pigorini, hat auch in diesem Jahre die Zusammenstellung der im Laufe des Jahres 1874 in Italien und anderen Orten gepflogenen praehistorischen Studien verfasst und über alle bezüglichen Funde und Schriften erläuternde Notizen gegeben; — aus denselben entnehmen wir wie reichhaltig die Entdeckungen waren, und mit welcher Thätigkeit man sich in Italien diesen Studien widmet — wir glauben, dass es jedem Freunde dieser Wissenschaft von Interesse sein dürfte, sich von dieser übersichtlichen Darstellung Kenntniss zu verschaffen. — Bemerkenswerth ist die Ansicht Pigorini's (und wohl auch von vielen Anderen), dass bei wissenschaftlichen Congressen die hiezu bestimmte Zeit nicht mit Festessen, Unterhaltungen etc. (Bologna, Stockholm) vergeudet, sondern nur zu wissenschaftlichen Zwecken verwendet werde — hiemit wären wohl grosse Summen erspart, die anderwärts erspriesslicher zu Gute kommen würden. Pigorini hofft, dass Budapest, allwo im heurigen Jahre der praehistorische Congress tagen wird, mehr auf das wissenschaftliche Programm, als auf Festivitäten denken wird. Sr.

Schädel vom Neanderthal-Typus. Von J. Wilhelm Spengel. Mit 4 Tafeln. Braunschweig. Viehweg 1875.

Blumenbachs berühmter „Batavus genuinus", drei andere ähnliche Schädel, die ebenfalls von der Insel Marken im Zuyder See stammen, und der Schädel einer auf der Göttinger Anatomie secirten Leiche werden miteinander und mit dem Schädeldach aus dem Neanderthal verglichen, und gleich diesem für typische — nicht pathalogisch veränderte — Formen erklärt. Es wird auf Grundlage dieser Schädel eine Definition des Begriffes „neanderthaloid" gegeben, und gezeigt, dass die Schädel der Australier den Bedingungen dieser Definition nicht genügen. März 1875. F. L.

Das Museum der anthropologischen Gesellschaft befindet sich IX. Währingerstrasse 1 (alte Gewehrfabrik), neben dem Hörsaale des Professors Seligmann, und ist jeden Samstag von 11—1 Uhr Mittags geöffnet.

Die Bibliothek ist im selben Gebäude, und der Bibliothekar Herr Dr. J. E. Polak, Salzgries 33, ist erbötig Auskünfte zu ertheilen.

Jene Herren, welche Vorträge zu halten wünschen, werden ersucht, sich an den ersten Secretär, Dr. Wahrmann, I. Wollzeile 29, zu wenden.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

V. Band. Ausgegeben den 20. Juli 1875. Nr. 8 u. 9.

MITTHEILUNGEN
der anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt Ueber ein in Weikersdorf gefundenes Skelet. Von Dr. E. Zuckerkandl, Prosector. — Wallbauten im südwestlichen Böhmen. (Vénec, Hradiště bei Wällischbirken und Hájek bei Putkau.) Von Prof. Dr. J. Woldřich. — Ueber einen Gräberfund bei Ober-Hollabrunn in Nieder-Oesterreich. Von Ernst Specht, Mediciner. — Ein Akka-Weib. Von Ernst Marno. — Literatur. — Notiz.

Ueber ein in Weikersdorf gefundenes Skelet.

Von **Dr. E. Zuckerkandl**, Prosector.

Vor einigen Monaten übergab uns Herr Graf Heinrich Wurmbrand das ziemlich complete Skelet einer menschlichen Leiche, welches in einem Ziegelschlage bei Weikersdorf (Nieder-Oesterreich), und zwar am Abhange eines Hügels, der von Westen nach Osten gegen das sogenannte Schmiederthal abfällt, in Lehm gefunden worden war. — Das Skelet war, wie die beigegebene Fundnotiz lehrte, in einer engen Grabeshöhle in hockender Stellung beigesetzt, dabei lagen einige aufgeschlagene Thierknochen, 2 Stück Topfscherben, 1 Stein-Artefact und in demselben Ziegelschlage fanden sich überdies noch, wie ich dem von Herrn Grafen H. Wurmbrand S. 34 ff. dieses Bandes der „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft" veröffentlichten Fundberichte entnehme:

1. Zwei Theile eines Hirschgeweihes mit Schlagmarken;
2. ein kleiner, mit der Hand geformter Löffel aus Thon;
3. eine kleine, gebrochene Schüssel; ein grosser Topf und ein rundes, kugelförmiges Gefäss ganz erhalten und mit schön punktirten Linien verziert;
4. drei Stück runde, flache Scheiben mit Löchern aus Thon gebrannt;
5. 40—50 Gefässscherben und Henkel, verziert und von verschiedener Qualität;
6. zwei geschliffene Steinmeissel;
7. 6—8 Schleifsteine mit Gebrauchsspuren, mehrere Feuersteinplitter und 4 Stück Arbeitssteine;

8. theils calcinirte, theils aufgeschlagene Thierknochen vom Rind und Schwein, während in einem zweiten Ziegelschlage zu Weikersdorf auch ein Bronzemeissel gefunden wurde.

Der in Weikersdorf gemachte Fund eines in hockender Stellung beigesetzten Skeletes kann um so willkommener sein, als wir in Oesterreich gerade diesbezüglich ein kaum nennenswerthes Materiale zu verzeichnen haben und so weit meine Kenntnisse der hierhergehörenden in Oesterreich acquirirten Fälle reichen, überhaupt nur Weissbach [1]) einen ähnlichen Fund beschrieben hat. — Ich kann nicht unterlassen vor der Beschreibung des uns übergebenen Skeletes einige der zahlreichen einschlägigen Funde anzuführen, welche in anderen Staaten zu Tage gefördert worden sind.

Eine der ältesten Notizen, die hierher gehören dürfte, finde ich in den besonders lesenswerthen Schriften des gelehrten P. Frank. [2]) Dieser Autor bespricht unter Anderem die Beerdigungsweise der alten Römer, citirt Paulus Manutius [3]) und Cicero, [4]) nach welchen in den ältesten Zeiten die Sitte geherrscht hatte, die Leichen in der Stellung zu begraben, in welcher sich die menschliche Frucht im Mutterleibe befindet und führt weiters an, dass man auch in den ältesten Grabmälern schon längst ausgestorbener Völker noch die Spuren dieses Gebrauches findet, indem Malte-Brun [5]) in einem westrogothischen Grabmale Skelete gefunden hat, die völlig der Position entsprachen, welche der menschliche Fötus im Mutterleibe einnimmt, und dass auch in den Grabstätten der Troglodyten [6]) — eines in der Nähe Aegyptens wohnenden Volkes — die Ske-

[1]) Vier Schädel aus alten Grabstätten in Böhmen. Archiv f. Anthrop. etc. Braunschweig 1868, II. Bd., III. H. Das Cranium des einen in sitzender Stellung beerdigten Skeletes war gleich den übrigen extrem dolichocephal.

[2]) System einer medicinischen Polizei. Tübingen 1813, 5. Bd., II. Abth, 10. Absch.

[3]) De legibus Romanorum, Cap. XVI, Vol. II.

[4]) De legibus lib. II. — Mihi quidem antiquissimum sepulturae genus id fuisse videtur quo apud Xenophontem Cyrus utitur. Redditur enim terrae corpus, et ita locatum ac situm quasi operimento matris obducitur.

[5]) Annales des voyages de la geographie et de l'histoire, Tom. IX.

[6]) Dictionnaire Encyclopédique roy. Enterrement.

Les anciens ne sont pas d'accord sur le lieu qu'ocuppaient les Troglodytes. Plutarque, dans la vie de Marc-Antoine dit qu'il y a eu en Afrique divers peuples de ce nom. Suivant Pomponius Mela (lib. I.). .... populi Aethiopiae cavernas incolentes; semicrudis vescuntur carnibus et nullorum opum domini, strident magis quam loquuntur. — Anmerkung zu Lettres Persanes von Montesquieu, Lettre XI.

lete derart untergebracht waren, dass deren Köpfe und Füsse zusammenhingen.

Auch die Peruaner und alten Mexikaner hatten die Sitte, ihre Todten in hockender Stellung beizusetzen, nur mit dem Unterschiede, dass bei letzteren die Leichen auf in die Gräber gestellte Sessel herabgesenkt wurden. [1])

Die jüngeren weitläufigen und ergebnissreichen Untersuchungen haben gelehrt, dass in allen nördlichen Ländern Mitteleuropas [2]) neben Steininstrumenten und Thongeräthen, in den Grabstätten der Eskimos und Grönländer, in den ältesten Gräbern Skandinaviens, in der Schweiz und in Frankreich Skelete in hockender Stellung angetroffen wurden. [3]) So fand Lindenschmit [4]) in einem aus der Steinzeit abstammenden Gräberfelde am Hinkelstein bei Monsheim (Rheinhessen) Skelete, die allem Anscheine nach in hockender Stellung beigesetzt

---

[1]) F. Müller's Allgemeine Ethnographie, Wien 1873. Hier findet sich gleichfalls die Angabe, dass auch bei den Peruanern die Leichen in hockender Stellung — „in jener Lage, welche der Mensch im Mutterleibe einnimmt" — begraben wurden.

An zwei Mumien dieses Volkes, welche sich im hiesigen anatomischen Museum befinden, lässt sich nicht verkennen, dass eine gewisse Sorgfalt verwendet wurde, dem Kopf und Hals eine bestimmte Richtung zu geben, denn letzterer ist an beiden gestreckt und die Köpfe sind etwas nach links gewendet. — Die Lage der oberen Extremitäten ist an jedem anders. In dem einen Falle ist der rechte Arm im Ellbogengelenke rechtwinkelig gebeugt und umgreift mit Vorderarm und Hand die Brust, während der linke Arm unmittelbar ober der Schossfuge lagert; im zweiten Falle sind beide Arme gestreckt nach abwärts gerichtet, zwischen den Unterschenkel von hinten nach vorne gesteckt und die rechte Hand umfasst den Carpus der linken.

Die Mumien der Guanchen waren nach Prichard aufrecht auf die Füsse an die Seiten der Höhlen gestellt, während Magnus („Das Einbalsamiren der Leichen in alter und neuer Zeit", Braunschweig 1839) angibt, dass die Mumien der Guanchen stets in derselben Lage angetroffen werden, und auf Brettern liegen. Es dürfte nicht uninteressant sein, anzuführen, dass in den Grüften französischer und italienischer Klöster mumificirte Leichen ehemaliger Mönche und auch anderer Personen in senkrechter Stellung aufgefunden wurden; unter Anderen war auf einem Begräbnissplatze eines Klosters bei Palermo auch ein König von Tunis stehend beigesetzt, der im Jahre 1620 gestorben war. (Magnus l. c.) Auf die Aehnlichkeit der Bestattungsweise bei den Amerikanern und Polynesiern macht G. v. Eichthal (Mém. de la soc. Ethnol T. II. Paris 1845) aufmerksam.

[2]) Dr. Lisch, Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. Red. von Prof. Semper, Nr. 6—10, incl. 1871.

[3]) Schaafhausen. Müller's Archiv, 1868.

[4]) Archiv für Anthropologie etc. III. Bd., 1. u. 2. H., Braunschweig 1868.

wurden und deren Cranien von Ecker [1]) ausführlich beschrieben worden sind; Dr. Fr. Klopfleisch [2]) fand, neben Instrumenten aus der Steinzeit, hockend beigesetzte Skelete in einem ein Steinhaus enthaltenden Grabhügel bei Allstedt; von Ritter [3]) und Lisch [4]) wurden in solcher Stellung beerdigte Skelete bei Plau ausgegraben und aus westgothlandischen Gräbern sind uns durch Montelius und Retzius [5]) ähnliche Funde bekannt gemacht worden. — Aber auch heute ist diese Sitte des Beerdigens noch ziemlich verbreitet, indem die Papuas, die Neuholländer, die Urbewohner Tasmaniens und der kleinen umliegenden Inseln, die Chamoris, dis Ratak-Insulaner, die Dinka- und Bari-Stämme in Ost-Afrika und auch die Kaffern ihre Todten (ob für alle Fälle ist bei vielen nicht angegeben) in der bisher beschriebenen Weise zu begraben pflegen. [6])

Die Cranien der in den genau durchforschten Gräbern Europa's in hockender Stellung aufgefundenen Skelete boten keinen einheitlichen Typus dar, sondern es fanden sich neben dolichocephalen Schädeln auch brachycephale, wie denn überhaupt auch schon die ältesten geologischen Funde in Europa Dolichocephale und Brachycephale nebeneinander auftreten lassen. So fanden sich, um einige Beispiele anzuführen, in einer Höhle des Lesse-Thals unter schichtenweise abgelagertem Gerölle, in Begleitung zahlreicher Thierreste, brachycephale Schädel.

Ueber brachycephale Höhlenschädel Belgiens liegen uns ausführliche Untersuchungen von Virchow [7]) vor; in Italien gefundene Schädel aus der Quartärzeit zeigten auch neben Dolichocephalen Brachycephale; [8]) Lisch [9]) führt einen Schädel aus der Steinzeit von ungewöhnlicher Kürze (Trochocephalus) an, welcher sich von andern Schädeln durch ungewöhnlich starke

---

[1]) Ebendaselbst.

[2]) Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. Red. v. Prof. Semper, Nr. 6—10, incl. 1871.

[3]) Schaafhausen. l. c.

[4]) Ebendaselbst u. l. c.

[5]) Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. Red. von Dr. A. v. Frantzius, Nr. 7, 1873.

[6]) Müller l. c, Waitz, Anthropologie, V. Bd., und Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, herausg. von Rudolf Wagner, Leipzig 1840.

[7]) Archiv für Anthropologie etc. VI. Bd., 1. u. 2. H., 1873.

[8]) Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. Red. von Prof. Semper, Nr. 7, 1870.

[9]) l. c.

Augenbrauenbogen und sehr breite Nasenwurzel unterscheidet; unter den von Montelius und Retzius [1]) in Westgothland gemachten Funden fand sich auch ein brachycephales Cranium, welches einem Lappenschädel ähnlich geformt war; einer von den in den Oberingelsheimer Grabstätten angetroffenen Schädeln [2]) war gleichfalls brachycephal; die in den Schweizer Pfahlbauten gefundenen Cranien waren kurze Mittelköpfe; die Schädel der Bewohner Dänemarks in dem Zeitalter der Steingeräthe waren brachycephal und Dr. Schetelig [3]) sagt von den aus der Steinzeit stammenden in Jütland und Moen ausgegrabenen Schädeln, dass sich dieselben durch abgerundete Form, durch sehr starkes Vortreten der Superciliargegend, ganz gerade stehende Kiefer, flachgeschliffene Zähne und Vorsprung des Hinterhauptbeines auszeichnen. — Diese Beschreibung passt in Betreff einiger wesentlicher Momente auch auf das in Weikersdorf gefundene Cranium, [4]) denn auch an diesem fällt dem Beschauer vor Allem die Beschaffenheit der Augenbrauenbogen, der Vorsprung des Hinterhauptbeines und die Orthognathie des Kiefergerüstes auf, während die allgemeine Form des Schädels insoferne von dem vorigen sich unterscheidet, als dieselbe nicht abgerundet ist, sondern vielmehr einem ziemlich in die Länge gezogenen Ovale gleicht. — Hieraus könnte gefolgert werden, dass der Weikersdorfer Schädel dolichocephal wäre und so lange man nicht zum Messen seine Zuflucht nimmt, um ihn einem numerischen Schema anzupassen, würde ihn Jedermann auch für dolichocephal ausgeben. — Die Messung jedoch ergibt einen Längenbreitenindex von 78·8, woraus folgt, dass nach Welcker's [5]) Methode des Messens unser Cranium in die Kategorie der Orthocephalen gehört, und nach Broca's neuerer [6]) Eintheilung als mesaticephale betrachtet werden kann. — Die obere Ansicht des betreffenden Craniums wurde der Hauptsache

---

[1]) l. c.

[2]) Ecker l. c.

[3]) Archiv für Anthropologie etc., III. Bd., 3. u. 4. H., 1870.

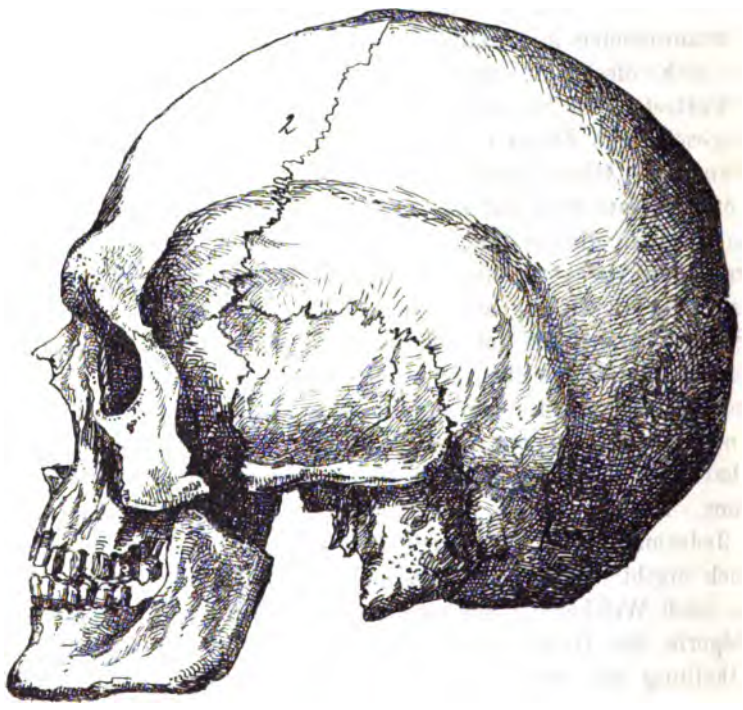
[4]) Die sonstigen sehr gebrechlichen Skelettheile bieten nichts Bemerkenswerthes dar, ich übergehe dieselben daher, und will nur erwähnen, dass das betreffende Individum etwa 5¼' hoch gewesen sein und dem männlichen Geschlecht zugehört haben mochte.

[5]) Untersuchungen über Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels, Leipzig 1862.

[6]) Sur la classificat. et la nomenclature crani. d'aprés les indices cephaliques. Rev. d'Anthrop., vol. I.

nach schon geschildert, und es erübrigt von ihr nur noch anzumerken, dass die Decke des Schädels mehr abgerundet in die flachen Fossae temporales übergeht.

Die seitliche Ansicht zeigt als vor allem Anderen erwähnenswerth die Orthognathie des Oberkieferskeletes, dem sich ein Unterkiefer anschliesst, dessen Körper unter rechten Winkeln in die aufsteigenden Fortsätze übergeht, und weiterhin noch, ein übrigens



häufig der Beobachtung zugängliches Uebergangsverhältniss des Mittelhauptes in das Hinterhaupt, da nicht wie gewöhnlich die Wölbung der Scheitelbeine allmälig in jene des Hinterhauptbeines übergeht, sondern erstere sich an der Lambdanaht scharf gegen das mehr kuppelartig ausgebauchte Occiput absetzen.

Bei der vorderen Ansicht des Schädels gewahrt man das mehr senkrechte Aufsteigen des übrigens gewölbten Stirnbeines, welches stark vortretende Superciliarbogen trägt, die sich median nicht etwa durch eine Furche gegeneinander abgrenzen, sondern

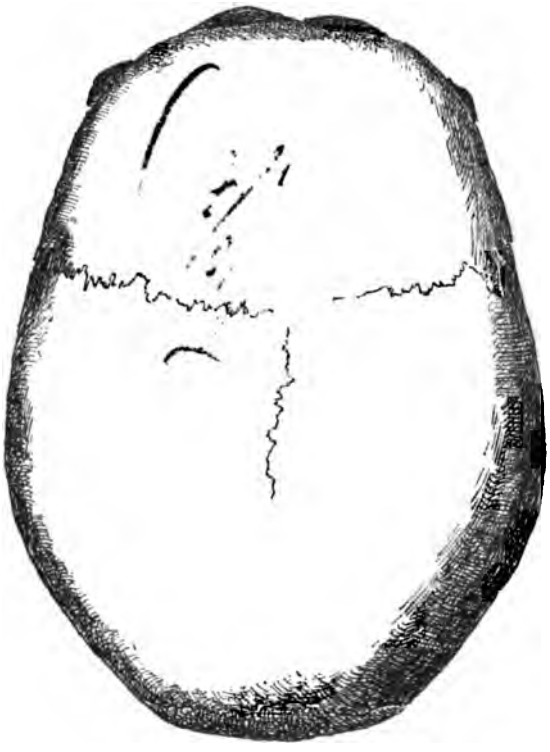
vielmehr zu einem Walle zusammenfliessen, der die übrige Stirnfläche von der natürlich tiefliegenden und schmalen Nasenwurzel trennt.

Noch wären hier zu erwähnen die hohen und sagittal nahezu parallel gestellten processus frontales der Oberkieferbeine, zwischen welchen nicht lange, aber tiefgesattelte Nasenbeine eingeschoben sind, und woraus sich wohl ergibt, dass das betreffende Individuum eine schmale, aber vorspringende Nase besessen habe; ferner die, man darf wohl sagen, übermässig ausgebildete Divergenz der Jochbeine nach hinten, denen sich kurze und tark convex austretende Jochbrücken angeschlossen haben und schliesslich noch die auffallende Tiefe der fossae caninae.

Die hintere Ansicht ergibt eine Curve, die man füglich mit der Umschreibungslinie eines Hufeisens vergleichen könnte und ein Vortreten der Hinterhauptbeinschuppe.

Sonst wären von dem Schädel etwa noch folgende Punkte zu erwähnen: Die Nähte sind zumeist erhalten und Spuren der physiologischen Involution sind bloss stellenweise an der Pfeil- und Kranznaht zu gewahren; die Muskelfortsätze und Muskelleisten sind schwach entwickelt; die Kauflächen der Zähne, welche ganz besonders regelmässig sich aneinander lagern, sind stark abgenützt und vom vergleichend-anatomischen Interesse ist eine Anomalie — die sich aber häufig an Cranien aller Völker und Rassen findet —

und die darin besteht, dass die vordere obere Partie der Schläfebeinschuppe (diesfalls nur linkerseits) einen abgerundeten Fortsatz aussendet, der zwischen dem grossen Keilbeinflügel und Scheitelbein sich vorschiebt und sich mit dem Stirnbeine durch eine Naht verbindet.



Eine directe Vergleichung dieses Craniums mit anderen unter ähnlichen Modalitäten oder doch wenigstens aus ganz alten Gräbern stammenden Schädeln wäre sehr erwünscht gewesen; leider ist es mir nur gegönnt, dasselbe mit einem übrigens sehr defecten Cranium vergleichen zu können, welches einem Hünengrabe der Insel Rügen entnommen wurde. — Letzteres ist schmäler, prognather und die Aehnlichkeit zwischen den beiden Schädeln beruht nur auf dem gleichfalls starken Vortreten der Augenbrauenbogen, dem Vorsprung des Nasengerüstes und den tief gegrabenen fossae caninae.

Maasse des Weikersdorfer-Craniums.

	Centimeter
Horizontalumfang	= 53·0
Länge, von Glabella ober den arcus superciliares zum vortretendsten Punkt des Hinterhauptbeines	= 18·4
Grösste Stirnbreite	= 12·4
Querdurchmesser, nach Welcker	= 14·5
Grösste Breite des Hinterhauptbeines	= 11·2
Länge des Schädelgrundes von der Nasenwurzel zur Mitte der vorderen Circumferenz des grossen Hinterhauptloches	= 10·4

		Centimeter
Höhe		= 14·1
Stirnlänge		= 13·1
Mittelhauptlänge	mit Bandmaass	= 12·9
Länge der Hinterhauptbeinschuppe		= 12·1
Gesichtshöhe von der Nasenwurzel zur Mitte des unteren Unterkieferrandes		= 11·2
Gesichtbreite zwischen den Verbindungen der Jochbeine mit den Schläfebeinen		= 13·4
Inhalt		= 1480 Cub.-C.

Wallbauten im südwestlichen Böhmen.

(Věnec bei Čkyn, Hradiště bei Wällischbirken und Hájek bei Putkau.)

Von Prof. Dr. **Joh. Woldřich.**

Zweiter Bericht, vorgetragen in der Plenarsitzung am 4. Februar 1875.

In meinem ersten Berichte über Wallbauten im südwestlichen Böhmen [1]) habe ich bereits einen Steinwall auf dem Berge Věnec oder Pržmo bei Čkyn erwähnt. In den verflossenen Ferien habe ich denselben näher untersucht; zur selben Zeit entdeckte ich auch einen solchen bis jetzt unbekannten Steinwall auf dem Berge Hradiště bei Wällischbirken und einen umwallten Hügel, Hájek, bei Putkau in derselben Gegend.

Steinwall auf dem Berge Věnec oder Pržmo an der Wolinka bei Čkyn.

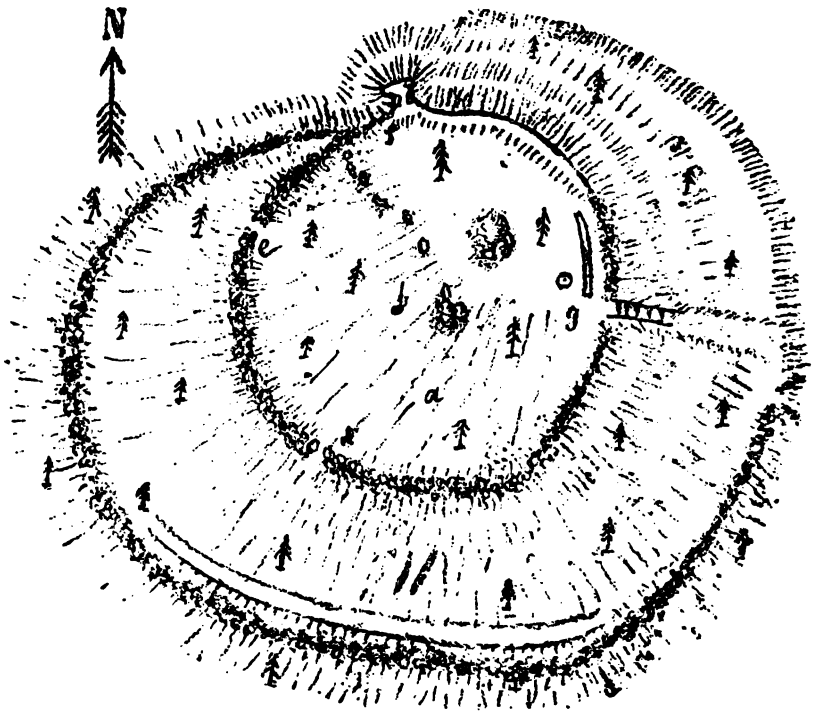
Der Berg Věnec (Kranz) am rechten Ufer der Wolinka ist im Osten und Süden unter der Bevölkerung mehr unter dem Namen Pržmo bekannt. Er gehört zu den bedeutendsten Höhen des vom Kubany in nordöstlicher Richtung verlaufenden Bergrückens; sein Gipfel ragt von allen Seiten frei empor, ist weithin sichtbar und beherrscht die nächste Umgebung. Von Čkyn aus gelangt man in anderthalb Stunden bequem auf denselben.

Der Berg besteht aus mittelkörnigem Granit (Plöckensteingranit), welcher stellenweise mit Granitporphyr durchsetzt ist. Mitunter ist der Granit in den sonderbarsten Naturfelsbildungen entwickelt, besonders auf der Nord- und Nordost-Seite; einzelne

[1]) „Verschlackte Steinwälle und andere urgeschichtliche Bauten in der Gegend von Strakonic." Mittheilungen der anthropolog. Gesellschaft, Wien, B. IV, Nr. 7.

längliche Blöcke stehen aufrecht oder liegen schief übereinander, wie dies im Granitgebirge so häufig auftritt, so dass man oft an eine künstliche Stellung der Granitblöcke gemahnt wird, was jedoch nicht der Fall ist. Wahrscheinlich sind auch die menhir-artigen Bildungen auf dem Berge Hradiště bei Strakonic, die ich in meiner oben citirten Arbeit nach älteren Angaben erwähnte, nur solche Naturfelsbildungen.

Fig. 1.



Die Gipfelfläche des Věnec, Fig. 1, ist bei 4650 Quadratmeter gross, gegen Westen schief geneigt, gegen Norden und Osten erhöht und in der Mitte mit einer natürlichen Felsbildung versehen; das Ganze ist mit hohen Fichten bewachsen. Der Durchmesser der ganzen umwallten Fläche beträgt (nach einer angenäherten Messung) von Nord nach Süd 78 Meter, von Ost nach West 72 Meter, der Umfang des Steinwalles beträgt 245 Meter.

Der die Gipfelfläche umgebende Wall besteht aus übereinander geworfenen, durchschnittlich kopfgrossen Granitblöcken, welche

nicht mit Erde bedeckt sind. Derselbe ist deutlich erhalten in der Ausdehnung vom Süden über Westen bis gegen Norden, wo er sich an einen natürlichen Felsabsturz anschliesst. Selbstverständlich ist derselbe zerfallen, gegenwärtig durchschnittlich 13·5 Meter breit und auf der Südseite bei 12 Meter hoch, im Nordwesten ist er am niedrigsten, daselbst ist auch (bei *e*) ein Eingang durchbrochen; ein alter Eingang scheint im Südwesten (bei *d*) gewesen zu sein. Im Norden befindet sich (bei *f*) ein natürlicher, von Aussen unzugänglicher Felsvorsprung mit schöner Aussicht. Vom Norden zieht sich über Nordosten (bei *c*) am Rande des steilen Absturzes ein niedriger aus Steinen aufgeführter, jedoch mit Erde bedeckter Wall hin, dessen Anwesenheit sich schon durch den dumpfen Ton kundgibt, welchen man beim Gehen auf dem flachen Rücken desselben vernimmt. Im Osten ist (bei *g*) in neuerer Zeit ein Aufgang mit Treppen errichtet worden, der von dieser Seite aus zu Ausflügen auf den Berg häufig benützt zu werden scheint.

Im Süden zieht sich von diesem oberen Wall, beiläufig 40 Meter bergab entfernt, ein zweiter Steinwall hin, der sich östlich und nordöstlich an einen natürlichen Felsabsturz anschliesst. Dieser untere Wall ist stellenweise noch mächtiger als der obere und entfernt sich im Westen bis auf 70 Meter von dem oberen, gegen Norden schliesst er sich in der Richtung des Felsvorsprungs (Aussicht) an den oberen Wall an. Längs demselben verlauft von Süden nach Westen (bei *h*) eine ganz ebene Terasse, welche durch ihre Regelmässigkeit auf den ersten Blick auffällt.

Auf der Südseite des Berges bemerkte ich in einer Entfernung von beiläufig 45 Metern vom unteren Wall einen dritten Steinwall, den ich jedoch auf eine weitere Strecke nicht verfolgen konnte; im Westen ist am Fusse des Berges kaum mehr eine Spur desselben vorhanden.

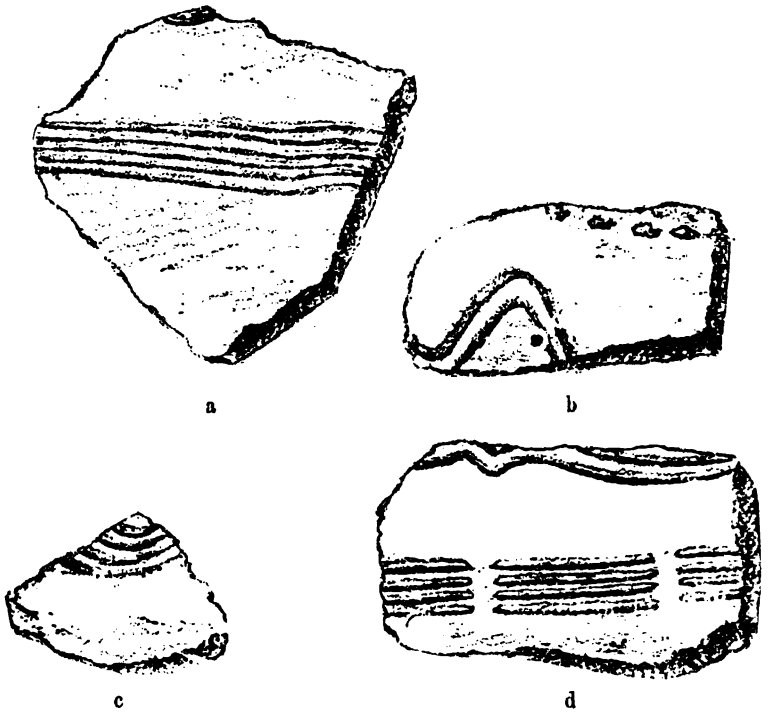
Innerhalb des obersten Walles liess ich auf drei Stellen nachgraben, bei *a*, *b* und *c*. Bei *a* fand ich nur lehmigen Gruss ohne irgend welche Culturschichte, worauf festes Gestein folgte. Bei *c*, wo ich im vorigen Jahre oberflächlich einige typische Gefässfragmente vorfand, wurde theilweise der mit Erde bedeckte Steinwall aufgegraben ohne irgend einen Fund. Bei *b* fand ich im Gruss zwei kleine Gefässfragmente und ein kleines 3 Centimeter langes, 2 Centimeter breites abgewetztes Stückchen Steatit. Von den Gefässfragmenten stimmt das eine überein mit den im vorjährigen Bericht beschriebenen, das andere hat eine Wanddicke

von 6 Millimetern, verräth eine sehr rohe Arbeit und enthält in der ungebrannten Masse sehr viel Graphitschüppchen

Verzierte Gefässfragmente aus dem verschlackten Steinwall Hradiště bei Strakonic.

Da die in Wallbauten vorgefundenen, selbst kleinsten, Reste menschlicher Thätigkeit, ihrer Seltenheit wegen, behufs eines vergleichenden Studiums von grosser Wichtigkeit sind, so lasse ich hier die Abbildungen, Fig. 2, der von mir vor zwei Jahren auf dem verschlackten Steinwallberge Hradiště bei Strakonic gefundenen Gefässfragmente

Fig. 2.



folgen. Ich hielt dieselben, wie ich dies in meinem vorjährigen Berichte erwähnte, für verloren, habe sie jedoch wieder aufgefunden, da sie nur verlegt waren. Die Fragmente *a*, *b* und *c* haben eine Wanddicke von 8 bis 10 Centimeter und sind aus grobem, mit Quarzkörnern vermengtem Lehm von freier Hand verfertigt und äusserst schwach gebrannt; sie gleichen den unverzierten Fragmenten vom Věnec vollständig. Die Verzierung derselben zeigt den Burgwall-

typus, wie er auch nördlich ausserhalb Böhmens vorkommt, nämlich: paralle Grundlinien und Wellen mit unsicherer Hand und einem mehrzinkigen Geräthe eingeritzt. Das Fragment Fig. 2 *d* besteht aus schwärzlichem mit Kohlenstaub versetzten Lehm, wie die ähnlichen Gefässfragmente in der Lausitz. Die Gefässfragmente des verschlackten Berges Hradiště bei Strakonic stimmen in Materiale und Verzierung vollkommen überein mit den Fragmenten in den Burgwällen bei Beuchow (nächst Lübbenau) in der Lausitz, welche Virchow beschrieben hat.

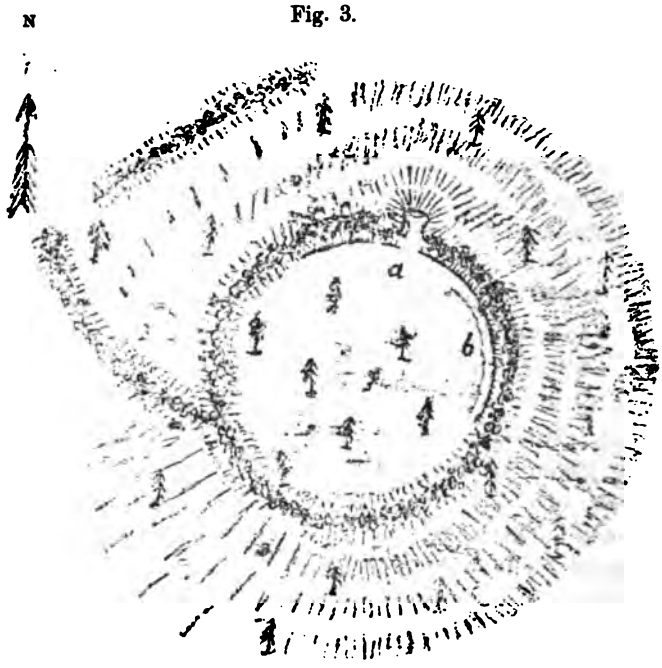
Steinwall auf dem Berge „Hradiště bei Wällischbirken."

Bei anderthalb Stunden vom Věnec oder Pržmo in südöstlicher Richtung entfernt, zieht sich ein hoher Bergrücken gegen Ober-Kožly hin, über welchem abgelegenen Dorfe ein Felsen emporragt. Hinter diesem Felsen breitet sich in nordöstlicher Richtung gegen Wällischbirken ein Rücken aus, Hradiště genannt, der gegen den Libotinsky-Bach im Norden steil abfällt. Durch den Namen angezogen, der jedoch nur in Karten verzeichnet, in der Gegend selbst wenig bekannt ist, suchte ich diese entlegene Höhe auf und fand wirklich einen bis jetzt unbekannten Steinwall auf dem Gipfel desselben. Fig. 3.

Den Gipfel des Berges bildet eine künstlich ganz geebnete Fläche von nahe kreisrunder Form, bei 790 Quadratmeter gross, und bei 76 Meter im Durchmesser. Der Boden derselben besteht aus Gneiss (somit leicht zu verarbeiten) und ist dicht mit Fichten bewachsen. Umschlossen ist diese Fläche von einem durchschnittlich 5 Meter breiten, bei 250 Meter langen Steinwall, welcher aus Gneisblöcken und kleineren Trümmern aufgeführt und meist so zerfallen ist, dass er keine bedeutendere Höhe erreicht. Mitten in diesem Steinwall ist aus neuerer Zeit eine schmale niedrige Mauer aufgeführt. Im Norden des Walles ist ein zum Theile künstlich zugerichteter Vorsprung, bei *a*, unter welchem sich ein natürlicher Absturz befindet. Auch von hier, sowie von dem ähnlichen Vorsprung am Věnec, geniesst man eine weite Fernsicht. Vom Norden zieht sich nach Osten innerhalb des Steinwalles (bei *b*) ein gut erhaltener ganz ebener terassenförmiger Erdwall. Im Westen zieht bogenförmig ein zweiter, äusserer Steinwall gegen Norden, von beiläufig 60 Meter Länge. Im Norden ist ein kleiner dritter Steinwall wahrzunehmen.

Die ganze Anlange hat mit dem Věnec sehr viele Aehnlichkeit und dürfte wohl dasselbe Alter haben. Von Topfscherben oder

Fig. 3.



sonstigen Resten konnte ich oberflächlich nichts auffinden und eine Nachgrabung war der Kürze der Zeit nicht möglich.

Erdwall auf dem Hájek bei Putkau.

Geben schon die besprochenen Wälle ein Zeugniss dafür ab, dass der Böhmerwald in früheren Zeiten keinesfalls bis ins Flachland herein ein undurchdringlicher Urwald, sondern ziemlich tief hinein bewohnt war, so staunte ich nicht wenig, bei zwei Stunden westlich vom Věnec in der Gegend vom Winterberg einen Hügel zu finden, der mit einem prachtvollen Erdwall versehen ist und seinem ganzen Wesen nach aus der jüngsten slavischen Heidenzeit stammt. Es ist dies der Hájek bei dem abgelegenen kaum zugänglichen Dorfe Putkau, unweit Gross-Zdikau. Obwohl mir dieser Hügel durch seine prächtige Lage schon vor zwei Jahren gelegentlich meiner geologischen Studien daselbst auffiel, dachte ich doch nicht an künstliche Anlagen auf demselben und besichtigte denselben nicht näher. In den verflossenen Ferien machte

mich der Lehrer vom benachbarten Dorfe Račau, Herr Wenzel Krnka (ein Bruder des bekannten Erfinders der Krnkagewehre) in Folge der Lectüre meines ersten Berichtes über die Wallbauten dieser Gegend auf diesen Hügel mit dem Bemerken aufmerksam, dass ihm der Bau desselben schon lange verdächtig erschien. Und wirklich fand ich auf demselben einen künstlichen Erdwall, der so schön erhalten ist, wie ich einen solchen noch nirgends gefunden habe.

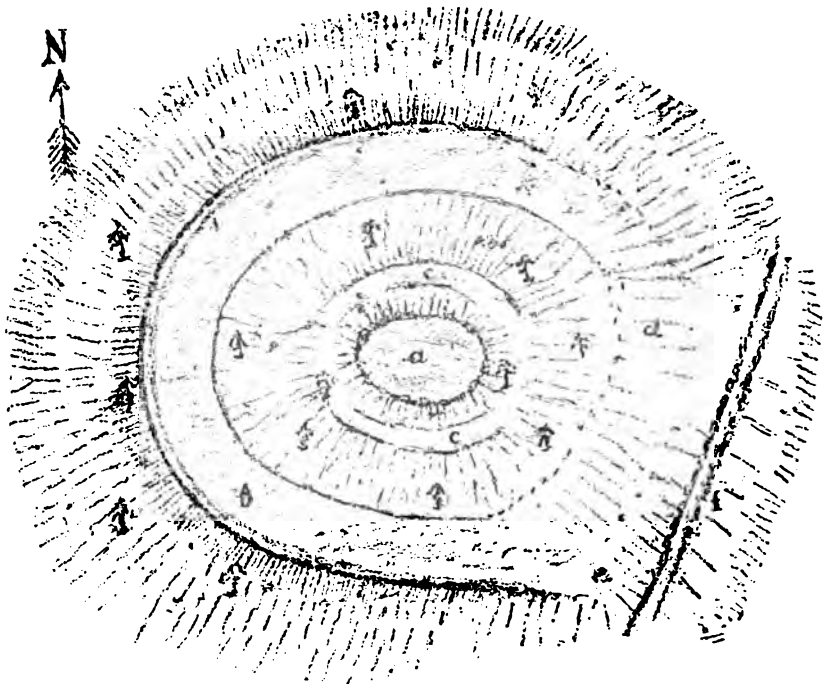
Dieser Hügel Hájek (d. i. ein kleiner Hain) bildet den Vorsprung eines in nordöstlicher Richtung zwischen dem Račova- und Spulkabache verlaufenden Rückens, besteht aus sehr festem Gneissgranit und gewährt eine schöne Aussicht über die Vorberge des Böhmerwaldes nach Norden und Osten, namentlich auch auf den Věnec. Durch den auf demselben befindlichen Birkenbestand, gewährt er von der Ferne einen freundlichen Anblick. Der Gipfel desselben, Fig. 4, *a*, ist vollkommen eben und hat die Form einer von Ost nach West gestreckten Ellipse; diese ist 12 Meter lang, 9 Meter breit und an den Rändern von unregelmässig geformten Steinen, besonders gegen Norden, umgeben, welche vielleicht von einer Umwallung herrühren. Beim Nachgraben in der Mitte der Fläche zeigte sich eine mit eckigen Steinen gemengte, einem Schutte nicht unähnliche Erde, welche bei 0·5 Meter Tiefe einige Thongefässfragmente führte; bei 1 Meter Tiefe folgte eine schwache Schichte schwarzer mit Holzkohle und Asche vermengter Erde, worauf festes Gestein folgte.

Von diesem Oval tiefer befinden sich deutliche Spuren einer kleinen Terrasse (bei *c*), welche um den Gipfel herumlief und besonders im Norden und Süden deutlich erhalten ist; die geebnete Fläche derselben ist im Süden 3·5 bis 4 Meter breit.

In einer Entfernung von 24 Metern vom Gipfel herab breitet sich der grosse terrassenförmige Erdwall (*b*) aus. Derselbe beginnt im Südosten und zieht sich im vollkommen erhaltenen Zustande bis nach Nordosten hin; gegen Osten ist derselbe (bei *d*) zerstört und in ein Feld umgewandelt; im Südosten ist (bei *e*) ein Zugang errichtet von dem gegenwärtigen Fahrweg (*f*) aus. Die Fläche dieses Erdwalles ist so eben wie ein Tisch, durchwegs 7—8 Meter breit und nur am äusseren Rand schwach erhöht; nach Aussen fällt er steil ab, ist im Westen und Norden 5—6 Meter hoch, im Süden etwas niedriger. Derselbe besteht von Aussen aus einer aufgeschütteten Steinmauer, auf welche nach Innen zu Erde aufge-

führt wurde, am Innenrand bildet er einen Theil des abgegrabenen und geebneten Hügels. Beim Nachgraben an zwei Stellen des Walles zeigten sich am Fusse desselben übereinander gelegte Steinblöcke als Grund desselben; von oben herab reichte die Vegetationsdecke auf demselben 0·15 Meter tief, worauf todte, aufgeworfene Erde folgte, bei 1 Meter Tiefe kamen einige Topfscherben vor.

Fig. 4.



Die kleinen Gefässfragmente vom oberen Plateau, ein Randstück und ein Bodenstück, sind aus grauem, stellenweise schwärzlichem, geschlemmtem Lehm verfertigt, haben eine 3—4 Millimeter dicke Wand und das eine einen wulstigen Rand; von Aussen sind beide mit den aus älteren Ansiedelungen in Böhmen, Mähren und Nieder-Oesterreich her bekannten Graphitverzierungen versehen, die bogenförmig verlaufen. Diese Art von Verzierung hat sich in Böhmen und Mähren bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Gefässe, denen die Fragmente angehören, waren auf der Töpferscheide verfertigt und ziemlich gut, jedoch nicht so vollkommen, wie heute, gebrannt.

Die Gefässfragmente vom grossen Wall sind aus schwärzlich grauem, stark sandigem Lehm, von Aussen mit Graphit schwach angestrichen, und 6 Millimeter dick, auf der Töpferscheibe geformt und gebrannt, im Ganzen verrathen sie jedoch eine gröbere Arbeit als die ersteren. Am Abhang des Hügels fand ich ein 8 Millimeter dickes Wandstück aus rothem, gebranntem Lehm, ebenfalls auf der Töpferscheibe geformt. Eine Glasur fehlte allen Fragmenten.

Obwohl Topfscherben für sich allein, besonders solche, die keine vertieften oder erhabenen Verzierungen zeigen, durchaus nicht hinreichen, um über das Alter einer Ansiedlung zu urtheilen, selbst wenn sie nicht blos auf der Oberfläche, sondern unter derselben gefunden werden, so charakterisiren sie doch, wenn sie deutlich gebrannt und auf der Töpferscheibe verfertigt sind, keine urgeschichtliche oder vorgeschichtliche, sondern eine historische Zeit.

Die vorstehend besprochenen Topfscherben gehören einer historischen, und zwar wegen Mangel einer Glasur und ihrem ganzen Wesen nach, einer älteren historischen Zeit an, in welcher die in der Bronze- und Beginn der Eisenzeit üblich gewesene Verzierung in unserer Gegend mit Graphit, noch vorherrschend üblich war.

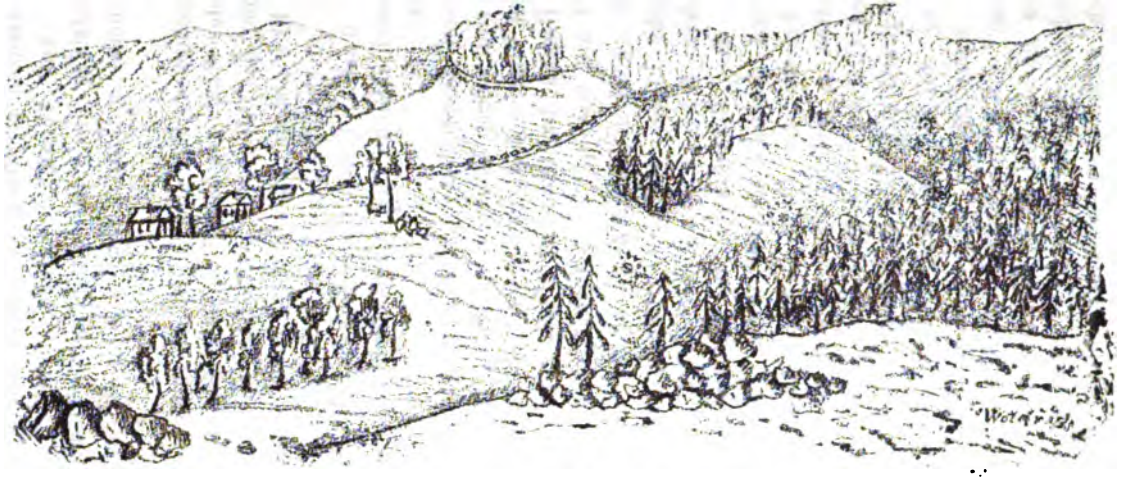
Anfangs des zwölften Jahrhunderts wurden in Böhmen nicht nur noch heidnische Lieder auf den Gräbern der Verstorbenen gesungen,[1]) sondern Břetislav II. (1092—1100) war besonders besorgt, das Heidenthum in Böhmen völlig auszurotten, denn „noch immer opferten viele Bauern insgeheim den „Dias"en, beteten zu ihren alten Hausgötzen (škrety), begruben ihre Todten in heiligen Hainen (háj, hájek) und feierten Tryznen über ihren Gräbern."[2]) Břetislav befahl daher alle die heiligen Haine in Brand aufgehen zu lassen.

In Erwägung dieser Umstände und des oben besprochenen Befundes, unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass der „Hajek bei Putkau" einer der letzten erhaltenen heiligen Haine aus der jüngsten heidnischen Zeit Böhmens ist, und aus dem zwölften Jahrhunderte stammen dürfte, wenn er nicht noch jünger ist, da sich vermuthlich heidnische Sitten und Gebräuche, an denen das Volk so zähe hing, in den abgelegenen Gebirgsgegen-

[1]) F. Hecht. Das Homilar des Bischofs von Prag, 1863.
[2]) F. Palácky. Geschichte von Böhmen, I. B., S. 336.

Fig. 5.

N.



S.

W.

Putkau. Hájek. Vénec.

den des Böhmerwaldes noch tiefer in das Mittelalter hinein erhalten haben dürften. Die jetzige Bevölkerung hat keine Ahnung mehr von der einstigen Wichtigkeit dieser Stätte. Es sei noch erwähnt, dass am Fusse des Hajek bei Spule vor einigen Jahren bei Erweiterung der Mühle in einer Steinmauer Aschenurnen gefunden und leider zertrümmert wurden.

Da wohl nicht leicht ein solcher Hain aus heidnischer Zeit so gut erhalten sein dürfte, wie der vorliegende, habe ich von Westen aus unterhalb Račau den Anblick desselben skizzirt, von wo man im Hintergrunde auch den alten Věnec erblickt, wie dies die vorliegende Skizze, Fig. 5, zeigt.

Ueber einen Gräberfund bei Ober-Hollabrunn in Nieder-Oesterreich.

Vorgetragen in der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft in Wien am 13. April 1875.

Von **Ernst Specht**, Mediciner.

Im October 1873 sandte Herr Graf H. Wurmbrand an das hiesige anatomische Institut eine Kiste mit aufgefundenen menschlichen Ueberresten zur Untersuchung.

Herr Hofrath Professor Langer betraute mich mit der Aufgabe, den Fund zu bearbeiten, und auf mein Ansuchen hatte Herr Graf Wurmbrand die Güte, mir folgende Notiz zu übersenden:

„Im Monat Juli 1873 meldeten mir einige Ziegelschläger aus einem in der Nähe befindlichen Ziegelschlage, dass selbe während des Lehmgrabens auf Knochen gekommen seien. Sofort begab ich mich in Gesellschaft des Grafen Hieronymus Mansfeld zur Fundstelle und habe dort Folgendes erhoben:

Der Fundort liegt in der Gemeinde Ober-Hollabrunn, Bezirkshauptmannschaft Ober-Hollabrunn. Unweit des Dorfes Wolfsbrunn[1]) erhebt sich ein Hügelzug, der gegen Norden zu sanft abfällt, und beiläufig 50 Fuss über der Thalsohle liegt. Nahe der Spitze des Hügels ist ein Ziegelschlag, an dessen südlicher Seite in einer Tiefe von 8 Fuss einzelne Knochen aus dem Lehme hervorragten.

---

[1]) Ich wählte die Bezeichnung Ober-Hollabrunn, weil der Fundort Wolfsbrunn in der Gemeinde Ober-Hollabrunn gelegen ist.

Lagerung.

½ Fuss Ackererde, 7 Fuss Lehm, dann ½ Fuss schwarzer Erde (nicht Asche).

Die Skelete lagen horizontal, mit den Schädeln gegen Süd, und den Füssen gegen Nord neben einander, doch nicht regelmässig, indem die Beine des einen, über die Beine des anderen zu liegen kamen. Bei einigen lagen die Hände unter den Schädeln, und ein Schädel war nach der Seite gekehrt, so, dass man den Eindruck einer unregelmässigen Bestattung bekam.

Da die 8 Fuss hohe Lehmmasse nicht entfernt werden konnte, musste ein höhlenartiger Schacht ausgegraben werden, um zu den Skeleten zu gelangen, so dass nicht alle vier Skelete blossgelegt werden konnten, sondern successive herausgenommen werden mussten.

Die Knochen waren so morsch, dass die meisten bei der ersten Berührung zerfielen. Blos bei einem Schädel gelang es, denselben sammt der ihn umgebenden Erdmasse intact herauszunehmen.

Sobald die Skelete sammt allen Knochen entfernt waren, hörte die schwarze Erde auf, und es trat wieder der reine Lehm zu Tage. Das Erdreich, in dem sie lagen, gehörte dem Alluvium an.

Bei den Skeleten wurden eine kleine Steinaxt aus Sandstein und, soviel mir erinnerlich ist, einige Gefässscherben gefunden."

Soweit die Fundnotiz.

Meine Aufgabe war zunächst auf die Isolirung der einzelnen Skelettheile, insbesondere aber der Schädelfragmente, gerichtet, um aus letzteren ein für den Fund entsprechend wichtiges Ganze zusammen zu setzen. Anfangs hatte ich wenig Hoffnung auf Erfolg, denn der Inhalt der Kiste war nicht darnach beschaffen, ein günstiges Resultat erwarten zu lassen.

Wirbel, Rippen, meist zerbrochen, Fragmente von Extremitäten, Schädeln und Becken lagen mit einer Anzahl Thierknochen durcheinander, vermengt mit dem Erdreich, aus dem sie ausgehoben worden waren.

Die genauere Analyse des Fundes ergab, dass hier die Ueberreste von vier an Alter und Geschlecht verschiedenen Individuen vorliegen, indem auf die Zahl die vier Schädel, je vier Oberarme und Oberschenkelknochen der rechten und linken Seite, auf das verschiedene Geschlecht aber der anato-

mische Befund an den vorhandenen Becken hinweisen. Ich werde zunächst die Beckenfragmente besprechen.

Von besonderer Wichtigkeit scheint es mir, besonders auf zwei Becken hinzuweisen.

Von ihnen ist eines einem jugendlichen Individuum angehörig, dessen Alter ungefähr in das 14—16. Lebensjahr fällt. Es ist davon vorhanden: das linke und rechte Darmbein, sowie das linke Sitz- und Schambein. Diese beiden letzteren sind entsprechend den Fugen des Beckens in der Gelenkpfanne von einander getrennt, ebenso zeigt auch der absteigende Schambein- und der aufsteigende Sitzbeinast noch die lose Verbindung, die hier in Knorpelform bestanden.

Die fortgeschrittene Entwickelung des Knochens als Ganzes hat somit noch nicht jenen Grad der Vollendung erreicht, der auf eine höhere Altersstufe, als 16 Lebensjahre schliessen lässt.

Da die Knorpelfuge im Grunde der Pfanne erst im 15—17. Lebensjahre verstreicht, von welchem Zeitraume an die 3 Hüftknochen einen einzigen Knochen darstellen, so wird dieser Umstand, verbunden mit der Kleinheit dieses vorliegenden kindlichen Beckens auf ein sehr junges Individuum hinweisen, und eben so führten mich Messungen, die ich an anderen Skeleten verschiedenen Alters, im hiesigen anatomischen Institut anzustellen Gelegenheit hatte, zur Ueberzeugung, dass das Kind, welchem dieses Becken angehörte nicht älter war, als 14—16 Jahre.

II. Das weibliche Becken.

Das zweite Becken, das sich in einem leidlich guten Zustande befindet, besteht aus den beiden Hälften, und es fehlt ein Theil des absteigenden Schambeinastes der linken Seite und das Kreuzbein. Scheinbar mag ein Zweifel über die Zusammengehörigkeit dieser beiden Beckenhälften entstehen, die vorgenommenen Messungen an den verschiedensten Theilen beider Hälften überzeugten mich bald, dass sie vollständig übereinstimmen.

Die anatomische Untersuchung ergibt einen Charaktercomplex, der zweifellos für ein weibliches Becken spricht, ganz abgesehen von der Gracilität dieser Knochen, die sich namentlich in der geringen Entwickelung der cristae und tubera zeigt.

Eine sehr geringe Convergenz der Sitz- und Schambeinäste verbindet sich mit grosser Zartheit dieser Knochen, demnach ist das kleine Becken vom Eingange bis zum Ausgange gleichmässig weit, der Cylinderform genähert.

Das foramen obturatum erscheint in einer nahezu dreieckigen Umrandung mit scharfen Rändern. [1])

Die linea terminalis ist in einer weiten Curve gespannt, besonders lang ihr Darmbeinstück. Ich mass diese Linie von dem tuberculum pubicum bis zu demjenigen Punkte, wo sie das planum auriculare des Darmbeines trifft mit 11·2 Cm. in der Sehne, während die Messung derselben Linie an einem anderen, dem Funde noch zugehörigen Beckenfragmente 10·5 Cm. ergibt. Leider lässt sich über die Conjugata nichts Bestimmtes sagen, da, wie schon erwähnt, das Kreuzbein fehlt. Aus den angegebenen Punkten aber geht hervor, dass dieses Becken einem Weibe angehörte, da alle dem weiblichen Becken zukommenden charakteristischen Merkmale genau mit ihnen übereinstimmen.

III. Männliches Becken.

Das dritte vorliegende Becken ist zwar sehr defect, doch sind von ihm einige nicht unwesentliche Bestandtheile behufs der Diagnostik vorhanden:

Das linke Darmbein mit einem Theile des planum auriculare, ein Stück des horizontalen Schambein- und des absteigenden Sitzbeinastes der linken Seite. Von der rechten Seite blos das planum auriculare des Darmbeines, der horizontale Schambeinast mit dem tuberculum pubicum, und der absteigende Sitzbeinast mit dem tuber ischei. Der Grund des acetabulum ist an beiden Stücken herausgebrochen. Der grösste Theil des os sacrum ergänzt dieses Becken einigermassen, und zwar so, dass wir es als ein männliches zu bezeichnen haben werden. Würde uns schon die starke Knochenentwicklung zu dieser Diagnose führen, so haben wir umsomehr Berechtigung dazu, wenn wir die kurze Sehne der linea terminalis mit 10·5 gegen 11·2 Cm. des vorhergehenden beachten, woraus sich ein enger Beckeneingang ergibt. Wenn wir das vorhandene Fragment des Kreuzbeines zwischen die beiden Beckenhälften einschieben, so sehen wir jene dem männlichen Becken eigenthümliche, herzförmige Begrenzung des Beckeneinganges entstehen.

Die Sitz- und Schambeinäste convergiren stark nach abwärts, somit ist das Becken nach seinem Ausgange zu verengt, eine Eigenthümlichkeit des männlichen Beckens.

Vom vierten Becken ist nichts vorhanden als die beiden

---

[1]) Siehe Meckel, Handbuch der Anatomie, II. B.

acetabula mit ihrer nächsten Umgebung, es mag ebenfalls einem Manne, und zwar jüngeren Alters angehört haben.

Obere Extremität.

In Kurzem nur will ich der oberen Extremität Erwähnung thun, da die betreffenden Knochen keine wesentlichen Momente darbieten. Eine Anzahl von Bruchstücken der Clavicula, Scapula, ferner 4 rechte und linke zerbrochene Oberarmknochen, die dazu gehörigen Knochen des Vorderarms und eine Anzahl Handwurzelknochen und Phalangen repräsentiren die Extremität; sie sind derartig, dass wir sie Menschen von kräftig entwickeltem Knochen- und Muskelbau angehörig bezeichnen werden.

Untere Extremität.

Davon sind vorhanden: vier Oberschenkel der linken und rechten Seite, die meist zerbrochen sind, Unterschenkelknochen, sowie einige Fusswurzelknochen und Phalangen.

Die Oberschenkelknochen des älteren Mannes sind stark, derb, mit kräftig entwickelten Muskelhöckern, Leisten und Gelenksknorren, was auf einen tüchtigen Muskelapparat dieses Individuums schliessen lässt. Die Knochen der übrigen Individuen sind leichter im Baue, und ihre Muskelansätze geringer.

Von einigem Interesse dürfte es sein, die Körperlänge dieser Individuen annähernd berechnet zu wissen.

Nimmt man nämlich an, dass die vierfache Oberschenkellänge die gesammte Körperlänge gibt, so haben wir für:

I. Ober-Schenkel (Aelterer Mann)	$16^3/_4$"
Körperlänge	5' 7"
II. Ober-Schenkel (Jüngerer Mann)	$16^1/_4$"
Körperlänge	5' 5"
III. Ober-Schenkel (Weib)	14"
Körperlänge	4' 8"

Da von den kindlichen Schenkelknochen die oberen und unteren Epiphysen fehlen, so konnte von ihnen kein Maass angegeben werden.

Die Grösse dieser Menschen kann also als eine die Mittelgrösse nicht übersteigende bezeichnet werden.

Der Schädel.

Das meiste Interesse an dem Funde bieten die Schädel, ein Interesse, das begreiflicher Weise an jedem der bisher gemachten Funde in den Vordergrund tritt. Vorliegende Schädel

zeigen eine ausgezeichnet dolichocephale Form, die aber in keinem pathologischen Process, namentlich nicht in einer Synostose der Pfeilnaht ihren Grund hat; hier sind sämmtliche Nähte deutlich vorhanden, an manchen Schädeln hingen die Parietalknochen lose aneinander, und konnten beliebig auseinander genommen und wieder zusammengefügt werden, wie am Schädel des jüngeren Mannes, des Weibes und des Kindes. Da schon aus der Untersuchung des Beckens constatirt ist, dass in dem Funde von Hollabrunn die Ueberreste von vier an Alter und Geschlecht verschiedenen Individuen vorliegen, die eines älteren, eines jüngeren Mannes, eines Weibes und eines Kindes, so kann ich dem entprechend an die Detailbeschreibung der Schädel gehen.

I. Aelterer Mann.

Dieser Schädel liess sich aus den zahlreichen Bruchstücken fast vollständig herstellen, nur ein Theil der basis cranii vom foramen magnum occipitis angefangen ist defect. Der Gesichtstheil besteht aus der oberen und seitlichen Umrandung der Orbitae, der Oberkiefer ist entsprechend der Verbindung mit den Jochbeinen herausgebrochen, und ein Theil der Nasenbeine befindet sich in lockerer Nahtverbindung mit dem processus nasalis des Stirnbeines. Die Augenbrauen- und Stirnhöcker sind mässig entwickelt und zwischen beiden läuft quer über die Stirne eine leichte Depression, die Scheitelhöcker sind nicht deutlich ausgesprochen.

Der Schädel (orientirt im Horizonte des Jochbogens) zeigt eine schön gewölbte, fast senkrecht aufsteigende Stirne, deren Wölbung gleichmässig über den Scheitel hinweg bis zur Lambdanaht zieht, von wo an das Hinterhaupt kapselartig nach hinten vorspringt, wodurch man den Eindruck zweier verschiedener aneinander stossenden Curven bekommt.

Die norma verticalis und lateralis zeigen ein langes und schmales Oval mit vorzüglicher Längsentwickelung des Hinterhauptes. Die plana temporalia sind flach, hoch, die processus mastoidei stark und lang, die protuberantia externa des Hinterhauptes stark entwickelt.

Die Oberfläche des Schädels ist leicht rauh, gelblichbraun; allenthalben sind weisse, seichte und vielfach verzweigte Furchen bemerkbar, welche offenbar die Abdrücke von Pflanzenwurzeln darstellen; ich sah wenigstens an Leichenhöfen zu wiederholten-

malen Knochen, die wie mit Wurzeln von Gräsern überzogen waren, so dass ich mir recht gut die Abdrücke von solchen Wurzeln am macerirten Knochen denken kann. Die Cerebralfläche des Schädels zeigt deutlich die Abdrücke von Hirnwindungen, gut entwickelte und reich verzweigte Meningenfurchen, sowie in der Nähe der Coronarnaht einige, mehr weniger tiefe Grübchen für die Parchionischen Drüsen. Die crista frontalis interna ist stark entwickelt, und theilt sich gabelförmig nach hinten. Das Schädeldach zeigt sich nirgends verdickt. Die sinus frontales fassen wenig Raum in sich und der linke ist kleiner als der rechte. Das foramen magnum occipitis lässt auf eine längliche Form schliessen, da der vorhandene hintere Theil dieses Foramens einen gegen die Hinterhauptsschuppe einspringenden ziemlich scharfen Winkel bildet, was bei dem Vorwalten der Länge gegen die Breite an dem dolichocephalen Schädel begreiflich wird. Die Nähte sind deutlich und offen, die Pfeil- und Lambdanaht lang und wenig gezackt, die Coronarnaht kurz und reichzackig.

Da der Schädel aus einer grossen Anzahl (34) von Bruchstücken zusammengesetzt werden musste, so sind die nachfolgenden Maasse nicht auf die Kleinheit von Millimetern gesichert.

Auf die bedeutende Grösse dieses Schädels weist ein Horizontalumfang, der bestimmt nicht unter 56 Cm. liegt.

Aus der Länge von 20—21 Cm. und der Breite von 13·5—14 ergibt sich ein Index, der zwischen 64—67 liegt, ein Verhältniss also, das für die ausgezeichnete Dolichocephalie dieses Schädels, und zwar mit offenen Nähten spricht.

Aus dem Vergleiche mit den in Virchow's Abhandlung „Ueber alt- und neu-belgische Schädel“ [1]) angegebenen Maassverhältnissen über die Schädel von Engis, Cro-Magnon, Chauvaux geht hervor:

1. Der Hollabrunner Schädel (vom älteren Mann) übertrifft an Länge den Schädel des Erwachsenen von Engis um 1—2, den von Cro-Magnon (Greis) um 0·5 und den Schädel von Chauvaux um 1—2 Cm.

2. Die Breitenverhältnisse gestalten sich so, dass der Hollabrunner dem Engisschädel nahezu gleich kommt, gegen Cro-Magnon um 1· schmäler ist, dem von Chavaux wieder gleich steht.

Der Schädel von Brüx stand mir im Originale zu Gebote,

[1]) Archiv für Anthropologie, VI. B., 1. und 2. Vierteljahrsheft.

und ich habe ihn eingehend mit dem Hollabrunner verglichen, und zwar desshalb, weil er, abgesehen von der pathologischen Beschaffenheit seines Knochens eine so ausgezeichnete Längenentwicklung aufweist. Zum Vergleiche dienten mir die aus Herrn Luschan's Arbeit „Ueber die Funde von Brüx" entnommenen Maassverhältnissen, und seine Curve, die ich in die Curve des Hollabrunners einzeichnete, [1]) woraus ersichtlich ist, dass der Hollabrunner Schädel im Ganzen länger ist, aber nicht im Stirntheile, da die Coronarnähte zusammenfallen, sondern erst im Scheitel- und Hinterhaupstheile, weil beim Brüxer Schädel die Curve schon früher nach unten ablenkt, während beim Hollabrunner erst später und weniger scharf die Abbiegung des Hinterhaupts erfolgt.

Ausserdem zeigt die directe Messung beider Schädel, dass der Brüxer mindestens um 0·5 Cm. kürzer und 1 Cm. schmäler ist, als der Hollabrunner.

Im Vergleiche mit anderen der dolichocephalen Form angehörigen Schädeln ergibt sich, dass der Schädel des älteren Mannes aus dem Hollabrunner Funde unter den bis jetzt aufgefundenen dolichocephalen Schädeln mit offenen Nähten einer der längsten ist, und dass er am nächsten dem Schädel des Greises von Cro-Magnon steht. (Siehe Maastabelle.)

II. Schädel des jüngeren Mannes.

Von ihm ist nichts vorhanden, als die sehr defecte Calvaria, denn von letzterer fehlen ein grosser Theil des rechten Scheitelbeines, ein kleinerer der linken Seite, die ganze Hinterhauptsschuppe bis auf ein kleines Stück, und die beiderseitigen Schläfeknochen.

Die Augenbrauen, und Stirnhöcker sind mässig entwickelt, die Stirnhöhlen geräumig, die plana temporalia, so weit es eben bestimmbar ist, flach und hoch.

Die vorhandenen Nähte sind offen, auch an der Cerebralfläche lose. Die Knochen sind an ihrer Oberfläche leicht rauh, von gelber Färbung, an ihren Bruchflächen fein porös, an der Kronennaht und dem vorhandenen Hinterhauptsantheil ziemlich dick. Die Cerebralfläche zeigt eine starke crista frontalis, wenige Pacchionische Gruben, und gut entwickelte Meningealfurchen. Im vorderen Stirntheil sind die juga cerebralia und impressiones digi-

[1]) Sämmtliche Zeichnungen sind geometrisch mittels des Lucae'schen Apparates nach den Originalien angefertigt.

tatae für die Windungen der Stirnlappen des grossen Gehirnes reichlich bemerkbar.

Die Stirne ist hoch, und die Wölbung setzt sich ungefähr bis zur Mitte des Scheitels fort, von da an aber biegt sie rasch nach unten ab, so dass hier nicht diese ausgezeichnete Längenentwickelung des Hinterhauptes zu Stande kommt, wie am vorhergehenden Schädel. Insoweit es möglich war, Maasse an dieser Calvaria abzunehmen, ist es geschehen, und ich fand die Länge mit 18, die Breite mit 13 Cm., also einen Index von 72, demnach ist auch dieser Schädel der normal dolichocephalen Reihe einzuschalten. Es ist der Schädel von Chauvaux, dem er am meisten sich nähert.

Gegen den Schädel des Erwachsenen von Engis ist der Hollabrunner II, um 1·2 Cm. kürzer, 0·4 schmäler, gegen Cro-Magnon (Greis) 2 Cm. kürzer, 1·9 schmäler, gegen Brüx um 2·1 kürzer, 0·5 breiter.

Leider ist der vorliegende Schädel in einem so schlechten Erhaltungszustande, dass sich ausser den bezeichneten Verhältnissen nichts weiter angeben lässt.

III. Schädel des Weibes.

Dieser Schädel ist gegenüber den beiden oben beschriebenen von viel zarteren Formen, und man wird ihn bestimmt dem weiblichen Becken zugehörig bezeichnen können. Seine Oberfläche ist rauh, von erdfahler Färbung, die Bruchflächen fein porös von gleicher Farbe. Es fehlt von ihm die Basis cranii mit dem unteren Theile der Hinterhauptsschuppe, linkerseits jener Theil des Oberkiefers, der die untere Augenhöhlenbegrenzung bildet, sammt dem Jochbogenfortsatz. An der Calvaria fehlen einige kleinere Stücke des Stirnbeines und der Scheitelbeine, sowie rechterseits der processus mastoideus, der grosse Keilbeinflügel und ein kleiner Theil des Jochbogens; vom Unterkiefer fehlt der linke Ast.

Die Augenbrauen- und Stirnhöcker sind kaum wahrnehmbar, die sinus frontales geräumig, und durch eine sehr dünne Knochenlamelle von einander getrennt. Von der incisura nasalis steigt die Wölbung der Calvaria fast senkrecht in die Höhe, und geht ohne Unterbrechung über den Scheitel- und Hinterhauptstheil hinweg bis zur linea nuchae superior, von wo an sich die Curve stark zum Horizonte neigt; der höchste Punkt der Wölbung fällt ungefähr in die Mitte der Pfeilnaht, und hinter derselben bemerkt man eine

seichte Einsenkung, die sich bis zum Beginn der Lambdanaht verfolgen lässt. Die Ansicht von oben zeigt ein sehr langes schmales Oval, und die sutura coronaria lambdaartig gegen die Pfeihlnaht vortretend, so dass das Stirnbein winkelig zugeschärft zwischen die nach vorne schief absteigenden Scheitelbein-Ränder eingreift.

Betrachtet man den Schädel von hinten, so bildet er ein schmales hohes Fünfeck, und man bemerkt, wie sich entsprechend der Pfeilnaht ein leicht erhabener First über den Scheiteltheil weg gegen die vordere Hälfte des Stirnbeines zieht.

Der Gesichtstheil ist klein und schmal, die Stirnbreite beträgt nur 8·6 Cm., die vorhandene rechte Orbita ist niedrig und so gestellt, dass ihre äusseren Winkel tiefer stehen, als die inneren, die apertura pyriformis der Nase ist schmal. Die Kieferstellung ist eine orthognathe, die vorhandenen Zähne der Quere nach abgerieben, und zwar derart, dass selbst die Zahnkanäle frei zu Tage liegen.

A. Weisbach [1]) beschreibt in seiner Bearbeitung der vier in Böhmen aufgefundenen Schädel eine ähnliche Abschleifung oder Abreibung der Zahnkronen, und bringt sie zusammen mit einem gewissen Prognathismus, den diese Schädel darbieten, um nicht zu dem Schlusse einer besonderen Nahrung (Körner) zu gelangen. Nun haben aber die vorliegenden Hollabrunner Schädel entschieden orthognathe Kiefer, und zeigen, wie die böhmischen prognathen Gräberschädel, eine hochgradige Zahnabreibung, ein Gegensatz also, woraus anzunehmen ist, dass nicht der Prognathismus allein es ist, der die Zahnabnützung und zwar der Quere nach hervorruft, und dass daher die Möglichkeit einer starken Abnützung der Zähne durch feste Nahrung nicht ausgeschlossen werden kann, umsoweniger da auch bei dem zunächst zu beschreibenden kindlichen Schädel der vorletzte Backenzahn des rechten Unterkiefers vollständig abgerieben erscheint, und der entsprechende Zahn links schon die Spuren der Abnützung zeigt.

Die Cerebralfläche des Schädels zeigt gut entwickelte reichverzweigte Meningealfurchen, wenige Pacchionische Gruben und deutlich die Abdrücke der Windungen des grossen Gehirnes, eine starke crista frontalis und protuberantia occipitalis interna.

---

[1]) A. Weisbach: Vier Schädel aus alten Grabstätten in Böhmen. Archiv für Anthropologie. II. B., 1868, H. 3.

Auch an diesem Schädel sind alle Nähte deutlich vorhanden, er ist ein fast extremer Dolichocephalus, ausgezeichnet durch grosse Schmalheit; seine Länge beträgt 19, seine Breite 12, sein Index 63, und kommt an Länge dem weiblichen Schädel von Cro-Magnon am nächsten (letzterer ist nur um den unwesentlichen Bruchtheil von 0·1 länger), wie die am Schlusse beigefügte Maasstabelle zeigt.

IV. Schädel des Kindes.

Ein nicht geringes Interesse an dem Funde kann wohl der Schädel des Kindes beanspruchen, indem er vollkommen mit den übrigen bezüglich seiner Form übereinstimmt. Auch er gehört den Dolichocephalen an, da seine Länge 18·5, seine Breite 12, und sein Index 64 beträgt. Die Nähte sind vollständig offen, reich- und feinzackig, die Zacken fast nadelförmig, woraus sich auch ein Zeugniss für das jugendliche Alter dieses Individuums ergibt. Der Hirnschädel ist dünnwandig, die Bruchflächen fein porös, die Oberfläche glatt von gelber Färbung.

Die norma lateralis und verticalis zeigen ein langgestrecktes Oval, die Stirne ist schön gewölbt und aufsteigend. Von den Augenbrauenhöckern ist kaum die Spur bemerkbar, die Stirn- und Scheitelhöcker sind mässig entwickelt. Die Erhaltungsweise dieses Schädels lässt wohl viel zu wünschen übrig. Grosse Stücke der beiderseitigen Seitenwandbeine, der rechte Oberkiefer, und die basis cranii fehlen. Im letzten Antheil der Pfeilnaht war ein Wormianischer Knochen vorhanden, der aber ausgefallen und unter den Knochen des Fundes nicht mehr zu finden war.

Der Unterkiefer ist zart, niedrig und enthält beiderseits den vorletzten, linkerseits noch den ersten Backenzahn. Der vorletzte Backenzahn der rechten Seite zeigt sich bedeutend mehr abgerieben, wie der linke. Der vorhandene linke Oberkiefer trägt den Eckzahn, und den ersten und zweiten Backenzahn. Die Form der Kiefer lässt eine orthognathe Stellung vermuthen, das Gesicht ist klein und schmal. Die Cerebralfläche des Schädels weist tiefe Meningealfurchen und Abdrücke von Gehirnwindungen namentlich im Stirntheile auf.

Die Protuberantia occipitalis ist stark entwickelt. Die nahezu vollständige Uebereinstimmung der Maasse dieses Schädels mit denen des Schädels vom Engiskinde, lässt beider Aehnlichkeit ausser Zweifel.

Ausser den bis jetzt angeführten Vergleichen der einzelnen Schädel mit den von Virchow beschriebenen Schädeln und der Brüxer Calvaria zeigen die Hollabrunner eine auffallende Aehnlichkeit und Verwandtschaft im Typus mit den von H. Dor[1]) beschriebenen drei Schädeln aus den schweizerischen Pfahlbauten, und namentlich gilt dies von den Schädeln von Greng und Möringen. Wenn aber die Indices der Hollabrunner von dem des Schädel von Greng dessen Index sich auf: 81·6 beziffert, abweichen, so ist in Betracht zu ziehen, dass derselbe ein Stirnnahtschädel ist, wodurch bei ihm die Breitendurchmesser bedeutend höher zu stehen kommen als bei den Hollabrunnern. Anders bei dem Schädel von Möringen, dessen Index (71·8) dem Index der Hollabrunner, und unter diesen wieder dem des jüngeren Mannes (72) schon bedeutend näher steht.

Die vier Schädel von Hollabrunn zeichnen sich also durch fast extreme Dolichocephalie und durch grosse Schmalheit aus, ausserdem ist an dem Schädel des älteren Mannes der grosse Horizontalumfang mit 56 Cm. auffallend, ein Horizontalumfang, der nicht häufig vorkommt, und der, wie Dor bei seinen Schädeln bemerkt, als ein Curiosum hingestellt werden muss.

Die Uebereinstimmung der vier Schädel in der Form, die wir vom Schädel des älteren Mannes bis zum Schädel des Kindes wiederkehren finden, lässt es als höchst wahrscheinlich annehmen, dass wir es mit einer, einer Familie oder einem Stamme eigenthümlichen, also typischen Form zu thun haben, wozu noch der nicht unwesentliche Umstand tritt, dass sie einem und demselben Grabe entnommen sind.

An den Schädeln lässt sich keine Spur jener Kennzeichen finden, womit man sonst den Charakter von Thierähnlichkeit oder Wildheit zu verbinden gewohnt ist, ja der grosse Horizontalumfang lässt sogar auf eine reiche Gehirnentwickelung schliessen, so dass auch für diesen Fall die Worte Virchow's[2]) zur Geltung kommen: „dass man bei dem grossen Horizontalumfang auf eine reiche Gehirnentwickelung, und auf einen damit verbundenen nicht geringen Grad von Intelligenz der meisten alten Dolichocephalen schliessen

[1]) Notiz über 3 Schädel aus den schweizerischen Pfahlbauten, Bern 1873.

[2]) Virchow: Ueber alt- und neubelgische Schädel, p. 92, Archiv für Anthropologie, VI. B., 1. und 2. Vierteljahrsheft.

darf, woraus verständlich wird, wie sogar eine gewisse Höhe artistischer Fertigkeit und Neigung von Leuten erreicht werden konnte, welche unter der grössten Ungunst der äusseren Verhältnisse zu leben genöthiget waren."

Die Beilagen, die dem Funde zugehörig sind, als: eine kleine Steinaxt und einige Topfscherben, die in sehr primitiver Weise bearbeitet sind, lassen auf ein sehr hohes Alter schliessen; jedenfalls gehört der Fund nicht der historischen Zeit an, sondern der prähistorischen, und wir sind durch die Beigaben berechtigt, ihn in das Zeitalter der Bearbeitung von Stein-Instrumenten zu versetzen, da ja weder Bronze noch Eisen mitgefunden wurde.

Hieraus aber erhellt die Schwierigkeit, etwas über einen Volksstamm, dem die Leute von Hollabrunn angehörten, auszusagen. Gewiss ist es aber, dass sie von den Schädeln der heutigen Bewohner Nieder-Oesterreichs abweichen, bei denen eine Vermischung mit slavischem Blute unverkennbar ist, und zwar aus jener Zeit, wo sich das grossmährische Reich über einen grossen Theil Nieder-Oestereichs ausbreitete; Zeugniss dessen noch Benennungen slavischen Sprachstammes von vielen Orten, Bergen und Flüssen in Nieder-Oesterreich.

Ziehen wir aber in Erwägung, an welch' weit entlegenen Punkten Europas die Grenzen liegen, innerhalb welcher in europäischen Ländern dolichocephale Schädel gefunden wurden, so wird daraus ebenfalls die Schwierigkeit einer Einreihung in irgend einen Volksstamm oder eine Rasse ersichtlich. Wir müssen vom germanischen Schädel absehen, selbst bei der nicht verkennbaren Aehnlichkeit vorliegender Schädel mit den Schädeln der Funde der norddeutschen Ebene, selbst bei dem Umstande, dass der Hollabrunner Fund aus einem Landestheile stammt, der einst von germanischen Stämmen bewohnt war, und deren Unvermischtheit in Bezug auf Rasse schon Tacitus beschreibt; [1]) weil der germanische Schädel kein so hochgradiger Dolichocephalus ist, und weil vielmehr in neuerer Zeit nachgewiesen wurde, dass der germanische Schädel ein orthocephaler ist.

---

[1]) Tacitus: Ipse eorum accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationum connubiis infectos, propriam et sinceram, et tantum sui similem gentem extitisse arbitrantur.

Je weiter verbreitet aber in Europa solche prähistorische Funde mit dolichocephalen Schädeln gemacht werden, deren Form und Alter in einer gewissen Uebereinstimmung stehen, desto mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt die Annahme einer dolichocephalen Urbevölkerung von Europa, die ganz verschieden ist von den gegenwärtig lebenden Rassen und Stämmen Europas.

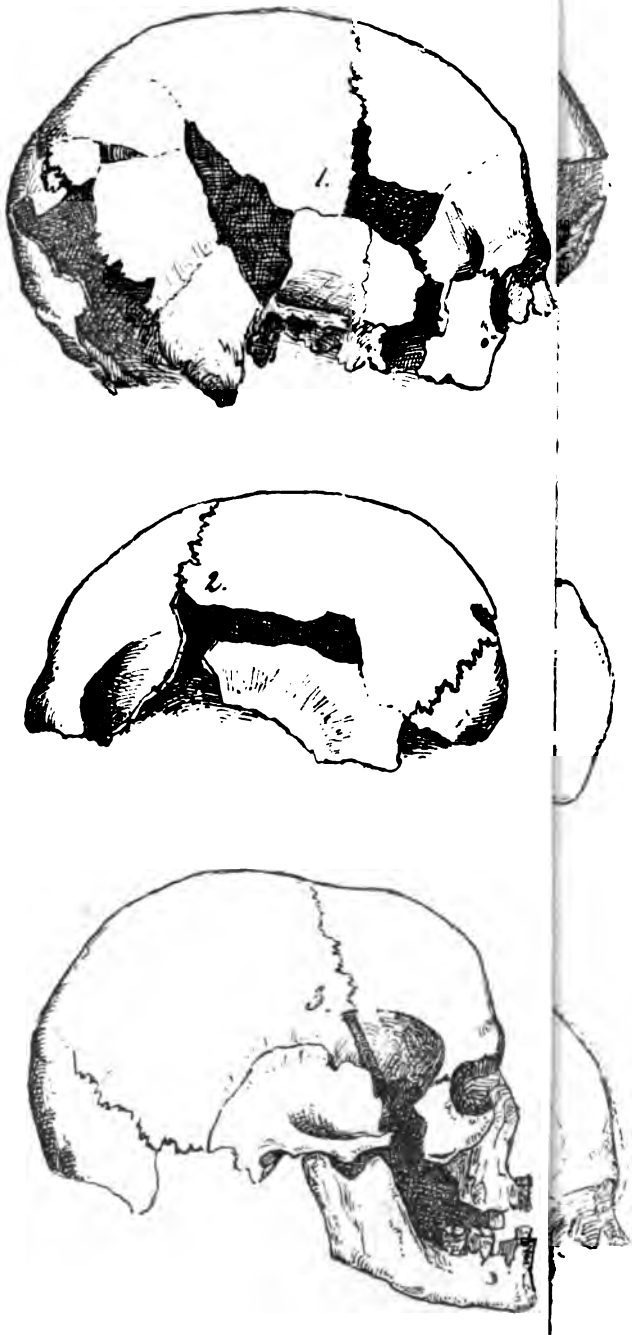
Was die Beerdigungsweise betrifft, so hat schon Graf H. Wurmbrand bei der Auffindung dieser menschlichen Ueberreste den Eindruck einer unregelmässigen Bestattung empfangen, wonach anzunehmen ist, dass die Leichen schlechtweg in eine Grube geworfen wurden, gewiss eine primitive Bestattungsweise, und dass hier von einem eigentlichen Todtencult nicht die Rede sein kann. Die Skelete lagen in Lehm, umhüllt von einer Schichte schwarzer Erde, und wie Graf Wurmbrand ausdrücklich in der Fundnotiz betont, nicht Asche; es lässt sich auch in der That an den Knochen keine Spur von Verbrennung wahrnehmen, wahrscheinlich aber ist, dass das die Leichen zunächst umgebende Erdreich durch die Maceration eine schwarze Färbung erhalten habe.

Herr Professor C. Wedl hatte die Güte, Skelettheile vom Hollabrunner Fund histologisch zu untersuchen, und da zeigte sich, dass namentlich das Zahnbein, bis nahe an die Grenze des Emails hin von reichlichen Pilzen durchsetzt ist. Die Anordnung ist eine verschiedene. An manchen Stellen sind diese Vegetationen wie zu Klumpen vereinigt, während andere Pilzfäden isolirt verlaufen, letztere sind wieder verschieden situirt, indem sie einerseits geradlinig verlaufen, und hier dem Zuge der Zahnkanälchen folgen, andererseits aber sieht man sie Nebenzweige abgeben, die fast rechtwinkelig vom Hauptstamme abgehen und sich abermals verzweigen.

Dass es Pilzbildungen sind, steht ausser allem Zweifel, welcher Form aber sie angehören, das ist schwer zu entscheiden. Manche von diesen Formationen sind schon zerfallen, während an anderen der Charakter von Pilzen sofort zu erkennen ist.

Bekanntlich sind am Neanderschädel [1]) von Mayer in Bonn schwarze kleine Flecken beobachtet worden, die sich hinterher, mit der Loupe betrachtet, als zierliche Dendriten herausstellten, namentlich ist es die Cerebralfläche des Schädels, wo sie am reichlichsten zu finden waren. Mayer machte aufmerksam, „dass auch an

[1]) Siehe Schaaffhausen: Zur Kenntniss der ältesten Rassenschädel. Müllers Archiv für Anatomie und Physiologie. 1858, 5. H., pag. 458 und 459.



Beilage zu Nr. 8 u. 9 der Mittheilungen der anthropol. Ges ellschaft in Wien. sper in Wien.

anderen Thierknochen, namentlich von Ursus spelaeus, vorzüglich schön aber an den Knochen und Zähnen von Equus adam., Elephas primigen. etc aus den Höhlen von Balve und Sundwig solche dendritische Krystallisationen gefunden wurden."

Diese Dendriten wurden früher als Zeichen der Fossilität solcher Knochen gehalten, es wurde aber später gezeigt, dass man selbe auf viel jüngeren Knochen finden, und selbst auf Papier innerhalb verhältnissmässig kurzer Zeit darstellen könne.

Nun wäre es interessant, dergleichen Formationen von obengenannten Objecten zu untersuchen, ob sie nicht, und inwiefern übereinstimmen mit den Pilzbildungen, die von Prof. Wedl an dem Hollabrunner Funde beobachtet worden sind, da diese durch ihre Anordnung sehr leicht die Täuschung von Dendriten geben können.

Maasstabelle.

	Hollabrunner				Engis		Cro-Magnon		Brüx	Chauvaux
	Aelterer Mann	Jüngerer Mann	Weib	Kind	Erwachsener	Kind	Greis	Weib		
Horizontale Circumferenz	56	51(?)	50	50	52 5	50	56 8	54	53	50·4
Länge	20—21	18	19	18·5	19·2	18·3	20.2	19·1	20·1	18·6
Breite	13·5—14	13	12	12	13·4	12·7	14·9	13·7	12·4	13·4
Längenbreiten-Index	64—67	72	63	64	69·5	69·6	73·8	71·7	61·2—62·2	71·8
Sagital-Umfang Stirnbein	13·5	13	12	12	13·4	11·5	14·5	13·5	14·4	12·9
Sagital-Umfang Pfeilnaht	13·3	14	13	12	13·8	11·3	13·3	13·3	13·3	12·9
Sagital-Umfang Hinterhaupt	13·5	—	—	14(?)	12·5	10·4	12·7	—	—	11·5

Erklärung der Abbildungen.

Fig. 1. Lateral- und Verticalansicht des Schädels vom älteren Manne.
Fig. 2. Lateral- und Verticalansicht des Schädels vom jüngeren Manne.
Fig. 3. Lateral- und Verticalansicht des Schädels vom Weibe.
Fig. 4. Lateral- und Verticalansicht des Schädels vom Kinde.
Fig. 5. Calvaria des älteren Mannes von Hollabrunn mit der eingezeichneten Calvaria (punktirte Linie) von Brüx.

Ein Akka-Weib

von **Ernst Marno.**

In meinem vorigen Schreiben erlaubte ich mir Zeichnung und Massangaben eines jungen weiblichen Akka- oder Tikki-Tikki-Individuums einzusenden, welches ich auf der Seriba Ghaba Schambi am Bahr el Gebel getroffen hatte. Auf meiner Reise in das Land der Makraka fand ich nun auf einer Seriba ein zweites weibliches und zwar vollkommen entwickeltes und ausgewachsenes Individuum dessen Charakteristik und Masse umstehend folgen.

Dieses Weib glich in seiner äusseren Erscheinung ganz dem früher gesehenen Mädchen, war aber in psychischer Beziehung das Gegentheil. Als sie uns vorgeführt wurde, fürchtete sie sich sehr, denn sie hatte noch keinen Europäer gesehen, dachte, dass man sie nun schlachten und essen würde und weinte daher bitterlich.

Die gebotenen Perlen etc. machten sie vertraulicher und in wenigen Tagen war sie ganz heimisch, lachte, plauderte und scherzte mit den anderen Mädchen (mit einem Monbuttu-Mädchen kann sie sprechen und hat, während sie auf den Seriben war, auch etwas Arabisch gelernt) und wusste sich über diese bald eine Art Superiorität zu erringen.

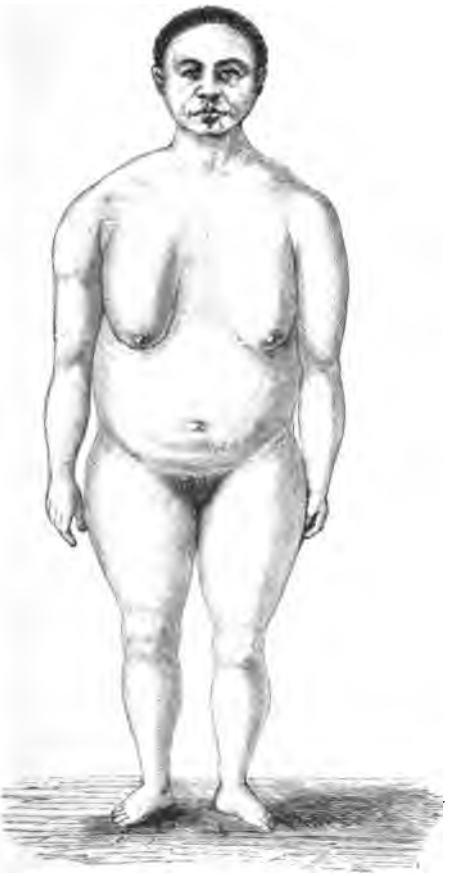
Sie ist von äusserst lebhaftem und freundlichem Temperamente, fasst Alles, was man ihr sagt, sehr geschickt an und hat sich durch ihr drolliges Wesen allgemein beliebt gemacht.

Wenn noch ein Zweifel obwalten würde, ob die Akka wirklich als ein Zwergvolk zu betrachten seien, so würde dies weibliche, ausgewachsene Individuum denselben vollkommen heben. Ausserdem habe ich auch Lanzen dieses Volkes gesehen. Sie haben die Länge von 120 Cm., wovon auf die Eisenspitze 26 Cm., auf das ebenfalls eiserne untere Ende 12 Cm. kommen.

Nähere Beschreibung.

Akka oder Tikki-Tikki,
weiblichen Geschlechtes,
zwischen 20 und 25 Jahren.
Schädelform: breit, eher kurz als lang. (mesoceph.)
Kieferstellung: prognath.
Körperform: gedrungen, kurz, breit.
Farbe der Haut: licht kaffeebraun.
Lippen: röthlich.

Ernst Marno. Ein Akka-Weib.



Beilage zu Nr. 8 u. 9 der Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft in Wien.

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN.

Haare: schwarz, kraus.
Nägel: normal, fleischfarbig.
Iris: graubraun.
Ohr: normal, eher gross als klein.
Nase: kurz und breit.
Mund: wenig wulstig, aber vorstehend und scharf geschnitten.
Brust: breit, die Brüste gefallen.
Bauch: gross, vorstehend.
Aeussere Genitalien: normal, wie die Achselhöhlen schwach behaart.
Gesicht: breit und ovalrund.
Hände, Füsse und Waden: normal, klein und zierlich.

Massangaben:

Aufrechte Höhe	136	Cm.
Kopfhöhe	22·25	„
Stirnhöhe	74·5	Mm.
Nasenlänge	35·5	„
Nasenscheidewand — Mundspalte	23·0	„
Mundspalte — Kinn	35·5	„
Längsdurchmesser des Kopfes	17·5	Cm.
Kopfbreite	14·5	„
Kopfumfang	52·5	„
Kopfbogen	37·0	„
Jochbreite	12·0	„
Länge der Schädelbasis	11·0	„
Nasenansatz	11·0	„
Kiefervorsprung	13.0	„
Halslänge	6·0	„
Rumpflänge	41·0	„
Brustumfang unter den Hängebrüsten	75·0	„
Lenden (Bauch-Umfang)	87·0	„
Beckenumfang	94·0	„
Schulterbreite, hintere	39·0	„
Abstand der Brustwarzen	25·5	„
Brüste	25·5	„
Oberarm-Länge	29·0	„
Unterarm-Länge	22·5	„

Hand-Länge, Mittelf.	17·0	Cm.
Oberschenkel-Länge	32.0	„
Unterschenkel-Länge	35·0	„
Fussrücken-Länge	18·5	„
Fusssohlen-Länge	20.0	„

Literatur.

Meyer, Adolf Bernhard. Lawson's Wanderungen im Innern von Neu-Guinea. (Separatabdruck aus der „Deutschen Rundschau." I, S. 65 ff.)

Eine eingehende und überaus treffliche Kritik des Lawson'schen Buches „Wanderings in the interior of New-Guinea", London, 1875, 8, auf die wir hiermit alle Naturforscher aufmerksam machen. Meyer weist darin nach, dass Lawson's Buch, dessen interessanter und für Kenner Neu-Guineas in der That wunderbarer Inhalt in England so viel Aufsehen erregt hat (selbst die „Academy" hat sich von Lawson hinters Licht führen lassen), eitler Humbug ist, dass Lawson gar nicht das Innere Neu-Guineas betreten hat und gleich einem speculativen Yankee, dessen in einer St. Francisco-Zeitung erschienener Artikel über einen Ausflug ins Innere Neu-Guineas im Jahre 1857 (S. 523) sogar ins „Ausland" gewandert ist, wahrscheinlich zur Belehrung und Unterhaltung seiner Landsleute oder gar auf „Bestellung" Annectionssüchtiger seine angeblichen Erlebnisse auf Neu-Guinea recht plump zusammengedichtet hat. F. M.

Notiz.

Die Bronce-Kesselspange aus Schrattenthal bei Pulkau, welche Herr Professor Dechant an Herrn Hofrath F. Ritter v. Hauer für das Museum unserer Gesellschaft neben anderen Objecten eingesendet hatte, und welche durch ihre kupferrothe Farbe auffiel, wurde durch Herrn C. John im Laboratorium der k. k. geologischen Reichsanstalt analysirt. Das Resultat ergab: Gehalt an Kupfer: 98·80 %, Gehalt an Zinn 1·22 %. Wld.

Das Museum der anthropologischen Gesellschaft befindet sich IX. Währingerstrasse 1 (alte Gewehrfabrik), neben dem Hörsaale des Professors Seligmann, und ist jeden Samstag von 11—1 Uhr Mittags geöffnet.

Die Bibliothek ist im selben Gebäude, und der Bibliothekar, Dr. J. E. Polak, Salzgries 33, ist erbötig Auskünfte zu ertheilen.

Jene Herren, welche Vorträge zu halten wünschen, werden ersucht, sich an den ersten Secretär, Dr. Wahrmann, I. Wollzeile 29, zu wenden.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. Hauer, Hofrath Carl Langer, Prof. Friedr. Müller, Dr. Wahrmann, Prof. Joh. Woldřich.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

V. Band. Ausgegeben den 30. November 1875. Nr. 10.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt. Ein Fund aus der Bronzezeit in Gmunden. Von Dr. Gustav Adolf Koch, derzeit Sectionsgeolog an der k. k. geologischen Reichsanstalt. — Ueber den Stand der urgeschichtlichen Forschung in Bayern. Von Dr. M. Much.

Ein Fund aus der Bronzezeit in Gmunden.

Von Dr. Gustav Adolf Koch,
derzeit Sectionsgeolog an der k. k. geologischen Reichsanstalt.

(Vorgelegt in der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft am 8. Juni 1875.)

Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, dass mir von befreundeter Seite über die zwei interessantesten Funde aus der Bronzezeit, welche im Jahre 1872 in Nieder- und Ober-Oesterreich gemacht wurden, die ersten Mittheilungen zukamen.

Leider gestatteten mir damals weder Zeit noch Umstände von denselben den weitgehendsten Gebrauch zu machen.

Eben war ich Anfangs Mai von einer grösseren geologischen Excursion, welche ich in Begleitung des Herrn Professors Dr. Ed. Suess unternommen hatte, aus Italien zurückgekehrt, als mir mir mein verehrter Freund und Studiencollege Professor J. Dechant aus Pulkau in Nieder-Oesterreich, derzeit am Obergymnasium zu Botzen, mittheilte, dass in seiner Heimath von Steinbrechern bei dem Abräumen eines Sandsteinbruches in nicht bedeutender Tiefe auf einem bewaldeten Hügel durchbohrte Knochen und Geweihstücke, welche zum Theil auch angebrannt waren, ferner ziemlich gut erhaltene Unterkieferreste nebst vielen Gefässscherben und Asche vorgefunden wurden.

Bei seiner genauen Kenntniss der üblichen Localverhältnisse war es für den Herrn Professor Dechant ein Leichtes die Arbeiter durch wiederholte Spenden an Geld und Wein, sowie durch freundliche Aufmunterung mit Worten dazu zu bewegen Alles, was an

solchen Resten vorgefunden würde, zu bergen und ihm zu reserviren.

Der freundlichen Einladung desselben bei ihm in Wien einige mitgebrachte Funde in Empfang zu nehmen und mit ihm in Pulkau die Fundstätte zu besuchen konnte ich nicht sofort nachkommen. Ich sprach damals gleich Herrn J. Dechant gegenüber meine Vermuthung dahin aus, dass man es hier wohl mit einer praehistorischen Begräbnissstätte zu thun haben dürfte und ich gab bezüglich der bei den Arbeiten zu beobachtenden Vorsichtsmassregeln noch einige wohlgemeinte Rathschläge.

Gleichzeitig theilte ich das, was mir bekannt geworden war meinen hochverehrten Lehrer Herrn Professor Ed. Suess mit, welcher mich aufforderte baldigst nach Pulkau zu reisen und an Ort und Stelle die nöthigen Studien zu machen.

Leider war ich durch unaufschiebbare zeitraubende Arbeit gehindert mich sogleich dahin zu begeben, und als ich überdies durch ein Versehen der Dienerschaft des Herrn Professor Dechant nicht in den Besitz der mir bereits dedicirten Funde kam, erfuhr ich, dass bereits Herr Professors J. Woldřich dieselben in Verwahrung habe, und dass von ihm persönlich die Untersuchungen in Pulkau vorgenommen wurden.

Der fleissigen Hand desselben verdanken wir die nähere Untersuchung und Beschreibung der Fundstätte in Pulkau und aus den damaligen Publicationen konnte man erfahren, dass man es daselbst mit einer Opferstätte aus der Bronzezeit und nicht, wie ich ursprünglich vermuthete mit einer Begräbnissstätte zu thun habe.

Ich erwähne alle diese Umstände, an dieser Stelle desshalb so ausführlich, weil man durch die Darstellung, welche Herr Professor J. Woldřich über diese Verhältnisse [1]) gab, zu mancherlei eigenthümlichen Auffassungen gelangen könnte und weil dadurch meinem Freunde J. Dechant, welcher von einem „versteinerten Horn", das „angebrannt" sei, zu Herrn Professor Woldřich spricht, geradezu statt des allergrössten und mackellosesten Dankes doch ein kleines Armuthszeugniss gegeben wird!

---

[1]) Vergleiche Nr. 1 des III. Bandes der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, pag. 2.

Ohne noch auf andere Details bei diesem Pulkauerfund einzugehen, wende ich mich nun zum zweiten Funde, welcher damals zu Gmunden in Ober-Oesterreich gemacht wurde.

Mein Bruder Friedrich Koch, evangelischer Pfarrer zu Gmunden, theilte mir mit, dass im Herbste 1872 die beim Bau der evangelischen Kirche beschäftigten Arbeiter, als sie eben den Heizcanal für die Kirche aushoben, in einer Tiefe von fast 9 Fuss auf eine grössere Partie von Knochen und Zähnen stiessen, welche wie in Asche gebettet schienen und grösstentheils so schlecht erhalten waren, dass sie beim Herausnehmen zerfielen.

Ausserdem fand man hier auch zahlreiche Scherben eines ziemlich dicken, aus schwarzem Thone gebrannten und unglasirten Gefässes, in dem sich augenscheinlich Asche befunden hatte. „Jetzt kommen wir auch zum Gelde" meinte einer der Arbeiter in scherzhafter Weise und als nun Tags darauf die Arbeiten fortgesetzt wurden, merkte derselbe, dass er etwa einige Klafter östlich von obigem Fundorte mit seiner schweren Haue einen harten Gegenstand durchgeschlagen habe, welcher ihm Glück verheissend metallisch entgegenblinkte.

Der Arbeiter ergriff den Fund, eine Celtennadel und eilte damit zum Uhrmacher, der mit einer Feile dieselbe von ihrer schönen Kruste befreite und vergeblich die Goldprobe daran vornahm.

Von meinem Bruder inzwischen zur äussersten Vorsicht aufgefordert, fand derselbe Arbeiter noch eine zweite Broncenadel, ein kunstvoll gearbeitetes und reichlich verziertes Stück von 8½ Zoll (226 Millimeter) Länge mit einem grossen runden nach oben zu etwas abgeflachten und nach unten rübenförmig sich verjüngenden Knaufe.

Auf den Knauf selbst kommt eine Länge von 21 Millimeter und auf den Stiel der Nadel fallen 205 Millimeter.

Während die erste Nadel verstümmelt und ihres schönen Ueberzuges beraubt wurde, blieb die zweite noch ziemlich gut erhalten.

Die Broncemasse derselben, in der wie gewöhnlich und besonders hier das Kupfer überaus stark vorherrscht, war überzogen mit jener spangrünen Schichte von kohlensaurem Kupferoxyd, die man gewöhnlich als Kupferrost oder Patina bezeichnet.

Diese Patinaschichte tritt aber nur dort an dem Objecte besonders deutlich zu Tage, wo bereits die äusserste emailartige Kruste, welche die Nadel überzog, ganz fehlt.

Diese äusserste eigenthümliche Kruste ist von rostbrauner Färbung und hat kaum die Dicke eines schwachen Kartenblattes. Gegenwärtig überzieht diese Krustenschichte, an der sich sehr hübsche Verzierungen wahrnehmen lassen, etwa nur mehr die Hälfte der Nadel, da sie ausserordentlich leicht abblättert.

Die Verzierungen sind sehr einfach und bestehen aus einem zierlichen System von Linien, welche in gesonderten Partien von je 3, 9, 7, 22 und 9 engen Spiralgängen von der Mitte des Knaufes bis zur Hälfte des Nadelstieles herablaufen.

Die Räume zwischen diesen Spiralpartien, deren einzelne parallele Spirallinien sehr flach und so enge verlaufen, dass z. B. die 22 Windungen einen Raum von 16 Mm. und die 9 Windungen am Stiel eine Breite von 10 Mm. einnehmen, sind in verschiedener Ausdehnung von 3—5 Mm. Breite geschmückt mit allerlei geraden und krummen Strichen und Linien, welche theils eingehackt, theils eingravirt sind.

So sieht man unter der Mitte des Knaufes, zwischen dem ersten und zweiten Liniensystem der obersten 3 und 9 Spiralgänge, gegen den Hals der Nadel zu, in einer Breite von 4 Mm., den glatten Raum verziert mit offenbar eingehackten und sich fast unter rechten Winkeln treffenden 3 Mm. langen Linien oder Strichen, welche an den Berührungspunkten sogar schwach übereinandergreifen und in ihrer Gesammtheit eine primitive Zickzacklinie vorstellen. Dass diese Striche eingehackt sind, dafür spricht wohl eine genauere Betrachtung.

Man findet nämlich, dass die einzelnen Striche an den Stellen der stärksten Krümmung des Knaufes nicht nur am breitesten sind, sondern dass sie daselbst auch am tiefsten in die Bronzemasse eingreifen.

Unmittelbar unter dem Halse der Nadel befinden sich zwischen den 9 und 7 Gängen des zweiten und dritten Spiralsystems zwei Paare von parabolischen Linien, die ihre Scheitel gegen den Knauf der Nadel zu gerichtet haben und miteinander parallel verlaufen.

Zwischen dem dritten und vierten, sowie dem vierten und fünften System von den 7, 22 und 9 Spiralgängen, ist ein je 5 Mm. breiter Raum, geziert mit einer Menge von kleineren con-

vergent verlaufenden, parallelen und ungleich langen Strichen und Linien.

Unter den letzten 9 Spiralgängen ist noch dasselbe System von parabolischen Linien sichtbar wie oben, nur mit dem Unterschiede, dass die Scheitel derselben nach abwärts gegen die Spitze der Nadel zu gekehrt sind.

Der unterste Theil des Stieles zeigt in einer Länge von 125 Mm. keine Verzierungen mehr, gerade so wie der oberste Theil des Knaufes. Hier ist auch fast die ganze äussere Kruste abgeblättert. Am unteren krustenlosen Stielende waren aber auch ursprünglich keine Verzierungen angebracht, denn man sieht an andereu Stellen selbst dort, wo die Kruste entfernt ist, noch die Linien deutlich in der Bronzemasse angedeutet, was sich besonders schön am Halse der Nadel beobachten lässt.

Der Umstand, dass die Verzierungslinien auch ganz deutlich an jenen Stellen wahrzunehmen sind, wo der Bronzekern der Nadel nur von kohlensaurem Kupferoxyd überzogen ist, lässt vermuthen, dass diese Verzierungen ursprünglich mit irgend einem scharfen Instrumente eingehackt, oder mit dem Grabstichel eingegraben worden sind.

Am besten und schönsten treten aber diese zierlichen Schmucklinien an der stellenweise noch zusammenhängenden äusseren Kruste der Nadel zu Tage; denn sie sind hier nebstbei noch mit einem lichtgelben feinen Tuffsand ausgefüllt und heben sich dadurch um so deutlicher von der rostbraunen Unterlage ab.

Das scharfe Hervortreten auch der zartesten Linien an der äusseren Kruste hat verschiedene Fachleute zu der Ansicht verleitet, dass die Bronzenadel ursprünglich emailartig mit einem „Silicatmantel“ umgeben worden sei, auf welchem man dann erst die Verzierungen angebracht habe.

Ich war gleich gegentheiliger Ansicht, und wurde darin nur noch bestärkt durch eine kurze chemische Analyse, welche ich an einem Splitterchen des rostbraunen Ueberzuges in Gemeinschaft mit Herrn Professor Dr. Czumpelik im Jahre 1873 vornahm.

Die qualitative Untersuchung ergab nämlich darin nur Eisen und Kupfer, beide in oxydirtem Zustande. Herr C. John, Assistent am chemischen Laboratorium der k. k. geologischen Reichsanstalt, constatirte neuerdings ebenfalls Eisen in der rostbraunen Krustenschichte.

Wenn man von den verschiedenen Meinungen, welche über die Entstehung und Bildung der rostbraunen Kruste herrschen, diejenigen nicht näher berücksichtigt, welche der Hand des Menschen die Bildung dieser Kruste zuschreiben, so bleibt nur als die einfachste Erklärung jene, welche annimmt, dass sich während des langen Liegens unter der Erde in dem kalktuffreichen Boden, der vielfach von eisenhältigen Wässern durchdrungen wird, zuerst der spangrüne Patinarost gebildet habe, und dass dann durch ganz eigenthümliche Vorgänge allmälig unter dem Einflusse der daselbst kohlensauren Kalk und Eisen führenden Wässer jene braune dünne Kruste entstanden ist.

Die Verzierungen, welche auf dieser Nadel angebracht sind, lassen in ihrer Einfachheit wohl auf ein hohes Alter schliessen und erinnern in keiner Weise an die von Herrn Baron Sacken abgebildeten Formen. [1])

Die andere Nadel, welche an derselben Stelle gefunden wurde, scheint jünger zu sein, als die eben besprochene, wenigstens spricht dafür das Vorwalten der plastischen Verzierungen und das Zurücktreten der Gravirung.

Diese Nadel war fast von der Länge der oben besprochenen, aber in ihrem gegenwärtigen verstümmelten Zustande ist sie nur mehr 131 Mm. lang.

Senkrecht auf die Axe der Nadel erscheint der Querschnitt des Knopfes kreisrund bei einem Durchmesser von 13 Mm.; im Längsschnitte, dessen Höhe 11 Mm. beträgt, erscheint etwas unter der Mitte des Knaufes ein turbanähnlicher convexer Wulst, welcher mit 8 Paar parallelen, im Zickzack laufenden Strichen oder Einschnitten geschmückt ist. Unter diesem Wulste befindet sich ein kleiner 1 Mm. hoher senkrechter Absatz, der sich dann in Form eines verkehrten, abgestutzten Kegels gegen den Hals der Nadel zu verjüngt. Ueber dem Wulste sieht man drei concentrisch zu einer kleinen Spitze zusammenlaufende Terrassen, von denen die zwei ersten senkrecht hinaufgehen, während die dritte oberste mit einer kleinen nach innen gerichteten Concavität den in der Axe der Nadel stehenden kleinen Kegel so umgibt, wie beiläufig die Somma eines Vulkans den Kegel umwallt. Von oben gesehen gewährt der Knauf dieser Nadel das Bild von drei um einen erhabenen Mittelpunkt concentrisch verlaufenden Kreisen,

[1]) Vgl. Dr. Ed. Freih. v. Sacken: Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthums. Wien 1865, p. 102, Fig. 41.

deren erster oberer einen Durchmesser von 9 Mm., deren mittlerer zweiter einen von 11 Mm. und deren dritter unterer einen Durchmesser von 13 Mm. hat.

Der Hals dieser Nadel ist ausserordentlich dünn, und 50 Mm. abwärts am Stiele befinden sich 23 plastisch hervortretende Ringe, die vom zweiten Ringe angefangen, welcher am kleinsten ist, immer grösser und grösser werden bis zum dreizehnten Ringe, von dem dann bis zum zweiundzwanzigsten eine allmälige Abnahme der Grösse erfolgt.

Der übrige ungezierte Stiel der Nadel zeigt, soweit er in einer Länge von 71 Mm. erhalten ist, eine mittlere Dicke von 3 Mm., und ist im Vergleiche zur Stielstärke der oben beschriebenen Nadel, welche fast 4 Mm. beträgt, etwas schwächer.

Die Patinaschichte und die braune Kruste, welche sich nach mündlichen Mittheilungen der Arbeiter auch darauf befunden hat, ist bei der Goldprobe leider vollständig abgefeilt worden.

In ihrem jetzigen Zustande erinnert die Nadel, wenn man sich statt des glatten Bronzestieles einen Wetzstahl hindenken würde, vollständig an eine in den ältesten Bauernhäusern Ober-Oesterreichs und auch bei einigen Metzgern noch heute erhaltene kleine Form von „Streichern", mit denen man dort zu Lande die Messer zu schärfen beliebt. Der Handgriff dieser Streicher ähnelt auf's Haar dem verzierten Theile der Bronzenadel.

Die beiden hier besprochenen Fundstücke zeigen, insoweit ich mich noch aus einer Vergleichung erinnere, welche ich durch die liebenswürdige Freundlichkeit des Herrn Baron Sacken im hiesigen k. k. Antiken-Cabinete vornehmen konnte, die grösste Aehnlichkeit mit den daselbst aufbewahrten Bronzenadeln aus der Umgebung Oedenburgs und vom Neuenburgersee.

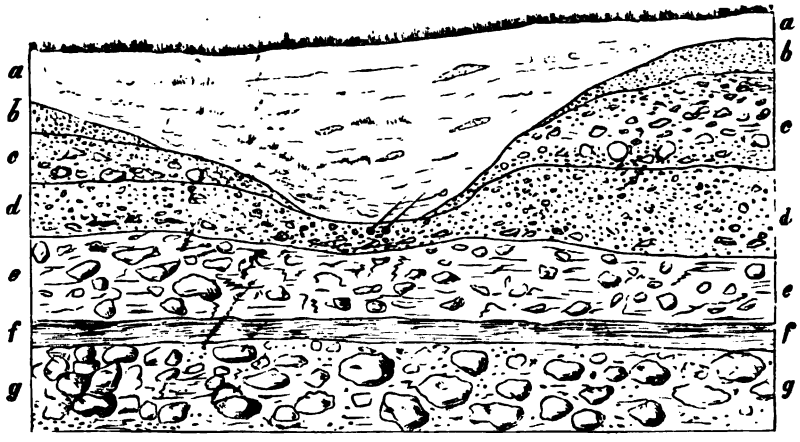
Ich freute mich auch in der angenehmen Lage gewesen zu sein, beide Gmundner Nadeln im Namen der evangelischen Gemeinde von Gmunden dem Herrn Dr. Ed. Freih. v. Sacken in der letzten Sitzung der k. k. Anthropolog. Gesellschaft für die Sammlung des kaiserl. Antiken-Cabinets abtreten zu können.

Ich will nun die geologischen Verhältnisse der Fundstätte etwas näher besprechen.

In der unmittelbarsten Nähe des Fundortes fand ich wiederholt schöne Aufschlüsse. Der günstigste Aufschluss bot sich aber zwischen dem Altarraum der Kirche und dem Feldwege, welcher

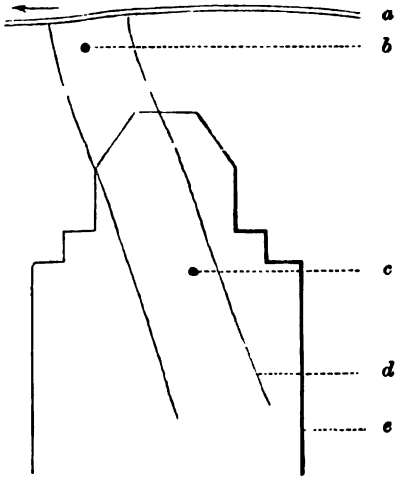
vom alten Bahnhofe nach Mühlwang herabführt. Ich gebe nebenan ein nach der Natur aufgenommenes Profil, Fig. 1, und in Fig. 2 soll der Situationsplan der Fundstätte dargestellt werden.

Fig 1.



a) Altes Bachbett. b) Weisser Sand. c) Kleineres Geschiebe und Gerölle d) Sand, vorherrschen mit Geschieben aus Wiener Sandstein, übergehend in e) Geschiebe und Gerölle. f) Lehm. g) Glacialschutt, grobes Geschiebe und Gerölle. Zwischen c und d. die beiden Nadeln.

Fig. 2.



a) Weg nach Mühlwang. b) Hundeknochen. c) Nadeln. d) Bachbett. e) Grundriss der Kirche.

Es fällt hier vor Allem mit Querschnitte von Fig. 1 eine bedeutende Concavität (*a*) in die Augen, welche sich auch in einem Profile weiter **abwärts** bei den Fundirungsarbeiten des Mittelraumes der Kirche und der Anlegung des Heizkanales für dieselbe verfolgen liess. Diese Concavität in ihrer jetzigen Ausfüllung entspricht dem Laufe eines alten Bachbettes, welches den Raum, auf den die Kirche gebaut ist, schief der Länge nach durchkreuzt (Fig. 2).

Das Bachbett zeigt eine grösste Tiefe von 6—8 Fuss und an den Rändern desselben herrscht eine 16—18" mächtige Humusdecke vor, welcher etwas lichter Sand beigemengt ist. Kleinere Linsen von Sand erscheinen auch in dem trockenen Schlamme des Bachbettes, besonders in der Mitte desselben und gegen den Grund hinab. Der Sand, grösstentheils zerriebener Kalktuff, zeigt eine weissliche bis gelbliche, ja rothbraune und röthliche Färbung, welche er den zahlreichen eisenhältigen kleinen Wasseräderchen verdankt, die das Bachbett durchrieseln und besonders stark am rechtsseitigen Rande desselben hervortreten.

Verfolgt man die einzelnen Schichten auf Fig. 1, so findet man mit *b* bezeichnet ein 9 — 15" mächtiges Lager von lichtem weissgelben Tuffsand, der rasch in eine 20—24" mächtige dunkelbraungelbe Partie (*c*) von Geschieben und Geröllen übergeht.

Oben, gegen den feinen Tuffsand zu, zeigt sich ein mehr kleinbrüchiges, feines und fast geschichtetes Material, während dasselbe unten in Sand gebettet schöne aber umgeschwemmte Gletschergeschiebe mit Schlifflächen enthält.

Auf diese Partie *c* folgt eine $2^1/_4$ — 3 Fuss mächtige Lage von weissgelbem bis graulichen Sand, welcher besonders an seiner Basis bereits grössere Geschiebe und Gerölle führt und in die circa 4 Fuss mächtige und nur aus solchem Schutte bestehende Partie *e* übergeht.

Die grösseren Geschiebe sind durch das Wasser manchmal schön ausgehöhlt worden und zeigen, da dasselbe sehr viel Eisen führt, oberflächlich, gerade so wie die Knochen, die hier gefunden wurden, eine rostbraune oder gar schwärzliche Färbung.

Das Material, aus dem diese umgeschwemmten Geschiebe bestehen, ist theils ein blaurother, fast dichter Kalk in geringerer, theils Wiener Sandstein in grösserer Menge.

Bemerkenswerth sind nur die Geschiebe des Wiener Sandsteines, welche hier in unendlich grosser Zahl und Mannigfaltigkeit der Form auftreten.

Die mitunter seltensten Formen der Geschiebe verdienen, da sie oft eine grosse Aehnlichkeit mit allerlei Waffen und Werkzeugen der Urbewohner zeigen, von Seite der Archäologen bei der Beurtheilung von solchen Funden eine besondere Berücksichtigung. Die höchst einfache Entstehung derselben lässt sich im Gebiete des Wiener Sandsteines auch in der nächsten Nähe der Residenz vielfach beobachten.

Der Wiener Sandstein ist nämlich von vielen Klüften und Adern durchzogen, die gewöhnlich mit Calcit ausgefüllt sind. Die Klüfte sind meist in regelmässiger Anordnung vorherrschend in der Art und Weise vertheilt, dass ganze Partien des Sandsteines im Laufe der Zeit in Stücke zerfallen, welche einen deltoidischen Querschnitt haben.

Da dieser Sandstein auch parallel zu den Flächen des Deltoids sich klüftet und dann zerfällt, so geschieht es, dass im Gebiete des Wiener Sandsteines, besonders in den Geschieben der Flüsse und Bäche, dünne oder auch dickere deltoidische Stücke desselben zahlreich vertreten sind.

Jene zwei Seiten, oder besser gesagt, jene zwei Flächen des deltoidischen Geschiebstückes, welche den stumpferen Winkel (*acb* in Fig. 3) im deltoidischen Querschnitte bilden oder begrenzen, reiben und nützen sich im Verlaufe der Zeit auf dem Wege ihrer weiten Transportation etwas mehr ab und runden sich allmälig vollständig zu. Ist das deltoidische Stück eine dünnere Platte, so wird diese am unteren, hier in Fig. 3 punktirten Rande *ab* sogar schneidig und scharf. Die beiden anderen Seiten *ad* und *bd*, welche den spitzeren Winkel einschliessen, bleiben beinahe unversehrt und bilden in dem Geschiebe *abd* die Halbmesser eines Kreisausschnittes.

Fig. 3.

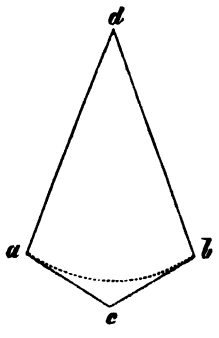
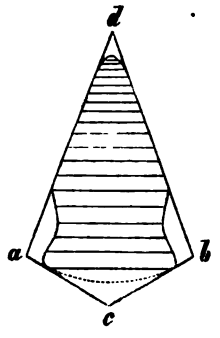


Fig 4.



Das dazu gehörige, mitunter schneidige Bogenstück *ab* entspricht einem Winkel von circa 40°, welcher fast immer constant bleibt. Wenn *ab* auch nicht immer, wie es hier schematisch gehalten ist, dem Bogenstücke eines Kreises entspricht, so ist doch der Winkel *adb* merkwürdig constant bei solchen Geschieben, und ich fand ihn an deltoidischen Geschiebstücken im Gebiete des Wiener

Sandsteins bei Hadersdorf nächst Wien ebenso gut als auch in Gmunden immer zu 40°.

Dickere deltoidische Stücke gleichen oft in ihrem abgeschobenen Zustande, besonders wenn zufällig die Kanten an den Punkten *a* und *b* stark abgenützt werden, primitiven Hämmern, Beilen und anderen Instrumenten.

Formen von Geschieben, deren Entstehung sich im Schema auf die beistehende Fig. 4 zurückführen lässt, fand ich vielfach in Gmunden.

Gleichzeitig erinnere ich mich noch ganz wohl in der auf der Wiener Weltausstellung ausgestellten Sammlung der hiesigen Anthropologischen Gesellschaft, dünne plattige Geschiebe des Wiener Sandsteines von ursprünglich deltoidischer Form, wie sie in Fig. 3 abgebildet ist, als menschliche Werkzeuge gedeutet, gesehen zu haben. [1])

Ich erwähnte die natürliche Entstehung der, wenn auch bisweilen selteneren Formen unter den Geschieben hier desshalb, weil manche Anthropologen bisweilen das etwa als ein Kunstproduct auffassen könnten, was doch nur ein leicht erklärlich Spiel der Natur bleibt. Dass jedoch viele von diesen mitunter bizarren Geschieben des Wiener Sandsteines, trotz der Weichheit des Materials, von den Menschen in der prähistorischen Zeit gerade so gut zu irgend einem Zwecke verwendet werden konnten, als sie es heute noch werden, das lässt sich gar nicht läugnen; aber immerhin soll man eine gewisse Vorsicht bei der Beurtheilung und Deutung von derlei Geschieben nicht ausser Acht lassen.

Auf die soeben etwas umständlicher besprochene 4 Fuss mächtige Lage von Geschieben (*e*) kommt eine 10 — 12″ mächtige Schichte von Lehm *f*, unter welchem dann lauter Glacialschutt (*g*) mit gröberem Geschiebe, Gerölle und Blöcken auftritt.

Diese dünne Lage von braunem Lehm mag hier vielleicht als eine Grenze oder als ein vermittelndes Glied der jüngeren Glacial- und der älteren Alluvialbildungen angesehen werden.

[1]) Wenn ich mich noch recht erinnere, so rührte eins von diesen ausgestellten Stücken, ein ganz gewöhnliches Geschiebe, von den Pfahlbauten am Attersee her. Dass mitunter geradezu komische Formen der Geschiebe gefunden werden, dafür möchte ich nur anführen, dass mir gelegentlich Herr Custos Dr. Theodor Fuchs einmal mittheilte, es sei ihm unter den verschiedenen Formen der Geschiebe des Wiener Sandsteines ein Stück aus der Nähe von Klosterneuburg bekannt geworden, welches die frappanteste Aehnlichkeit mit einem zarten „Damenpantoffelchen" gezeigt habe!

Ein weiteres Interesse knüpft sich nun daran, zu sehen, unter welchen Verhältnissen die einzelnen Funde gemacht wurden.

Zuerst fand man, wie schon erwähnt, einige Klafter westlich von der Fundstelle der Nadeln, welche auf dem Situationsplane in Fig. 2 zu ersehen ist, verschiedene Knochen von einem Wiederkäuer. Da jedoch hier, nach der Versicherung eines Arbeiters, die natürlichen Lagerungsverhältnisse der einzelnen Schichten gestört gewesen sein sollen, so werden diese Knochen wohl von einem an dieser Stelle eingescharrten Wiederkäuer hergerührt haben.

Gegen den Fundort der Nadeln hin lagen die Scherben des Thongefässes, von dem die zwei gut erhaltenen Stücke dem Bodentheile desselben angehörten. Ob die Thonscherben unter ungestörten Lagerungsverhältnissen gefunden wurden oder nicht, das steht nicht ganz fest. Ich möchte ersteres glauben, denn der oberösterreichische Arbeiter hofft nur allzugerne in Gefässen vergrabenes Geld bei Erdarbeiten zu finden, weil einem Jeden die übliche Landessitte, Geld zu vergraben, bekannt ist, und weit mehr Geld dort zu Lande unter ähnlichen Verhältnissen gefunden wird, als man überhaupt vermuthen sollte, oder als man bei der sorgfältigen Geheimhaltung eines solchen Geldfundes erfährt. Ich setze daher in die Aeusserung eines Arbeiters, „es habe so ausgesehen, als ob die Scherben eingegraben worden wären," nicht das unbedingteste Vertrauen, denn Gefässscherben, klingendes Geld und absichtliches Vergraben bilden in dem Ideenkreise eines die Erde umwühlenden armen Taglöhners eine unzertrennbare Kette.

Sicher und ausgemacht ist es, dass man etwas weiter östlich davon, gerade unter dem Raume des Mittelschiffes der Kirche, später unter vollständig ungestörten Lagerungsverhältnissen die beiden Broncenadeln fand, neben denen noch eine Menge von kleineren, meist sofort zerbröckelnden Knochen lagen.

Ein sogleich zerfallender Unterkiefer war eine gute Spanne lang, und die Zähne, welche von demselben herrühren, gehören dem Genus Bos an. Die beiden Bronzenadeln lagen mit ihren Knöpfen nach der Stadt, i. e. nach Westen zu gerichtet, in paralleler Richtung fast nebeneinander an der tiefsten Stelle des Bachbettes *a* in der oberen Partie des Sandes *d*.

Nach einer mir gegenüber gemachten Mittheilung des Arbeiters Fuchsmayer war „alles ringsherum weiss wie Staub" und es „verbreitete sich auch ein unangenehmer Geruch."

Bei den zum Zwecke des weiteren Kirchenbaues im Jahre 1873 fortgesetzten Grabungen fand man zwischen der Kirche, deren Grundriss in Fig. 2 gegeben ist, und dem vom alten Bahnhofe nach Mühlwang führenden Wege, fast in demselben Horizonte mit den Nadeln, verschiedene grössere und kleinere Knochen, die unter dem alten Bachbette theils im Sande der Schichte *d*, theils in den Geschieben und Geröllen der Schichte *e* unter ebenfalls ungestörten Verhältnissen lagen.

Von diesen schwärzlich gefärbten Knochen ist nur der Oberarmknochen eines Hundes gut erhalten, welcher nach meinen Vergleichungen noch die grösste Verwandtschaft mit Canis familiaris aquaticus gehabt haben dürfte. Daneben fand man auch Trümmer und Brocken von Kalktuff, in dem besonders schöne Abdrücke von Schilf sich zeigten. Dass man beim Abräumen der obersten Schichte *a*, einige Zoll unter der jetzigen Humusdecke, Hufeisen, Kugelzieher und dergl. fand, ist ohne Bedeutung, denn diese Sachen rührten her von einem Lagerplatze aus der Zeit der Franzosenkriege.

Dass gerade in Ober-Oesterreich für prähistorische Forschungen noch ein weites Feld der Thätigkeit in der Zukunft sich eröffnen wird, steht ausser allem Zweifel, und vielleicht komme ich endlich einmal in diesem Herbste dazu, an einer bis jetzt wenig oder gar nicht berücksichtigten Stelle durch Eröffnung einiger „Hünengräber" schätzenswerthere Mittheilungen bringen zu können, als die hier eben besprochenen Funde von Gmunden es sind.

— — —

Ueber den Stand der urgeschichtlichen Forschung in Bayern.

Es ist nicht meine Absicht, selbst eine auch nur flüchtige Darstellung dieses Gegenstandes zu geben; ich will nur in wenigen Sätzen auf die Berichte verweisen, welche mehrere auf dem Felde der Urgeschichte thätige Forscher über die bisherigen Arbeiten in Bayern den in München versammelten Anthropologen und Archäologen vorgelegt haben, um daran zu mahnen, mit welchem Fleisse man dort thätig und bemüht ist, von allen Seiten Material zum Ausbau unserer Wissenschaft herbeizubringen.

Es war im Voraus zu erwarten, dass man in München bestrebt sein werde, der dort tagenden Versammlung ein Bild des Standes der archäologischen Forschung in Bayern zu geben, das mit Rück-

sicht auf die kurz bemessene Zeit kaum vollständiger, reicher von Farben belebter hätte sein können. Es wurde uns dieses Bild gleichsam auf dreifachem Grunde entrollt, einmal durch mündliche Mittheilung, dann durch Illustrirung derselben mittels Ausstellung von Fundstücken, endlich durch übersichtliche Darstellung der Fundorte auf der Landkarte, eine Gesammtleistung, die unstreitig das Beste ist von dem, was den Theilnehmern an der Versammlung geboten worden ist.

Zunächst gab Würdinger in seinem auch im Drucke erschienenen Vortrage eine, wie es freilich nicht anders sein konnte, wohl sehr gedrängte, aber klare und höchst anziehende Darstellung der „prähistorischen Funde in Bayern", die nicht nur genügt, eine allgemeine Uebersicht zu verschaffen, sondern auch einen trefflichen Leitfaden für eingehende Studien gewährt. Wir knüpfen hieran den Wunsch, diese Darstellung in erweiterter Form aus denselben bewährten Händen wieder hervorgehen zu sehen.

Zur Illustrirung dieses Vortrages waren in dem, an den Versammlungssaal anstossenden Räumen die wichtigsten archäologischen Fundstücke aus allen Gegenden Bayerns ausgestellt, die von dem Vortragenden auf einer eigens zu diesem Zwecke unternommenen Rundreise aus den verschiedenen Sammlungen Bayerns ausgewählt und hier systematisch aufgestellt worden waren, ein Unternehmen, das sich schon dadurch lohnte, dass es den Besuchern einen Einblick in den Reichthum Bayerns an archäologischen Schätzen gewährte. Würdinger, der dieses nicht mühelose Unternehmen im Auftrage der Münchener anthropologischen Gesellschaft durchführte, hat uns damit die Gelegenheit geboten, das sonst Zerstreute beisammen zu sehen und sich dadurch den Anspruch auf unseren lebhaften Dank erworben.

Das, was wir aus dem Vortrage Würdingers und in der Ausstellung kennen gelernt, wurde uns auch in seiner Beziehung zur geographischen Gestaltung des Landes gezeigt durch die Vorlegung der archäologischen Karte Bayerns, südlich der Donau. Zur Erläuterung derselben dienen „das Verzeichniss der Fundorte zur prähistorischen Karte Bayerns" von F. Ohlenschläger und bezüglich der Rheinpfalz die „Bemerkungen zur prähistorischen Karte der Rheinpfalz" von Dr. C. Mehlis. Wir sehen aus diesen verdienstlichen Zusammenstellungen abermals, wie reich Bayern an archäologischen Funden ist; aus der Zahl der Namen, auf welche sich die Fundaufnahmen stützen, ist aber auch ersichtlich, wie

Viele diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Nur so ist es möglich geworden, dass Ohlenschläger in seinem nur den südlich der Donau gelegenen Theil enthaltenem Verzeichnisse die Ziffer der Fundstellen mit 1500 angeben, Mehlis in der kleinen Rheinpfalz 113 Fundorte bezeichnen konnte. Bei solchen Resultaten wird man wohl den Wunsch nach ähnlicher allseitiger Unterstützung auch bei uns berechtiget finden. Andererseits aber glaube ich keinem Widerspruche zu begegnen, wenn ich bemerke, dass bei solcher sich täglich mehrender Fülle von Funden und Fundorten, worunter auch Funde verschiedenen Alters an einem Orte, die Karte in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht mehr genügt, dass es nun nöthig ist, einen Schritt weiter zu gehen. Auf der Karte, wie sie jetzt ist, erscheinen die Funde verschiedensten Alters eingetragen, das Auge vermag die verschiedenen Zeichen nicht mehr auseinander zu halten, sie geben mitunter ein ganz falsches Bild, da Funde weit auseinander liegender Zeiten gleichsam übereinander gehäuft erscheinen. Soll die kartographische Aufnahme zu weitgehenden Folgerungen führen, soll sie ein der Wahrheit entsprechendes Bild gewähren, dann wird man auch die Funde der verschiedenen Zeiten auseinanderhalten und jeder Culturperiode eine eigene Karte widmen müssen. Dann erst wird man ein anschauliches, der Wirklichkeit gleichkommendes Bild der jeweiligen Bevölkerungen, ihrer Abgrenzungen und Beziehungen zu einander, ihrer etwaigen Wanderungen und Aufeinanderfolge erhalten.

Ausserhalb des Kreises dieser, den Stand der Wissenschaft in Bayern darstellenden Arbeiten steht die schon früher beschlossene und nun in Bayern zuerst durchgeführte statistische Aufnahme der blauen Augen, blonden Haare und weissen Haut. In Bayern ist man in dieser Sache noch einen Schritt über die gestellte Aufgabe gegangen und hat diese Aufnahme in drei Karten anschaulich dargestellt. Die mühevolle Arbeit, welche diese Leistung in Anspruch nahm und der Fleiss, mit der sie durchgeführt wurde, verdient alle Anerkennung und es muss gesagt werden, dass Bayern der gestellten Aufgabe in ebenso rascher als erschöpfender Weise gerecht geworden ist. Ob aber die Aufgabe selbst dieses Masses von Arbeit werth gewesen, ob der Gewinn, den man nun aus der vollendeten Leistung zu ziehen vermag, dieser Leistung auch entspreche, ist nicht über jeden Zweifel erhaben, und noch hat man nichts von ergebnissreichen Folgerungen aus den Resultaten dieser Aufnahmen gehört.

Dr. M. Much.

Das Museum der anthropologischen Gesellschaft befindet sich IX. Währingerstrasse 1 (alte Gewehrfabrik), neben dem Hörsaale des Professors Seligmann, und ist jeden Samstag von 11—1 Uhr Mittags geöffnet.

Die Bibliothek ist im selben Gebäude, und der Bibliothekar, Dr. J. E. Polak, Salzgries 33, ist erbötig Auskünfte zu ertheilen.

Jene Herren, welche Vorträge zu halten wünschen, werden ersucht, sich an den ersten Secretär, Dr. Wahrmann, I. Wollzeile 29, zu wenden.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien

Redigirt

von

Franz Ritter von Hauer, Carl Langer, M. Much, Friedrich Müller, S. Wahrmann, J. Woldřich.

BAND VI.

Mit 6 freien, 4 in den Text gedruckten Tafeln und 18 einzelnen Abbildungen.

WIEN.

CARL GEROLD'S SOHN.

1876.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

INHALT.

I. Abhandlungen.

Seite

Andree, Richard. Tagewählerei, Angang und Schicksalsvögel in der Völkerkunde 28

Andrian, Ferd. Freiherr von. Ueber den Einfluss der verticalen Gliederung der Erdoberfläche auf menschliche Ansiedelungen 1

Brauer und Dr. Dolesch. Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau und Bischofteinitz in Böhmen 40

Fligier, Dr. Zur prähistorischen Ethnologie der Balkanhalbinsel 200

Havelka, Johann. Entdeckung neuer Steinkisten in der Krym 112

Kanitz, F. Die moslimisch-bulgarischen Pomaci und Zigeuner im nördlichen Balkangebiete 75

— Tumuli in Nord- und Süd-Bulgarien 201

Luschan, Felix von. Mittheilungen aus dem Museum der Gesellschaft. Einleitendes 137

I. Bearbeitete Knochen aus London 141

II. Schlittknochen 145

III. Votivstein aus Algier 149

IV. Schädel eines Arica-Indianers 194

V. Schädel aus einem Felsengrab auf Malta 195

VI. Fund von Nussdorf 196

VII. Fund von Zogelsdorf 198

VIII. Gräber von Pitten 273

IX. Fund von Morovan 293

X. Grabfeld bei Jarocin 294

XI. Urne aus Welebine bei Teplitz 295

Much, Dr. M. Ueber den natürlichen und künstlichen Ursprung von Feuersteinmessern und anderen Objecten aus Stein 101

— Dritter Bericht über die Pfahlbau-Forschungen im Mondsee (in den Jahren 1875—1876) 166

— Eine vorgeschichtliche Ansiedelung (Wall mit Trichtergruben) bei Unter-Siebenbrunn im Marchfelde 281

Rollet, Dr. Hermann. Urgeschichtliche Controversen: I. Vormetallische und Metall-Zeit. II. Palstäbe und Hohlbeile 296

Schumacher, Paul. Beobachtungen in den verfallenen Dörfern der Ureinwohner an der pacifischen Küste in Nordamerika 281

Seite

Wankel, Dr. Heinrich. Ein eratischer Granitblock mit phönizischer Inschrift bei Smolensk in Russland gefunden 129
Woldřich, Prof. Dr. Joh. Urgeschichtliche Notizen aus Dalmatien 48
Wurmbrand, Heinr. Graf. Mittheilungen über einige noch nicht beschriebene Erdwerke aus Niederösterreich 69

II. Kleinere Mittheilungen.

Baldauf, Jos. Zur Frage über die Erbauer der Tumuli in Nordamerika . . 156
Brünn. Ein prähistorisches Grab in Brünn 116
Leobersdorf. Vorgeschichtliche Gräber bei Leobersdorf 159
Luschan, Felix von. Prähistorische Steinwerkzeuge aus dem Edomiter-Gebirge 57
Much, Dr. M. Ein neuer Fund einer aus einem menschlichen Schädel gemachten Schale 120
— Vorgeschichtliche Grabhügel bei Harth 121
— Bernstein in Libanon 151
— Die Reste angeblicher Menschenfresserei in den alten Gräbern von Samthawro und der Guebernkirchhof nächst den Ruinen des alten Raghae bei Teheran 153
— Die Urbevölkerung der südlichen Felsgebirge der Vereinigten Staaten Nordamerikas 159
— Ein Pfahlbau im Almsee 205
— „Cours publics d'Anthropologie" in Paris 276
— „Société d'autopsie mutuelle" in Paris 277
S., Dr. Das prähistorisch-ethnographische Staatsmuseum in Rom 206
Ungarn. Neuere Ausgrabungen 300
Woldřich, Prof. Dr. Joh. Erdwerke in Niederösterreich am rechten Ufer der Donau 67

III. Literaturberichte.

Luschan, Felix von. Crania ethnica par M. M. A. d. Quatrefages et E. T. Hamy 59
— Ein Schädelfund von Székely-Udvarhely und Mittheilungen über einige andere Schädel von Prof. M. v. Steinburg 59
— Kopernicki, Dr. Izydor. Czaski z Kurhanów Pokuckich w Krakowie 1875 59
— Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde (Anthrop. Theil I.) von Dr. E. Zuckerkandl 60
— Joseph Barnard Davis. Supplement to Thesaurus craniorum 61
— Gabriel de Mortillet, Origine du Bronce 62
Much, Dr. M. Eduard Freiherr von Sacken, Der Pfahlbau im Laibacher Moore 122
Müller, Friedrich. Bancroft, Hubert Howe. The native races of the Pacific States of North-Amerika 65
— Humboldt, Wilhelm von. Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes 204
Sr. L'uomo preistorico in Italia, per A. Issel 63

IV. Vereinsnachrichten.

Seite

Protokoll der General-Versammlung 70
Mitglieder-Verzeichniss 91
Sonstige Nachrichten 99, 126, 127, 128, 208, 278, 280, 300, 303

V. Personal-Nachrichten.

Franz Foetterle † 160

Berichtigungen 68, 208

VI. Band. Ausgegeben den 28. Februar 1876. Nr. 1 u. 2.

MITTHEILUNGEN
der anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt Ueber den Einfluss der verticalen Gliederung der Erdoberfläche auf menschliche Ansiedlungen von **Ferd. Freiherrn von Andrian.** — Tagwählerei, Angang und Schicksalsvögel in der Völkerkunde von **Richard Andree.** — Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau und Bischofteinitz in Böhmen von **Brauer** und **Dolesch.** — Urgeschichtliche Notizen aus Dalmatien von **J. Woldřich.** — Prähistorische Steinwerkzeuge aus dem Edomitergebirge. — Literatur. — Kleinere Mittheilungen. — Zur Pulkauer Fundstätte.

Ueber den Einfluss der verticalen Gliederung der Erdoberfläche auf menschliche Ansiedelungen.

Von **Ferd. Freiherrn von Andrian.**

Eine der bekanntesten Thatsachen ist die enge Verknüpfung des Nomadenthums mit den meisten der grossen Ebenen, Steppen und Wüsten unserer Erdrinde. Die Bewohner von Nord- und Mittelasien, vom grössten Theile Nord- und Südamerikas, jene der südafrikanischen und australischen Prairien haben sich aus eigener Kraft nie oder nur verhältnissmässig spät zu festen Ansiedlungen erhoben, und dieselben nur unter den günstigsten Verhältnissen festzuhalten gewusst. Sind doch die wegen ihrer Neigung zum Ackerbau gerühmten slavischen Stämme, welche ein weites Gebiet im mittleren europäischen Russland während fast 1000 Jahren (zwischen 500 v. Chr. und 400 n. Chr.) ziemlich ungestört besassen, nicht über den Zustand des Halbnomadenthums hinausgekommen![1]) Die fruchtbaren Gegenden an der mittleren Wolga, Kama und Sura, sowie jene am Ischim scheinen schon früh besser genützt worden zu sein[2]). Doch verzeichnet selbst in den bevorzugtesten Theilen dieser Gebiete die Culturgeschichte nur zu viele Rückbildungen, deren sich sogar der mit grossen Hilfsmitteln ausgestattete europäische

[1]) Rösler. Zeitp. d. slav. Ansiedl. an d. unteren Donau. Sitzungsb. der k. Akad. Wien 1875. S. 81.

[2]) Müller, Ferd. Heinr. Ugrischer Volksst. I. 261.

Ansiedler nur mit Mühe zu erwehren vermag [1]). Auch die kleineren Ebenen, wie z. B. das ungarische Tiefland, sind oft auffallend lange vernachlässigt worden. Der Anbau der griechischen und italischen Ebenen nahm schon bei einem noch verhältnissmässig hohen Culturgrade ihrer Bewohner ab; der öde Zustand der meisten türkischen Ebenen in Europa und Asien wird von allen Berichterstattern hervorgehoben. Wo bedeutende absolute Erhebungen in geringer relativer Gliederung und grosser horizontaler Ausdehnung auftreten, wiederholt sich dieselbe Erscheinung. Wir finden, um mit Kitter zu reden, wandernde Hirtenvölker auf den Hochplateaus von Centralasien, von Turan und Iran, von Aethiopien, wie auf den von Azteken lange durchwanderten Hochebenen Amerikas.

Grell hebt sich dagegen von ihren culturhistorischen Wirkungen eine mit natürlichen Vortheilen reich begabte Classe von Ebenen ab. Die Anschwemmungsgebiete grosser Ströme sind nicht blos die beliebten Tummelplätze nomadischer und halbnomadischer Hirtenvölker, sie haben auch sehr frühe und hochentwickelte Ansiedlungen hervorgerufen. Die Thäler des Mississipi, des Oxus und Jaxartes, der Nil, der Irawaddi, ein Theil der russischen Ströme, das colossale Blachfeld zwischen Hoangho und Yang-tsze-kiang, die Po-Ebene, das Niederland zwischen Rhein, Maas und Schelde sind uralte Cultursitze, ebenso wie das Euphrat-Tigris-Gebiet, welches erst in jüngster Zeit einen der hartnäckigsten Nomadenstämme, die Madan, unter eigenthümlichen Anpassungsverhältnissen zum Ackerbau geführt hat [2]).

Im heiligen Tiefland der Gangâ und Jamunâ hat sich die indische Cultur am frühesten und reichsten entwickelt; weniger bedeutend treten der untere Theil des Ganges und die wüste Tigrisebene hervor [3]). Das Amazonenbecken, der Orinoco und Rio Negro haben einen zwar geringen und vorübergehenden, aber doch bemerkbaren Einfluss auf die Sesshaftigkeit ihrer Bewohner geübt [4]). Derselbe wird durch die jüngsten Entdeckungen noch in ein klareres Licht gestellt [5]). Das ganze Donaubecken vom Ursprung bis an die unga-

---

[1]) Haxthausen. Ländl. Verf. Russlands über den nomadischen Charakter der grossrussischen Landwirthschaft und des grossrussischen Volkes überhaupt.

[2]) Peterm. Mitth. 1853. S. 62.

[3]) Lassen. Ind. Alterthumsk. I.

[4]) Martius. Ethnogr. Amer. S. 561.

[5]) Ausland 1875. S. 664.

rische Grenze fanden die Römer bei der Eroberung Noricums als ein unangebautes Blachfeld (Wüste der Bojer). Man kann jedoch hieraus nicht auf den früheren Zustand desselben schliessen, da ja an der unteren Donau die Gothen Ackerbau trieben und dann nach Vertreibung derselben ihr Gebiet verödete und den Namen „deserta Gotorum" trug. Der Rhein mit seinen Nebenflüssen, die Elbe, die Oder sind verhältnissmässig früh besiedelt gewesen.

Ziehen wir als drittes Vergleichungsmoment die eigentlichen Gebirgsländer in Betracht, so finden wir die höheren Partien derselben nur ausnahmsweise dauernd bewohnt, zu allen Culturepochen dagegen für die Weiden möglichst benutzt. Bis zu jener durch Temperaturverhältnisse gezogenen Grenze sind jedoch gerade sehr schroff gegliederte Gebirge früh zu festen Ansiedlungen gelangt und haben dieselben in der mannigfachsten Weise ausgebildet. So dürfen wir die Alpenländer als jenen Theil Mitteleuropas ansehen, welcher zuerst und zwar lange vor der römischen Invasion vollständig mit Städten, Dörfern und Flecken besetzt war (Muchar). Weniger entscheidend war in dieser Richtung die Rolle der mitteldeutschen mit undurchdringlichen Waldungen bedeckten Gebirge, wenngleich einzelne derselben bereits celtische Ansiedler angelockt haben (Ardennen, Vogesen, Taunus, Maingegenden). Wohl treffen wir verhältnissmässig sehr entwickelte und längere Zeit stabile germanische Stämme in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, wie die „durch lange Ruhe entnervten" Cherusker am Harze und im Wesergebiet, in Böhmen die Markomannen, die Hermunduren im Thüringerwald u. s. w. Die zahlreichen Befestigungswerke aus vorrömischer Zeit und neuere Funde, wie die der grossartigen Grabstätten aus der Steinzeit am Thüringerwalde bis zum Rennsteig hinauf[1]), erlauben den Schluss, dass wenigstens einige derselben früh fest besiedelt waren, während die bairischen und fränkischen Ebenen die nomadischen Neigungen germanischer Stämme (Suevi u. s. w.) noch lange begünstigten Die Stürme der Völkerwanderung vernichteten jedenfalls die unter römischer Herrschaft entwickelten Ansiedlungen und Städte vollständig. Langsam erhob sich unter den Merowingern auf den Trümmern der alten Römerstädte neues Leben, aber das innere Deutschland hatte im 8. Jahrh. kaum grössere Dörfer, so dass der deutsche Primas, der h. Bonifacius, gezwungen war, den canonischen Satzungen entgegen, Bischofssitze in dürftige

[1]) Bornemann. Dresdener Vers. d. deutschen Ges. f. Anthropol. S. 52.

Weiler zu verlegen [1]). Im Norden wohnten, wie in Esthland, zwar ackerbauende Völker, doch scheint ihre Stabilität nicht ganz vollständig gewesen zu sein, denn die „wendischen Städte" Mecklenburgs waren nichts als wandernde Ansiedlungen vor den Burgen, während der Städtebau erst mit dem 12. Jahrh. beginnt [2]). Nicht viel früher scheinen die festen grösseren Ansiedlungen der Russen angesetzt werden zu dürfen, welche nach Ibn Dusla im 10. Jahrh. noch in Wäldern wohnten [3]).

In Griechenland und dem gebirgigen Westkleinasien haben wir kaum Spuren des Nomadenthums. Die Abhänge des Balkan im Norden wie im Süden sind im Beginne historischer Ueberlieferung von festsitzenden Gothen und Mysiern bewohnt, Siebenbürgen ist dagegen von den Agathyrsen besiedelt, während die daranstossenden Ebenen Rumäniens von ihren Verwandten, wandernden Scythen beherrscht werden. Die Illyrier dürfen wir wohl, wie die Bewohner des gebirgigen Ciliciens als festsässige Räuberbevölkerungen betrachten. Welche merkwürdige, feste Ansiedlungen begünstigende Rolle spielt zu allen Epochen der Geschichte jener schmale Gebirgssaum, welcher von Arabiens Südküste von Hadramaut aus durch Judäa, Phönicien und Syrien zieht, um sich im Norden an die Taurusketten anzuschliessen! Aehnliche Verhältnisse finden wir heutzutage im gebirgigen Inner-Arabien im Gegensatz zum Steppentheil dieser Halbinsel und wenigstens theilweise am gebirgigen Nord- und Westrande von Persien. Der Altai mit seiner bergbautreibenden turanischen Bevölkerung, der Thian-Schan, welcher die nomadischen Uiguren zu Städteanlagen verlockte, der Kuenlun, an dessen Abhängen die ersten festen Sitze der Chinesen waren, der Himalaya, Kaukasus und die armenischen Gebirge, der kurze In-Schan, die feste Station der räuberischen Hiungnu, sie haben alle, wie wahrscheinlich der Ural, der Stammsitz der Ugri [4]), verhältnissmässig früh festsitzende Bevölkerungen beherbergt.

Das östliche bis zum Tritonsee reichende Lybien, welches eben und sandig ist, wird nach Herodot von Nomaden, das westliche gebirgige und waldreiche Lybien dagegen von Ackerbauern bewohnt. Wenn auch die römische Cultur diesen Contrast lange

---

[1]) Barthold. Gesch. d. deutschen Städte. I. 51.
[2]) Lisch. Jahrb. d. Ver. f. Meckl. Gesch. 1841. 97.
[3]) Rösler. l. c. S. 81.
[4]) Neumann. Völker des südl. Russl. S. 351.

Zeit ausgeglichen hatte, sind nach deren Verfall wieder ähnliche Zustände eingetreten, da nach Barths Schilderungen das Nomadenthum in der Ebene Tar-honna, die festen Ansiedlungen dagegen in den Gebirgslandschaften Djebel Yefren, Gurian und den Hügelketten des Mesellata-Gebietes das Uebergewicht haben. Die Kabylen im Atlas, die Bewohner Abyssiniens sind seit uralten Zeiten Ackerbauer mit fester Wohnung im Gegensatz zu den zahlreichen Nomaden und Halbnomaden der afrikanischen Flachländer. In Nordamerika finden wir einen geraumen Zeitraum hindurch eine festsässige Bevölkerung in den Mound-builders des Mississipigebietes. Sie hat jedoch eine gesicherte Existenz und vollständige Ausbildung erst in den mexikanischen Anden und in Centralamerika [2]) gefunden. Noch auffallender ist die höhere Culturentwicklung der südamerikanischen Völker auf die Gebirge von Peru und Quito concentrirt.

Diese Thatsachen weisen uns zunächst auf die engen Wechselbeziehungen, welche zwischen der Natur und der menschlichen Cultur bestehen. Wie das Auftreten höherer Pflanzen- und Thiergruppen durch niedriger organisirte Formen eingeleitet und bedingt wird, so hängt die menschliche Existenz von der Verwerthung der organischen Welt ab. Die primitivsten Formen des menschlichen Kampfes um's Dasein sind das getreue Abbild seiner organischen Umgebung. Der Spielraum für die weitere Fortentwicklung einzelner Menschengruppen liegt in der durch die Gesammtheit physischer Bedingungen gegebenen Umbildungsfähigkeit der Fauna und Flora. Wo durch das Vorherrschen extremer Bedingungen eine einseitige Ausbildung der organischen Welt, Verkümmerung oder Ueberwucherung niederer Formen, hervorgerufen wird, beobachten wir auch niedrige Culturformen in den verschiedenen Abarten des Nomadenthums. Der Beginn einer höheren Entwickelung dagegen knüpft sich an mannigfach und reich begabte Localitäten, deren Vorzüge entweder in der günstigen Vertheilung von Wärme und Feuchtigkeit oder in dem reichlichen Vorhandensein, der leichten Zugänglichkeit und Nachhaltigkeit der zu Ernährung der Culturpflanzen nöthigen Stoffe besteht. So entstand der Maisbau nach den Traditionen der Indianer in den südlichen Theilen des nordamerikanischen Continents. Man denke an die frühe Ausbildung des Ackerbaues im

---

[1]) Die Culturentwickelung des flachen Yucatan bildet nur scheinbar eine Ausnahme.

chinesisch-japanesischen Gebiete, in welchem ausser der günstigen Beschaffenheit der Ackerkrume die Vertheilung der atmosphärischen Niederschläge günstiger ist, als in Europa[1]). Gleiche Vortheile gewähren die meisten der grossen Stromsysteme der alten Welt, viele Randzonen und Thäler unserer Hochgebirge, die norddeutschen Marschen, die Landschaften des Mittelmeergebietes, ja sogar einige Theile der heutigen Steppenregion, welche nur der Irrigation, einer selbst bei den Nomaden Mittelasiens seit den ältesten Zeiten einheimischen Kunst, bedürfen. Diese reichbegabten Erdtheile haben, wie auch die Tropenländer Asiens und der Sudan, ihre einheimischen Bevölkerungen zum Ackerbau geführt, wenn auch die dabei von denselben errungenen Culturstufen ausserordentlich verschieden, zum Theile sehr gering sind.

Stellt sich somit das Culturleben des Menschen gewissermassen als Fortsetzung des organischen Lebens dar, so zeigt doch die nähere Betrachtung, dass in letzterem nur die möglichen Grenzwerthe menschlicher Thätigkeit gegeben sind. Die thatsächliche Ausbeutung der Natur weicht sehr beträchtlich von denselben ab, und erreicht sie nur in verhältnissmässig seltenen Fällen. Es haben sich die schon von den Griechen erhobenen Klagen über die abnehmende Fruchtbarkeit der griechischen und anatolischen Ebenen als ebenso unbegründet erwiesen, wie die bei spärlicher Kenntniss entschuldbare Annahme von der Unfruchtbarkeit der grossen Steppengebiete. Wir wissen nun, dass diese letzteren zum kleineren Theile nur auf jenes Minimum von Naturgaben beschränkt sind, welches eine festsässige Lebensweise geradezu ausschliesst. Nichts erlaubt die Annahme, dass die lange vernachlässigten Landschaften von Mesopotamien, Chaldäa und Susiana erschöpft seien. Waren doch Theile der assyrischen und arabischen Wüste, ja der Sahara einst bebaut und bewohnt, und werden sogar die nördlichen und südlichen Theile der Gobi von Timkowsky als anbaufähig bezeichnet. Die Salzsteppen Transkaukasiens haben glänzend die Mühe des Ackerbaues belohnt, und aufgeklärte Kenner erklären, dass die physikalische Beschaffenheit derselben nur ausnahmsweise deren Bebauung verhindere. Noch weniger ist die späte Bebauung der südsibirischen Steppen, des ungarischen Beckens, der Tiefländer von Amerika aus dem Mangel an Fruchtbarkeit zu erklären, da sie ja bekanntlich zu den bevorzugtesten Theilen der Erde gehören. Schon

[1]) Grisebach. a. a. O.

das Auftreten endemischer Nährpflanzen in allen Continenten der Erde zeigt uns, dass man mit Anwendung der Klage Cicero's, „dass die Natur dem Menschen gegenüber manchmal nicht wie eine Mutter, sondern wie eine Stiefmutter verfahren sei," sehr vorsichtig sein müsse.

Diese auffallende Vernachlässigung so vieler fruchtbarer Landstriche hat Carey[1]) durch die Annahme erklärt, dass der Mensch welcher mit den schlechtesten Werkzeugen beginnt, um zu den vollkommensten vorzuschreiten, in gleicher Weise zuerst die ärmeren Landstriche occupirt, um erst bei wachsender Kraft der Associationen und zunehmender Cultur die fruchtbaren Gegenden zu bewältigen.

Nun erscheint vom naturwissenschaftlichen Standpunkte die Annahme völlig unzulässig, als haben die „freien offenen Höhen" zur Zeit ihrer Urbarmachung die gleiche Beschaffenheit gehabt. Wir wissen, dass unsere Continente bis zu gewissen climatischen Grenzen ohne wesentlichen Unterschied der Fruchtbarkeit mit Wald bedeckt waren. Der Beginn des Ackerbaues erscheint in den gemässigten Breitegraden vorzugsweise an die Waldregion geknüpft, und nicht an die waldlosen Prairien, deren Urbarmachung übrigens sehr oft ein ganz ähnliches Verfahren erfordert, wie jene der Wälder[2]). Selbst für kleine Ansiedelungen wird der Kampf mit einer üppigen Natur anziehender sein, als die Arbeit auf ödem Boden oder unter ungünstigen climatischen Bedingungen, deren Erfolg weit unsicherer ist. Obwohl ferner üppige Sumpfwildnisse gewiss nicht zu den begünstigten Localitäten zu zählen pflegen, ist die Behauptung, dass dieselben am spätesten in Angriff genommen wurden, entschieden unrichtig. Noch mehr ist gegen eine durchgreifende Parallelisirung von Fruchtbarkeit und ungesundem Clima einzuwenden, da einerseits eine so allgemein für alle Zonen giltige Relation nicht besteht, anderseits aber dieselbe wohl für fremde Einwanderer, jedoch gewiss nicht im gleichen Masse für die einheimische, dem Clima unter den weit ungünstigeren Verhältnissen des Nomadenthums bereits angepasste Bevölkerung ein Hinderniss abgeben konnte.

Die genauesten Beschreibungen aller Stadien des amerikanischen Landbaues seit der ersten Besitzergreifung des Continents

[1]) Carey. Lehrbuch der Volkswirthschaft. Deutsch von Adler. 1870. Pag. 48 ff.

[2]) Revue des deux Mondes. 1870.

durch Europäer beweisen, dass die verschiedenen Arten der Waldrodung nicht unerfüllbare Ansprüche an die Arbeitskraft sogar einzelner Ansiedlerfamilien in gemässigten und subtropischen Breiten stellen[1]). Es gibt eine gewisse Classe von Ansiedlern, und gerade nicht die fleissigste und ausdauernste, welche gleich den Indianern des tropischen Südamerika (Humboldt) die ersten Kämpfe mit der organischen Welt mit einer wahren Leidenschaft führt[2]). Fast bei allen Naturvölkern wird der Ackerbau, welcher bei ihrer geringen Stabilität vorzugsweise in Rodungen bestehen dürfte, bekanntlich von den ohnediess sehr stark beschäftigten Weibern besorgt und somit nur ein ganz geringer Theil der im Stamme disponiblen für Jagd und Krieg verwendeten Arbeitskraft hiefür in Anspruch genommen. Noch lange nach der ersten Occupation Pennsylvaniens machte man lieber neues Land mit grosser Verwüstung der Wälder urbar, als dass man das alte durch Dünger verbesserte[3]). Gerade die primitivsten Formen des Ackerbaues, in welchen die Arbeit theuer ist, und der Boden bis zur Erschöpfung mit derselben Getreideart bepflanzt wird, vertragen sich wohl nur mit sehr reichem Boden, den der Colonist aller Länder deswegen aufsucht, weil die Natur die Hauptarbeit dabei verrichtet[4]).

Zum Beweise eines allgemein giltigen Naturgesetzes sind, wenn selbst in einigen Fällen die bezeichnete Auswahl stattgefunden hätte, die von Carey zusammengestellten Thatsachen durchaus nicht geeignet. Waren doch vor der Occupation der Europäer gerade die fruchtbarsten Theile Amerikas, Wisconsin, die Gegend der grossen Seen, besonders aber das ganze Mississippigebiet dicht bewohnt und bebaut. Man findet die Bauwerke der Ureinwohner nach Foster „nicht blos am Ohio und Trinityfluss in Texas, sondern in jeder Lage zwischen diesen Punkten, welche als günstig für den Anbau

---

[1]) Ebeling. Erdbeschr. u. Geschichte von Amerika. IV. S. 136.

[2]) L. c. S. 134. Waldverwüstung durch Kosaken im Tiën - Schan (Sewerzow).

[3]) Vgl. über die Methode primitiver russischer Landwirthschaft Sewerzow in Petermann. Mitthl. Ergänzungsb 42. S. 26. Rodungen der Eingebornen am Südabhang des Himalaya. Globus 1875. S. 249.

[4]) The small farmers are called Cockatoos in Australia by the squatters or sheep-farmers, wo dislike them for buying up the best bits of land on their runs; and say that, like a cockatoo, the small freeholder alights on good ground, extracts all he can from it, and then flies away to fresh fields and pastures new. Station life in New-Zealand b. Lady Barker. S. 132.

von einem geschickten Ackerbauer unserer Zeit gewählt würden“ [1]). In Arizona und Neu-Mexiko sind die ältesten Spuren menschlicher Ansiedelung in den fruchtbarsten Theilen des Colorado Chiquito[2]). Einen wunderlichen Eindruck macht die Behauptung, dass die ersten englischen Ansiedler sich auf dem öden Boden von Massachusets niederliessen, da ja bekanntlich die erste dauernde englische Ansiedlung 1607 zu Jamestown in Virginien, Plymouth, erst im Jahre 1621 gegründet wurde. Um aber die vorsichtige Wahl des letztgenannten Ortes zu begreifen, muss man Bancroft's Worte berücksichtigen: „Die Pilger, welche zu ihrer Niederlassung das Land am Hudson, die beste Lage an der ganzen Küste, gewählt hatten, wurden an die unfruchtbare und unwirthliche Küste von Massachusets geführt“ [3]). Ihr Lootse soll von neidischen Holländern bestochen gewesen sein[4]). Die Anlage der meisten Colonien war Anfangs nicht das Werk eines vorbedachten Planes, sondern des Zufalles und der Zeitumstände. Die Anweisung der Länderstrecken, deren Abgrenzung und Besiedlung erfolgte nach so oberflächlicher Untersuchung, dass die ersten Ansiedler die Behelfe zu einer Auswahl in seltenen Fällen haben konnten. Rücksichten auf Handel und Fischerei bestimmten thatsächlich die ersten Ansiedelungen in New-York, New-Jersey, Massachusets, New-Hampshire — Factoren, welche auch den schnellen Aufschwung der wenngleich ärmeren Gegenden verursachten. Dass die Ansiedlung von den Küsten aus begann und die successive Occupation des Innern durch die Lage zu den Communicationslinien wesentlich bedingt war, liegt auf der Hand. Dass man selbst ungesunde, jedoch mit grossen Vortheilen begabte Lagen nicht scheute, beweist die frühe Anlage von Philadelphia.

Die von Carey betonte verhältnissmässig frühe Bebauung der Gegend von Kent wird mehr der Einwanderung von belgischen Ackerbauern [5]), die Blüthe der unfruchtbaren Halbinsel von Cornwall der civilisatorischen Wirkung des Zinnhandels zugeschrieben werden müssen. Dass die Wanderung der germanischen Stämme aus den russischen Niederungen nach Skandinavien nur den Zweck

---

[1]) Foster. Prehistoric races of U. St. S. 3.

[2]) L. c. S. 146.

[3]) Gesch. der V. St. Deutsch von Kretschmar. I. S. 270.

[4]) S. Ebeling. l. c. I. 852. Nach den von ihm gebrachten Documenten wollten sie sich in Nord-Carolina ansetzen.

[5]) Th. Wright. The Celt, The Roman and the Saxon 1875. S. 37.

hatte, unfruchtbare Gegenden aufzusuchen, wie unser Autor annimmt, darf man wohl bezweifeln. Dieselben scheinen jedenfalls sehr schnell ihren Grundsätzen untreu geworden zu sein, denn sie wählten sich die besten Landstriche Dänemarks und Schwedens aus, und zwar nicht bloss die von den früheren Bewohnern bereits bebauten [1]). Die Ansiedlung Norwegens erfolgte wohl in der Richtung von Nord nach Süd, jedoch waren hiebei die Rücksichten auf Fischfang und nicht auf Ackerbau massgebend. Die Behauptung, dass in Russland [2]) die schlechtesten Landstriche bebaut seien und die besten brach liegen, widerspricht vollkommen den bekannten Thatsachen, wenngleich mitten im Tschernosem (Humuszone), nach Grisebach aus klimatischen Gründen, der Ackerbau bei Kiew aufhört. Die Besiedlung ging hier von den fruchtbaren Thälern aus. Haxthausen bemerkt ausdrücklich, dass in der Fruchtbarkeit kein Unterschied zwischen den später und früher occupirten Wolgagebieten stattfinde. Für Deutschland gibt er unter denen, welche sich mit der Geschichte der einschlägigen Verhältnisse befasst haben, nur die, in vielen Fällen übrigens direct nachzuweisende Meinung, dass die besten Ländereien meistens zuerst occupirt wurden [3]).

Carey's Theorie muss demnach als vollkommen unbewiesen, als unbeweisbar, der menschlichen Anlage wie der Geschichte widersprechend, erklärt werden. Mit Ricardo können wir getrost behaupten, dass die menschliche Arbeitskraft stets die Tendenz hat und gehabt hat, die relativ besten und fruchtbarsten Erdtheile zuerst für sich auszubeuten. Zur Erklärung der zahlreichen so bedeutenden Abweichungen von diesem Gesetze sind wir jedoch genöthigt, einen andern Factor in's Auge zu fassen.

Dieser fast allmächtige Factor ist die Concurrenz der Menschen untereinander. Von den frühesten Gesellschaftszuständen an beherrscht derselbe die menschliche Entwicklung noch in weit höherem Grade als der Kampf mit der organischen Welt. Was nun speciell die hier berührte Frage anbelangt, so muss, da bei primären Culturzuständen die Concurrenz um Nahrung selbst bei dünner Bevölkerung sehr heftig und gewaltthätig ist, die Occupation eines Landstriches zum ausschliesslichen Gebrauche weniger Familien äusserst schwierig sein. Die Nomaden wachen eifersüchtig über die Ge-

[1]) Hildebrand. Heidn. Zeitalt. in Schweden.

[2]) Munch. Die nordgermanischen Völker. S. 119.

[3]) Jacobi. Slaven- u. Deutschthum. Arnold's Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme. 1874.

meinsamkeit der von ihnen benützten Landflächen und bereiten den Ansiedlungen in ihrer Nachbarschaft die grössten Schwierigkeiten [1]). Die Beobachtung der Naturvölker lehrt uns, dass bei den meisten derselben mehr minder kräftige Keime zu festen Ansiedlungen vorhanden sind, deren Ausbildung nur davon abhängt, dass die Anhänger der neuen Lebensweise dauernde Vortheile im Kampfe nicht blos mit der Natur, sondern hauptsächlich mit dem Menschen erwerben. Zu allen Zeiten und in allen Ländern ist das Aufblühen der Ansiedlungen abhängig von der Sicherheit des individuellen Besitzes. Sie ist der stärkste Hebel für die vollständige Entwicklung menschlicher Arbeitskraft und die unumgängliche Vorbedingung für die Anwendung derselben überhaupt. Für die Wahl eines Ansiedlungspunktes kann folglich die Fruchtbarkeit der Gegend nur dann den Ausschlag geben, wenn daselbst eine sehr schwache Concurrenz vorhanden, wenn dieselbe bereits in die höheren Formen des Verkehrs übergegangen ist, oder wenn der Occupirende so übermächtig auftreten kann, dass jeder Widerstand leicht gebrochen wird. Diese Fälle treten jedoch verhältnissmässig selten ein. Nach der Occupation ganzer Länder durch Eroberung dauern chaotische Zustände bis zum Aufblühen einer festen Staatsgewalt oft noch Jahrhunderte lang fort. Selbst in den spärlichst bevölkerten Ländern pflegt die Lockung, sich der Früchte fremder Arbeit zu bemächtigen, sofort eine intensive Concurrenz hervorzurufen. Die ersten Ansiedlungen sind erfahrungsgemäss klein, wenn auch zahlreich [2]). Colonisationen werden gewöhnlich von Culturstaaten anfänglich mit schwachen Kräften versucht. Alle diese Umstände können die Tendenz, nur den besten Boden in Angriff zu nehmen, wesentlich beeinträchtigen und gerade manchen schlechteren Gegenden einen entschiedenen Vorzug verleihen.

Ohne auf die Fülle geographischer, ökonomischer und geschichtlicher Momente einzugehen, von denen die gedeihliche Entwicklung der Ansiedlungen abhängen kann und muss, seien hier nur einige Beziehungen erörtert, in welchen die verticale Gliederung der Erdoberfläche zu jenem grossen Culturprocesse zu stehen scheint.

---

[1]) Die Sueven hinderten nach Cäsar andere deutsche Stämme am Ackerbau u. s. w.

[2]) Arnold. Ansiedlungen und Wanderungen der deutschen Stämme. Barthold. Gesch. d. deutsch. Städtewesens. I. 8.

Allbekannt sind die Vortheile, welche Ebenen und Steppen dem für die Fortbewegung über grosse Räume angepassten Nomaden im Angriff wie in der Vertheidigung bieten. Dagegen ist die Vertheidigung von festen Ansiedlungen in der Ebene, besonders bei primitiven Hilfsmitteln jedenfalls um so schwieriger, je mehr es derselben an Einschnitten, Wäldern und Sümpfen gebricht. Fürchtete man sich doch noch zu Zeiten der Kaiserin Elisabeth in Moskau vor den Tataren [1]), und wusste man bei der französischen Invasion in Russland dem Feinde kein wirksameres Mittel entgegenzusetzen, als die nomadische Kampfesweise! Die ganze Geschichte Mittelasiens zeigt die Inferiorität der an Cultur überlegenen Städte gegenüber dem durch die Natur des Landes begünstigten Nomadenthum.

Dieser Umstand, sowie die Leichtigkeit an einem bestimmten Punkte grosse Massen in kurzer Zeit zu versammeln, müssen natürlich die Absonderung einer wenig zahlreichen Menschengruppe bedeutend erschweren. Die Ortschaften müssen hier verhältnissmässig stark und wohlorganisirt sein, um sich, wo nur eine Spur des Nomadenthums vorhanden, oder wo aus irgend einem Grunde unsichere Zustände herrschen, zu behaupten. So wurden die zahlreichen kleinen Dörfer des Alföld wegen der Unsicherheit gezwungen, sich zu grossen stadtähnlichen Dörfern zu vereinigen. Dasselbe thaten die Colonisten der südrussischen Steppen zum Schutze gegen die Tataren, Baschkiren u. s. w. [2]) Die Geschichte der Colonisation von Nord- und Südamerika, von Deutschland durch Rom, von China, Russland, Afrika liefern uns unzählige Beispiele für die ungeheuren Schwierigkeiten, welche die grossen der allgemeinen Concurrenz preisgegebenen Ebenen vereinzelten Ansiedlungen bereiten. Wir wissen, dass dieselben erst durch die überlegenen Mittel einer gesteigerten Cultur und unter dem Schutze starker Staaten und grossartiger Befestigungslinien sich entwickeln konnten.

Günstiger gestalten sich, aus denselben Gründen, die Verhältnisse für primitive Ansiedlungen in Ebenen, welche stark bewaldet, mit Sümpfen, Seen und Flussläufen bedeckt sind. So sind, nach Martius, die Indianer der Wälder weit mehr zu Ansiedlungen geneigt, als jene der Campos. In Flandern und den norddeutschen Ebenen haben ähnliche Verhältnisse, deren Vortheile für die Ver-

---

[1]) Haxthausen. Studien. II. 11.
[2]) Haxthausen. Studien. II. 11.

theidigung von älteren Schriftstellern häufig erwähnt werden, Ansiedlungen hervorgerufen.

Vermögen somit vereinzelte Ansiedelungen in grossen Ebenen sich nur schwer aus eigener Kraft zu behaupten, so finden wir dieselben in den Gebirgsländern entschieden begünstigt. Die durch die Natur gebotenen Vertheidigungsmittel sind hier so bedeutend, dass selbst wenig zahlreiche Völker in den Gebirgen, welche eine Entfaltung grosser Angriffsmassen nicht gestatten, sehr lange dem überlegenen Gegner zu widerstehen vermögen. In den Gebirgslandschaften Kleinasiens, Persiens u. s. w. behaupten sich die alten festen Ansiedelungen in steter Concurenz mit den Nomaden. Ebenso bekannt ist die lange Erhaltung minimer Reste von alten Völkerschichten in den Gebirgen, welche in den Ebenen längst absorbirt oder vertrieben wurden. Wir dürfen gewiss behaupten, dass je grösser die Unebenheiten desto leichter und erfolgreicher die Absonderung ist.

Diese Leichtigkeit den heimischen Heerd zu vertheidigen, wird sicherlich die Neigung zu festen Ansiedlungen erhöhen. Dazu tritt die grössere Schwierigkeit der Fortbewegung, der geringere Nutzeffect der thierischen Kraft und Geschicklichkeit. Wir finden in der That grössere Stabilität in Bezug auf Wohnorte selbst bei jagenden und pflanzensammelnden Indianern und Hirtenvölkern, welche Gebirge ausbeuten, und dürfen die frühe und andauernde Besiedlung auch minder fruchtbarer Gebirgsgegenden hieraus erklären. Das Ueberwiegen des Nomadenthums in den weiten Gebirgsländern Mittel- und Nordasiens lässt sich mehr der ungünstigen klimatischen Beschaffenheit derselben zuschreiben[1]), theilweise aber ihrer Neigung, in ausgedehnte Plateauflächen, Tummelplätze für Hirtenbevölkerungen, überzugehen[2]).

Aus den hier angedeuteten Momenten der Concurrenz und deren Abhängigkeit von der Plastik unseres Erdkörpers ergibt sich die natürliche Erklärung für viele in das Bereich des sogenannten Carey'schen Naturgesetzes gezogene Thatsachen. Das fruchtbare Donauthal mit seinen angrenzenden Ebenen war, wie die Steppen Nordasiens und des südlichen europäischen Russlands, durch mehr als tausend Jahre das Durchzugsgebiet der zahlreichen nach Europa dringenden Völker, dessen Beherrschung selbst der römischen

[1]) Grisebach. Veg. d. Erde. II. 275. Radde's Schilderungen.

[2]) Sewerzow über den Tiën - Schan. Peterm. Mittheilungen. Ergänzungsh. 42. S. 12.

Weltherrschaft nicht mehr gelang. Pannonien ist als Berührungspunkt und Kampfplatz aller Stämme des östlichen und mittleren Europas immer wieder, zuletzt noch durch die Türkenkriege verödet worden. Die Erscheinung, dass die Grenzgebiete niedriger Culturformen wegen der fortgesetzten Kämpfe unbewohnt bleiben, ist jedem Culturhistoriker wohlbekannt. Man denke an die Einöden um die Civitates der alten Germanen. Dass in Zeiten verhältnissmässiger Ruhe im ungarischen Tieflande Ackerbau versucht wurde, beweisen die Spuren alten Anbaues in den Theisssümpfen[1]). Aehnliche verheerende Wirkungen übten die zahllosen Kriege auf den Ebenen Griechenlands, Thessaliens und Italiens, auf die fruchtbaren Landstriche um den Tsad-See aus. Das Resultat derselben ist nur zu oft eine vollständige Vertreibung der Bevölkerung, wie sie in Gebirgsländern nur selten vorkommt.

So dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn wir die Verödung der Ebenen als eines der auffallendsten Symptome bei den Rückbildungsprocessen civilisirter Staaten constatiren, in denen durch Erschlaffung oder durch einseitigen Druck der Staatsgewalt ein allmäliger Uebergang zu der niederen Form der Selbstvertheidigung stattfindet. Beispiele hiefür geben uns Mexiko, die Campagna, die orientalischen Reiche, vor allem die Türkei, sowohl in Europa als in Asien. In Syrien und Palästina sind nach Robinson die felsigen, dem Anschein nach unfruchtbaren und öden Berge von thätigeren, betriebsameren und unabhängigeren Bevölkerungen besetzt, während die fruchtbarsten Ebenen oft unbebaut liegen, und wegen mangelhaften Schutzes vor Nomaden der Verödung entgegensehen[2]). Der Druck der türkischen Regierung hat in sehr kurzer Zeit die fruchtbare Muskaja verödet[3]), und die Auswanderung walachischer Ortschaften aus der thessalischen Ebene in die Höhen des Pindus veranlasst[4]). Ebenso wurden die in den kokand'schen Ebenen seit undenklichen Zeiten angesiedelten Tadjiks durch die Ueberfälle der Nomaden gezwungen, sich auf die unzugänglichen Höhen des Belur zu flüchten, wo sie viele unabhängige Gemeinden stifteten[5]). Man vergleiche die Bemerkungen Maurers über die Lage der Rajah-Ansiedelungen in Bosnien.

---

[1]) Dietz. Die ungarische Landwirthschaft. S. 32.
[2]) Ritter. Erdkunde VIII. 3. S. 132.
[3]) Hahn. Albanesische Studien. S. 104
[4]) Leake. Travels in northern Greece. I. 274.
[5]) Erman. Archiv. VI. 580. ff.

In der Lage der festen Ansiedlungen bei primitiven Gesellschaftszuständen drückt sich, entsprechend unseren Voraussetzungen, das Bestreben nach möglichst ausgiebiger Vertheidigung derselben unverkennbar dadurch aus, dass sie auf schwer zugänglichen Punkten angelegt sind. In den Ebenen werden vorzugsweise die vorhandenen Terrainfalten, die Wälder, Sumpfwildnisse, die seichten Stellen und die Inseln der Landseen, die durch Spalten abgegränzten Erdschollen aufgesucht. Die Bewohner der Flussthäler wählen die hohen Uferterrassen, die durch ihre geognostische Beschaffenheit hiezu geeigneten Steilabhänge, die Vereinigungspunkte der Nebenadern, oder die Flussinseln. In den Flussdeltas dienen dazu die dichten, mit Wald oder Schilf bedeckten Stellen, die einzelnen durch die zahlreichen Gabelungen abgetrennten Gebietstheile. Die gleiche Rolle spielen an den Küsten kleine in unmittelbarer Nähe des Festlandes gelegene Inseln. (Wollin, Rügen, Inseln der syrischen und nordamerikanischen Küste.)

Ein grosser Theil der ersten Fixpunkte menschlicher Thätigkeit knüpft sich jedoch vor allem an die mittleren Erhebungen und deren unmittelbare Nachbarschaft. Alle diese von der Natur gegebenen Vortheile finden wir um so sorgfältiger benützt, je entschiedener das Nomadenthum überwunden ist[1]).

Die relativ festsässigsten Irokesen hatten ihre Dörfer sehr sorgfältig befestigt[2]). Nordwisconsin mit seinen unzähligen kleinen Seen und zahlreichen Flüssen ist stets von Indianern fest bewohnt und besiedelt gewesen[3]). Bei den Mönitariern (Weidenvolk) fand Catlin wenigstens das Hauptdorf hoch gelegen[4]). Fast alle Ansiedelungen der Indianer in Britisch-Guyana liegen nach R. Schomburgk auf Hügeln. Dieselben vermeiden die Nähe der Flüsse, weil sie dort (feindlichen und) freundlichen Besuchen zu sehr ausgesetzt sind[5]). Gleich den Arcadiern wohnten die Azteken gerne auf den Gipfeln und am Rande der schroffsten Gebirge[6]). Die ältesten Ruinen der Tolteken-Ansiedelungen am Rio Verde und Colorado Chiquito liegen auf hohen Felsen[7]). Die Indianer Neu-Mexikos

---

[1]) Waitz. Anthropologie. III. S. 991.
[2]) Atwood geolog. Report. S. 59.
[3]) Transact. of Wisconsin Agric. soc. II. 330.
[4]) Catlin. Indian. N. Amer. I. S. 135.
[5]) Appun unter d. Tropen. II. 128.
[6]) Humboldt. Neu-Spanien. III. S. 8.
[7]) Möllhausen. Reisen in d. Felsengeb. II. 149.

gaben ihren Wohnungen eine beträchtliche Höhe, um die Annäherung ihrer Feinde sogleich zu bemerken[1]). Die Natches und sämmtliche andern Stämme Florida's setzten die Hütten der Kaziken ausnahmslos auf natürliche oder künstliche Erhebungen von 18–25 Fuss[2]). Die Ureinwohner des Mississippithales und anderer Nebenflüsse wohnten zweifellos in der Nähe ihrer mit sorgsamster Berücksichtigung der höchsten Punkte oder anderer natürlicher Vortheile angelegten Befestigungen. Dasselbe gilt von den Urhebern der merkwürdigen noch jetzt von den Indianern vielfach benützten Anlagen in Minnesota[3]). Auf vielen auffallend öden Punkten der Cordilleren kennt man Spuren von alten indianischen Ansiedlungen und noch heute wohnen die Indianer von Peru häufig auf den höchsten und ödesten Stellen, auf Höhen, welche fast an die Schneelinie gränzen, wo es keine Pässe gibt und sogar kein Wasser vorhanden ist[4]). Temple fand im obern Peru und Bolivia viele indische Dörfer oder Wohnungen in Ruinen, selbst auf den Gipfeln der Berge[5]).

Die Neger bauen ihre Dörfer möglichst entfernt von Flüssen, auf grösseren Höhen, verbannen der grösseren Sicherheit wegen alle Bodencultur aus deren Nähe und geben ihnen gewöhnlich nur stark gewundene Fusspfade als Zugänge[6]). Aus Inner-Afrika geben uns Barths gewissenhafte Schilderungen eine reiche Fülle von Belegen für die sorgfältige Benützung der Höhen und für die Anwendung der verschiedensten Befestigungsarten bei den Ansiedlungen. Zugleich tritt aus denselben das unsichere Schicksal der in den fruchtbaren Ebenen Bornu's u. s. w. angelegten Orte selbst bei den vorgeschritteneren Verhältnissen dieser Staaten klar hervor. Im Centrum von Afrika jenseits des Kilimandscharo und Kenia breiten sich weite, mindestens 4000 Fuss üb. d. M. gehobene Flächen aus, von den räuberischen Hirtenstämmen der Masa und Wakuasi bewohnt, vor denen sich die ackerbauenden Stämme meist auf Hügel zurückgezogen haben[7]). In den Küstendistricten von Westafrika werden gegenwärtig die alten Ansiedelungen im Busch sehr rasch verlassen und durch solche an den Flüssen ersetzt[8]). Am Fusse oder auf den (Granit)

[1]) Humboldt. Neu-Spanien II. 216.
[2]) Lubbock. N. Americ. Archaeol. Smithson. rep. 1863. S. 32.
[3]) Smithsonian. Contrib. t. Knowledge VII.
[4]) Darwin. Reise II. 103. Seybold. Mitth. der k. k. geog. Ges. 1871.
[5]) Darwin. Reise II. 105.
[6]) Waitz. Anthropol. I. 91.
[7]) Peterm. Mitth. 1871. S. 467.
[8]) Peterm. Mitth. 1875. 125

Hügeln, falls sie Gipfelflächen zeigen, sind im Bakatlaland die Bechuanendörfer gewöhnlich angelegt[1]). Die bewohnten Districte der Niamniam sind durch Wildnisse von mehreren Meilen im Durchmesser von einander getrennt[2]). Die Dörfer am oberen Ogowé liegen auf Anhöhen mitten in Sümpfen und sind auch sonst möglichst stark befestigt[3]).

Cook fand auf Neu-Seeland die befestigten Dörfer (Heppehs) auf steilen oft von Wasser umgebenen Felsen. Sowohl die Dayaker auf Borneo, als die Papuas in Neu-Guinea bauen nach E. v. Mertens ziemlich regelmässig auf Anhöhen, welche durch Pfähle noch erhöht werden, und deren Zugänge nur durch gefällte Balken gebildet werden[4]). Im Dajaklande kommen die verschiedenen Sagen überein, dass sie die älteste Heimat der Bewohner ins Innere auf Berge verlegen. Im Süden und Westen ist die Ueberlieferung verbreitet, dass ihre Voräitern in einem goldenen Fahrzeuge die Inseln erreicht und zuerst sich auf den höchsten Berggipfeln niedergelassen hätten. (Waitz Anthrop. V. 1. S. 47.) Die Bewohner von Hote (Ceram) wohnen im Busche und bauen ihre Häuser auf Wairingin-Bäume oder Pfähle, um sich vor den Einfällen der Papuas zu sichern. (Waitz Anthrop. V. I. S. 78.) Die ursprüngliche Bevölkerung von Limo lo Pabalaä (N. Celebes) wohnte früher in den Büschen und auf den Bergen zerstreut, und zog erst später unter dem Schutze mächtiger Häuptlinge in die Ebene[5]). In Inner-Abyssinien liegen nach Dr. Bechtinger die meisten Ortschaften auf Anhöhen mit starken Mauern umgeben[6]). Die Ansiedelungen der Chem (Cochinchina) liegen in Wäldern versteckt, stehen auf hohen Piloten selbst bei trockenem Untergrunde, durch eine Abends entfernbare Leiter mit demselben verbunden[7]).

Plato betrachtet die Höhlenbewohner, die Cyklopen, als Repräsentanten der frühesten Culturstufe. Die Neigung, in der Nähe der Berggipfel gelegene Höhlen aufzusuchen, ist ein charakteristisches Merkmal der paläolithischen Epoche aller Länder und bekanntlich bis auf unsere Tage noch nicht völlig erloschen. Wir finden diese Ansiedlungsform in Sardinien, Sicilien und Südspanien, den Canari-

[1]) Fritsch. Drei Jahre in S. Afrika. S. 321.
[2]) Schweinfurt. Im Herzen v. Afrika. II. 21.
[3]) Marquis de Compiegne. Gabonais. S. 231.
[4]) Berlin. Zeitschr. f. Erdk. 1873. S. 207. Friedr. Müller. Ethnogr. S. 315.
[5]) Berlin. Zeitschr. f. Ethnol. S. 262.
[6]) Bechtinger. Ostafrika S. 98.
[7]) Bullet. Soc. Anthrop. Paris. 1875. S. 150.

schen Inseln, der Schweiz, Frankreich, Belgien, Deutschland u. s. w., vor Allem aber in den grossen Troglodytenlandschaften des nördlichen China (Richthofen), des Atlas, des Paropamisus, Belur, Kaukasus, in Kleinasien, Armenien wie im Hauran, und Scherezur, an der Kama und bei Dorpat (Zufluchtsstätten der Finnen) [1]).

Die Griechen lobten den Muth desjenigen, der es zuerst wagte, in die Ebene hinabzusteigen [2]). „Auf hohem Gebirge gebar die schwarze Erde den göttergleichen Pelasgus, damit ein Geschlecht von Sterblichen sei" [3]). Die ältesten noch heute durch den Namen Hellis bezeichneten Heimatssitze der Hellenen liegen im Gebirgsknoten von Halmopia (Moghlena) im thessalischen Olymp, wie um Dodona. Barth hat neuerdings auf die überaus grosse noch nicht genug gewürdigte Bedeutung dieser ältesten Ansiedelungen für die Ausbildung des griechischen Wesens hingewiesen [4]). Die Ebenen Griechenlands scheinen wohl früh von den Pelasgern bebaut, aber nur ausnahmsweise bewohnt worden zu sein, wie Strabo über die gut bebauten Ebenen Kataoniens und von Melitene schreibt, welche keine Stadt besassen, während die Wohnplätze auf den umliegenden Bergen lagen [5]). Die frühe Besiedelung der isolirt aus den Ebenen hervorragenden Gipfel ist eine bekannte Thatsache. Die grosse Wasserader des Peloponnesus der Alpheios ist, nach Curtius, zu allen Zeiten weit ärmer an Ansiedelungen geblieben, als dessen enge und felsige Seitenthäler. Die später noch gesteigerte Unsicherheit gab zu einem fast allgemeinen Stadtleben Veranlassung. Nur die Eleer hatten ein ordentliches Landleben, weil die Heiligkeit des olympischen Festes den Landfrieden schützte. Ebenso die Epiroten und vor Epaminondas die Arkadier [6]).

[1]) De mes études topographiques, j'avais conclu que l'homme de la période quaternaire habitait dans le voisinage des montagnes et ne s'établissait pas dans les plaines. (Rossi Congres international d'Anthrop. 1867. p. 109)

[2]) Plato's Erklärung knüpft wohl unzweifelhaft an uralte dem Oriente angehörige kosmische Ideenkreise an, deren Einfluss auf die gesammte neuere Philosophie der Griechen von Röth zuerst nachgewiesen wurde. Die Beobachtung zahlreicher Wirkungen des Vulcanismus verlieh diesen Vorstellungen eine empirische Unterlage, so dass sie, in ganz analoger Weise wie die Fluthsage in der europäischen Wissenschaft, noch vor 70 Jahren zur Erklärung culturhistorischer Thatsachen herbeigezogen werden konnten. (Vgl. Hamy Précis de Paléontologie humaine. S. 31.)

[3]) Passow. Beitr. z. ältesten Gesch. Hellas. S. 27.

[4]) Zeitschr. f. Erdk. Berl. 16. Band. S. 116.

[5]) Strabo. XII.

[6]) Roscher. Nationalökon. d. Ackerbaues. 7. Aufl. S. 244.

Wie die Israeliten bei ihrer Einwanderung zuerst die Gebirgslandschaften von Judäa, so haben die latinischen Stämme, nach Mommsen, das Albanergebirge, die Ausläufer des Sabinergebirges, sowie den von beiden Ketten und der Tiber abgegränzten Theil der Ebene Latiums zuerst besiedelt [1]). Mit Ausnahme der lombardischen Ebene sind noch heute die grossen und kleinen Ebenen Italiens auch bei günstigen klimatischen Bedingungen spärlich bewohnt, wenn auch sorgfältig bebaut [2]). Die Ortschaften der Sicaner und ihrer Nachfolger der Sikeler lagen grösstentheils auf Anhöhen [3]). Zur Saracenenzeit gab es in Sicilien ausser den 18 Städten noch 320 befestigte auf Felsenhöhen gelegene Ortschaften. Die Eisenbahn von Teracina nach Catania berührt auf einer Strecke von 110 Kil. keine Stadt und kein Dorf, weil dieselben sämmtlich auf den benachbarten Berggipfeln liegen [4]).

Nach Dr. Much liegen die urgeschichtlichen Wohnsitze Niederösterreichs vielleicht ausschliessend auf isolirten Bergen oder an den Steilrändern von Plateau's [5]). In Tirol waren die Höhengegenden und Alpen zum Theil früher bewohnt und nach Umständen bebaut als die Niederungen [6]). Die Ansiedelungspunkte der

---

[1]) Mommsen. Röm. Gesch. I. 37.

[2]) Vgl. die für Italien charakteristische Ansiedelungsform der Terramraren. Roscher l. c. S. 284.

[3]) Holm. Gesch. Sicil. I. 62.

[4]) Hartwig. Bilder aus Sicilien.

[5]) Mitth. d. Wien. Anthrop. Ges. II. 109.

[6]) Kink. Vorles. üb. Gesch. Tirols 170. v. Inama-Sternegg, Unters. üb. d. Hofsystem im M. A. Entwickl. d. deutsch. Alpendörfer. Riehls hist. Taschenb. 1874 — Steub hat neuerdings (Beil. z. Allg. Zeitg. 15. Sept. 1875 ff.) gegen diese Annahme protestirt. Bei den so verwickelten ethnographischen und culturhistorischen Schichtungsverhältnissen Tirols und in Berücksichtigung des Umstandes, dass die sprachliche Deutung so vieler Tiroler Ortsnamen (selbst wenn der rhätisch-etruskische Ursprung derselben angenommen wird) noch der Controverse unterliegt, scheinen die Argumente dieses verdienstvollen Forschers nicht die sofortige Abweisung der von Kink und Inama gebrachten, zum Theil historisch beglaubigten Thatsachen, soweit sie die Besiedelung durch Deutsche betreffen, zu bedingen. Was die rhätische Bevölkerung anbelangt, so hat Herr Steub in seiner ersten Publication über diesen Gegenstand (die Urbewohner Rhätiens. München 1843) selbst nachgewiesen, dass die Thalsohlen des Bregenzer Waldes, des Lechthales, die unteren und mittleren Stufen des Oetz- und Zillerthales, das Innthal von Schwaz abwärts keine rhätischen, nur jüngere Namen aufweisen, während die Höhen um den Bregenzer Wald und das Lechthal, das Grenzgebirge zwischen Baiern und Tirol, die Seitenthäler des Pinz-

Bronzezeit in der Schweiz sind freie Hügel, Promontorien oder sonst wie abgeschlossene Localitäten [1]); dagegen führen die Keltenreste Steiermarks bis jetzt in überwiegender Menge in die (sumpfigen) Flussthäler, besonders jenes der Mur [2]). In England, Frankreich, Helvetien, Rhätien fand man die als Unterbau von Wohgedeuteten „Margellen" meist auf erhöhten Punkten der Ebene oder auf Abhängen [3]). Auch die römischen Ansiedlungen der Schweiz liegen zum grössten Theil auf den Gehängen der Berge, oft auf ganz unfruchtbarem Boden [4]). In der schwäbischen Alp findet sich der älteste Humus mit Stein- und Beinwerkzeugen auf den Berghöhen [5]). Im Riesengebirge kommen die ältesten Spuren celtischer Industrie auf den Höhen und Vorbergen vor. Der Spessart war im 8. und 9. Jahrhundert viel mehr bewohnt als später [6]). Das gleiche gilt von der Wetterau, so lange dieselbe durch die ausgedehnten mit dem Pfahlgraben zusammenhängenden Befestigungen geschützt war [7]). In der Seenzone der südbayrischen Hochflächen sind die Dörfer äusserst selten in die, wenn auch seit urvordenklicher Zeit trockenen Thalkessel gelegt; sparsam selbst an die Ufer der Seen; die meisten und besten Dörfer liegen auf Hügelköpfen und Höhenrändern [8]).

---

gaues, des Oetz- und Zillerthales, sowie die obersten Dörfer der letztgenannten Thäler wiederum rhätische Namen tragen. Steub's Versuch, diese Unbewohntheit der offenen Thäler durch eine grössere Ausdehnung der Wasserbecken und eine lang andauernde Wasserbedeckung genannter Thäler zu erklären, ist, soweit mir bekannt, vom geologischen Standpunkte aus nicht gerechtfertigt. Nach allen Erfahrungen stimmte bereits zur neolithischen Zeit die Configuration der Erdoberfläche Europa's mit jener der Jetztzeit vollständig überein. Ueberdies hat der genannte Autor für das Engadin die Neigung der Rhätier, die Höhen zu besiedeln, zugegeben, eine Neigung, welche — die Identität mit den Etruskern und Pelasgern zugegeben — nichts Befremdendes hat, da die letztgenannten Völker dieselbe in eclatanter Weise bethätigt haben.

[1]) Wirth. Statistik d. Schweiz. II. 283.

[2]) Ilwoff. Aelteste Bevölkerung Noricums. S. 19.

[3]) Brosi. Kelten u. Althelvetier. S. 37.

[4]) Keller. Röm. Ansiedl. i. d. Ost-Schweiz. S. 270.

[5]) Deutsche Vierteljahrschr. 1854. S. 132.

[6]) Behlen. Topogr. Spessarts. I. 209.

[7]) Dieffenbach. Urgesch. Wetterau. S. 249.

[8]) Riehl. Pfälzische Dörfer im Grundriss. Westerm. Monatshefte 1856. 19. Für die Pfalz sucht der Hr. Verf. das Gegentheil, die Ansiedelung in den Thälern, als das Gewöhnliche nachzuweisen. Doch räumt er ein, dass nach dem 30jährigen Kriege manche Uebersiedlungen in die Berge stattgefunden haben. Vergl. Kohausen. Westerm. Monatsh. 1 58. S. 359 über befestigte Dörfer zwischen Rhein und Nahe.

Im oberen Donauthale oberhalb Regensburg ist das rechte flache Ufer häufig öde und dünn bevölkert, während das linke steilere mit Schlössern, Ruinen, Kirchen, Klöstern und Ortschaften besetzt ist [1]). Von den germanischen Völkern der skandischen Südspitze sagt Jornandes: hi omnes excisis rupibus, quasi castellis inhabitant, ritu beluino [2]). Die ältesten Ansiedelungen der Slaven (Gorodisté) von denen Samokvasow 160 im Gouv. Tschernigow, 60 im Gouv. Kursk, 50 im den von Tula untersucht hat, liegen auf Hügeln, an steilen Abhängen, so dass sie von diesen oder von einem Wasserlaufe auf möglichst viel Seiten beschützt werden [3]).

Die Vortheile einer durch natürliche Lage geschützten Ansiedelung treten noch klarer in der culturhistorischen Rolle der Burgen hervor. Als Zufluchtsstätten für wehrlose halbnomadische Bevölkerungen (Chaonia, Britannien, Mecklenburg, u. s. w.) als Stützen primitiver Associationsformen (Gauverfassungen) und Krystallisationspunkte für die feste Besiedelung eines Landes (Deutschland) geben dieselben das wichtigste Bindeglied ab zwischen dem Nomadenthum und den weiteren Entwickelungsphasen menschlicher Cultur. Bei der Schwäche und den wechselvollen Schicksalen der neu gegründeten Staaten fällt den Inhabern dieser besonders von der Natur bevorzugten Stätten die Aufgabe zu, Eigenthum und Existenz der minder günstig gelegenen Nachbarn zu schützen, wobei freilich die Selbstständigkeit der alten freien Genossenschaften verloren gehen musste und ein für das Ganze bedenkliches Uebergewicht der Schutzherren sich meist' herausbildete. Die Beobachtung lehrt, dass das Aufblühen und Vorgehen feudaler Durchgangsformen im Verhältniss zur Schwächung oder Stärkung einer höhern Staatsgewalt erfolgt. Ebenso allgemein bekannt ist auch die enge Verknüpfung der Burganlagen mit den mittleren Erhebungen. In Mitteleuropa sind nicht blos die Alpenhöhen, besonders jene Punkte, welche die Thäler und Kessel dominiren, sondern sämmtliche deutsche Mittelgebirge, der Taunus, die Wetterau, der Vogelsberg, Harz, Thüringerwald u. s. w., das böhmische Mittelgebirge, die Gebirge südlich von Prag, die Granitkuppen von Bautzen, die Gebirge der Lausitz u. s. w. mit uralten Schlössern und Festungsbauten bedeckt. Die Heidenburgen in den seereichen Landschaften

---

[1]) Kutzen. D. Deutsche Land. II. 236.
[2]) Zeuss. Die Deutschen und ihre Nachbarstämme. S. 77.
[3]) Revue des deux mondes. 1874. Congres archéol. de Kief.

Galindien und Sudauen sind grösstentheils auf den Uferbergen der Landseen angebracht[1]). Wie in Italien, nach Sismondi[2]) ein selbstständiger Adel nur in den gebirgigen Theilen sich erhalten hat, dagegen in der lombardischen Ebene derselbe sehr bald durch die Städte absorbirt wurde, dürfen wir die reiche Entwickelung des deutschen Adels in Zusammenhang mit der Gliederung des deutschen Gebietes bringen. Die meisten der grossen Gebirgslandschaften unserer Erde sind sogar während der langen Zeit ihrer Besiedelung nicht sehr weit über feudale Gesellschaftsformen hinausgekommen[3]), woraus sich die bedeutsame Thatsache ergibt, dass die primitive Ansiedelungen fördernden plastischen Verhältnisse nicht in gleichem Maasse die Fortentwickelung zu höheren Staatenbildungen begünstigen.

Betrachten wir die Lage alter Stätten für den Gottesdienst und für fromme Corporationen, so finden wir die grösste Analogie mit jener der Burgen. Ohne eine Analyse der psychologischen Motive zu wagen, welche zu einer in den verschiedensten Religionen unter mannigfachen Formen ausgebildeten Gottesverehrung auf den Berggipfeln führten[4]), ist wohl die Annahme gestattet, dass das Bestreben, dem Heiligsten möglichsten Schutz zu sichern, die Völker vom Anfang bis zum Höhepunkt ihrer Entwickelung bei der Auswahl der Localität mitgeleitet habe. Die runden Thürme Irlands, die auf den höchsten „Wurthen" der norddeutschen Marschen gelegenen Kirchen sind demgemäss, ebenso wie jene Siebenbürgens und des Kaukasus bei Gelegenheit geradezu als Festungen verwendet worden. Unzweifelhaft hat das Bedürfniss nach Sicherheit die ältesten christlichen Klosteranlagen des Orients und Occidents auf schwer zugängliche und öde oder dominirende Punkte geführt und es wurde ihnen daher auch dieselbe culturhistorische

---

[1]) Töppen. Gesch. Masurens. S. 39. Die slavischen Burgen lagen auf Erhöhungen in Sümpfen. (Lisch.)

[2]) Hist. de la renaissance de la liberté en Italie. I. 92.

[3]) Als charakteristischer Gegensatz die Thatsache, dass es in Russland gar keinen Adel im europäischen Sinne gab. Haxthausen. Ländl. Verf. S. 18. Auch in Polen weist, wie in Ungarn, der Adel ein eigenthümlich demokratisches Gepräge, während in der „freien Schweiz" die Entwickelung eines einheitlichen Staatswesens auf grosse Schwierigkeiten stösst.

[4]) Z. B. die vielen isolirten Kirchen höchsten Alters in den Alpen und im Kaukasus wahrscheinlich zum Theil an der Stelle von heidnischen Andachtsstätten.

Rolle wie den Burgen zu Theil. In Italien schlossen sich die Bischofssitze mit Vorliebe an alte ladinische Städte, in Deutschland an römische Castelle. Noch heute finden wir das Princip der Isolirung bei den meisten Klöstern und christlichen Wohnungen muhamedanischer Länder oft in der bizarrsten und extremsten Weise festgehalten. Auch in Tübet werden vorzugsweise dominirende Punkte für die buddhistischen Klöster gewählt [1]). Für China geben die Klöster auf den Inseln des Kiang gute Beispiele ab [2]). Die durch schroffe Gliederung gegebene Bevorzugung kleiner Körperschaften prägt sich am eigenthümlichsten in der Thatsache aus, dass in den tübetischen, armenischen und abyssinischen Gebirgsländern das Mönchsleben ein Charakterzug ganzer Nationen geworden ist.

Der genetische Zusammenhang der ältesten Stadtanlagen mit den zuletzt geschilderten Ansiedelungsformen, ist eine historisch festgestellte Thatsache nicht blos für Deutschland, sondern für die meisten Culturländer. Die alten Ladinerstädte schliessen sich an die Zufluchtsstätten der einzelnen Gaue an, wie die nordischen Städte in Pommern an die Burgen [3]). Auf den Trümmern der römischen Standlager und Festungswerke, unter dem Schutze der Königspfalzen, Burgen und Bischofssitze erheben sich allmählig aus Resten der frühern Bevölkerung, aus den fürstlichen Lehensmannen, Königsleuten, Handwerkern u. s. w. die deutschen Städte. Die zur Sicherung bedrohter Gebiete errichteten Festungswerke, und das den zu Städten erhobenen Flecken gewährte Recht, sich zu befestigen, wirkten auf die Uebersiedelung der umliegenden Ortschaften in die neue Stadt mächtig ein [4]).

Diese Rücksicht auf Vertheidigung drückt sich sehr erkennbar in der Lage vieler alter Städte aus. In den flachen Gegenden (Norddeutschland, Russland, Belgien, Holland, Lombardei u. s. w.) tragen Sumpfregionen aller Art, wie die Ufer von Seen, die Anschwemmungsgebiete von Flüssen, die Vereinigungspunkte mehrerer Wasserläufe u. s. w. viele uralte Städte [5]). In undulirten Gebieten werden

---

[1]) Schlagintweit. Reisen in Indien und Hochasien. II. 8.

[2]) Book of Marco Polo by Yule. II. 136.

[3]) Kratz. Städte der Prov. Pommern. Einl.

[4]) Barthold. Gesch. d. deutsch. Städte. I.

[5]) Vergl. Töppen. Atlas z. hist. comparativen Geogr. v. Preussen. — Voigt. Burgenkarte Preussens zur Zeit des deutschen Ordens. — Müller. Das Stromgebiet der Wolga. Gruppirung der ältesten russischen Städte um den Ilmen,

werden ähnliche Vortheile benützt, wie für die Burganlagen, besonders aber die Abhänge der am Rande von Ebenen und Flussthälern gelegenen Anhöhen, weit in's Meer vorspringende Landzungen, kurz alle jene Punkte, welche geeignet sind, ein grösseres Gebiet zu beherrschen, ohne dabei den Vortheil der geschützten Lage einzubüssen. Im Gesetzbuche des Menu wird dem Könige anempfohlen, seine Hauptstadt in einen fruchtbaren Theil seiner Staaten, jedoch möglichst nahe an eine schwierig zugängliche Gegend zu legen. (Elphinstone Hist. of India S. 22.)

Die Städte der Iuñi und Moqui-Indianer sind zum grössten Theil (ausnahmslos bei den letzteren) auf fast unzugänglichen Plateauhöhen angelegt [1]). Die Floridastämme legten ihre Städte stets auf künstliche oder natürliche Hügel [2]). Zahlreiche Beispiele für Inner-Afrika findet man in Barth's Reisewerk. Die 21 oppida der Gallier waren schwer zugänglich, sie lagen inmitten von Sümpfen, oder auf Anhöhen [3]). Die alten Britannier hielten eine Stadt für gesichert, wenn dieselbe mit Wald und einer sumpfigen Gegend umgeben war [4]). Das berühmte Toletum, die Hauptstadt der Carpetaner, lag auf einer felsigen Halbinsel vom Tajo umschlossen [5]), ähnlich wie Constantine (Cyrta) vom Rummel. Noch merkwürdiger ist die Lage von Kaala (Kabylien). Man vergleiche Trnowa, die alte Bulgarenhauptstadt [6]), und die Städte am Dniepr, der Wolga und des Kamagebietes u. s. w. [7]).

In Judäa sind die ältesten und bedeutendsten Städte um dessen höchsten Rücken, welchen Ritter das hohe Bollwerk Judäa's nennt, angesammelt. Alle Vortheile der Vertheidigung scheinen in Jerusalem concentrirt zu sein [8]). Das feste auf einer Anhöhe gelegene Byblus ist wahrscheinlich die älteste Stadt Phöniciens.

Ladoga, Peypussee, um den Bjeloosero. Vergl. die Lage von Rostow, Perejaslawl, Bulghar, Biljársk u. s. w. — Friedel. Niederl. Alterthüm. Berl. Zeitschr. f. Ethnologie 1873. 38. (Leyden, Brüssel.)

[1]) Möllhausen. Reis. i. d. Felsengeb. N. Amerikas. II. 239.

[2]) Smithson. Rep. 1862. 329.

[3]) Hist. de Jules Cäsar. II. 29.

[4]) Ausland. 1875. S. 656.

[5]) Kohl. Geogr. Lage der Hauptstädte Europas. S. 85.

[6]) Kanitz. Ausl. 1874. 570.

[7]) Rytschkow. Tageb. einer Reise durch versch. Prov. des russ. Reiches. (Städte von Permien und Alt-Bulgarien.)

[8]) Ritt. Erdk. VIII. 3. S. 114 297.

Vortheilhafte Lage hatten Sydon, Tyrus und Aradus[1]). Das Küstengebirge zwischen Tripolis und Antiochien war, wie der Libanon und der Hauran[2]), zu den verschiedensten Epochen mit zahlreichen Städten besetzt.

Thukydides bemerkt, dass die alten Griechen aus Furcht vor dem Seeraub ihre Städte ziemlich entfernt von der Küste anzulegen pflegten.

Aus den classischen Darstellungen von Curtius erhellt, dass die ältesten Städte des Peloponnes grösstentheils in den unzugänglichsten und höheren Gebirgen versteckt waren (Lykosura am Abhange des Lykaion). Das Thal des Alpheios ist gegenüber den Seitenthälern arm an Städten[3]). Steilabfallende Berge und Hügel tragen mit wenigen Ausnahmen die Städte in Epirus, Thessalien (die älteste auf dem Gipfel des Halos, eines Ausläufers des Othrys). Die höchsten Punkte kann man fast immer als die zuerst besiedelten ansehen. Man vergleiche z. B. die Lage der ältesten Städte von Rhodus: Ialysos, Lindos, Kamenos, aus denen später das berühmte Rhodus hervorging[4]). In Creta lagen 6 der bedeutendsten Städte nach Strabo um den Ida herum.

Nach Aristoteles ist bei der Anlage einer Stadt (ausser den Gesundheitsrücksichten) die Meinung der Taktiker von grossem Gewichte, welche verlangen, dass die Annäherung für den Feind schwierig, für den Sieger der Ausgang leicht sei[5]).

Die colossalen cyclopischen Mauerwerke auf den Anhöhen bilden einen charakteristischen Zug in den italischen wie in den griechischen Landschaften. Sie reichen bis an die unzugänglichsten Spitzen des Apennin. So unsicher auch die Nationalität ihrer Erbauer sein mag, so wissen wir, dass die verschiedenen Völkerschichten, welche Italien besetzt haben, ihre Städte alle mit Vorliebe, gleich den Pelasgern, auf die Höhen gebaut haben. Die umbrisch-sabellischen Stämme, die Sabiner und Volsker, haben ebenso wie die Ladinischen Völker die Gebirge um die römische Ebene mit einer Reihe von Städten besetzt, welche wohl alle älter sind, als Rom. Alatri, Anagni, Terentino, Verali, Frosinone, Valmostrone, Segni, Norba, Alba, Tibur, Präneste etc. Die Etrurier legten ihre Städte gerne

[1]) Ritt. l. c. VI. 2. S. 381. 323. VIII. 4. 1. S. 869.
[2]) Wetzstein. Reiseber. über Hauran. S. 42.
[3]) Curtius. Peloponnesus. I. 347. Griech. Gesch. I. 123.
[4]) Ross. Inselreisen. VII. 70.
[5]) Aristot. Politik. IV. 10.

auf Höhen an und umzogen sie mit Mauern, im Gegensatze zu den Galliern, welche nach Polybius in grossen offenen Flecken (Mediolanum) wohnten. In einzelnen Fällen sind die durch vulcanische Erschütterungen abgetrennten Erdschollen gewählt [1]). Felsina (Bologna), eine der ältesten Städte Italiens, beherrscht von den letzten Abhängen des Apennin aus die Ebene. In Elba findet man viele Ortschaften auf den aus dem umliegenden Terrain hervorragenden Serpentinkuppen. In Calabrien gibt es wahrhaft ausgezeichnete Beispiele von Städten derselben Lage [2]). Dasselbe gilt von den sicanischen und sikelischen Städten in Sicilien.[3]) Daneben gibt es eine Gruppe uralter Städte, welche in den Lagunen der Adria, wie den Mündungen des Po, also mitten in Sümpfen, liegen. (Mantua, Atria, Spina, Nympha, Ravenna.) Die Städte in den Ebenen sind häufig aus Zusammenziehung der am Gebirge zerstreuten Orte entstanden, wie z. B. Florenz.

Eine merkwürdige Steigerung von Städteanlagen bietet das gebirgige Lycien, von dessen 70 Städten schon zu Plinius' Zeiten nur 36 übrig blieben. Das rauhe nach Strabo spärlich bewohnte Cilicien birgt bedeutende Reste grosser Städte. Die Pisidier und Isaurier verdankten ihre Selbstständigkeit ihren festen, theils im Taurus, theils an dessen Abhängen gelegenen Festen, Dörfern und Städten. Noch viele andere Beispiele von Städteansammlungen an Gebirgsabhängen weist die Karte Kleinasiens auf.

Für Deutschland geben der Harz und der Thüringerwald ausgezeichnete Beispiele in dieser Richtung [4]). Viele derselben gehören zu den ersten Städtegründungen Deutschlands. Cotta berichtet, dass von 101 auf seiner geognostischen Karte Thüringens aufgetragenen Städten nicht weniger als 28 auf den durch das Hervortreten fester älterer Gesteinsschollen bezeichneten Erhebungslinien liegen. Von 299 Städten der Karte von Sachsen sind 113, von 84 der thüringischen Karte sind 32 durch feste Lage ausgezeichnet. Beschränkt man sich auf die grösseren Städte, so erhält man als Verhältnisszahlen für Sachsen 36:26, für Thüringen 23:13. Die Berge der sächsischen Schweiz sind mannigfach zu

---

[1]) G. Denis. Die Städte Etruriens. Ein. C. I.

[2]) v. Rath. Ausfl. n. Calabrien. S. 21. ff.

[3]) Holm. Gesch. Sicil. I. 65. ff.

[4]) v. Cotta. Deutschlands Boden. I. Beil. 22 zählt für den Harz 26, für den Thüringerwald 25 Städte auf, welche dicht an beide Gebirge herangedrängt liegen.

Städteanlagen benützt worden. In der ziemlich einförmigen Eifel haben nach demselben Beobachter die „Maare", tiefe Kesselthäler von oft mehreren 100 Fuss Einsenkung einen merkwürdigen Einfluss. Sie, sowie die vulkanischen Kegel derselben, haben eine unverkennbare Concentrirung der kleineren Orte und Städte in ihrer Nähe bewirkt. Das Fichtelgebirge und der Frankenwald zeigen schon verhältnissmässig früh, trotz ungünstiger sonstiger Bedingungen, eine städtische Bevölkerung (Eger, Wundsiedel, Saalfeld [1]). Das Städtewesen in slavischen Ländern erblühte zuerst in Meissen und der Oberlausitz. Weitere Aufzählungen von uralten deutschen Städteanlagen, welche obigen Voraussetzungen entsprechen, sind wohl überflüssig, da die meisten derselben allgemein bekannt sind.

Der Einblick in die hier einschlägigen Verhältnisse wird durch methodische Durchforschung einzelner geographischer Gebiete ohne Zweifel bedeutend vertieft. Durch vorliegende Zusammenstellung, welche keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, soll nur auf die Zusammengehörigkeit von Thatsachen hingewiesen werden, welche zwar im Einzelnen richtig gekannt, doch in ihrer Gesammtheit nicht die gehörige Verwerthung bei der Discussion über culturhistorische Entwickelungsphasen finden. Die bisherigen Ausführungen über die Abhängigkeit des Menschen vom Schauplatze seiner Thätigkeit berücksichtigen, entsprechend den heute vorliegenden Culturzwecken, vorwiegend jene physischen Verhältnisse, welche eine nähere Berührung verschiedener Völkergruppen begünstigen.

Um so vortheilhafter scheint es, der eigenthümlichen Rolle zu gedenken, welche den natürlichen „Hemmungen" bei der Differenzirung des Menschengeschlechtes zufällt. Stellen wir uns die Culturentwickelung desselben als eine successive Substitution primitiver Concurrenzformen durch höhere Formen vor, so sind besonders jene Umstände von Bedeutung, welche den Uebergang der einen zur andern vermitteln. Die Thatsache, dass nomadische und halbnomadische Völker nur selten gänzlich des Ackerbaues entbehren, muss uns gegen das Dogma von der Entstehung aller Cultur aus dem Ackerbau sehr misstrauisch stimmen, so sehr dasselbe auch durch die ältesten Traditionen der Völker unterstützt wird. Der Ansatz zu einer dauernden Vereinigung grösserer Menschengruppen

[1]) Barthold. Gesch. der deutschen Städte. Band I.

unter geordneten und stetig entwickelungsfähigen Concurrenzformen liegt in der Occupation bestimmter Gebiete, innerhalb deren die langsame Anpassung und Abänderung der menschlichen Individualität zu den höheren Stadien des Culturkampfes erfolgt.

In diesem schwierigen Processe bilden die natürlichen Vortheile der Vertheidigung anfänglich ein wichtiges, wenn auch nicht ausschliesslich massgebendes Element, welches später meistens in den Hintergrund gedrängt, ja sogar hinderlich wird. Die volle Bedeutung der Plastik unserer Erdrinde für menschliche Culturformen tritt allerdings erst durch die Betrachtung des geographischen Zusammenhanges der einzelnen Glieder hervor.

Tagewählerei, Angang und Schicksalsvögel in der Völkerkunde.

Von **Richard Andree.**

„Tagewähler" nennt die Lutherische Bibelübersetzung (5. Mose 18. V. 10) diejenigen, welche an glückliche und unglückliche Tage glauben. „Ihr sollt nicht auf Vogelgeschrei achten und Tage wählen" gebietet Mose (III. 19. V. 26.), und erwähnt damit eine der ältesten Arten des Aberglaubens, welche bis zum heutigen Tage sich erhalten hat und in ihrer universellen Verbreitung als ein Zeugniss für die Einheit des menschlichen Geistes dasteht. Bei den alten Römern wurde im ganzen Mai, als einem Unglücksmonat, keine Ehe eingegangen, sowie dies auch von den Feralien und den drei grossen Unglückstagen, dem 7. Mai, 8. Juli und 8. November, galt, an welchen die Unterwelt offen stand. An den eigentlichen schwarzen Tagen aber, wozu alle postriduani oder unmittelbar auf die Kalenden und Idus folgenden Tage gehörten, wagte man nicht einmal den Todten zu parentiren [1]). Bei unseren Vorfahren lässt sich die Tagewählerei schon in alten Zeiten nachweisen [2]). Mittwoch und Donnerstag, als den Hauptgöttern Wuotan und Donar geheiligt, gelten als besonders günstige Tage,

---

[1]) Sepp. das Heidenthum. Regensburg 1853. II. 359.

[2]) Grimm. D. M. [1]. 662.

während Dinstag und Freitag Unglück bringend waren. Der Aberglaube, dass an Letzterem kein neues Werk begonnen, keine Reise angetreten werden solle, hat sich bis auf den heutigen Tag überall erhalten und nur ungern verlässt an diesem Tage der deutsche Matrose den sichern Hafen, da er für den Erfolg der Fahrt fürchtet.

Im Elsass z. B. knüpft sich an jeden Wochentag ein besonderer Aberglauben [1]). Der Sonntag gilt als glücklicher Tag, an welchem keine Handarbeit verrichtet werden darf. Der Montag ist gleichgiltiger Natur, günstig zum Reisen und namentlich zum Heiraten ist der Dinstag. Auch der Donnerstag ist zu denselben Zwecken gut, doch etwas weniger als der Dinstag. Am Samstage wird gewöhnlich keine neue Arbeit begonnen, sondern die angefangene zu Ende gebracht; die Weiber beeilen sich, ihre Kunkeln abzuspinnen, denn schon Moscherosch sagt: „Welche Magd des Samstags ihre Kunkel nicht abspinnt, dieselben Fäden bleichen sich nimmer weiss.“ Ungünstige Tage sind der Mittwoch und Freitag. Der Erstere wird im Elsass nie zur Hochzeit oder Kindtaufe gewählt; weit schlimmer aber noch ist der Freitag, an dem überhaupt kein Geschäft von Bedeutung, keine Reise, kein Einziehen in eine neue Wohnung vorgenommen werden soll. Es ist der Haupttag der Hexen und alle bösen Geister sind an ihm losgelassen. Und so ähnlich in allen deutschen Gauen und bei den übrigen germanischen Völkern. „In Letzlingen habe ich diesmal nicht so gute Jagd gemacht, als vor drei Jahren; es war Freitag“, schreibt Bismarck an seine Gemalin [2]). Ein altes englisches Manuscript erklärt drei Tage im Jahre für besonders gefährlich, nämlich den letzten Montag im April, den zweiten Montag im August, den letzten Montag im December. Alte englische Kalender verzeichnen genau die perilous days, an welchen keine Reise unternommen, keine Hochzeit gefeiert, kein wichtiges Werk ausgeführt werden darf, während anderseits die glücklichen Tage angemerkt sind, an denen — wie bei uns — „gut Ader lassen ist.“ Im nördlichen England ist vollständig wie bei uns die Abneigung vorhanden, am Freitag irgend etwas Wesentliches zu unternehmen und ein Sprichwort sagt: „Friday's moon, come when it will, comes to soon“ [3]).

Tagewählerei geht auch durch die slavische Welt. Bei den Bulgaren sind Dinstag und Freitag Unglückstage. An beiden tritt

[1]) Stöbers Alsatia. 1851. S. 103.

[2]) Bismarckbriefe. Bielefeld und Leipzig. 1876. S. 36.

[3]) R. Chambers, The book of days. London und Edinburgh. (1869.) I. 2.

man keine Reise an, beginnt kein wichtiges Geschäft und verlobt sich nicht, denn sonst würde ein Theil bald verwitwet sein. Am Vorabend des Freitags dürfen die Frauen auch nicht spinnen, da dieses den Augen nachtheilig wäre. Von den Monaten ist es der Februar, in den man sich durchaus nicht verloben darf [1]).

Vielleicht hängt kein europäisches Volk mehr an Tagewählerei, als das russische. Am Montage und Freitag tritt der Bauer keine Reise an. Wenn es auch gegen sein eigenes Interesse ist, so wirft doch unter keiner Bedingung der Fischer vor einem bestimmten Tage sein Netz aus, gleichviel ob die Saison nun günstig oder ungünstig ist. Kein Mensch berührt einen Apfel vor dem 6. August (Verklärung Christi), gleichviel, ob die Frucht reif ist oder nicht. Werden Lämmer vor dem im Kalender (als Wurfzeit) bezeichneten Tage geboren, so besteht der Glaube, dass sie nie das Alter der Hämmel erreichen. Nur an zwei bestimmten Tagen im Jahre, von denen einer in den Juli, der andere in den Jänner fällt, entwöhnt die russische Bauersfrau ihr Kind [2]).

Die finnischen Völker Russlands sind voller Tagewählerei. Montag und Freitag sind ohne Gedeihen und Segen; am Weihnachtstage darf das Vieh den Stall nicht verlassen, weil es sonst während des nächsten Tages beständig kränkeln würde; am Stefanstage muss aus gleicher Vorsicht den Pferden ein Silberstück in ihren Trinkeimer gelegt werden; am Georgentage darf nicht gelärmt werden, weil sonst der Blitz in das Haus schlagen werde und am Tage der Hauptfasten unterlässt man das Anzünden von Licht oder Feuer, da sonst das Haus ein Raub der Flammen wird. Tscheremissen und Wotjaken haben sogar eine Unglücksstunde an jedem Tage, die von 11 bis 12 Uhr, während der man nichts beginnt, was von Bedeutung ist oder missglücken könnte [3]). Bei den Esten auf Oesel ist der Donnerstag der bevorzugte und heilige Tag; an ihm allein heiratet man, verrichtet man keine Arbeiten und schickt man das Vieh nicht zur Weide [4]).

Ganz wie wir in Europa, haben auch die Araber, wenn auch mit einigen Abänderungen, gewisse Tage, welche auf die von ihnen vorgenommenen Geschäfte einen glücklichen oder unglücklichen Einfluss ausüben. Als unglückliche Tage gelten: der Sonntag, weil er

[1]) Kanitz. Donaubulgarien I. 68. (1875.)
[2]) Herbert Barry. Ivan at home. London. 1872. S. 76.
[3]) Globus X. S. 203 204. (1866.)
[4]) J. B. Holzmayer. Osiliana. Dorpat. 1872. S. 66.

der Todestag des Propheten ist, der Montag, der Donnerstag, weil an ihm eine Menge Heilige den Märtyrertod erlitten. Ganz besonders unglücklich aber sind der Sonnabend und der letzte Mittwoch des Monats Saffer. Jedoch sind unter diesen Tagen einige, welche für gewisse Verrichtungen glückbringend sind; so der Sonntag zur Vollziehung der Ehe und der Donnerstag zum Aderlass. Fällt einer dieser unglücklichen Tage in die Zeit der Beiramsfeste, so wird er zu einem glücklichen. Der erste Tag eines Monats, möge er heissen wie er wolle, und der Freitag werden als glücklich betrachtet. Letzterer, weil er der Sabbath der Mohammedaner ist, weshalb er auch den Beinamen El Fadileh (der vortreffliche) erhalten hat. Alle übrigen Tage sind indifferent [1]). Glückliche und unglückliche Tage werden in Persien von den Astrologen vorausbestimmt und in den Tafeln des berühmten Astronomen Chadsche Nässir aus Märageh befinden sich diejenigen Tage verzeichnet, an welchen es gut ist Ader zu lassen, zu baden, zu heiraten u. s. w. Jeder Tribus hat seine eigenen glücklichen und unglücklichen Wochentage [2]).

Sehen wir uns weiter in Asien um, so finden wir unter den Hindus, dass der Mittwoch (boodh) ungeeignet für das Beginnen eines Geschäftes ist; was um Mittwoch angefangen wird, kann nie vollendet werden. Den Freitag aber betrachten sie als den glücklichsten Tag, um etwas zu unternehmen, da jedes an diesem Tage begonnene Werk ihrem Glauben nach unbedingt günstig ausfällt. Besonders glückbringend gilt in dieser Beziehung der 10. Tag jedes Monats [3]). Auch die mongolischen Völker haben Tagewählerei. Die Tibetaner setzen unbedingtes Vertrauen in glückliche und unglückliche Tage, welche von den Astrologen bestimmt werden, und nach denen sie sich in den kleinsten Angelegenheiten richten. Selbst Samuel Turner fand es für angemessen dem herrschenden Aberglauben im Lande zu fröhnen und seine Reise stets nur an einem glücklichen Tage anzutreten. Er besass einen tibetanischen Kalender, dessen Hauptverdienst in der Aufzählung der glücklichen und unglücklichen Zeiten bestand [4]).

Gerade so halten es die Japaner, die auch an glückliche und unglückliche Tage glauben. Die letzteren sind auf einer Tafel

---

[1]) v. Wrede in Haxthausen. Transkaukasia I. 35.

[2]) Polak. Persien. I. 288. 347.

[3]) Ausland. 1874. S. 946.

[4]) Samuel Turner's Gesandtschaftsreise durch Bootan und Tibet. Hamburg. 1801. S. 362.

verzeichnet, die, schon seit langer Zeit vorhanden, sich in allen japanischen Haus- und Reisebüchern befindet und den Wahrsager Abino-Sei-Mei zum Verfasser hat. Es gewährte den in Wien auf der Weltausstellung befindlichen Japanern eine grosse Freude, dass die Kaiserin von Oesterreich zuerst am 5. Mai, einem Glückstage, die Brücke überschritt, welche zu den kleinen Tempel führte, in dem auf der Wiener Weltausstellung 1873 die Nachahmungen der Reichskleinodien aufbewahrt waren [1]).

Tagewählerei herrscht auch bei den Chinesen und die Bootsleute auf den Yang-tse-Kiang treten ihre Reisen nur an „glücklichen" Tagen an [2]), und dass die Todas in den Nilgerris fest an glückliche und unglückliche Tage glauben, versichert uns Ross King [3]).

Bei den Sklavenjägern am weissen Nil u. Gazellenstrom darf am Mittwoch und Sonnabend, als Tagen unglücksvoller Vorbedeutung, keine Reise angetreten werden [4]), während Marno erwähnt, dass auch der Freitag (Jom el gumma) als Unglückstag dort gelte, wie bei uns [5]).

Am unteren Niger hält der König von Idda, wie wir durch den schwarzen Bischof Crowther wissen [6]), an besonderen glücklichen und unglücklichen Tagen fest. Der Cyclus der Wochenrechnung beteht dort aus vier Tagen, von denen der erste ein Markttag und jeder zweite ein Unglückstag für den Ata (König) ist, wenn er an diesem Fremde empfängt. Die Reihenfolge ist: Eke, Markttag, unglücklich; Ede glücklich; Afo unglücklich; Uko glücklich. Es folgt dann wieder der Markttag. Diese Art der Wocheneintheilung ist durch ganz Joruba bis Ibara und Ibo gebräuchlich. Ausser diesen glücklichen und unglücklichen Tagen haben die Schwarzen von den Mohammedanern den Freitag als Unglückstag angenommen. So häuft sich zuweilen eine Reihenfolge von schlimmen Tagen, an denen der Ata für alle Fremden unsichtbar bleibt.

Auf Madagaskar dehnen sich die Unglückstage zu förmlichen Unglücksmonaten aus, unter deren Druck die gesammte Be-

---

[1]) E. von Kudriaffsky. Japan. Wien. 1874. S. 42.

[2]) Cooper. Travels of a Pioneer of Commerce. S. 54.

[3]) Journal of Anthropology Nr. 1. Juli 1870. S. 33.

[4]) Schweinfurth. Im Herzen von Afrika I. 53.

[5]) Marno. Reise im Gebiete der blauen und weissen Nil. Wien. 1874. S. 322.

[6]) Globus. VIII. 90.

völkerung zu leiden hatte. In diese Classe gehören die Monate März und April, die letzte Woche in jedem Monat, ferner Alle Mittwoche und Freitage in jedem Jahr. Früher wurden Kinder, die an Unglückstagen dort geboren waren, umgebracht und die Verringerung der Bevölkerung war aus diesem Grunde keine kleine, da fast die Hälfte des Jahres für unglücklich galt [1]).

Eine ganz ähnliche Bedeutung wie die Tagewählerei, hat der „Angang", der nicht minder weit verbreitet ist. Thier, Mensch, Sache auf die man Frühmorgens, wenn der Tag noch frisch ist, beim ersten Ausgange oder Unternehmen einer Reise stiess, bezeichnen Heil oder Unheil und mahnen das Begonnene fortzusetzen oder wieder aufzugeben. Grimm [2]) theilt eine Anzahl Beispiele aus dem classischen Alterthum und deutschen Mittelalter mit. Auch noch heute ist der Glauben daran bei unserem Landvolke allgemein verbreitet; eine Heerde Schafe bringt Unglück, eine Heerde Schweine Glück und als ein Nachhall des Angang-Glaubens mag es angesehen werden, wenn wir an einen bleich oder erschreckt Aussehenden die Frage richten: „Was ist dir begegnet?" Das deutsche Sprichwort sagt:

Eine Spinne am Abend
Ist erquickend und labend;
Eine Spinne am Morgen
Bringt Kummer und Sorgen.

Dazu vergleiche man das französische Araignée du matin-chagrin; Araignée du soir — espoir! Und nach A. de Gubernatis herrscht im Toskanischen der Aberglaube, dass eine am Abend gesehene Spinne nicht verbrannt werden darf, da sie Glück bringe, während sie am Morgen gesehen, verbrannt werden müsse, ohne dass man sie anrührt [3]). Der Bergmann von Cornwallis wendet sich mit Schrecken ab, wenn er auf dem Wege zur Einfahrt in die Grube einer alten Frau oder einem Kaninchen begegnet [4]). In Bologna ist es von der höchsten Wichtigkeit, was für Personen man beim ersten Ausgange am Neujahrstage zuerst antrifft. Ein Mann bringt Glück, zwei bringen noch mehr; am besten ist es, man begegnet gleich dreien auf einmal. Sind sie jung, sieht man es

[1]) Rochon. Reise nach Madagaskar. Deutsch von Georg Foster. Berlin. 1792. S. 68. Wie die madagassischen Monate und Tage sich mit den unsrigen decken, führt der Verfasser nicht an.

[2]) D. M.[1] 649.

[3]) Die Thiere in der indogermanischen Mythologie. Leipzig. 1874. S. 466.

[4]) Tylor. Anfänge der Cultur. I. 120.

lieber, als wenn sie alt sind; das Alter hat selbst nicht mehr Glück genug, um viel abgeben zu können [1]). Begegnen die Esten auf Oesel einem Schwein, so ist dies ein gutes Zeichen; kommt ihnen eine trächtige Sau entgegen, so bedeutet es geradezu Glück. Die Begegnung eines Hasen, der von vorne kommt, zeigt Neuigkeiten an; läuft der Hase von rechts nach links über den Weg, so steht ein Unglück bevor [2]).

Sehr ausgebildet ist der Glaube an die Bedeutung des Angangs bei einigen asiatischen Völkerschaften. Wenn die Landdajaks sich auf die Reise begeben und in ihrer Nähe einen Hirsch schreien hören, so kehren sie um, da dieses als übles Zeichen gilt [3]). Auch direct mag dem Menschen durch die Begegnung mit Thieren Unheil zugefügt werden. Wenn ein Kamtschadale im Frühjahre die erste Bachstelze sieht und sie anruft, „so bekommt er einen gründigen Podex“ [4]).

Am vielseitigsten ausgebildet ist aber wohl der Angang bei dem drawidischen Volke der Kolhs in Ostindien. Wenn bei ihnen die auf Brautschau Ausziehenden das Geschrei eines fliegenden Eichhornes hören, gehen sie nicht weiter, denn dann wird die Ehe unglücklich. Hören sie ein Kalb, das nach der Mutter blökt, ohne dass diese antwortet, so werden dem neuen Paare alle Kinder sterben. Fliegt ein Geier über ihren Weg, so bedeutet dies Unglück für die junge Frau; kräht eine Krähe auf einem Baumwollbaum, so wird die junge Frau krank; schreit ein Urig-Vogel ihnen auf einem Dornstrauch sein urig-urig entgegen, so wird die junge Frau ein ulat-bagh (Menschtiger); fällt ein Zweig ohne sichtbare Ursache auf ihren Weg, so sterben die Eltern bald nach der Geburt des ersten Kindes. Sitzt ein Vogel auf einem Ebenholzbaum, so wird die Braut ein Zankteufel. Wohlstand bedeutet es, sobald gewisse Vögel sich auf den Asan-Baum (Terminalia tomentosa) setzen, oder eine Schlange den Weg kreuzt; ist aber sogar ein Trupp Affen sichtbar, so zeigt das Reichthum an [5]). Noch mehr hierüber erfahren wir durch Oberst Dalton. Findet der Kolh eine todte Maus auf dem Wege, so muss diese

---

[1]) Ausland. 1872. S. 572.

[2]) J. B. Holzmayer. Osiliana, Dorpat. 1872. S. 44.

[3]) Spenser St. John. Life in the Forests of the far east. London. 1862. I. 192.

[4]) Steller. Kamtschatka. 8. 275.

[5]) Nottrott. Die Gossnerische Mission unter den Kolhs. Halle. 1874. S. 85. 136.

erst untersucht werden. Sitzen Ameisen und Fliegen an dem Cadaver, so kann er seinen Weg fortsetzen, da dieses als gutes Zeichen gilt; sind aber gar keine Insecten an dem Thiere zu finden, so kehrt der Kolh um. Unglück bringt es, wenn man einen Habicht auf einen Vogel stossen sieht, oder auf Weiber trifft, welche Zeug waschen. Dagegen bedeutet ein Leichenzug oder eine eine Kuh, die ihr Kalb säugt, Glück. Sieht der Kolh an der Strasse einen Baum fällen und er kann noch vor dessen Sturz die Stelle passiren, so ist alles gut. Fällt aber der Baum vor ihm über die Strasse, so bedeutet das Unglück. Weiber mit vollen Wassertöpfen beim Eingange des Dorfes sind ein gutes, mit leeren ein schlechtes Omen[1]). Wenn bei den Kechuas in Peru zwei Liebende auf ihrem Wege einer Schlange oder Ratte begegnen, so bedeutet es Scheidung [2]).

In Sansibar gilt das Begegnen von einer ungeraden Anzahl Menschen für unglücklich, während eine gerade Zahl Glück bedeutet. Stolpert man beim Angange, so muss man umkehren [3]).

Was die Araber betrifft, so treffen wir bei ihnen gleichfalls auf zahlreiche Formen des Angangs. Ein im religiösen Sinne Unreiner (niggis) bringt der Person Unglück, die am Morgen zuerst von ihm begrüsst wird und der Zustand eines Kranken verschlimmert sich, wenn er sich diesem naht. Wrede sah einen Haufen Beduinen, die auf einen Raubzug ausgezogen waren, nach einer Viertelstunde zurücklaufen, weil eine Schlange vor ihnen über den Weg gekrochen war. Ebenso unheilverkündend ist es, wenn am Morgen, bevor man sich gewaschen hat, etwas zerreisst oder zerbricht, oder wenn Jemandem beim ersten Ausgange ein Raubvogel entgegenfliegt. Fliegt aber der Vogel vor ihm her, so wird es als ein gutes Omen angesehen [4]).

Wir sehen hier schon die Vögel in ihrer Beziehung zum Angang eine wichtige Rolle spielen. Und in der That ist der Schicksalsvogel nur eine andere Form des Angangs, aber die am feinsten durchgebildete. „Das hat mir ein Vogel gesungen", heisst es bei uns, das Schreien des Kautzes (Leichen-

---

[1]) Transact. Ethnol. Soc. VI. 27 (1868).
[2]) Globus. XXVIII. 302.
[3]) Journ. Antropol. Institute. I. CXLVIII.
[4]) Von Wrede in Haxthausen. Transkaukasia. I. 35.

hühnchens) deutet auf Tod [1]), weissagend ist der Ruf des Kukuks im Frühjahr, Rabe und Krähe [2]) sind Schicksalsvögel ersten Ranges, Wichtig erscheint die Richtung des Fluges der Vögel, ob er von der rechten oder linken kommt, ebenso ob ihre Stimme rechts oder links ertönt. Weitverbreitet ist bei uns, in Italien und Russland der Aberglauben, nach welchem eine Henne, welche wie ein Hahn kräht, von der schlimmsten Vorbedeutung ist und es ist allgemeine Ueberzeugung, dass sie sofort getödtet werden muss, wenn man nicht bald sterben will. Derselbe Glaube existirt auch in Persien und das arabische Sprichwort sagt: „Wenn eine Henne kräht, so soll sie geschlachtet werden" [3]), und „Gallina cecinit" wird in Terent. Phormio IV. 4, 30 unter anderen üblen Zeichen für die Hochzeiter genannt. Wie der rechtsfliegende Reiher den alten Griechen glückverheissend war, ersehen wir aus der Ilias (zehnter Gesang)

Da flog ihnen zur Rechten, gesandt von Pallas Athene
Nahe dem Weg, ein Reiher; sie sahen ihn nicht mit den Augen
Wegen der düsteren Nacht; doch ward sein Rauschen vernommen.
Ueber das Zeichen erfreut, rief laut zu Pallas Odysseus etc.

Dass die alten Juden auf Vogelgeschrei achteten, geht aus 3. Mose 19 V. 26 hervor. Auch die heidnischen Araber beachteten den Vogelflug; Zeger und Hijavet sind zwei fast

---

[1]) In der Schweiz heisst die Eule Wiggli und das aargauische Volk sagt:

wenn dir d' Wiggli schreit
wirsch bald ûsse trait.

In den 1646 zu Zürich erschienenen Reimen zu „Gwerb's Leuth- und Vychbesegnen" heisst es:

Wann durch den dünnen Luft ein schwarzer Rabe fleucht
Und kraket sein geschrey, und wann des Eulen frauwe
Ihr Wiggen-gwige heult: sind Losungen sehr rauhe.

Dafür nagelt sie der Bauer an's Scheuerthor, wo sie Gespenster abhält. Raben in einer Reihe auf dem Hausgiebel sitzend, deuten im Aargau die Reihe der schwarzen Leichengänger an. (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch. Berlin. 1867. I. 155.)

[2]) Schon Walter von der Vogelweide (Lachmann S. 94) singt:

Gerne slief ich iemer dâ
Wan ein unsaeligiu krâ
Diu begonde schrîen.
Daz alle krân gedien
Als ich in des günne!
Si nam mir michel wünne.
Vor ir schrîen ich erschrac
Wan daz dâ nicht steines lac,
Sô waer ez ir suontac.

[3]) Gubernatis. a. a. O. 556. Wenn eine Henne kräht, so bedeutet dies bei den Esten auf Oesel den Tod eines Familiengliedes, weshalb man solche Hennen sogleich schlachtet. (Holzmayer. a. a. O. 43.)

gleichbedeutende Ausdrücke. Zeger wird gebraucht, wenn man mit einem Stein nach dem Vogel wirft und ihm zuschreit. Fliegt er dann zur rechten Hand, so ist es ein gutes, zur linken Hand ein böses Zeichen. Hijavet ist allgemeiner die Deutung der Namen aufstossender Vögel, ihres Niederlassens, ihrer Rufe [1]).

In Siam kommt die Krähe aus dem Walde hervor, um Neuigkeiten zu berichten und so sagen die Siamesen, dass sie Nachrichten bringe, wenn sie ihr Krächzen hören. Sie werfen dann einen buntgefärbten Reisklumpen auf das Dach und wenn die Krähe davon frisst, hat sie wahr gesprochen, folgt aber ein Unfall, so war sie eine „Krähe böser Vorbedeutung“ [2]). Setzt sich in Indien eine Eule, als Vogel böser Vorbedeutung, auf die Hütte eines Eingebornen, so wird diese niedergerissen [3]).

Durchziehen die Dajaks nächtlicher Weile das Dschungel und hören sie einen Habicht, eine Eule, einen kleinen Frosch schreien, so folgt Krankheit. Hört man das Schreien der beiden ersteren vor sich, so ist es ein böses Zeichen und man kehrt um. Sie befragen stets die Vogelstimmen, ehe sie eine Reise antreten, oder den Platz zum Bau eines Hauses feststellen. Die Dajaks bezeichnen drei Vögel als ominös: den Kuschah, Kariak und Katupung. Für diese sind Bambusgerüste vor dem Dorfe errichtet und dorthin begibt sich der Wanderer, um ihre Stimmen zu hören. Hört er den Kuschah oder Katupung zur rechten, zur linken oder in der Front, so darf er auf keinen Erfolg seiner Reise hoffen; wird aber der Schrei zur rechten gehört und zur linken beantwortet, so mag der Reisende in Frieden gehen. Das Omen des Kariak ist aber noch wichtiger. Hört man es zur rechten, so ist es gut; zur linken, so folgt ein kleines Uebel. Von hinten gehört aber bringt es Krankheit und Tod [4]).

Den Chinesen ist die Elster von guter Vorbedeutung, die Krähe von schlimmer. Auch bei ihnen ist die Eule Todesvogel [5]).

In Afrika dasselbe. Auf Speke's Marsch durch Usui flog ein Vogel, Chorigota genannt, über den Weg. „Seht das gute Zeichen, nun ist unsere Reise sicher vom Glücke begleitet!“ rief einer seiner Leute aus. In Karagwé gilt nach demselben Gewährsmann

---

[1]) Grimm. D. M.[1] 659.
[2]) Bastian. Siam. S. 222.
[3]) Journ. Anthropol. Institute. IV. 281. (1875.)
[4]) Spenser St. John. a. a. O. S. 192
[5]) Bastian. a. a. O. S. 222.

das Bellen des Fuchses für ein Unglückszeichen; ausserdem gibt es dort noch viele andere Thiere, namentlich Vögel, die Glück oder Unglück bedeuten [1]). Nach Livingstone werden in Kasembe Bachstelzen nicht beunruhigt, weil der Tod das Dorf heimsuchen würde, wenn man sie tödtet; dasselbe ist mit den Whydafinken der Fall [2]). In Altcalabar bezeichnet der Schrei des grossen Eisvogels Unglück oder Glück, je nachdem man ihn von links oder rechts hört [3]), Auch der Bornuaner glaubt fest an die ominöse Bedeutung von Vogelflug und Vogelstimmen [4]). In Dahomé spielt die Krähe (Afusonkou, Corvus senegalensis) eine böse Rolle; sie gilt als Menschenfresser, als böser Geist und kann reden. Die Egbas sagen, dass kein Regen falle, wenn sie ihre Eier legt und wenn sie sich in Schaaren versammelt, droht Krieg. Desgleichen ist die Eule von übler Vorbedeutung, ein Aze-che oder Kannibale, welcher die Feinde tödtet und verzehrt [5]). Eine Krähe zur linken Seite des Weges bedeutet in Sansibar Unheil [6]).

Wenn ein Bogos sich auf die Reise macht, sucht er im Zwitschern der Vögel deren Verlauf kennen zu lernen. Ein gewisser Vogel, zur rechten des Reisenden pfeifend, bedeutet fahrlose Rückkehr, zur linken Gelingen des Vorhabens. Ein anderer Vogel verkündet dem Wanderer Unglück oder Tod und bestimmt ihn meistens, die Reise zu verschieben. Der Schrei der Hyänen wird, wenn in gerader Zahl, als schlimmes, wenn in ungerader Zahl, als gutes Vorzeichen betrachtet. Der Schrei des Schakals bedeutet kommendes Unglück [7]).

Nicht der geringste Unterschied in Amerika. Die Araukaner betrachten es als ein gutes Omen, wenn ein weisser Adler zur rechten auffliegt. Dieser Adler, Namcu, steht mit dem höchsten Wesen in Verbindung und Reuel Smith [8]) hörte wie einer seiner Begleiter den Adler folgendermassen anrief: „O Namcu, grosses Wesen, sieh auf uns nicht mit deinem linken, sondern mit deinem rechten Auge, denn du weisst ja, dass wir arm sind! Wache über

---

[1]) Speke. Die Entdeckung der Nilquellen. I. 217. 266.
[2]) Petermann's Mitth. 1875. S. 104.
[3]) Burton. Wit and Wisdom from West-Afrika. S. 381.
[4]) Transact. Ethnol. Soc. II. 335.
[5]) Burton. A Mission to Gelele, King of Dahomé. London. 1864. vol. II. 247.
[6]) Journ. Anthrop. Institute. I. CLVIII.
[7]) Munzinger. Sitten und Recht der Bogos. Winterthur. 1859. S. 90.
[8]) Edmond Reuel Smith. The Araucanians. New-York. 1855. S. 271.

unsere Weiber und Kinder, bescheer uns Glück und gestatte uns sicher in die Heimat zurückzukehren.“ In Beziehung zum Bösen steht ein kleiner schwarzer Spottvogel; hört man seine Stimme zur Linken, so ist sicher etwas Schlimmes im Anzuge. Vernimmt der Patagonier den Ziegenmelker (night-jar) über seinem Lager oder Toldo schreien, so bedeutet dieses Krankheit für die Insassen[1]). Singt der Huyachu-Vogel (ein Würger, Thamnophilus) dem Kechua zur rechten Seite des Weges, so hat er Glück in der Liebe, Unglück, wenn er zur Linken singt[2]).

Bei den Mesayas am Amazonenstrom gilt der grüne und rosenfarbige Buêquê-Vogel (Trogon Curucu) als der sichtbare Repräsentant des höchsten Wesens. Fängt er beim Aufbruche der Krieger an zu singen, so ist dieses ein übles Zeichen und der Kriegszug unterbleibt[3]).

Die alten Mexikaner horchten auf den Schrei der wilden Thiere, auf den Gesang der Vögel, das Krächzen der Eule; sie beobachteten ob ein Wiesel ihren Pfad kreuzte, ob ein Kaninchen vor ihnen in seine Höhle sprang und zogen daraus ihre Schlüsse auf die Zukunft. Bei allen Stämmen vom Fraser River bis zum St. Lorenz, die der Naturforscher Lord besuchte, galt die Eule als übler Schicksalsvogel. Ihr am Tage zn begegnen und ihr Geschrei zu hören war unheilbringend[4]).

Um unseren Rundgang um dem Globus zu vervollständigen, führen wir noch an, dass bei melanesischen wie polynesischen Völkern sich gleichfalls die Schicksalsvögel nachweisen lassen. Die Papuas von Doreh auf Neu-Guinea deuten den Vogelflug und die Vogelstimmen für gut oder schlecht[5]) und die Maoris halten es für unglücklich, wenn eine Eule während der Berathung schreit, während ein Kriegsrath in seiner Siegeszuversicht bestärkt wird, wenn ein Habicht über ihn hinfliegt. Ein Vogelflug nach der rechten Seite des Kriegsopfers ist günstig, wenn die Dörfer des Stammes in jener Richtung liegen, zeigt aber das Omen in die Richtung des Feindes, so muss man den Krieg unterlassen[6]).

---

[1]) Journal of the Anthropol. Institute. I. 203. (1872.)
[2]) Globus. XXVIII. 302.
[3]) Marcoy im Tour du Monde. Bd. XV. p. 137. (1867).
[4]) Hubert Bancroft. The Native Races of the Pacific States. III. 128.
[5]) Finsch. Neu-Guinea. 106.
[6]) Tylor. Anfänge der Cultur. I. 119.

Wenn die Samoa-Insulaner auf einen Kriegszug gehen und der schwarze Matuu genannte Storch fliegt vor ihnen in der Richtung des eingeschlagenen Weges hin, so ist dieses ein gutes Zeichen; fliegt er aber umgekehrt, so wird dies als böses Omen ausgelegt [1]).

Sicher genügen die angeführten Belege um die völlige und überraschende Gleichartigkeit der Anschauung aller Völker in Bezug auf das hier behandelte Thema darzuthun.

Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau und Bischofteinitz in Böhmen.

Bericht der Herren **Brauer** und Dr. **Dolesch.**

Herr Professor Dr. Woldřich übergab die nachstehenden ihm durch Herrn Dr. Franz Jenner behufs Vorlage an die Gesellschaft übermittelten Berichte über obige Begräbnissstätten und demonstrirte die dort gefundenen Sr. Durchlaucht dem Fürsten Carl Trauttmansdorff gehörigen Bronzeobjecte.

I.

Auf einer eine halbe Stunde von hier gegen Norden sanft aufsteigenden, gegenwärtig theils mit Feldern und Hutweiden, theils mit Remisen und Birkengesträuch bedeckten Anhöhe, an deren östlichem Abhange das Dorf Mirkowitz liegt, sieht man eine bedeutende Anzahl von Stein- und Erdhügeln über die Erdoberfläche hervorragen. Bereits vor mehreren Jahren stiess ein Insasse des genannten Dorfes bei der Abtragung eines dieser Hügel am Plateau derselben auf Urnenreste und verschiedene Waffengegenstände und Schmucksachen aus Bronze, welch' letztere mit einer eigenthümlichen Naturfarbe überzogen sind. Behufs näherer Untersuchung begab sich dieser Tage eine ziemlich zahlreiche für vaterländische Alterthümer eingenommene Gesellschaft, darunter die durchlauch-

---

[1]) Ch. Wilkes. United States Exploring Expedition (in one volume) New-York. 1851. S. 205.

tige Familie des Fürsten Carl von Trauttmansdorff und die des Freiherrn Christian Kotz v. Dobrž, auf jene Anhöhe und wurden daselbst unter Leitung des Hostauer Dechants und des dortigen Oberlehrers zwei solche Hügel abgegraben und näher untersucht. Sämmtliche Hügel sind kegelförmig und bestehen aus einer mühsam aus Bausteinen und Erdschutt aufgeführten konisch geformten Wölbung, in deren Centrum man am Plateau abermals auf Fragmente von grösseren und kleineren Urnen von mannigfaltiger Bauart stiess. Eine grosse ziemlich gut erhaltene Urne mit zwei Henkeln ist aus reinem Thon gearbeitet, zart gehalten, mit einer schwarzen Glätte und mit einer eigenthümlichen Verzierung versehen, welche aus interpunktirten von oben nach unten laufenden Wellenlinien besteht. Diese Urnen sammt den oben angeführten Bronzegegenständen tragen unwidersprechlich den Charakter der heidnischen Zeit an sich und geben der Vermuthung Raum, dass hier ursprünglich ein weit ausgedehnter heidnischer Begräbnissplatz gewesen sein musste. Uebrigens werden demnächst auf Anregung Sr. Durchlaucht des Fürsten Carl von Trauttmansdorff noch weitere Untersuchungen stattfinden, welche hoffentlich mit so mancher für den Archäologen interessanter Ausbeute verbunden sein werden [1]).

Wie bereits in öffentlichen Blättern angedeutet wurde, liess unlängst Se. Durchlaucht Carl Fürst von Trauttmansdorff weitere Nachgrabungen und Untersuchungen der in der Nähe von Hostau befindlichen ausgedehnten heidnischen Begräbnissstätte im grösseren Massstabe veranstalten und wurden bei dieser Gelegenheit nicht nur die am westlichen Abhange des Begräbnissplatzes sich befindenden Grabeshügel, sondern auch jene des östlichen, eine Viertelstunde von den ersteren entfernten Erd- und Steinhügel abgegraben und näher untersucht.

Auf beiden heidnischen Begräbnissplätzen wurden abermals Urnenreste und Gegenstände aus Erz aufgefunden; jedoch unterscheiden sich beide Begräbnissfelder, sowohl was den Bau der Gräber als auch deren Inhalt anbelangt, wesentlich von einander und stammen dieselben aus verschiedenen Zeitperioden.

Die Bauart der Gräber am westlichen Hügelabhange ist folgende: Zuerst wurde das für das Grab bestimmte Terrain flach

---

[1]) Bis hieher ist der vorstehende Bericht im „Prager Abendblatt“ Nr. 202, 1875, veröffentlicht worden.

geebnet, dann auf demselben ein Centrum mittelst eines niedergelegten flachen Steines bestimmt, um welches herum ein regelmässiger Kreis von verschiedenem Umfange gezogen und wie bei Anlegung einer Grundmauer aufgegraben und mit flachen Steinen belegt wurde. Auf den im Centrum liegenden flachen Stein wurde nun eine Urne (manchmal mehrere) mit der Asche des Verstorbenen und Verbrannten gestellt, welche Urne gewöhnlich wieder mit einem flachen Steine zugedeckt erscheint. Um die Urne herum befinden sich dann die dem Verstorbenen gewöhnlich mitgegebenen Waffen- und Schmuckgegenstände etc. sammt den vom Feuer nicht verzehrten Knochenüberresten. Unter manchen Grabeshügeln befinden sich auf dem Steine im Centrum keine Urnen, sondern blos Asche und Knochenreste, und es hat den Anschein, als ob dies Gräber von ganz Unbemittelten gewesen seien. Nach Aufstellung der Urne im Centrum begann nun der eigentliche Bau des Grabes. Wahrscheinlich fing man zuerst an die Urne selbst mittelst Aufstellung von Bausteinen, gemischt mit Erdschutt, zu schützen und dann um und über dieselbe immer weiter und immer höher mühsam den Kegel aufzuführen, bis dessen Fuss mit Erreichung des Steinkreises den Abschluss fand und der Hügel selbst sodann ganz mit Erdschutt bedeckt wurde. In manchem Grabe findet man schon nach Abtragung der Spitze des Kegels bereits in einer Tiefe von zwei Schuh Urnenreste etc. und am Centrumplateau abermals und scheinen dies Familiengräber gewesen zu sein, in welche man die Ueberreste der später Verstorbenen nach Herausnahme einiger Steine auf der Oberfläche des Grabes hineinlegte. Die in diesen Gräbern gefundenen Waffengegenstände etc. sind fast durchgehends von Bronze; nur ganz sporadisch finden sich auch Stücke von ganz verrostetem Eisen vor; ein Zeichen, dass diese Gräber in der Uebergangsperiode vom Bronze- zum Eisenzeitalter aufgerichtet worden sind, welche Uebergangsperiode freilich lange gedauert haben mochte.

Aus den mühsam aufgebauten Grabeshügeln erkennt man die besondere Pietät, welche die Ueberlebenden gegen die Verstorbenen an den Tag legten, sowie auch die besondere Sorgfalt, damit die Gräber selbst weder durch Ueberschwemmung, noch durch unberufene Hände der Nachkommen irgendwie zerstört, entheiligt und geschändet werden möchten. Darum legte man dieselben, meist fest gebaut, auf sterilen Höhen an, wo der Boden ohnehin

wenig benützt und somit die Gräber selbst weniger der Zerstörung ausgesetzt waren.

Der zweite am östlichen Abhange der Anhöhe situirte Begräbnissplatz enthält Gräber späteren, jedoch noch heidnischen Ursprunges. Der Bau der Gräber dieses Todtenfeldes unterscheidet sich von jenem der Gräber am westlichen Abhange dadurch, dass hier die Gräberhügel dem äusseren Anscheine nach wohl auch konisch gebaut erscheinen; trägt man jedoch einen solchen ebenfalls mit Steinen und Erdschutt belegten Hügel ab, so erscheint am Plateau desselben wohl auch ein Steinkreis und in dessen Mitte der Stein mit der Urne; der Steinkreis jedoch ist länglich von Osten nach Westen geformt und es ragen am Westende desselben lange spitzige und fast unter die übrige Steinmasse eingekeilte Steine hervor. Der Steinbau selbst ist weniger künstlich und weniger mühsam und die Steine sind fast sämmtlich in der Richtung von Ost nach West aufgeschichtet. Die in solchen Gräbern gemachte Ausbeute besteht in Urnenresten und Waffenstücken aus sehr verrostetem Eisen; Bronze kam jedoch bisher in keinem derselben vor. Ausser diesen hier beschriebenen 2 Begräbnissfeldern befinden sich noch solche bei Melnitz ($^1/_2$—$^3/_4$ Stunden von hier) unter denen einige wahre Riesengräber sind, deren Umfang über 100 Schritte misst und deren innerer Bau fast mit lauter Steinen aufgeführt ist. Ferner bei B. Teinitz, wo jüngst Se. Durchlaucht Fürst Carl Trauttmansdorff eine sehr interessante Ausbeute von Bronzegegenständen machte. Desgleichen bei Schlattin und Tašlowitz, ebenfalls in der Nähe von Hostau.

Hier verdient besonders ein Berg bei Tašlowitz, der ganz einem gestutzten Kegel gleicht, Erwähnung, nämlich der Laurenziberg. Auf der einst befestigt gewesenen Kuppe desselben, auf der sich gegenwärtig eine unter dem fürstlich Trauttmansdorff'schen Patronate stehende Kirche sammt Friedhof befindet, stiess unlängst der Todtengräber, als er auf einem noch nie benutzten Theile des Friedhofes ein Grab grub, auf menschliche Skelete von starkem Gliederbaue, theils in sitzender, theils liegender Stellung, auf deren fünf Todtenschädeln sich eben so viele bronzene Ringe (etwa Armbänder) befanden. Urnenreste fand derselbe ürigens bereits früher oftmals. Da man auf den gegenwärtig in Felder umgewandelten Abstufungen dieses Berges noch häufig verkohlte Eichenstämme von verschiedenen Dimensionen beim Ackern zu Tage fördert, da ferner hier auch einst ein heidnisches Opfermesser gefunden wurde,

so ist zu vermuthen, dass daselbst ebenfalls nicht nur eine heidnische Begräbnissstätte, sondern auch ein heidnischer Opferhain, vielleicht der Centralpunkt des heidnischen Cultus für die ganze Umgegend gewesen ist, dessen letzte Ueberreste wahrscheinlich durch das überhandnehmende von Baiern herein sich allmälig verbreitende Christenthum mit Hilfe des Feuers vernichtet und durch Erbauung der Laurenzikirche in ein christliches noch heute dastehendes Heiligthum und Denkzeichen verwandelt worden sei.

Brauer,
Dechant in Hostau bei Stankau.

II.

In einem zur Fideicommiss-Herrschaft Bischof-Teinitz gehörigen, etwa ½ Stunde von der Stadt gleichen Namens in nördlicher Richtung entfernten Walde befinden sich 40 Heidengräber, deren ursprüngliche Anzahl aber durch die seinerzeit angelegte Bischof-Teinitz-Mieser Strasse nicht unerheblich reducirt wurde, indem dieser Strassenzug die Begräbnissstätte durchschneidet und, wie der Augenschein offenbar lehrt, dadurch mehrere Gräber zerstört wurden.

Schon in den 1840er Jahren wurde aus blosser Neugierde ein unzureichender Versuch zur Erforschung dieser Hügel gemacht, welcher, da er nicht gründlich genug unternommen wurde, kein befriedigendes Resultat liefern konnte. Seit dieser Zeit behielt — wenn man den hierüber verbreiteten Gerüchten vernünftigerweise kein Gehör schenkt — die Annahme die Oberhand, dass diese Hügel Verschanzungen aus der Hussitenzeit wären, obwohl ein blos flüchtiger Augenschein diese Behauptung verwerfen muss.

Was die Situation dieser Hügel in ihrer Gesammtheit und untereinander anbelangt, so erstrecken sie sich von Osten nach Westen in einer unregelmässigen 320 Schritte langen und 150 Schritte breiten Reihe, welche zur Zeit durch die schon erwähnte Strasse unterbrochen wird; die Entfernung der einzelnen Hügel von einander beträgt durchschnittlich 30 Schritte, ist aber im Ganzen sehr variabel. Eben so sehr verschieden sind die Hügel selbst rücksichtlich ihrer Grösse und inneren Beschaffenheit.

Diese Grabstätte liegt im Hinblicke auf die benachbarte Terrainbildung in einer mässig hügeligen, nach Norden zu aufsteigenden Umgebung. Der Wald selbst, in welchem die Grabstätte

situirt ist, ist zur Zeit ein in der vierten Altersclasse stehender Kiefernbestand und ersetzte einen früher an derselben Stelle sich befindlichen Espenwald.

Am 20. September d. J. wurde nun über Auftrag des hochgebornen Besitzers der Domaine Bischof-Teinitz — Sr. Durchl. des Fürsten Carl zu Trauttmansdorff-Weinsberg — an die Untersuchung dieser Tumuli gegangen und der Anfang mit einem der grössten Hügel gemacht, der nahezu in der Mitte der übrigen gelegen, vom Fusse aus betrachtet über 8' hoch war und dessen Sohlenumfang mehr als 60 Schritte betrug. In diesen Hügel wurde von der einen Seite an der Sohle ein Einstich gemacht und nach Entfernung von ca. 5' Erde auf den eigentlichen Steinhügel gestossen. Die äussere Einfassung dieses Steinhügels an der Sohle bestand aus mächtigen, mehr als 50 Pfund schweren Steinen (Quarz, Sandstein und Thonschiefer), in welcher kleinere Steine, ohne jedes Bindemittel aufeinandergethürmt, ruhten und gleichsam ein Gewölbe bildeten. Diese gewölbeartige und mit einer gewissen Kunstfertigkeit ausgeführte Bauart trat besonders deutlich hervor, nachdem entsprechend weit die sehr vorsichtig vorgenommene Entfernung des Steinmaterials gekommen war, um aus der so entstandenen Höhlung das Innere des Hügels betrachten zu können. Da zeigte sich's, dass die Steine alle nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte zu gelegt waren und so fest zusammenhängen, dass viele derselben nur mit Anwendung einer Bruchstange aus ihrer Lage gehoben werden konnten. Diese schöne Schichtung der Steine machte es möglich, den Mittelpunkt des Hügels mit aller Genauigkeit zu bestimmen. Diesem Mittelpunkte zustrebend wurde etwa 2' davon entfernt in einer Niveauhöhe von 1' eine mit schraubenartigen Einschnitten versehene Haar- oder Haftnadel, leider in zwei Stücken aus Bronze und mit Patina bedeckt, sowie fast unmittelbar darauf ein Celt- oder Paalstab (?) aus Bronze und ein bronzener Dolch, welch' letzterem zwar der Griff fehlte, zu dessen Festmachen aber Nägel an der Dolchklinge vorhanden waren[1]). Das gleich darauf aufgefundene Centrum des Hügels bestand aus vier gewaltigen, gegen einander geneigten Sandsteinblöcken, von denen jeder mehr als einen Centner gewogen hat, und welche zusammen nach innen zu eine ziemlich geräumige Höhlung bildeten.

---

[1]) Dieselbe Form ist aus Ungarn, aus der Schweiz und in Salburg bei Homburg a. d Höhe bekannt. Dr. Woldřich.

Obwohl die Arbeiter während der ganzen Arbeit nicht einen Augenblick ohne Aufsicht gelassen wurden und trotz der angewandten grössten Vorsicht und Sorgfalt, mit welcher jeder Stein, jede Erdscholle, namentlich aber alles dunkler gefärbte Erdreich, Asche und Brandreste, welche sehr häufig vorkamen, ohne Anwendung eines Werkzeuges blos mit der Hand untersucht wurden, fand man weder in den Steinmassen, dieses Hügels, noch in der Höhlung der Mittelpunktblöcke auch nur die kleinste Spur eines Grabgefässes. Nur ein schalenartig ausgehöhlter Sandstein wurde gefunden, doch muss vorläufig dahingestellt bleiben, ob diese Aushöhlung natürlich oder künstlich sei.

Ueber die Bauart dieses Hügels lieferte die Durchwühlung nachstehende Erfahrungen:

Die Grundfläche desselben war mit flachen Thonschiefersteinen belegt und in der Mitte lag eine gewaltige Thonschieferplatte. Auf dieser Platte waren die besprochenen vier Sandsteinblöcke errichtet, auf und um welche herum sich der übrige Steinhügel thürmte. Auf der höchsten Spitze des Steinhügels ragte ein spitziger Stein weit hervor. Der Steinhügel selbst war 5' hoch und 1° 4' breit; mit dem Erdreich aber betrug er über 8' Höhe. Wie erwähnt, war die äussere Einfassung des Steinhügels an der Sohle aus grossen schweren Steinen gebildet, gleichsam um der Abrutschung vorzubeugen.

Als zweiter Versuch wurde ein nur 2' hoher und 2° im Durchmesser breiter Hügel geöffnet. Dieser, der Höhe und inneren Beschaffenheit nach von dem ersteren wesentlich verschieden, bestand aus einem $1^1/_2$' hohen und 2' breiten Einfassungsringe aus sorgfältig aufeinandergelegten und auf einander passenden Steinen. Der innere Flächenraum dieses Ringes aber war lediglich mit humusartiger und Aschenerde ausgefüllt, in welcher ziemlich mächtige Holzkohlenadern eingesprengt waren. Im Uebrigen war dieser Hügel leer, ohne Gegenstände, ohne Aschenurnen und Grabgefässe oder deren Scherben.

Aus einem dritten Hügel, in der Grösse, Ausdehnung und Bauart dem ersten gleich, wurden mehrere theils glatte, theils mit eingedrückten Linien verzierte Urnenstücke, sowie auch ein Bronzenagel, welcher dem gewöhnlichen Schmiednagel der Jetztzeit wie ein Ei dem andern ähnlich sieht, geholt. Auch hier fand man Asche und Brandreste in grosser Menge vor. Dieser Tumulus war

ein Doppelhügel, dessen Steinmassen unmittelbar aneinanderstiessen und mit Erdreich gemeinschaftlich bedeckt waren, so dass von aussen dieser Hügel als Doppelhügel nicht wahrnehmbar war. Auch war er viel lockerer gebaut, so dass die Steine mit blosser Hand einer nach dem andern herausgehoben werden konnten. In dem mehr gegen Westen gelegenen Hügel waren die Urnenstücke und zwar sehr zerstreut (so dass auf das Vorhandensein mehrerer Urnenstücke geschlossen werden kann) und der besprochene Bronzenagel nebst vieler Asche vorhanden; der östliche Hügel aber barg mehrere zwar vermoderte, aber doch deutlich erkennbare Espenholzstücke. Dieser Hügel ist zwar derjenige, an welchem, wie bereits erwähnt, die Neugierde in den 1848er Jahren ihr Müthchen kühlen wollte, aber der Steinhügel selbst war intakt und daher das Vorkommen von Espenholz unter den Steinen immerhin etwas merkwürdig.

Mit einem Grabhügel, der 5° lang, gestreckt und über 2° breit war, wurde für dieses Jahr beschlossen, nachdem die eingetretene ungünstige Witterung weitere Ausgrabungen unmöglich machte. Se. Durchlaucht Fürst Trauttmansdorff beschloss, diesen Hügel von dem vielen Erdreich vor allem freizulegen und dann erst an das Oeffnen des so blossgelegten Steinhügels zu gehen. Dieses Grab erstreckte sich in seiner unverhältnissmässigen Länge von Norden nach Süden und bot auf der Nordseite dem Beschauer höhere Dimensionen dar. Aus diesem Grunde wurde mit der Erdausgrabung gegen die höchste Spitze zu begonnen und in der That auf einen Steinhügel gestossen, der, von allem Erdreich befreit, einen sehr interessanten Anblick bot und etwa 1° im Durchmesser fasste und etwa $3\frac{1}{2}'$ hoch war. Beim Abnehmen der Steine gegen den Mittelpunkt zu fand man auf der Nordwestseite in einer Höhe von 2' fast auf der äussersten Steinschichte Urnenscherben mit ganz glatter Aussenseite, deren concave Seite mit Asche ausgefüllt war. Nebst dem wurde viel weisse Asche und Kohle vorgefunden, sowie auch ein kreisrunder, spiralförmig gewundener Bronzedraht, der $\frac{1}{2}''$ im Durchmesser, 2''' stark und so sehr von Patina angegriffen war, dass selbst die leiseste Berührung ihn zu zerstören drohte. Weitere Nachforschungen blieben orfolglos. Die Bauart war dieselbe, wie bei den früheren Steinhügeln.

Es blieb nur noch von diesem langgestreckten Hügel der weitere Theil zum Aufwühlen übrig.

Obwohl die Arbeiter während der ganzen Arb… in die Augenblick ohne Aufsicht gelassen wurden und … ahrungen wandten grössten Vorsicht und Sorgfalt, mit … und neuer- jede Erdscholle, namentlich aber alles dur… digel aber war Asche und Brandreste, welche sehr häufig … dreich vermischt dung eines Werkzeuges blos mit der … er fand man nahe fand man weder in den Steinmasser … dscholle, mit einem Höhlung der Mittelpunktblöcke ar… nansehnlichen kleinen Grabgefässes. Nur ein schalen… gefunden, doch muss vorläufig …, abgesehen von der frag- höhlung natürlich oder kün…

Ueber die Bauart … die hiesige Gegend — den behan- nachstehende Erfahru… …nen — reich an Heidengräbern sei.

Die Grundfläch… …en 4. November 1875.

belegt und in … Dr. Dolesch, Director.

Auf dieser Pl… richtet, auf… thürmte. ger St… 1° 4′ erw… a…

Urgeschichtliche Notizen aus Dalmatien

von

Prof. Dr. **Joh. Woldřich.**

(Vorgetragen in der Plenarsitzung am 8. Juni 1875.)

Obwohl die Begriffe „Urgeschichte“ und „prähistorische Zeit“ bereits so ziemlich begrenzt sind, indem sie die Geschichte des Menschen seit seinem ersten Auftreten bis zum Beginn verbürgter historischer Nachrichten über denselben umfassen, fällt diese Zeit doch, wie dies mit der Verbreitung des Menschengeschlechtes über die Erde nothwendig zusammenhängt, unter verschiedenen Längen- und Breitegraden in relativ verschiedenen Zeiten, so dass man beispielsweise die menschliche Thätigkeit an den Küsten des Mittelmeeres lange schon geschichtlich, d. h. nach überlieferten schriftlichen, oder mündlichen Quellen behandeln kann, während in Mittel- und Westeuropa urgeschichtliche, d. h. uns durch keine mündlichen oder schriftlichen Quellen erwiesene Zustände herrschen, und während wir ferners über Westeuropa historische Quellen besitzen, stehen wir in Nordost- und Osteuropa noch auf urgeschichtlichem Boden, der sich hier bis in's zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinüberzieht.

Unser eigenes Vaterland, die österreichisch-ungarische Mon-
bietet uns, wie nicht leicht ein zweites Land, in dieser
Contraste in reichster Fülle. Ein Ausflug nach Dalma-
ielsweise belehrt uns hierüber in zuverlässiger Weise.
hier die grossartigen römischen Bauten an, mit denen
let ist und von denen die allermeisten bekannt,
er für die Nachwelt gehörig gewürdigt sind. Schon
n treffen wir solche prachtvolle Bauten an, welche
icht nur des Archäologen, sondern auch des
Pola: den Tempel des Augustus und der
corinthischen Säulen (19 v. Chr.); den Tempel der
scheinlicher der Roma, die Porta aurea im corinthischen
die Porta aculea und vor Allem die Arena (zur Zeit
er Antonine 150 n. Chr. für 15.000 Menschen erbaut),
welche schon von der See aus sich imposant präsentirt, im
Innern aber leider sehr zerstört ist. In Zara treffen wir die
Porta maritima und staunen besonders in dem denkwürdigen
Spalato (Split) die grossartigen Ueberreste des diocle-
tianischen Palastes an, auf dessen Grundvesten ein grosser
Theil der jetzigen Stadt erbaut ist, darunter die Domkirche, einst
Tempel des Jupiter, ein Octagon im spätcorinthischen Styl, die
Kirche Johannes d. T., einst Tempel des Aesculap; die im Schutte
begrabenen Ruinen der alten römischen Hauptstadt Dalmatiens
Salona, u. s. w., von den vielen monumentalen Bauten aus
altchristlischer Zeit und aus dem Mittelalter ganz abgesehen.

Während dieser Zeit der colossalen Prachtbauten längs den
Küsten Dalmatiens, über welche uns die Geschichte alles Nähere
anzugeben weiss, was finden wir da in unseren Gegenden, in unserer
nächsten Umgebung! Eine Reihe von Völkern uud Völkerstämmen,
von denen wir wenig mehr als den Namen kennen, den sie sich
selbst gegeben oder der ihnen gegeben wurde, und von einigen Con-
flicten derselben mit den Römern; allein selbst die Sprachfamilie,
welcher einzelne derselben angehörten, scheint nicht entschieden
sichergestellt zu sein. So viel ist aber sicher, dass wir hier derlei
Culturwerke, wie an der dalmatinischen Küste, aus derselben Zeit
nicht zu suchen haben (selbst in den römischen Colonien nicht),
sondern im Grossen und Ganzen nur einfache Hütten aus Lehm
und Gehäcksel oder Geflecht, wie man sie in den Karpathen heute
noch findet, oder Erdwohnungen, wie solche die Zigeuner Ober-
Ungarns und auch mitunter Knechte bei Meiereien daselbst jetzt

noch bewohnen. Die Erforschung der gesammten Lebensweise und des Culturgrades dieser Völker beschäftigt uns gegenwärtig und bildet unsere nächste locale Aufgabe, durch deren Lösung auf Grundlage naturwissenschaftlicher Forschungsmethode die Urgeschichte der Geschichte vorzuarbeiten berufen ist.

Ich kehre nach Dalmatien zurück, wohin ich im Juni 1873 eine kurze Reise unternahm. Obwohl die grossartigen Werke menschlicher Thätigkeit daselbst mein Interesse nicht nur im Allgemeinen, sondern besonders auch dadurch fesselten, dass dieselben der Urgeschichte näher gerückt sind und mit derselben viele Berührungspunkte haben, konnte ich mich mit denselben, selbst wenn mir mehr Zeit zur Verfügung gestanden wäre, nicht näher befassen, da sie in ein anderes Wissensgebiet hinübergreifen. Ich erlaube mir zu bemerken, dass bereits durch gewiegte archäologische Forscher viel Interessantes über diese Werke geliefert wurde, dass wir aber noch mehr zu erwarten haben und hier an die Lösung unserer Aufgabe gewiss anknüpfen werden. Mein Augenmerk war neben geologischen Studien auf ältere mit der Geologie inniger verknüpfte Ansiedelungen, besonders auf Höhlen und auf Ueberreste alter Culturelemente, die sich im Gebirge allenfalls erhalten haben konnten, gerichtet.

Auf einen Punkt erlaube ich mir aber doch noch näher aufmerksam zu machen, es ist dies das alte Salona, welches dadurch von erhöhtem Interesse ist, weil sich daselbst schon vor den Römern Ansiedelungen anderer Völker befanden. Die Ruinen dieser alten Cäsarenstadt liegen über eine Stunde östlich von Spalato an der Mündung des Küstenflusses gleichen Namens in einer schönen Meeresbucht. Nach Dr. Lanza [1]) fällt die Gründung dieser Stadt weit vor die römische Zeit, wesswegen ihre Reste von grosser Wichtigkeit sind, nicht nur für die Archäologie, sondern auch für die Urgeschichte. Längs der Strasse nach Tran befinden sich nämlich die Reste der ältesten Mauern der Stadt; dieselben, echte Cyclopenmauern, verlaufen von O. nach W. und bestehen aus Kalksteinquadern von 2.5 M. Länge und 10 Cm. Höhe, welche ohne Cement und ohne jegliche Ausfüllung mit kleinen Steinen fest aneinander gefügt sind, in ähnlicher Weise, wie alte griechische Stadtmauern pelasgischen Ursprungs. Der Umstand jedoch, dass die Quadern sehr genau aneinandergefügt sind,

[1]) Lanza: Della topografia dell' antica Salona. Annali dell' Instituto di correspondenza archeologica. Tom XXI. 1849. Paris und Roma. p. 269.

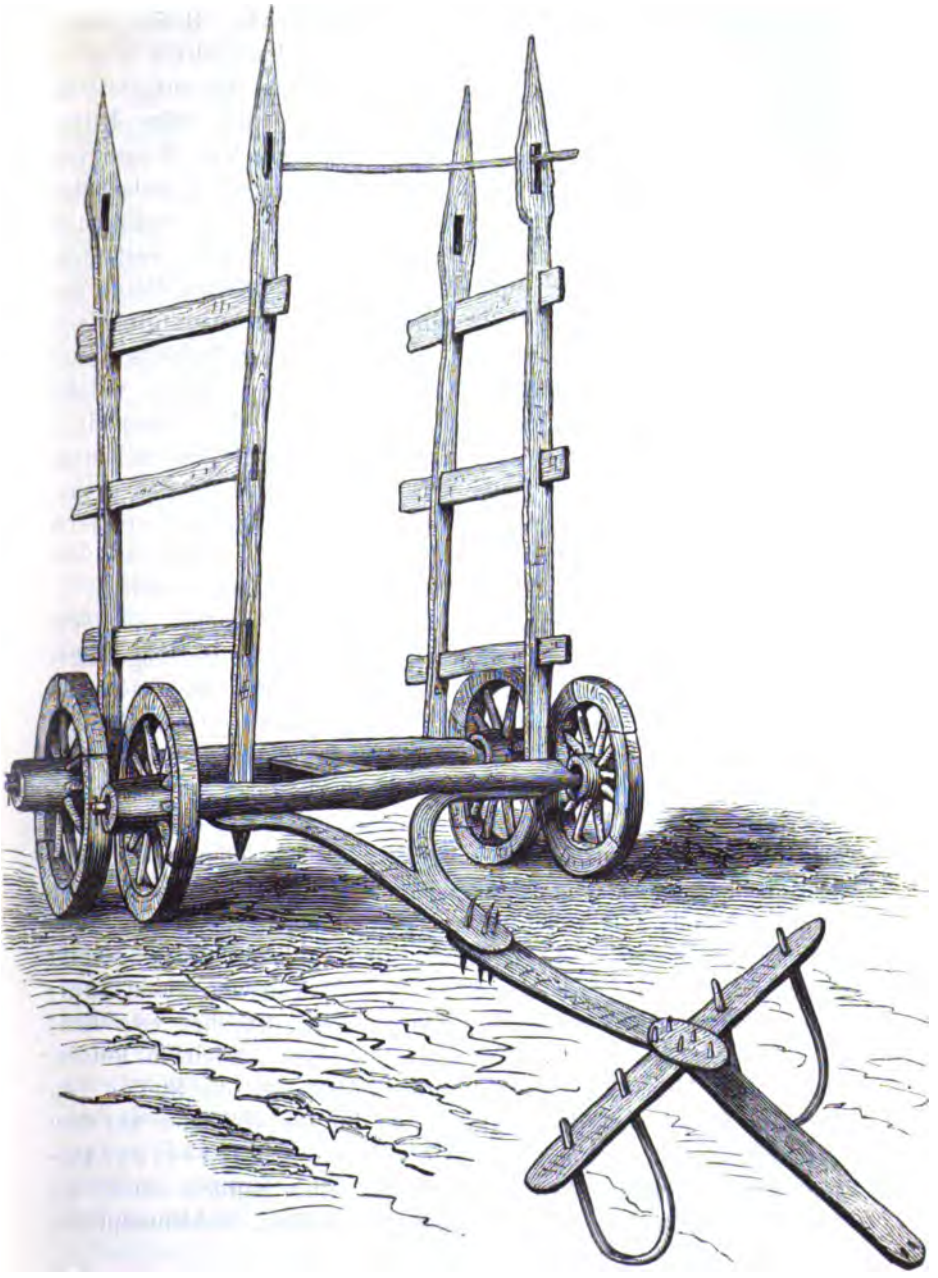
scheint dafür zu sprechen, dass die Mauern aus späterer als pelasgischer Zeit stammen, dass sie aber jedenfals sehr alt griechischen Ursprungs sind und Dr. Lanza meint desshalb, dass Salona durch eine altgriechische Colonie gegründet worden sei. Als die Dalmater sich in Salona festsetzten, musste diese Stadt bereits eine Bedeutung haben, denn schon 36 Jahre nachher, d. h. im J. 119 v. Chr. konnte sie den Consul J. Metellus mit seinem Heere aufnehmen und dasselbe überwintern. Es ist daher nach Dr. Lanza wahrscheinlich, dass die Dalmater, die alten Mauern einer Stadt benützend, Salona wieder aufgebaut haben, wofür auch die vorhandenen Baureste zu sprechen scheinen. Erst seit dem J. 78 v. Chr. wurde Salona berühmt, seit dieser Zeit stand ihre fernere Entwickelung unter römischem Einflusse. Die Einwohner nahmen allmälig römische Gesetze, Gebräuche, Sitten und selbst die Sprache an. Zerstört wurde die Stadt im Jahre 639 n. Chr. durch die Avaren. Urgeschichte und Archäologie werden an diesem Punkte durch sorgfältige Detailstudien wichtige Fragen zu lösen haben. Unter den gegenwärtig sicht- und erkennbaren Ruinen, die ich besuchte, erlaube ich mir zu erwähnen: die Reste der riesigen Porta caesarea, des grossen Amphitheaters, die Bäder mit Aquäducten und Mosaik-Fussböden, eine Reihe prachtvoll gearbeiteter Steinsarcophage, eine Art christlicher Nekropole aus dem 4. Jahrhundert mit Inschriften, gestürzten Säulen u. s. w. Das Alles erregt die Bewunderung und den sehnlichsten Wunsch nach ausgiebiger Dotation für systematische Ausgrabungen. Im Jahre 1820 wurde auch unter Kaiser Franz I. ein Museum in Spalato unter der Leitung des Dr. C. Lanza für diese Antiquitäten gegründet, das sich jetzt unter der trefflichen Leitung des Prof. Glavinič befindet. Ich habe leider sowohl dem Museum als auch der Fundstätte selbst nur einen halben Tag widmen können und schied mit schwerem Herzen.

Unter den selbst gesammelten und gekauften Objecten, die mir ein theueres Andenken bleiben werden, verdienen einige erwähnt zu werden; so unter den Bronzeobjecten neben Fibeln und Beschlägen besonders eine Nadel mit einem Knopf, der die bekannte Combination des Hexaeders mit dem Oktaeder darstellt, und an in Ungarn gefundenen Bronzenadeln nicht selten, übrigens heute noch auch in Aegypten an Schmucksachen sehr gebräuchlich ist; eine ziemlich primitiv gearbeitete Beinnadel; eine künstliche Halsperle von 1 Cm. im Durchmesser, aus graublauer Masse mit eingelegten gelben Doppelringen; ein Miniatursteinbeil aus einem

serpentinartigen fleckigen Gestein, sehr schön geschliffen und geformt, 31 Mm. lang, oben 15 Mm. breit und in der Mitte 6 Mm. dick; dasselbe stimmt vollkommen überein mit derlei Miniatursteinbeilchen aus der Sammlung des Dr. Gross von der Phahlbaustation Lokras und aus der Jeitteles'schen Sammlung von Aujesd bei Leipnik. Eine kleine Opferschale aus grauem, fein geschlämmtem Thon, auf der Töpferscheibe zierlich geformt (äuserer Durchmesser des Bodens 33 Mm., grösster Durchmesser am Bauch 120 Mm., Randdurchmesser 105 Mm., Wanddicke etwas über 2 Mm.), mit Asche, Kohlen und einigen kleinen Knochenfragmenten, die einem Kinde anzugehören scheinen, gefüllt. Ob alle diese Objecte römisch sind?!

Ich erlaube mir nun von diesen Schätzen längs der Küste die Aufmerksamkeit auf eine gegenwärtige Ansiedlung im öden Dinara-Gebirge deswegen zu leiten, weil sie bedeutende Anklänge an längst verschwundene Zeiten bietet.

Von Verlica (Vrlica) aus besuchte ich das östlich gelegene verlassene Dinaragebirge. Zu Pferde verliess ich mit meinen Begleitern zeitlich Morgens das Städtchen und erreichte nach längerem Ritte die letzte Ansiedlung, ein Bauernhaus. In einer hofartigen Umfriedung vor demselben sass der grosse starke Morlake, mit seinem krummen Messer Lederriemen schneidend und seine Sandalen ausbessernd. Durch eine niedrige Thüröffnung begab ich mich in die Hütte. Dieselbe bestand aus zwei Abtheilungen, in der ersten Abtheilung befand sich links und rechts in den beiden Ecken je ein mit Steinen umgebenes von der Erde kaum erhöhtes Lager aus Moos; in der Mitte brannte auf einem Bodenherd das Feuer, über demselben hing ein irdener Topf mit rundem Boden, eine Fensteröffnung hatte die Wohnstätte nicht. Die zweite grössere Abtheilung war durch ein niedriges Gitter aus Holzgeflecht abgetheilt und bestimmt Kleinvieh aufzunehmen. Von sonstigen Einrichtungsstücken war nichts wahrzunehmen. Unwillkürlich wurde ich hier an die Hütten der Phalbautenzeit erinnert, zu der das runde aus grobem mit grossen Sandkörnern vermengtem Lehm verfertigte Thongefäss recht gut passte. Für die Aufbewahrung des Weines dient ein Bocksbeutel aus ungegerbtem Leder. Die einzige Schüssel aus Holz und die hölzernen Löffel verfertigte der Morlake selbst mit seinem ebenfalls einzigen gebogenen Messer. Sehr interessant ist der vierrädrige Feldwagen (siehe die beistehende Zeichnung),



Ein Feldwagen aus dem Innern Dalmatiens, vollständig aus Holz ohne irgendwelche Eisenbestandtheile verfertigt.

der sich durch seine Kürze und bedeutende Breite auszeichnet und vollständig aus Holz, selbst ohne einen einzigen eisernen Nagel verfertigt ist. Von den aufgesetzten hohen Stangen desselben abgesehen, erinnert er durch seine Kürze und Breite an den bekannten kleinen Opferwagen aus Bronze von Stretweg in Steiermark. Wie wir in unseren Gegenden, neben der heutigen Cultur der Städte und des Flachlandes, in entlegenen Gebirgsansiedlungen culturelle Rechte aus der Urzeit vorfinden, ebenso ist dies auch hier, nur in einem noch höheren Grade der Fall. Wie contrastirt hier nicht mit dem besprochenen primitiven Einrichtungen und Werkzeugen einer entlegenen Gebirgsgegend die heutige südslavische nationale Haus- und Kunstindustrie, welche soeben Herr Felix Lay in Agram in einem Werke behandelt[1]). Sehr interessant für unsere Forschungen sind z. B. die südslavischen Thongefässe, gegenwärtig noch verfertigt und im Gebrauche, welche an die Gebilde der etruskischen Kunstindustrie erinnern und nach der „N. Fr. Pr." [2]) in London im Jahre 1871 als die „edelsten und besten in Form und Arbeit" anerkannt wurden.

Auf dem Rückwege von der Dinara besuchte ich die Cetina-Höhle. Am westlichen Gehänge des Marinogebirges entspringt aus einem seeartigen tiefen Becken die Cetina in einen mächtigen Arm, welcher südwärts strömt. Oberhalb des Ursprungs befindet sich der Eingang in die geräumige, hier weithin bekannte Tropfsteinhöhle. Dieselbe besteht, so weit ich vordringen konnte, aus zwei grossen Galerien; im Hintergrund der zweiten befindet sich ein See, welcher offenbar mit dem äusseren zusammenhängt; hinter dem See sollen weitere Galerien folgen. Bei einer Beleuchtung mit gewöhnlichen Holzspänen fand ich charakteristische Topfscherben und glaubte deshalb dafür halten zu können, dass die Höhle von Menschen bewohnt war; beim oberflächlichen Nachgraben fand ich nur Knochen vom Rind und Schwein, die wohl der Gegenwart angehören. Meinem Führer, Herrn Jos. Milcowich aus Vrlica bezeichnete ich die Stellen, an denen er nach meinen Instructionen und im Einvernehmen mit dem zuvorkommenden Podestá von Vrlica Herrn A. Ristovich Ausgrabungen auf meine Kosten vornehmen sollte. Seitdem erhielt ich zwei Sendungen, die alles Vorgefundene sammt Schichtenproben

---

[1]) Südslavische nationale Haus- und Kunstindustrie. Agram 1875.
[2]) „Neue Freie Presse", Kunstblatt Nr. 4111. 1876.

enthielten, musste jedoch die weiteren und tieferen Ausgrabungen der Kostspieligkeit wegen einstellen.

Im Norden der ersten Galerie wurde bei geringer Tiefe ein Herd mit Kohlen, Asche und Topfscherben vorgefunden, bedeckt von einer Sinterkruste. Die Topfscherben sind alle gleich, haben eine 10 — 11 Mm. dicke Wand, bestehen aus graubraunem, sehr stark mit kleinen und grösseren Kalkkrystalloiden versetztem Lehm, sind innen und aussen gelb geglättet und wie es scheint, von freier Hand gearbeitet; obwol sie eine ziemliche Festigkeit besitzen, sind sie doch so schwach gebrannt, dass die meisten Kalkkrystaloide unverändert sind und ihren ursprünglichen intensiven Glanz besitzen; Verzierungen kommen an ihnen nicht vor. Bei uns würden diese Scherben unbedingt für urgeschichtlich gelten, trotzdem sind sie es nicht, wie wir später sehen werden. Es stammt dieser Aschenherd aus historischer Zeit.

Im westlichem Theile dieser Galerie wurde bis 6 Fuss Tiefe gegraben, es lagen hier zuoberst $1^1/_2$' Sand, darunter eine 2—3" mächtige Sinterlage, darunter eine Schichte zähflüssiger hirnähnlicher Masse, welche an der Luft zuerst hart wird und dann zu Mehl zerfällt (Seekreide), darunter folgte ein gelblicher fetter Lehm, in welchem zunächst dreierlei Gefässfragmente vorgefunden wurden. Erstens, 11—12 Mm. dicke Wandstücke aus mit Kohlenstaub geschwärztem und mit kleinen Sandkörnern gemengtem Lehm, aussen und innen geglättet, von freier Hand gefertigt, ungebrannt und ohne Verzierung, alle von grösseren Gefässen herrührend (im Ganzen nach Art der grösseren schwarzen Scherben von Zegersdorfer Tumulus in Niederöst.), zweitens 5—6 Mm. dicke Wandstücke von kleineren Gefässen aus demselben aber geschlämmten und ziemlich gebranntem Lehm, aussen und innen gelb geglättet und von freier Hand gefertigt; drittens ein Halsrandstück mit 4—5 Mm. Wanddicke aus geschwärztem, stark sandigem Lehm, auf der Drehscheibe verfertigt, aber sehr schwach gebrannt; die Verzierung desselben besteht aus einem Kranz von roh eingedrückten Vertiefungen, darunter mit einer welligen Linie, von unsicherer Hand geführt. Ohne Zweifel gehören diese Topfscherben einer ältern Zeit an, als die vom Aschenherd, wie es schon ihre Ablagerung vermuthen lässt, allein das letztere Stück mildert ihr Alter, falls es überhaupt gleichzeitig mit den ersteren ist; älter als unsere älteste Eisenzeit oder höchstens jüngste Bronzezeit dürften diese

Gefässfragmente keinesfalls sein. Mit denselben ist ein Schädelfragment nebst andern Knochen eines mittelgrossen Bären gefunden worden.

In der zweiten Galerie fand man zu oberst eine Lage schwarzer Erde (Culturschichte) mit denselben zwei Arten von Topfscherben, wie die zuletzt beschriebenen, nämlich beide aus schwärzlichem Lehm mit kleinen Sandkörnern und entweder auf beiden Seiten schwarz oder gelb geglättet. Bis $2^1/_2$ Fuss Tiefe folgte eine 6 Zoll dicke Sinterschichte, unter welcher blassgelber Lehm mit zahlreichen Thierknochen bis 7 Fuss Tiefe folgte, hier lag abermals eine Sinterschichte, unter welcher rother, würfelig brüchiger Lehm anstand. Mit Ausnahme eines einzigen Feuersteinsplitters ist mit den Knochen nichts anderes gefunden worden. Unter den Knochen befinden sich mehrere Schädel von Bären, einer vom Höhlenlöwen, Fragmente von Rindsknochen u. s. w. Da jedoch mit diesen Knochen, wie erwähnt, nur ein einziger 48 Mm. grosser Feuersteinsplitter gefunden wurde, welcher die gleichzeitige Existenz des Menschen mit den genannten Thieren in der Höhle vielleicht vermuthen liesse, aber dieselbe durchaus nicht erweist, so haben die Knochen für vorliegende Zwecke kein weiteres Interesse und ich werde die nähere Beschreibung derselben an einem andern Orte veröffentlichen.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir darauf hinzuweisen, dass bei den ausgedehnten Ausgrabungen in der Igritzer Höhle in Ungarn neben zahlreichen Resten des Höhlenbären keine menschlichen Reste vorgefunden wurden; sollte sich diese Erscheinung in anderen Höhlen Südosteuropas wiederholen, so wäre hierin, gegenüber den Höhlen von West- und Nordwesteuropa mit menschlichen Ueberresten, ein gewichtiges und folgenreiches Factum gelegen. Uebrigens lässt sich über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den Höhlenthieren in der Cetinahöhle noch nicht endgiltig urtheilen, da meine Ausgrabungen nur von geringem Umfang sind.

Herr Dr. M. Hörnes, welcher im selben Jahre die dalmatinische Küste besuchte, war so freundlich mir von ihm in der kleinen Salonahöhle gesammelte Topfscherben und kleine Thierknochen zu übergeben. Diese Höhle befindet sich oberhalb des Ursprungs des kurzen Flüsschens Salona. Die Objecte lagen unter einer schwachen Sinterschichte. Die Topfscherben stimmen zumeist überein mit denen aus der Cetinahöhle, ein Stück zeigt eine Ver-

zierung, bestehend aus Nägeleindrücken, die in geraden Linien um den Bauch des Gefässes fortlaufen.

Schliesslich erlaube ich mir noch zu wiederholen, dass erstens die in der Cetinahöhle in der Lehmschichte gefundenen innen und aussen schwarz geglätteten Topfscherben aus geschwärzter Lehmmasse, den gröberen Gefässfragmenten des Zegersdorfer Tumulus zum Verwechseln ähnlich sehen und zweitens, dass wir die Thongefässe, welche gegenwärtig noch in entlegenen Orten Dalmatiens in Gebrauch stehen und welche mit den im Aschenherde der Cetinahöhle gefundenen Topfscherben übereinstimmen, sowohl der Form als namentlich dem Materiale und der Bearbeitung nach, ohne Bedenken für urgeschichtlich halten würden, wenn wir sie bei uns fänden, wovon man sich an den vorliegenden Stücken überzeugen kann.

Aus diesen spärlichen Notizen über meinen vierzehntägigen Ausflug in's Innere Dalmatiens kann man entnehmen, welche reiche Fundgrube für die Urgeschichte hier zu suchen und zu finden ist. Ueber die Wichtigkeit der angrenzenden türkischen Provinzen aber in dieser Beziehung, brauche ich nur auf unseres hochverehrten Freundes, des bekannten Orientforschers Fr. Kanitz's ausgezeichnetes Werk: „Donau-Bulgarien und der Balkan" hinzuweisen.

Prähistorische Steinwerkzeuge aus dem Edomiter-Gebirge.

In einem Berichte an Hofrath v. Hochstetter beschreibt der Reisende Charles A. Doughty aus Cambrigde eine Reihe von Feuerstein-Geräthen, die er bei Maan im Edomitergebirge (Mount Seiz) vier Stunden östlich von Petra entdeckt hat. Dort befindet sich neben der Pilgerstrasse nach Medinah das Trockenbett eines Gebirgsbaches, eingeschnitten in eine mächtige Schichte von sandigem Lehm und Gerölle. In dem Bette dieses Baches nun fand Mr. Doughty die erwähnten Steingeräthe, theilweise bereits abgerollt, theilweise aber noch gut erhalten, als ob dieselben erst in neuerer Zeit von den Wänden der Schlucht abgefallen wären.

Wie aus den dem Briefe beigefügten Zeichnungen erhellt, von denen zwei besonders typische hier in halber Grösse reproducirt sind, schliessen sich diese interessanten Funde in der allerauffallendsten Weise an die berühmten Feuerstein-Geräthe aus dem Sommethal an.

Doughty hat die Schichte in einer Ausdehnung von beinahe 300 engl. Meilen verfolgt, und bespricht die Möglichkeit, dass sie marin sei, und dann dem ehemaligen Zusammenhang des todten mit dem rothem Meere entsprechen würde. Aber auch wenn sich diese Annahme nicht bestätigen würde, kann man doch aus den übrigen Umständen des Fundes schliessen, dass die Steinwerkzeuge von Maan denen aus dem Sommethale mindestens gleichalterig, vielleicht aber selbst älter als diese sein mögen.

Doughty hofft übrigens, das ganze Thal von Arabah näher untersuchen zu können, was früheren Reisenden wegen der grossen Gefährlichkeit der Gegend bisher noch nicht gelungen ist; wir dürfen daher in Bezug auf diese, jedenfalls sehr merkwürdigen Steingeräthe weiteren Mittheilungen entgegensehen.

November 1875. F. v. L.

Literatur.

Crania ethnica par M. M. A. de Quatrefages et E. T. Hamy.

Von diesem grossartig angelegten Sammelwerke, dessen erste und zweite Lieferung bereits im Band III. pag. 160 und Band V pag. 115 dieser Zeitschrift besprochen wurde, ist mittlerweile eine dritte Lieferung erschienen, in der die Beschreibung der fossilen Schädel ihren Abschluss findet; da mir dieselbe aber noch nicht zugekommen ist, verschiebe ich ein ausführliches Referat über dieselbe bis zum Erscheinen der bereits angekündigten vierten Lieferung. F. v. L.

Ein Schädelfund von Székely-Udvarhely und Mittheilungen über einige andere Schädel von Professor Moritz v. Steinburg, mit einer chemigraphirten Tafel. Aus dem Programm des evangel. Gymnasiums in Schässburg 1874/5 besonders abgedruckt. Hermannstadt. Tiltsch. 1875.

Sorgfältige Beschreibung eines bei Udvarhely ohne Beigaben mit einem vollständigen Skelete aufgefundenen, künstlich deformirten Schädels, der nebenbei noch durch eine totale Synostose der Pfeilnaht ausgezeichnet ist. Unter den übrigen, gleichfalls aus Siebenbürgen stammenden Schädeln, ist eine Calvaria, die bei Agnetheln mit nicht gedrehten Urnen aufgefunden wurde, durch ihre geringe Breite besonders interessant. Bei einer Länge von 179 und einer Breite von 123 Mm. hat sie einen Index von 687, und eine Stirnbreite von gar nur 87 Mm.

November 1875. F. v. L.

Kopernicki Dr. Izydor. Czaski z Kurhanów Pokuckich w Krakowie 1875. (Ueber die Schädel aus den Hügelgräbern von Pokutien in Süd-Ost-Galizien.) 4° mit vier Tafeln. Aus dem II. Bande der Denkschriften der Krakauer Akademie besonders abgedruckt.

An drei Orten finden sich in Pokutien grosse Tumuli („mogilka") mit Steinsetzungen: bei Zywaczow, Chocimièr und Czortow.

Die Leichen liegen ausgestreckt, mit dem Kopf gegen Westen, zu Füssen derselben werden meist Gefässscherben, an den Fingern Ringe aus spiralig aufgerollten Bronzedraht gefunden. Auch Ohrringe finden sich sogar bei männlichen Induviduen.

Es sind grosse und starke Leute mit mässig langen, orthognathen Schädeln, deren 10 den Gegenstand der vorliegenden, mit der bereits sprichwörtlich gewordenen Genauigkeit des gelehrten Verfassers ausgeführten Untersuchung bilden.

Sie zeigen untereinander eine beinahe vollkommene Uebereinstimmung, von der nur ein (männlicher) Schädel von Chocimièr eine Ausnahme macht, welcher wohl einen in der Jugend überstandenen Hydrops seine verschiedenen Schaltknochen[1]) und seine ganz parallelopipedische Form verdankt; er ist dabei höher und schmäler geworden, als die Schädel seiner Landsleute und Grabgenossen, die im Durchschnitt einen (Längen-) Breiten-Index von 73 und einen Höhen-Index von 74 aufweisen, während er selbst sich eines Breiten - Index von 63 erfreut, und — seine Basis ist defect — auf einen Höhen - Index von mindestens 80 schliessen lässt.

Die interessante Arbeit, die eine Uebersetzung in eine allgemeiner bekannte Sprache hoffentlich bald erfahren wird, ist durch Lithographien illustrirt, die ausser den erwähnten 10 Schädeln noch zwei recente Cranien von Bulgaren, und den Schädel einer Krakauerin aus dem XVII. Jahrhundert in mustergiltiger Weise wiedergeben. F. v. L.

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859. (Anthropologischer Theil. I.) Cranien der Novara-Sammlung beschrieben von Dr. E. Zuckerkandl. Wien, 1875. 4° mit 24 Tafeln. In Commission bei C. Gerold's Sohn.

Dieses mit der grössten Munificenz ausgestattete Prachtwerk bildet in Form eines Kataloges der von der Novara-Expedition acquirirten Schädel eine der wichtigsten Bereicherungen, welche die ethnologische Literatur in der jüngsten Zeit erfahren hat; aber auch die abstracte Craniologie ist durch eine Reihe von Essays, die an passenden Stellen eingeschaltet wurden, wesentlich gefördert worden. Das gilt ganz besonders von den Studien über das „Verhältniss der Schläfegruben zur Form des Schädels, und über verschiedene Formen des Kiefergerüstes“ und „über die Sinus

---

[1]) Zahlreiche Schaltknochen in der Lambdanaht, von denen die beiden grösseren, trotz ihrer Asymmetrie, ohne Zweifel dem Par quartum der Physiologen entsprechen, ausser denselben noch ein schönes ossiculum antiepilepticum, welches die Kronennaht nicht wesentlich vorgeschoben, sondern lediglich auf Kosten der Scheitelbeine eine ziemliche Grösse erreicht hat. In fast allen ähnlichen Fällen meiner eigenen und der mir sonst zugänglich gewesenen Sammlungen, haben diese Schaltknochen eine Keilform, merkwürdiger Weise sieht dann die Spitze des Keiles immer nach vorne, anstatt nach hinten, wie man a priori annehmen sollte. Warum?

sphenoidales," und jenen Untersuchungen über „die Nähte des menschlichen Craniums" und „über asymmetrische Schädel," welche den Lesern dieser Zeitschrift theilweise bereits schon aus früheren Mittheilungen des Verfassers bekannt sind.

Der rein beschreibende Theil des Werkes schliesst sich in der Behandlungsweise des Materiales eng an den Thesaurus von Barnard Davis an: „Dieselbe einfache und doch so vollkommen ausreichende Methode der Messung, dieselbe kurze aber treffende Schilderung der einzelnen Schädel. Als eine besondere Eigenthümlichkeit erscheint aber die gänzliche Vermeidung der sonst in craniologischen Werken leider ganz unvermeidlichen Mittelzahlen. Es war das nicht nur durch das mehr qualitativ als quantitativ bedeutende Material bedingt, sondern entspringt auch der Ansicht des Verfassers, „dass der heutige Standpunkt der anthropologischen Wissenschaft und die wissenschaftliche Vorsicht selbst es gebieten, von ganz positiven Aufstellungen noch abzustehen, und eher Daten niederzulegen, die erst dann zusammenfasst werden sollen, wenn genügend zahlreiche Untersuchungen ganz gleichwerthigen Materials sichere Schlüsse zu ziehen erlauben werden."

Von ganz besonderem Interesse ist auch die Beschreibung eines Buschmann-Skeletes, die Hofrath C. Langer dem Werke beigefügt hat. Dasselbe ist leider das einzige von den drei Skeleten, die von der Expedition acquirirt worden waren, zwei sehr werthvolle Skelete von Papuas, sowie eine ganze Reihe von interessanten Schädeln waren nach allen Richtungen verschleppt worden, bevor die Sammlung dem anatomischen Museum zur Aufbewahrung übergeben wurde. Das erhaltene Skelet gehört einem angeblich vierzehnjährigen Individuum an, dessen Grösse kaum mehr als 138 Ctm. (4 Schuh, 4 Zoll Wiener Mass) betragen haben durfte, obwohl aus dem Zustande des Epiphysen zur Evidenz hervorgeht, dass dasselbe sich bereits am Ende seines Körperwachsthums befunden. F. v. L.

Joseph Barnard Davis. Supplement to Thesaurus craniorum. Catalogue of the skulls of the varions races of man in the collection of London 1875.

In den 8 Jahren, die seit dem Erscheinen des Thesaurus craniorum, dieses für die vergleichende Craniologie fundamental gewordenen Kataloges der Barnard Davis'schen Schädelsammlung, verstrichen sind, hat nicht nur diese selbst um mehr als

300 Nummern zugenommen, auch die craniologische Literatur ist seither in fast erschreckender Weise angewachsen. Barnard Davis hat mit richtigem Gefühle den spärlichen Weizen von der Spreu gesondert, und ist insbesondere seiner alten, durch Einfachheit ausgezeichneten Messmethode, leider auch seiner Maasseinheit — dem englischen Zolle — treugeblieben. Dieses, übrigens nationale Festhalten an einem isolirten und unzweckmässigen Masse ist aber auch der einzige Vorwurf, der diesem stattlichen Supplement-Bande gemacht werden kann. Auf eine Analyse seines reichen Inhaltes einzugehen, scheint mir unnöthig, da das ganze Werk mit seinen zahlreichen werthvollen Abbildungen ohnehin jedem, der sich für vergleichende Craniologie überhaupt interessirt, ganz unentbehrlich ist.

Die sehr zweckmässig gewählten Masse von 16 „exotischen" Skeletten bilden eine um so dankenswerthere Beigabe, als derartige Messungen fremder Völker bisher nur sehr rarae aves in der ethnologischen Literatur sind: G. M. Humphry, Gustav Fritsch, C. Langer[1]) und in der allerneuesten Zeit A. B. Meyer[2]) sind die einzigen Autoren, denen wir bisher solche Messungen zu verdanken haben.

Barnard Davis gibt wenigstens diese letzteren Masse ausser in Zollen auch in Centimetern. Möge die Hoffnung, die sich hieran für die endliche Annahme der internationalen Masseinheit seitens der englischen Gelehrten knüpft, doch bald in Erfüllung gehen, denn — Time is money. F. v. L.

Gabriel de Mortillet, Origine du Bronce. Paris. Leroux. 1876.

Die Bronze ist nicht das erste Metall gewesen, dessen die Menschen sich bedient haben; ihrer Anwendung ist die des reinen Kupfers vorausgegangen, das an vielen Orten gediegen vorkommt, und ohne weiteres durch blosses Hämmern bearbeitet werden kann, eine Stufe der Metalltechnik, auf der z. B. die Indianer vom Huronen- und Oberen See noch heute stehen. Ein solcher Gegenstand aus „nativem" Kupfer, durch Zufall in's Heerdfeuer gefallen und darin geschmolzen, liess einem denkenden Beobachter die zweite Stufe der Metallogie erklimmen: „Homme de génie, il comprit tout te parti, qu'il pouvait tiser de la fusion, et il inventa le moulage."

---

[1]) Siehe vorstehendes Referat.

[2]) Mittheilungen aus dem zoologischen Museum zu Dresden von Dr. A. B. Meyer. 1. Heft, Dresden 1875.

Die Legirung des zähen und weichen Kupfers mit Zinn, die Entdeckung der harten und elastischen Bronze, bildete die dritte Stufe auf unserem Wege zum Gussstahl, zur Stahlbronze und zum Aluminium.

Da es aber in Europa keine Kupferzeit gibt, sondern die Bronze unmittelbar der Steinzeit folgt, so kann die Erfindung der Bronze keine europäische sein. Die Bronze ist nach Europa importirt worden und zwar aus dem einzigen Lande der übrigen alten Welt, welches sonst über die Elemente der Bronze, über Kupfer und Zinn verfügt — aus Ostindien. Diesen rein theoretischen Schluss findet Mortillet durch eine Reihe von Thatsachen bestätigt. Er misst die Griffe sämmtlicher im Pariser Artillerie-Museum befindlichen Dolche und Schwerte und findet gerade die indischen von derselben Kleinheit, die die Waffen der ältesten Bronzezeit auszeichnet. Er gibt an, dass eines der ältesten religiösen Zeichen, das sich von Indien aus über die ganze Welt verbreitete, das des Kreuzes, in Europa gleichzeitig mit der Bronze aufgetreten sei. Er verweist schliesslich auf die Uebereinstimmung anderer, typischer Ornamente der Bronzezeit mit indischen Motiven, und besonders auf jene ebenso seltenen als höchst eigenthümlichen Geräthe unserer Bronze-Stationen, die im wesentlichen aus einer langen Dulle mit angehängten Klapper-Ringen bestehen, und ihre Analogien nur in den „Krummstäben" der buddhistischen Heiligen finden.

F. v. L.

L'uomo preistorico in Italia, considerato principalmente dal punto di vista paleontologica per A. Issel. (Sep.-Abdr. aus dem Werke: „I tempi preistorici e l'origine dell' incivilimento di Sir John Lubbock. Versione italiana di M. Lessona, Torino. Unione tipografico — editrice 1875.)

Lubbock schrieb insbesonders für ein englisches Publicum; über in Italien aufgefundene praehistorische Objecte findet sich in dessen Werk nicht die kleinste Erwähnung; — die Verlagshandlung glaubte daher der von Lessona ausgeführten Uebersetzung auch eine Uebersicht der in Italien bis jetzt gemachten Entdeckungen beigeben zu müssen und hat diese Arbeit dem in diesen Studien bewährten Professor Issel übertragen.

Im 1. Capitel über „den Tertiärmenschen" gibt der Verfasser u. a. eine Beschreibung des im Jahre 1852 in Savona aufgedeckten Menschenskeletes, welches in auf Talkschiefer gelagertem Mergel, in einer Tiefe von 3 Met., mit fossilen Resten von Ostrea cochlear,

einigen Pecten und Kohlenstückchen eingebettet war. — Im 2. Capitel „der Mensch in der Pliocaenperiode" beschreibt Issel einen Menschenschädel, welcher 15 Met. tief in einem bläulichten Thone, mit Resten von Elephant und Pferd, Kohle, einer Pfeilspitze aus Kiesel u. a. bei Olmo nächst Arezzo aufgefunden wurde; besagter Schädel ist von enormer Grösse und dem Schädel von Engis zum Theile nahestehend; — der Verfasser gibt dann auch Erläuterungen über die Menschenschädel von Mezzana Corti am Po (mit einem Schädel von Cervus euryceros noch mit seinem Geweihe versehen), von Ferento (Prov. Viterbo) (in Travertin mit Resten von Capra, Bos, Emis eingebettet), von Isola del Liri u. a. O.

In Bezug auf die Steinperiode finden wir descriptive Aufzählung der in verschiedenen Orten Italiens aufgefundenen Steingeräthe (die sich auf über 15.000 belaufen), nebst Bemerkungen über das hiezu verwendete Materiale; — so auch Beschreibung der in den Knochenhöhlen von Mentone, Spezzia, Finale u. a. O. gesammelten Menschen- und Thierreste, Steingeräthe etc.

Die Bronzezeit repräsentirt sich in Italien in den Terramare als Zeichen eines den Ackerbau, die Jagd und die Viehzucht betreibenden Volkes; die Bronze-Industrie wurde von auswärts eingeführt. Auch die Pfahlbauten (aufgedeckt in den Seen von Varese, Pusiano, Monato, Fimon, dann die Torfmoore von Mercurago, Gagnago n. a.), so wie die Terramare in der Emilia lieferten werthvolle praehistorische Objecte, die vom Verfasser erläuternd behandelt werden.

Megalithische Monumente finden sich in Italien sehr wenige vor; Spuren derselben finden sich bei Golasecca, Grosseto, in Sardinien.

Aus der Eisenperiode — welche nach Issel und de Rossi nicht der praehistorischen Zeit zuzuzählen ist, — finden wir ebenfalls zahlreiche Gegenstände von Villanova, Golasecca, Marino, Castel Gandolfo u. a. O. aufgeführt.

In Bezug auf die praehistorische Race in Italien bemerkt der Verfasser, dass der Anthropolit von Savona nach den wenigen noch vorhandenen Resten, wohl der einzige Repräsentant einer niederen Race Italiens sein dürfte, von kleiner Statur, kleinem Kopf, dünnen Extremitäten etc., dass der damalige Mensch zur Zeit der Zurückströmung des Meeres aus der Lombardei und aus Piemont, der Erhebung eines grossen Theiles der Apenninen, und zur Zeit der vulkanischen Eruptionen in Sardinien, Latium u. a. O. gelebt habe,

nackt und schwach in den Waldungen unter Thieren und von diesen sich ernährend, herumirrte u. s. w.

Den Schluss dieses Werkes, welches mit gründlich gegebenen praehistorischen und palaeontologischen Erläuterungen und zahlreichen im Text beigegebenen Abbildungen versehen ist, bildet ein ausfürliches, reichhaltiges bibliographisches Verzeichniss aller auf den praehistorischen Menschen in Italien bezüglichen Schriften. Sr.

Bancroft, Hubert Howe. The native races of the Pacific States of North-America. Leipzig, F. A. Brockhaus 1875. gr. 8. 5 voll. [1])

Seit dem Werke von Henry Schoocraft „Historical and statistical information respecting the history of the Indian tribes of the U. S." (Philadelphia 1851. 4. 5 voll.) ist keine Publication erschienen, welche gleich der vorliegenden die Ethnologie Nord-Amerika's gefördert hätte und in dieser Beziehung jenem grossartigen Denkmale amerikanischen Bienenfleisses und wissenschaftlichen Sinnes ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnte. Wenn sie uns auch nicht, gleich jenem Werke, namentlich nach der verdienstlichen Arbeit von Theodor Waitz, eine terra incognita eröffnet, so hat sie vor diesen beiden Leistungen doch eines voraus, dass sie uns nämlich das ganze Material so vollständig als es nur überhaupt beschafft werden kann, derart vorführt, dass sie als eine vollkommen abschliessende Arbeit in dieser Richtung genannt werden kann. — Dies zu erreichen war nur einem Manne möglich, der gleich H. H. Bancroft, der nun ebenbürtig seinem berühmten Namensvetter, dem bekannten Geschichtsschreiber, an die Seite tritt, es nicht scheute, durch mehrjährige Nachforschungen und Reisen in der neuen und alten Welt alle auf den von ihm behandelten Stoff bezüglichen Werke und Broschüren — ja selbst Zeitungsartikel zu sammeln (sie belaufen sich nach der Angabe des Verfassers über 16.000 mit Ausschluss der Karten und kleineren Notizen) und im Verein mit wohl bewanderten Fachmännern, nämlich T. Arundel-Harcourt für die Culturgeschichte der civilisirten Nationen, Walter M. Fisher für die Mythologie, Albert Goldschmidt für Linguistik und Henry L. Oak für Alterthümer und Geschichte zu bearbeiten.

Durch dieses auf Theilung der Arbeit beruhende Verfahren — hier in Californien auf der jüngsten Ansiedlung der neuen Welt zum ersten Male erfolgreich durchgeführt — wurde es möglich, in so verhältnissmässig kurzer Zeit ein Werk zu liefern, das, wie das vorliegende, eben so treu und zuverlässig im Einzelnen als gleichmässig und abgerundet in seiner gesammten Ausführung sich uns präsentirt. — Dadurch, dass die Belegstellen nicht nur einfach citirt, sondern durchgehends aus den Originalquellen ausführlich mitgetheilt werden gibt der Verfasser einerseits dem Leser die Mittel an die Hand, die Angaben des Buches überall zu prüfen, als er andererseits auch durch dieses zwar kostspielige aber äusserst nützliche Verfahren den künftigen Forscher auf diesem Gebiete überhebt den grösstentheils seltenen und namentlich in Europa schwer

[1]) Das Werk dürfte bei fünf Verlegern, nämlich in St. Francisco, New-York, in Paris bei Maisonneuve, in London bei Longmans u. Allen und in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienen sein; uns sind blos die beiden letzten Ausgaben zu Gesicht gekommen. — Die bei Brockhaus erschienene natürlich mit den vier anderen ganz identische Ausgabe kommt bei Umrechnung der entsprechenden Geldsorten in Papiergeld gegen die Londoner um ungefähr 20 Procent billiger zu stehen.

zu beschaffenden Original-Werken nachzugehen. Dadurch wird das zwar kostspielige aber im Verhältniss zu dem grossen Umfange und der äusserst eleganten Ausstattung nicht theure Werk Bancroft's zu einem wahren Quellenwerk, welches dem Ethnologen eine ganze Bibliothek entbehrlich macht.

Was nun die Vertheilung des sehr umfangreichen Stoffes anbelangt, so umfasst der erste Band nach einer allgemeinen Einleitung über die amerikanische Rasse und ihr Verhältniss zur menschlichen Species überhaupt die Naturvölker der Westküste Nordamerika's vom höchsten Norden bis an den Isthmus von Panama herab. — Der Verfasser theilt diese Völker in folgende 6 Gruppen: 1. Hyperboreer (Eskimo, Koniagen, Aleuten, Thlinket, Tinneh). 2. Columbier (Haidah, Nootka, Chinook, Shushwap, Selish, Sahaptin). 3. Californier (Shoshone, Klamath, Modoc, Hoopah u. s. w.). 4. Völker Neu-Mexikos (Apachen, Comanchen, Yumas, Pueblos, Cochimis, Tarahumaras, Tepeguanas, Tobosos u. s. w.). 5. Wilde Stämme Mexikos (Coras, Otomis, Huastecas, Zapotecas u. s. w.). 6. Völker Central-Amerikas. Alle hier bezeichneten Völker werden nach Leibesbeschaffenheit, Lebensweise und Sitten genau charakterisirt.

Wie man sieht, geht die Eintheilung Bancroft's nicht so sehr vom ethnologisch-linguistischen als vom geographischen Standpunkte aus, vermuthlich weil ihm für eine vollkommen sichere Eintheilung aller Stämme das linguistische Material nicht ausreichend genug dünkte.

Der zweite Band bietet uns, nach einer allgemeinen Betrachtung über Wildheit und Civilisation, eine Schilderung der civilisirten Nationen Central-Amerikas, speciell der Mexikaner, welche nach allen Seiten treu und erschöpfend unserem geistigen Auge vorgeführt werden. Namentlich die zur Erläuterung des Kalenderwesens, der Schrift und anderer Punkte mitgetheilten Abbildungen überheben den Leser in den kostspieligen Werken über die Alterthümer Mexikos und Central-Amerikas nachzusehen.

Der dritte Band beschäftigt sich mit den Sagen und den Sprachen der im ersten und zweiten Bande geschilderten Völker. Der zweite, die Sprachen betreffende Abschnitt (von Seite 551 an) ist auch für den Sprachforscher vermöge der gebotenen reichhaltigen Proben und Bemerkungen von dem allergrössten Interesse, namentlich kann das systematisch geordnete Verzeichniss aller hieher gehörigen Sprachen und Dialecte auf Seite 562—573 auf Vollständigkeit Anspruch erheben, eine Vollständigkeit, die nur der Verfasser mit seinen reichen Hilfsmitteln zu erreichen vermochte.

Der vierte Band bietet uns eine eingehende Untersuchung über die Alterthümer nicht nur Nord-Amerika's, sondern, da auch im 14. Capitel die Alterthümer Peru's herangezogen werden, des ganzen Amerika und dürfte sowohl dem Archäologen überhaupt, als auch dem Forscher auf dem Gebiete der Urgeschichte speciell, viel des Neuen und Belehrenden darbieten. Hat doch der Gang der Kunstentwicklung auch bei Völkern, die mit einandsr nicht verwandt sind und auch sonst keine nähere Berührung mit einander hatten, viel Analoges und kann beiderseits zur Erklärung einzelner schwer zu begreifender Thatsachen dienen. — Namentlich die zahlreichen und gelungenen Abbildungen der beschriebenen Objecte aus allen Gegenden Amerikas machen diesen Band zu einer wahren Fundgrube archäologischer Forschung und zu einem Born mannigfacher Belehrung für den Ethnologen und Culturhistoriker.

Der fünfte Band, welcher nach der Vorrede (S. XI) die Wanderungen, respective die Geschichte der betreffenden Völker umfassen soll, ist so eben in Europa angekommen. — Mit ihm ist ein Werk abgeschlossen, welches einzig in seiner Art immer dastehen wird als ein Denkmal wissenschaftlicher Energie und fürstlicher Munificenz, die der edeldenkende Bürger eines freien Staates der Wissenschaft entgegengebracht hat.

Wien, Januar 1876.

Friedrich Müller.

Kleinere Mittheilungen.

Erdwerke in Niederösterreich am rechten Ufer der Donau.

Bei Gelegenheit meines Ausfluges nach Trauttmansdorff im verflossenen Sommer fand ich zwei Erdwerke, die meines Wissens noch nicht bekannt und deshalb von Interesse sein dürften, weil sie südlich von der Donau gelegen sind, wo die bekannte Zahl derselben bis jetzt eine geringe ist.

Südöstlich von Reissenberg erhebt sich mitten in der Ebene ein Tumulus, welcher hier unter dem Namen „Gerichtsberg" bekannt ist. Derselbe liegt bei 100 M. links von der Strasse entfernt, die von Reissenberg nach Mannersdorf führt, am linken Ufer der Leitha zwischen dem altem Leithawildbett und dem Werkcanal, unweit einer Mühle. Ich besuchte denselben in Gesellschaft des Herrn Fabriksbesitzers Seidl aus Trauttmansdorff. Nach einer beiläufigen Messung auf Schrittweite besitzt er an der Basis einen Umfang von circa 102 M., ist 6 bis 7 M. hoch und die ebene Gipfelfläche misst im Umfang circa 37 M. Auf der Nordseite ist derselbe theilweise von oben bis unten abgegraben und zeigt hier eine Zusammensetzung aus Sand- und Erdlagen, die mitunter mit grösseren Steinen untermengt sind. Oberflächlich fand ich einige alte Topfscherben.

Ein künstlicher Ringwall befindet sich östlich von Trauttmansdorff in der Ebene, unmittelbar am linken Ufer der Leitha, in einer Au neben der Strasse, die nach Götzendorf führt. Ein neu aufgeführter Schutzdamm läuft bis zu diesem Ringwall, welcher hier unter dem Namen „Königshügel" bekannt ist und auf welchen mich Herr Prof. Dr. Hauler aufmerksam machte. Derselbe hat die Form einer Ellipse; die innere Vertiefung, welche bedeutender zu

sein scheint, als die ausserhalb des Walles befindliche Ebene, hat einen Längendurchmesser von circa 36 M. und einen Breitendurchmesser von circa 20 M. Der Wall selbst ist aus Erde aufgeführt, stellenweise zeigen sich grössere Steinblöcke und hie und da Kohlenfragmente; bei einer bedeutenden Breite ist derselbe durch schnittlich 4—4.5 M. hoch. Es dürfte ein Avarenring sein.

Dr. Woldřich.

Zur „Pulkauer Fundstätte". Herr Dr. G. A. Koch hat in Nummer 10, B. V unserer Mittheilungen eine Anschuldigung gegen mich vorgebracht, die ich nachstehend zurückweisen muss. Herr Dr. Koch überrascht uns nämlich nach drei Jahren mit der wichtigen Mittheilung, „dass ihm über die Pulkauer Fundstätte die ersten Nachrichten zukamen," was ich in meinem Berichte Nummer 1, B. III, aus dem Grunde nicht mittheilen konnte, weil mir diese Thatsache unbekannt war. Leider habe auch ich von der Fundstätte erfahren und bin, ohne auf Herrn Dr. Koch warten zu können, sofort an Ort und Stelle gefahren, um daselbst Untersuchungen anzustellen. Auf die diesbezüglichen Bemerkungen des Herrn Dr. Koch, welcher dieselben seinem Aufsatze „Ein Fund aus der Bronzezeit in Gmunden" einverleibte, erlaube ich mir kurz zu erwidern, dass ich von allen angeblich „ihm dedicirten Funden" aus Pulkau, sowie „von einem Versehen der Dienerschaft des Herrn Professors Dechant", der mir damals als Probecandidat amtlich zugetheilt war, nicht das Mindeste wusste und dass ich über Einladung des Hrn. Prof. Dechant nach Pulkau gefahren bin und dort die „ersten Funde" (wie ich dies in meinem Berichte angegeben) in Gegenwart des Herrn Prof. Dechant von den Arbeitern angekauft habe. Bezüglich der Nachricht „von dem angebrannten Horn", welche mir Herr Prof. Dechant im wohlverstandenen Sinne überbrachte, mag wohl Herr Dr. Koch aus meinem Berichte eine Zweideutigkeit herauslesen, für den unbefangenen Leser liegt sie darin gewiss nicht.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir zu bemerken, dass Herr Prof. Dechant, wie aus einem an mich gerichteten Briefe hervorgeht, die Fundstelle in den verflossenen Ferien weiter verfolgte und dieselbe viel ausgedehnter fand, als dies bei meiner Anwesenheit daselbst zu constatiren möglich war. Herr Professor Dechant hat, vom grössten Eifer für die Sache erfüllt, eine bedeutende Anzahl weiterer Funde gemacht. Aus seinen vorläufigen Mittheilungen scheint jetzt hervorzugehen, dass die Fundstätte kein Opferplatz im engeren Sinne, sondern ein grösserer Verbrennungsplatz sei, wo, wie ich dies in meinem ersten Berichte S. 24 bereits angedeutet, „eine Verbrennung menschlicher Leichen" stattgefunden habe. Ich hoffe übrigens bald über diese Fundstätte weitere Nachrichten zu bringen.

Dr. Woldřich.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

VI. Band. Ausgegeben den 30. Juni 1876. Nr. 3.

MITTHEILUNGEN

der

anthropologischen Gesellschaft

IN WIEN.

RADCLIFFE LIBRARY UNIVERSITY OF OXFORD

Inhalt: Mittheilungen über einige noch nicht beschriebene prähistorische Erdwerke in Niederösterreich von **Heinrich Grafen Wurmbrand.** — Die moslimisch-bulgarischen Pomaci und Zigeuner im nördlichen Balkangebiete von **F. Kanitz.** — Vereinsnachrichten. I. Protokoll der am 11. März 1876 abgehaltenen siebenten Jahresversammlung der anthropologischen Gesellschaft. II. Verzeichniss der Mitglieder. III. Eingelangte Druckschriften. IV. Nachricht in Betreff des Wiederbeginnes der Versammlungen.

Mittheilungen über einige noch nicht beschriebene prähistorische Erdwerke in Niederösterreich.

Von **Heinrich Grafen Wurmbrand.**

Durch den vortrefflichen Aufsatz Dr. Much's im V. Band Nr. 6 u. 7 der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft angeregt, erlaube ich mir, einige Erdwerke und Tumuli zu besprechen, welche meines Wissens in diesen Blättern noch nicht erwähnt worden sind.

Und zwar die Tumuli von Bergau, Raschalaa, Mailberg, Seefeld und Nappersdorf, ferner die Ansiedelung bei Kleedorf, die „Kalte Stube" genannt wird.

I. Bergau.

Bergau liegt an der von Schönborn nach Weiherburg führenden Bezirksstrasse im Oberhollabrunner Bezirke und ist rings von Wäldern umschlossen.

An der Ostseite des Ortes reicht ein Ausläufer des Silberberges bis nahe an die Häuser heran, auf dessen Spitze sich das Erdwerk, der „Würfelberg" genannt, 303 Meter im Umfang und 13 Meter hoch, befindet. Der Tumulus ist kegelförmig abgeböscht und an seinem Fusse planirt, in seinen Formen deutlich schon von Weitem erkennbar, obwohl auf einer Seite theilweise mit Gestrüppe bewachsen.

Obwohl ich auf dem Tumulus selbst keine Funde machte, so gelang es mir in seiner unmittelbarsten Nähe, auf und unter dem Plateau, in einer Culturschichte eingebettet, ein Stein-Artefact, einige grobe, ohne Drehscheibe verfertigte Gefässscherben und mehrere Thierknochen zu finden.

Diese Gegenstände lagen in Aschenerde, welche strichweise die Weingärten an den Abhängen des Hügels, auf welchem der Tumulus steht, durchzieht.

Nach Aussage der Leute finden sich viele Knochen und Gefässscherben beim Arbeiten vor, doch konnte ich der Weingärten wegen nicht intensiv graben und musste mich auf die Wegränder und Abhänge beschränken.

Im Orte selbst steht noch ein kleiner Tumulus, beiläufig 130 Meter im Umfang und 9 Meter in der Höhe, der aber stark beschädigt ist.

Zu erwähnen ist noch, dass ich bei Porran, eine halbe Stunde von Bergau entfernt, auf einem vom Walde umgebenen Felde, frei liegend, eine halbe Steinaxt aus Serpentin und ein Bronzeplättchen fand, welches jenen gleicht, die ich am Leisser Berge und im Walle des Raschalaaer Tumulus fand; etwas östlich von dieser Stelle fand ich einige Monate später ein schönes Feuersteinmesserchen, 4 Centimeter lang und 2 Centimeter breit, 3 Stück bearbeitete Feuersteinsplitter und einige mit grobem Kies gemengte Gefässscherben. Es ist sonderbar, solche Gegenstände an Orten zu finden, welche positiv vor nicht langer Zeit noch Wald gewesen waren.

II. Raschalaa.

Raschalaa, ein kleiner Ort südlich von Oberhollabrunn, an der Wien-Prager Reichsstrasse gelegen, wird im Osten durch den auf der Generalstabskarte als: Schwarzwald angeführten Wald eingefasst. Mitten im Orte läuft ein vom Walde kommender Hügelrücken aus, auf welchem der Tumulus mit einem an mehreren Stellen noch deutlich erkennbaren Walle umgeben steht.

Der Tumulus, „Glockenberg" geheissen, [1]) ist gegen den Hügelrücken zu gemessen 13 Meter, gegen das Dorf zu 21 Meter hoch, hat einen mittleren Durchschnitt von 38 Meter und oben 17 Meter. Die Form ist rund.

---

[1]) Wie der Tumulus von Hagenberg. Anmerk. d. Red.

Einige Häuser des Ortes stehen rund um den Tumulus und mehrere Keller sind so in denselben hineingebaut, dass in manchen deutlich Streifen schwarzer Erde zu erkennen sind, welche auf eine Culturschichte schliessen lassen.

Der Tumulus ist, wie so viele andere, aus dem Ausläufer eines Hügels durch Abgraben hergestellt und das durch das Ausheben des Grabens gewonnene Erdreich zur Herstellung des Walles um denselben verwendet.

An jenen Stellen, wo es mir, der Keller wegen, zu graben möglich war, und besonders an einer Stelle des Walles, fand ich in einer Aschenschichte Holzkohle, Eisenreste, Glasscherben, Gefässfragmente feinerer Gattung, wahrscheinlich mit Drehscheibe hergestellt, Hirschgeweihstücke, mit scharfen Instrumenten bearbeitet, darunter ein 4 Centimeter langes, $2^1/_2$ Centimeter breites Plättchen von Bein mit eingeritzten Ornamenten ein viereckiges Kupferplättchen und viele Thierknochen und Schlacken.

An den Keller-Eingängen sowohl, als an den Böschungen des Tumulus fand ich nebst vielen Knochen, dicke, stark mit Graphit gemengte Gefässscherben, welche einer viel älteren Epoche angehört haben dürften. Leute, welche die Keller gegraben haben, erzählen, dass sie bei dieser Arbeit öfter auf ähnliche Scherben in bedeutender Tiefe gestossen seien und dass ein sogenannter „Erdstall" (ein in den Lehm gegrabener Stollen, wie er oft in den Wäldern und Schluchten hiesiger Gegend vorkommt) den Hügel durchziehe.

Es gelang mir von einem Keller aus, diesen verfallenen Gang angraben zu lassen, doch kam ich zu keinem Resultate, da die Arbeit auf Wunsch des Eigenthümers sistirt werden musste. Ich bekam von dort blos einen versteinerten Seeigel (Echiniden), welches Fundstück deshalb merkwürdig ist, weil derartige Versteinerungen in unserem Lehm nicht vorkommen. Auch hörte ich, dass diese Seeigel als Amulette, namentlich in Helgoland noch heute getragen werden.

III. Mailberg.

In dem Gemeindebezirke Mailberg, an einem gegen Kadolz führenden Gemeindewege, nahe den durch die Pulka bewässerten Auen, erhebt sich auf ebenem Felde ein kleiner Tumulus, 80 Schritte Umfang, Höhe $5^1/_2$ Meter, der „Gupfeteberg" geheissen.[1]) Er ist

[1]) Wie der Tumulus von Unter-Nalb. Anmerk. d. Red

stark abgeackert und liess sich leicht bearbeiten. Ich liess ihn von seiner äussersten Peripherie bis zu seinem Mittelpunkte durchgraben. Er bestand aus feinem Sand zum Unterschiede der ihn umgebenden fetten, schwarzen Erde. Obwohl sich bis zur dritten Klafter gegen die Mitte Holzkohle und Gefässscherben, sowohl stark mit Graphit gemengte und sehr dicke, als feinerer Construction zeigten, konnte keine Spur sonstiger Reste vorgefunden werden. Folgende zwei Tumuli habe ich noch nicht untersucht und kann nur deren Lage und Form insoweit angeben, als sich dieselben dem Auge darstellten.

IV. Seefeld.

In den Auen bei Seefeld auf der sogenannten Kirchteichwiese erhebt sich ein kegelförmiger Tumulus. Er soll an seiner Basis 30 Meter, seitliche Höhe 13 Meter und oben 10 Meter haben. In seiner Nähe sind jene Objecte gefunden worden, welche im Weltausstellungs-Catalog [1]) der urgeschichtlichen Ausstellung Seite 7, sub N. 1511 bis 1516 angeführt sind.

V. Nappersdorf.

Nächst der von Hollabrunn nach Stronsdorf führenden Bezirksstrasse, unweit des Dorfes Aschendorf, steht ein mächtiges Erdwerk mit terrassenförmigen Abstufungen umgeben, wurde aber von mir noch nicht näher untersucht.

Schliesslich muss ich noch erwähnen, dass ich den Tumulus bei Breitenweida, der von Herrn Dr. Much in den Blättern für historische Landeskunde, Band VIII, Nr. 4, 5, 6, Seite 86 und 102 erwähnt ist, im Winter 1875 angraben liess.

Ich liess sowohl von der Süd-, als von der Ostseite des Tumulus einen Stollen von 3 Fuss Breite und 6 Fuss Höhe gegen den Mittelpunkt treiben. Jeder der Stollen wurde 4 Klafter lang, so dass der Mittelpunkt des Tumulus fast erreicht war. Der Tumulus besteht aus angeschüttetem Erdreich. Sporadisch kamen Knochen, Holzkohle und Gefässfragmente vor, welche dickwandig, unverziert, mit grobem Sand gemengt, aber gut gebrannt sind. Sie scheinen mir ein recenteres Aussehen, als jene von Weikersdorf zu haben. Da diese kostspielige Arbeit sich so wenig lohnend zeigte, stellte ich die weiteren Nachgrabungen ein.

---

[1]) Catalog der urgeschichtlichen Ausstellung der anthropologischen Gesellschaft in Wien, von Professor Dr. Woldřich, 1873.

Meines Wissens sind nachstehende Tumuli angegraben worden, und zwar:

Der von Zögersdorf vom Grafen Mannsfeld, der zu Nieder-Hollabrunn vom Grafen Wilczek, der zu Eizersthal vom Grafen Gundaker und Heinrich Wurmbrand, die zu Raschalaa, Breitenweida, Mailberg durch mich und ein Tumulus bei Nalb nach Dr. Much durch eine Gesellschaft. Ergiebige Resultate wurden blos bei der Durchgrabung des Tumulus von Zögersdorf erzielt.

„Kalte Stube" bei Kleedorf.

Durch das Werk Baron Sackens: „Ansiedelungen und Funde aus heidnischer Vorzeit", Seite 21—23, auf Kleedorf, welches nahe meinem Wohnorte und gerade unterhalb des von mir angegrabenen Tumulus von Breitenweida liegt, aufmerksam gemacht, erfuhr ich, dass auf jenem Hügel, wo der in obcitirtem Werke beschriebene Bronzefund vom Jahre 1872 gemacht wurde, ein Plateau bestehe, welches die „Kalte Stube" heisst und wo, nach Aussage der Leute, einmal ein Schloss gestanden haben soll.

Die Spitze des Hügels ist geebnet und angebaut, die Fläche beträgt circa 8—10 Joch à 1600 □Klafter. Rings um diese Fläche ist der Hügel auf 2—3 Klafter abgeböscht und unterhalb der Böschung wieder geebnet, so dass die landesübliche Bezeichnung, der Ring, vollkommen zutreffend erscheint.

Auf dem Ring nun und oberhalb der Böschung auf dem Plateau ist der Boden mit zahllosen Gefässscherben bedeckt, die auf den Abhängen des Hügels, unterhalb des Ringes gänzlich fehlen. Die Gefässscherben sind meist ohne Drehscheibe erzeugt, mit grobem Sand gemengt, schwarz und roth gebrannt und zeigen ganz rohe Verzierungen, welche in Eindrücken bestehen, die in einen das Gefäss umgebenden Wulst ganz unregelmässig gemacht sind.

Fragmente von Feuerstein, von Stein-Artefacten, wie solche sich am Vitusberge bei Eggenburg vorfinden, habe ich noch nicht angetroffen.

An einer Stelle des Plateaus, die nicht angebaut war, stellte ich Nachgrabungen an und kam auf einen Feuerplatz, der zwei Fuss unter der Oberfläche gelegen war. In der Aschenlage befanden sich mit zerschlagenen Thierknochen gemischt zahlreiche Gefässscherben und ein Thonvirtel, welcher pyramidenförmig an

stark abgeackert und liess sich leicht bearbeiten. I[illegible]entimeter von seiner äussersten Peripherie bis zu seinem Mit[illegible] graben. Er bestand aus feinem Sand zum Un[illegible]n Fragmenten umgebenden fetten, schwarzen Erde. Obwoh[illegible] von schwarzem, Klafter gegen die Mitte Holzkohle und [illegible]t, oben cylindrisch, stark mit Graphit gemengte und sehr dick [illegible] verengend, 12 Centi- zeigten, konnte keine Spur sonstiger [illegible] und hat oberhalb der Folgende zwei Tumuli habe ich no[illegible] nur deren Lage und Form insowei[illegible]eihen unregelmässig ein- Auge darstellten. [illegible]on welchen an fünf Stellen [illegible]oauchung herabgehen, die mit

IV.

In den Auen bei [illegible] des Hügels, ziemlich weit unterhalb wiese erhebt sich ein [illegible]fand derselbe Bauer, welcher den früher Basis 30 Meter, se[illegible] im Jahre 1872 machte, in seinem anderen haben. In seiner [illegible] meinen Grabungen eine grosse Bronzenadel, im Weltausstel[illegible]Baron Sacken, wie ich glaube, angekauft wurde. Seite 7, sub [illegible] Ustrine noch ganz so, wie selbe der Finder gelassen [illegible] Knochen und Gefässscherben lagen zerstreut umher, N[illegible] Aehnlichkeit mit jenen, welche auf dem Plateau zirkss[illegible] wurden. Erd[illegible] Unterhalb dieser Fundstelle fand ich in einer Schlucht in v[illegible] der Lehmwand schwarze Erde mit Gefässscherben und Knochen, konnte aber keine grössere Grabung veranstalten, da ich den Eigenthümer des Bodens nicht verständigt hatte. Ob nun das Plateau der Wohnort und die Abhänge des Hügels Begräbnissplätze waren, oder ob die Reste am Plateau einer andern Epoche angehören, als die in zwei an den entgegengesetzten Abhängen in Ustrinen gefundenen Bronze-Objecte, bleibt einer späteren Untersuchung vorbehalten, die aber durch den Umstand sehr erschwert wird, dass der ganze Hügel mit Feldern bebaut ist und die Leute in dieser Gegend schwer zu bewegen sind, auch gegen Bezahlung, auf ihrem Grund und Boden graben zu lassen.

moslimisch-bulgarischen Pomaci und Zigeuner im nördlichen Balkangebiete.

Von **F. Kanitz.**

ildromantischen Kalkscenerie, entlang dem geradlinigen ga erfreuen den Wanderer ausser schönen Baum- rlichen, aber wohlhabenden Orten auch einige legene Mühlen, deren grösste dem reichen Ab- hört. Das Geklapper der primitiven Räder- dort lustig die Stille. Manchmal sehen sich er von der capriciösen Panega in ihrer Arbeit ge- nd als Consul Lejean im Hochsommer 1867 hier vorüber- traf er an den beinahe versiegten Quellen des Flüsschens nige Moslims, die ein Kurban (Lammopfer) schlachteten, um Allah zu reichlicherer Wasserspende für ihre trockenliegenden Mühlen zu bewegen.

An die Erzählung dieses Reiseerlebnisses knüpfte Lejean eine weitläufige Betrachtung, welche, diesen Fall verallgemeinernd, damit schloss, dass auch des Profeten Lehre vom alleinigen Gotte deren Bekenner im Laufe der Zeiten nicht von Wahn- und Aberglauben frei zu halten vermochte. Diese Aeusserung des hochverdienten Reisenden zeigt auf's Neue, wie unentbehrlich zuverlässige ethnographische Unterlagen sind, sobald man an die Beurtheilung irgend welcher Verhältnisse im illyrischen Dreieck geht. Denn dort decken sich Glaube und Nationalität in den seltensten Fällen und ohne gewissenhafte Untersuchung des Details gelangt man zu ganz unbegründeten Schlüssen.

Wie ich bereits im „Globus" kurz erwähnte, waren auch die Moslims, welche Lejean beim Kurbanopfer an den Quellen der Panega traf, weder „Türken" noch in der Wolle gefärbte Muhamedaner, sondern sogenannte „Pomaci", das heisst, slavische Bulgaren, deren Voreltern dem Drucke der Verhältnisse weichend, aus Nützlichkeitsgründen des Christenthum mit dem Islam vertauschten, im Wesen aber nur in wenigen Aeusserlichkeiten von ihren der orientalischen Kirche treu gebliebenen bulgarischen Stammesbrüdern sich unterscheiden. Diese moslimischen „Pomaci" — Helfer der Türken, von „pomoći" (helfen) genannt — behielten neben der türkischen nicht nur ihre autochtone Sprache, sondern blieben auch grossentheils den traditionell überkommenen Sitten und Bräuchen ihrer christlichen Ahnen treu.

Der Harem nicht nur armer, sondern auch reicher Pomaci zählt beispielsweise selten mehr als eine Frau, der Julianische Kalender ist Allen geläufiger, als jener des Profeten und in heikligen Fällen, in Krankheit, Viehseuche u. s. w. nehmen sie, ganz wie die bosnisch-hercegovinischen Moslims serbischen Stammes ihre Zuflucht weit lieber zum Heilschatz der christlichen Ortsfee, der Baba oder des Popen, als zu Hodscha und Koran.

Somit erklärt sich das von Lejean unrichtig commentirtel von „Türken" den „Wassergöttern" an der Panega dargebrachte Kurbanopfer, als eine, sowohl bei den christlichen als moslim'schen Bulgaren, noch herrschende Uebung altslavisch-heidnischen Brauchs, welcher die Quellgötter durch Opfer von Thieren, Münzen u. s. w. günstig zu stimmen sucht. Mein verewigter Freund Lejean war seider der slavischen Sprache gänzlich unmächtig und durchzog auch das Panegagebiet zu flüchtig; sonst hätte sich sein Staunen über das vermeintliche Wasseropfer der „Türken" auf dem Wege ethnographischer Sondirung gelöst.

Dass der „Seecultus" bei den Südslaven sehr im Schwunge teht, hatte ich übrigens bereits in meinem „Serbien" (S. 152, 154, 272, 536, 537, 538, 543) erwähnt. Auch durch ganz Bulgarien fand ich ihn und namentlich in entlegenen Balkanschluchten stark verbreitet, wie er ja bekanntlich auch im europäischen Norden bei Schotten und anderen Völkern geübt wird. (Lubbock, die vorgeschichtliche Zeit, S. 212.)

Die bulgarisch-moslimischen „Pomaci" unterscheiden sich vortheilhaft von den serbischen Moslims. Während diese Letzteren dem Wahne huldigen, dass ihre christlichen Stammesbrüder nur deshalb existiren, um auf deren Kosten in Bosnien und in der Hercegovina als Begs und Spahis einem behaglichen Wohlleben zu fröhnen, während die bosnisch-hercegovinische Rajah unter ihrem Fanatismus seufzt und wiederholt, wie auch gegenwärtig, zu blutigen Aufständen getrieben wird, ist den zum Muhamedanismus übergetretenen Bulgaren aller Religionshass fremd. Ueberall leben diese moslim'schen Pomaci mit ihren christlichen Stammesgenossen in bester Harmonie. Nirgends hörte ich in den Orten, welche sie gemeinsam bewohnen, eine Klage über gegenseitige Feindseligkeit und deshalb durfte ich wohl im ersten Band meines „Donau-Bulgarien und der Balkan" die, wie man sieht, wohlbegründete Meinung aussprechen, dass bei einem Umschwung in der Türkei, welcher den nummerisch stärkeren Christen wahr-

scheinlich das politische Regiment ausliefern dürfte, diese krypto-moslimischen Bulgaren voraussichtlich zur Religion ihrer Eltern, der sie noch immer geheim huldigen, wieder zurückkehren werden und zwar ganz so wie viele krypto-moslimische Albanesen dies unter misslichen Verhältnissen versucht oder gethan.

Der Hauptsitz der bulgarischen „Pomaci" im nördlichen Balkangebiete — denn auch im südlichen gibt es solche, z. B. im tracischen Despoto-Dagh — liegt zwischen dem Isker-Fluss und dem Osem, in der Mitte zwischen dem reinbulgarischen Westen und dem mehr türkischen Osten der Donau-Terrasse. Sie bewohnen also das Gebiet, wo Lejean's ethnographische Karte jene grosse romanische Volksinsel zeigt, die ich, gestützt auf die sehr detaillirte Bereisung des fraglichen Gebietes, als nicht existirend beseitigte. Nebenbei bemerkt, habe ich in ganz Donau-Bulgarien, von Vidin bis Silistria, zwei geographische Meilen über den Donaurand nach Süden, kein einziges walachisches Dorf getroffen; doch wird das Romanische häufig von den Donau-Bulgaren verstanden, da viele es während ihrer sommerlichen Wanderzüge auf's walachische Ufer zu lernen Gelegenheit finden.

Die nahezu 40 von moslimischen Bulgaren allein oder mit christlichen Bulgaren, Tscherkessen und Tataren gemeinsam bewohnten Orte, liegen von der mittleren Donau-Terrasse aufwärts bis zu den Vorbergen des Balkans dicht neben einander und tragen ausschliesslich reinslavische Namen. So heissen beispielsweise die zehn am Panegaflüsschen gelegenen Dörfer von seiner Mündung in den Isker N. gegen S. — Červenibreg, Rupce, Radomirce, Gornji Luković, Todoričen, Petreven, Deben, Bloznica, Oreše und Dobrevci — Namen, in welchen kein türkischer Anklang zu finden ist.

Der Zigeuner bildet ein sehr beachtenswerthes Element der Bevölkerung Donau-Bulgariens, das der Ethnograph und Statistiker nicht übersehen darf. Es gibt beinahe kein Dorf, in dem es nicht durch 1—5 Häuser vertreten erscheint, sehr viele aber zählen 5—20 und manche 20—70 Zigeunerfamilien. Letztere Zahl mag durch ihre Grösse auffallen, steht jedoch z. B. im Isker-Gebiete durchaus nicht vereinzelt da.

Der braune Sohn von den Ufern des Ganges hat in Bulgarien seinen angebornen Wandertrieb grösstentheils bezwungen. Er ist dort dauernd sesshaft, besitzt sein Haus, Grund und Boden, ist Ackerbauer oder Handwerker, arbeitsam und wohlhabend. Er

scheidet sich streng von den bosnischen Zigeunern, den „gurbeti", welche die Donau-Gebiete in kleinen Trupps als Kesselflicker, Bärentreiber u. s. w. durchziehen. Letztere sind übrigens in Bulgarien weniger häufig als in Serbien, minder zerlumpt und ausgelassen als dort, und niemals Christen.

Der sesshafte Zigeuner Bulgariens wird vergleichsweise mehr geachtet, als der Tscherkesse, neben dessen Arbeitsscheu und dem Eigenthum gefährlichen Gewohnheiten der Zigeuner förmlich rehabilitirt erscheint. Trotzdem er aber der Religion der herrschenden Kaste huldigt, vermochte er es nicht, seinen türkischen Glaubensgenossen die sociale Gleichstellung abzuringen. Ja, sie erkennen ihn kaum als Moslim an. Der Zigeuner ist nämlich vernünftig genug, seine oft sehr hübsche Frau nicht hinter dem üblichen Luft raubenden Jakmasch-Schleier zu verstecken, auch achtet er nicht genügend die strengen Harems- und Speisegesetze. Im Gegentheil geniesst das weibliche Geschlecht vollste Freiheit der Bewegung, ohne deshalb die Gebote der Wohlanständigkeit zu verletzen.

Die Ansässigkeit des Zigeuners auf bulgarischem Boden muss seit Jahrhunderten datiren, denn er hat seine Ursprache beinahe ganz eingebüsst. Im Hause und im Verkehre spricht er türkisch, daneben auch bulgarisch. Da eine Heirat mit fremdem Blut bei ihm äusserst selten vorkommt, ist sein Typus von jenem des Wanderzigeuners wenig verschieden. Das längliche Oval zeigt die gleich dunkle Färbung, die Haare sind immer glänzend schwarz, die Zähne blendend weiss, der Körper schlank, mittelhoch und geschmeidig. Die Sucht des sesshaften Zigeuners, sich durch reine Wäsche, schöne Kleider, prächtige Waffen, kostbares Reitzeug hervorzuthun, ist auffallend gross und ebenso die Vorliebe der Frauen für vornehme Stoffe, grelle Farben, für Schminke, Blumen, Münzenschmuck und sonstigen Putz; andererseits bekleiden und pflegen sie ihre Kinder mit seltener Sorgfalt und Zärtlichkeit.

In den bulgarisch-türkischen Städten treibt der Zigeuner die verschiedensten Gewerbe, namentlich findet man ihn aber als Schmied und Rosskamm. Mit tausend Finten weiss er auch als Tilal (öffentlicher Ausrufer) Pferde, alte Waffen, Kutschen, Sattelzeug u. s. w. an Mann zu bringen. Er ist dort wenig geliebt; doch seiner angeborenen Findigkeit wegen begehrt man dessen Rath in allen schwierigen Fällen. Auch für den Reisenden bildet der Zigeuner eine wahre Vorsehung, denn nur er allein besitzt die

stets gefüllte Büchse mit Auskunftsmitteln, ohne welche das „Vorwärts“ oft unmöglich würde. Deshalb ruft man bei der Ankunft im Dorfe und bei der Abreise stets nach dem Gemeindediener, nach dem „Kihaja“ und dieser ist in 99 von 100 Fällen grösstentheils ein Zigeuner!

Vereinsnachrichten.

I.

Protokoll

der am 14. März 1876 abgehaltenen siebenten Jahresversammlung der anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Nachdem die Versammlung eingetretener Hindernisse wegen vom 8. Februar auf den 14. März vertagt worden war, wurde dieselbe von dem Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Friedrich Müller mit einer kurzen Ansprache eröffnet, in welcher er einen Rückblick auf die bisherige Wirksamkeit der Gesellschaft machte und die Mitglieder zur ferneren Thätigkeit auf den von ihr gepflegten Wissensgebieten ermunterte.

Nach geschehener Vorlage der im vorangegangenen Monate eingelangten Bücher und Zeitschriften und nach Erledigung der laufenden Geschäfte erstattete der Secretär Dr. Wahrmann den Jahresbericht in Folgendem:

Sechster Jahresbericht der anthropologischen Gesellschaft.

Hochgeehrte Versammlung!

Mit der heutigen Jahressitzung geht das sechste Jahr des Bestandes unserer Gesellschaft zu Ende und der Ausschussrath derselben legt ihnen, wie alljährlich, den Bericht über unsere Leistungen pflichtgemäss vor.

Die in den Monatssitzungen gehaltenen Vorträge und die Publicationen in unserem Organe, den Mittheilungen, repräsentiren selbstverständlich den wichtigsten Theil unserer Thätigkeit.

Unter der bewährten Leitung unseres hochverdienten Vicepräsidenten, Prof. Dr. Friedrich Müller, ist der V. Band der Mittheilungen zum Abschlusse gelangt. Wenn er nach Seitenzahl nicht so reichhaltig geworden, wie der letzte, so bietet sein Inhalt doch

des Beachtenswerthen genug, dass wir auf diese unsere Publication mit Genugthuung hinweisen können.

Auch in diesem Jahre war der Absatz unserer Zeitschrift auf buchhändlerischem Wege ein ansehnlicher und auch das Verlangen nach Austausch der Schriften mit anderen verwandten Gesellschaften und Instituten ein reges. Wir sehen hierin eine Anerkennung unseres Strebens, welche uns zum energischen Fortschreiten ermuthigt und belebt.

Die Vorträge in den Plenarsitzungen in den drei Richtungen unserer Thätigkeit wollen wir nur nominell aufführen, da der Inhalt derselben Ihnen in den Mittheilungen zugänglich ist.

Die Anthropologie im engeren Sinne vertritt ein Vortrag des Regierungsrathes Prof. Meynert, worin er die Uebereinstimmungen der Grosshirnwindungen des Menschen und der Affen mit denen der anderen Säugethiere in klarer, lichtvoller Weise zur Darstellung brachte.

Ein zweiter Vortrag auf dem Gebiete der eigentlichen Anthropologie war der des Prosectors Dr. E. Zuckerkandl über ein in Weikersdorf in Niederösterreich gefundenes Skelet; der dritte wurde vom Cand. med. Specht über Gräberfunde bei Oberhollabrunn gehalten.

Beide Vorträge basiren auf Ausgrabungen, welche unser eifriges Mitglied, Herr Graf Heinr. Wurmbrand, ausgeführt. Von ihm sind die näheren Daten und die prähistorischen Funde in einer besonderen Arbeit bereits im letzten Jahre zur Kenntniss gebracht worden.

Auf dem Gebiete der Ethnographie lieferte Herr Kanitz einen mit grösstem Interesse entgegengenommenen Beitrag über die bulgarisch-moslimischen Pomaci und die bulgarischen Zigeuner.

Ferner gelangten zur Vorlesung zwei eingesandte Arbeiten.

Die erste von unserem Vicepräsidenten Ferdinand Freiherrn v. Andrian über den Einfluss der verticalen Gliederung der Erdoberfläche auf die menschlichen Ansiedlungen, die zweite von Richard Andrée über Tagwählerei, Angang und Schicksalsvögel in der Völkerkunde.

Der Afrikareisende E. Marno hat aus Chartum eine höchst interessante Schilderung eines von ihm untersuchten Akka-Mädchens mit einer sorgfältigen Zeichnung derselben eingeschickt. Später folgte auch ein zweiter Bericht nebst Abbildung eines Akka-Weibes.

Unsere Kenntnisse über dieses seltsame Volk hat durch die Bemühungen unseres Landsmannes eine dankenswerthe Bereicherung erfahren.

Am zahlreichsten waren wie immer auch im verflossenen Jahre die Vorträge über Urgeschichte.

Der unermüdliche Erforscher des vorgeschichtlichen Niederösterreichs Dr. M. Much lieferte abermals Beiträge über urgeschichtliche Denkmäler und Tempelstätten in Niederösterreich und gab weitere Nachträge zu seinen interessanten Funden bei Stillfried.

Die früher erwähnten Vorträge über die Skelete von Weikersdorf und Oberhollabrunn berühren wesentlich auch das Gebiet der Urgeschichte.

Ferner schliesst sich hier ein Vortrag des für unsere Gesellschaft so überaus thätigen Grafen Gundaker Wurmbrand über eine neue Fundstelle von Feuersteingeräthen, welche mit Thieren der Diluvialzeit gleichzeitig vorkommen, an,

Aus Oberösterreich stammt eine Mittheilung des Dr. Koch über zwei interessante Broncefunde in Gmunden.

Zwei höchst wichtige Funde geben Veranlassung zu Vorträgen, nachdem sie bereits auf der Naturforscher-Versammlung in Graz bei den nach den Fundstellen gemachten Ausflügen das lebhafteste Interesse der daselbst anwesenden Anthropologen wachriefen.

Es sind dies die Gräberfunde von Maria-Rast bei Marburg in Steiermark und die neuentdeckten Pfahlbauten in dem Laibacher Moor.

Die Reihengräber von Maria-Rast wurden vom Gymnasialprofessor Müllner in Marburg eröffnet und Graf Gund. Wurmbrand war es hier wieder, welcher durch seine werkthätige Theilnahme die Erhaltung der Fundobjecte für Oesterreich ermöglichte. Ueber die Arbeiten selbst, sowie über die bisher erzielten Resultate haben nun Herr Prof. Dr. J. Woldřich sowohl, als Graf G. Wurmbrand der Gesellschaft Bericht erstattet.

Die überraschende Entdeckung der Pfahlbauten im Laibacher Moore hatte in ganz Deutschland das grösste Interesse erregt. Herr Custos Deschmann in Laibach hat mit grosser Sachkenntniss und mit regem Eifer die Arbeiten zur genauen Erforschung dieser urgeschichtlichen Ansiedlung durchgeführt. Die Ergebnisse, soweit dieselben bis nun vorliegen, führte uns Regierungsrath Freih. v. Sacken in einem erschöpfenden Berichte vor.

Die urgeschichtliche Erforschung von Böhmen fand in Prof. Woldřich, wie bisher, den regen Förderer. Seinen Mittheilungen über Schlackenwälle anschliessend, berichtete er uns über neugefundene Steinwälle in Böhmen.

Die Funde des Fürsten Trauttmansdorff aus den Hügelgräbern bei Hostau und Bischofteinitz legte Prof. Woldřich ebenfalls mit der Arbeit der Herren Brauer und Dr. Dolesch vor.

Die in den Urnen bei Rossitz gefundenen Knochen wurden vom Hofrath Prof. Langer einer genauen Untersuchung unterzogen, deren Resultat er uns vorlegte.

Endlich wurde auch Dalmatien in den Kreis der prähistorischen Erforschung gezogen, und wir wissen Herrn Prof. Woldřich Dank für die Mittheilung der Ergebnisse seiner dalmatinischen Reise.

Somit schliessen wir den Bericht über die Vorträge und überlassen es dem Herrn Bibliothekar und dem Herrn Musealcustos Ihnen den Bericht über die Erweiterung und Zunahme der Bibliothek und unserer Sammlung mitzutheilen.

Die Theilnahme, soweit sie sich durch Aufnahme neuer Mitglieder manifestirte, war leider im letzten Jahre geringer, wie sonst. Es meldeten sich nur 13 Mitglieder zur Aufnahme. Wir sprechen jedoch die Hoffnung aus, dass sich bald wieder das Interesse für unsere Arbeiten heben werde, und dass auch ferner stehende Kreise die Wichtigkeit der von uns vertretenen Disciplin einsehend, durch Beitritt das Aufblühen der Gesellschaft fördern werden.

Die hohe Regierung hat auch im vergangenen Jahre uns eine Subvention von 400 fl. gewidmet, ebenso hat der hohe niederösterreichische Landtag beschlossen, uns für das Jahr 1876 den Betrag von 100 fl. flüssig zu machen. Mit tiefgefühltem Danke nehmen wir von diesen Beweisen der Anerkennung unserer Thätigkeit durch die massgebenden Behörden Kenntniss.

Ueber die Cassagebahrung werden Sie den Bericht des Cassiers und des Rechnungsführers entgegennehmen.

Nachdem wir nun in Kurzem das innere Leben der Gesellschaft skizzirten, erübrigt uns noch, der Theilnahme zu erwähnen,

mit welcher wir die im letzten Jahre in Graz stattgefundene deutsche Naturforscher-Versammlung begleiteten.

Ueber Antrag unseres verehrten Mitgliedes Grafen Gundaker Wurmbrand, hat der Ausschuss beschlossen, die charakteristischsten Stücke unserer Sammlung in Graz zur Ausstellung zu bringen, die Versammlung selbst durch eine Festschrift zu begrüssen und durch Vorträge von Mitgliedern unsere lebhafte Theilnahme an den Bestrebungen der Versammlung zu bekunden.

Zahlreiche Mitglieder unserer Gesellschaft waren erschienen und so konnte das erste Mal eine Section für Anthropologie eröffnet werden, trotzdem kurz zuvor die deutsche anthropologische Gesellschaft in München tagte.

Ueber den Erfolg dieser Section und über den Einfluss auf die Fortentwickelung dieser Wissenschaft zu sprechen, ist hier nicht der geeignete Platz.

Hiemit schliessen wir den Bericht, indem wir zu gleicher Zeit das Mandat, welches wir vor drei Jahren von Ihnen empfangen haben, in Ihre Hände zurücklegen, das Urtheil über unsere Thätigkeit Ihnen überlassend.

Hierauf verlas der Museal-Custos Felix von Luschan den Jahresbericht über:

Das Museum der anthropologischen Gesellschaft.

Indem ich die Ehre habe, den versammelten Mitgliedern der anthropologischen Gesellschaft den Jahresbericht über das gegenwärtig meiner Sorge anvertraute Museum vorzulegen, beginne ich mit der Aufzählung der vielen Acquisitionen, die ich unseren Sammlungen einzureihen in der angenehmen Lage war,

Auf dem Gebiete der prähistorischen Anthropologie habe ich zuerst einen sehr interessanten Fund zu erwähnen, der in nächster Nähe von Wien, auf dem Gute des Herrn Bachofen v. Echt in Nussdorf gemacht wurde; es fanden sich dort trichterförmige Gruben in den Löss eingetieft, die mit schwarzer Erde gefüllt waren und zahlreiche Knochen von Hausthieren, ein bearbeitetes Geweihstück von Cervus megacerus und eine Menge von Topfscherben enthielten, die theils gedrehten, theils aus freier Hand gearbeiteten Gefässen entsprechen. Ein Theil dieser Funde —

13 Nummern — wurde uns von Herrn v. Echt freundlichst überlassen.

Ein zweites nicht minder interessantes Geschenk verdanken wir der Güte Sr. Hochwürden des Herrn Professor Rupert Holzleithner in Pitten. Im April 1875 wurden dort bei der Anlage eines neuen Weges zwei Gräber entdeckt, in denen sich menschliche Skelette in sitzender Lage befanden; ein grosser Theil der Fundgegenstände wurde leider zerstört, Herr Professor Holzleithner hat aber, was er zu retten im Stande gewesen — 16 Nummern — unserem Museum verehrt. Ich erwähne darunter vorläufig einen allerdings sehr defecten, eminent dolichocephalen Schädel und einen Fingerring aus Bronce.

Aus Gmunden hat uns Dr. Gustav Adolph Koch einen Oberarmknochen vom Hund und einige Topfscherben übergeben, die von jenem Funde herrühren, den er im fünften Bande unserer Mittheilungen eingehend beschrieben hat. Auch mehrere Exemplare von jenen dünnen flachen Geschieben von deltoidischer Form aus Wiener Sandstein, die er am selben Orte beschreibt, hat uns Dr. Koch zum Vergleiche mit jenen Stücken aus dem Attersee übergeben, die im Weltausstellungs-Cataloge allerdings als menschliche Artefacte angeführt waren, während sie von dem Aussteller, Herrn Grafen v. Wurmbrand — wie Herr Koch offenbar übersehen hat — auf der Etiquette ausdrücklich als natürliche Geschiebe bezeichnet waren.

Dem Vorstande des ständischen Johanneums in Graz verdanken wir eine vorzügliche Photographie des berühmten Opferwagens von Stretweg und Herr Professor Dr. Woldřich hat unser Museum durch Topfscherben aus einer Höhle bei Salona und Schlacken-Stücke von böhmischen Brandwällen bereichert.

Ein wirklich grossartiges Geschenk verdanken wir dem Herrn Reichsraths-Abgeordneten Dr. Deschmann, dem wissenschaftlichen Entdecker der Laibacher Pfahlbauten: in 13 Nummern von Artefacten aus Thon, Knochen und Hirschhorn sowie in 23 Nummern von äusserst interessanten Thierknochen haben wir nun auch diesen wichtigen Fundort in würdiger Weise vertreten.

Unsere prähistorischen Erwerbungen blieben aber auch in diesem Jahre nicht auf die Grenzen der Monarchie beschränkt, der unermüdeten Gönnerschaft des Herrn Grafen August v. Bräuner-Enkevoirth verdanken wir fünf Steinbeile, die derselbe in Sici-

lien angekauft, und für ein schönes Steinbeil mit der Bezeichnung „Indian relic, found with pottery and Flint-arrows etc., and two Mastodonbones deep in quaternary beds on Avery's Salt Island, Iberia, Louisiana" sind wir unserem Herrn Bergrath Foetterle sehr verpflichtet.

Besonderen Dank schulden wir auch Herrn Hofrath v. Hochstetter, der uns gestattete, von zwei besonders seltenen und merkwürdigen alten Steinwaffen seiner reichen Sammlung, einem „Mere Mere" aus Neuseeland und einem prachtvollen „Patu" (einer Kriegskeule der Morioris von dem Chatam-Inseln) colorirte Abgüsse anfertigen zu lassen.

In gleicher Weise, wie unsere prähistorischen, haben auch unsere craniologischen Sammlungen im abgelaufenen Jahre sehr wesentliche Vermehrungen erfahren. Der Maler Canon hat uns durch die gütige Vermittlung des Herrn Grafen Gundaker von Wurmbrand in einem künstlich deformirten Schädel eines Arica-Indianers, den ich der Gesellschaft heute vorzulegen die Ehre habe, ein kostbares Geschenk gemacht, und ich selbst war in der angenehmen Lage, nicht weniger als 20 künstlich deformirte Schädel aus dem Grabfelde von Samthawro bei Tiflis den Sammlungen der Gesellschaft einreihen zu können. Dieselben stammen von jener Sendung, die unser correspondirendes Mitglied, der österreichische Reisende und Naturforscher Friedrich Bayern in Tiflis uns im Jahre 1873 überbrachte. Die Schädel waren leider den vielfachen Gefahren des Transportes erlegen und befanden sich fast sämmtlich in einem Zustande, wie ich ihn den verehrten Anwesenden nicht besser schildern kann, als indem ich Ihnen einige von diesen faustgrossen Päckchen, deren uns nahe an hundert übergeben wurden, zur Untersuchung vorlege. Ich habe sie auf Geradewohl dem von mir noch nicht durchgesehenen Theile der Bayern'schen Sendung entnommen, die Schädelreste befinden sich also noch in ihrer Original - Verpackung; es wird Ihnen, m. H., kaum möglich erscheinen, dieselben wieder zusammenzusetzen, ich habe diese Arbeit gleichwohl versucht und bis jetzt ungefähr die Hälfte des ganzen Materials durchgearbeitet und dadurch eine nicht unbedeutende Anzahl von anthropologisch verwerthbaren Schädeln für unsere Sammlung gewonnen, von denen ich mir einige zur Ansicht mitzubringen erlaubt habe.

Aber auch der ethnologische Theil unseres Museums hatte sich manch' werthvollen Zuwachses zu erfreuen.

Joseph Freiherr v. Doblhoff übergab uns 12 Photographien nach den schönen Typenbildern, die der Maler J. Blaas, sein Begleiter auf seiner Reise um die Erde, in Oel ausgeführt hat.

Professor L. H. Jeitteles verehrte uns einen sehr prähistorisch-aussehenden Beinschlitten vom Trumsee in Salzburg und ein Stück von einem aus den verschiedensten Grassamen bereiteten Brode, wie es noch heute im Lungau unter dem Namen Klaffbrod bereitet wird. Auch die werthvolle Sendung des Herrn Consul Adler in der Capstadt wurde im abgelaufenen Jahre unserem Museum factisch einverleibt, nachdem sie bisher in den Magazinen der geologischen Reichsanstalt deponirt war; sie enthält 15 Nummern von besonders interessanten und typischen Waffen, Schnitzereien und Geflechten der Zulu-Kaffern.

Gerade auf diese Vermehrungen unserer ethnographischen Sammlung glaube ich besonderes Gewicht legen zu sollen, da dieselbe in eben so merkwürdiger als beklagenswerther Weise gegenwärtig die einzige öffentliche derartige Sammlung darstellt, denn während (abgesehen von den grossen Museen des Auslandes) jetzt schon jede kleine Provinzstadt sich einer ethnographisch-antropologischen Sammlung erfreut, entbehrt nur die Hauptstadt einer solchen, denn die reichen Schätze, die kühne und glückliche Reisende nach Wien gebracht, werden auf Böden und in Kellern von Schaben und Ratten vertilgt. Unsere eigenen kleinen ethnographischen Acquisitionen müssen uns daher von doppeltem Werthe sein, da sie ja den Keim zu Sammlungen bilden sollen, deren ein anthropologisches Institut ebensowenig entbehren kann, als etwa die Geologie der Palaeontologie. Denn sowie jene erst durch diese und in letzter Reihe durch die vergleichende Anatomie ihre dominirende Stellung unter den heutigen Naturwissenschaften erreicht hat, so kann auch die Anthropologie nie zu grossen Resultaten gelangen, so lange sie auf ihrem engherzigen, kunsthistorischen Standpunkte beharrt und vornehm auf die vergleichenden Wissenschaften, auf Ethnographie und Anatomie herabsieht. So interessant und wichtig es auch ohne Zweifel ist, in der **Naturgeschichte** der Menschheit den ersten Anfängen der **Kunst** nachzuspüren, so können doch solche Untersuchungen nicht als die allein massgebenden oder berechtigten angesehen werden; das wäre ebenso, als wenn einer noch so ausführlich und scharfsinnig die kunstvollen Wohnungen

der Bienen beschreiben, und sein Werk dann eine Naturgeschichte des Bienenvolkes nennen würde; es ist nicht damit abgethan, zu sagen, so bauen die Bienen, so haben sie schon zu den Zeiten Aristoteles' und Virgil's gebaut, so werden sie mit Gottes Hilfe auch fernerhin bauen — das ist eine (nebenbei noch unrichtige) Geschichte des Kunsttriebes aber keine Naturgeschichte, eine solche muss uns auch über den Bau der Biene selbst, über ihre Sinne und Organe, ihr Leben und Lieben, ihre Entwicklung und ihr Wachsthum, über ihr Herkommen und ihre Verwandten aufklären, wenn anders sie überhaupt halten will, was ihr Name verspricht.

Ich habe für diese Erörterung eines scheinbar selbstverständlichen und müssigen Gegenstandes doch gerade diese Zeit und diesen Ort gewählt, weil im Schoosse dieser Gesellschaft vor Kurzem die Meinung laut wurde, als hätten für uns ethnographische Erwerbungen keinen Zweck, wir könnten dieselben höchstens besonders aufbewahren, um dieselben seinerzeit einem ethnographischen Museum zu schenken; ich glaube, wir müssten uns vorerst darüber klar werden, welcher Art unser Museum werden soll; Sie haben dasselbe ein anthropologisches genannt, weil Sie ja auch unsere Gesellschaft von Vorneherein als eine anthropologische bezeichnet haben, unter Anthropologie aber versteht man doch heutzutage die Naturgeschichte des Menschen in ihrem weitesten Sinne, und sollten Sie in der That aus Ihrem Museum alles verbannen wollen, was sich auf die Naturgeschichte des Menschen bezieht, und nur das aufzuspeichern beabsichtigen, was Sie vom kunsthistorischen Standpunkte interessant finden, dann meine Herren, müssen Sie auch den Namen unseres Museums, unserer Gesellschaft ändern, denn man kann füglich nicht Anthropologie sagen und Kunstgeschichte meinen. Ich weiss andererseits sehr wohl, dass sich enthnographische Sammlungen nicht aus der Erde stampfen lassen; ich habe es an mir selbst erfahren, dass vergleichend anatomisches Material nicht ohne grossen Aufwand von Zeit und Geld, Mühe und Arbeit zu erlangen ist, und ich bin weit davon entfernt, zu meinen, unsere Gesellschaft könne sofort an die Errichtung eines grossen wahrhaft anthropologischen Museums gehen, aber ich meine, man könne nie früh genug ein Princip aufstellen, wir müssen erst wissen, was wir wollen — das weitere wird sich finden, denn es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken.

Indem ich, dem Ende zueilend, noch erwähne, dass Herr Hofrath v. Nahlik unser Inventar durch ein sehr schönes mittelalterliches Thongefäss und Herr Hofrath v. Tandler durch einen Tastercirkel bereichert hat, der früher im Besitze des Präsidenten der Londoner phrenologischen Gesellschaft Noël Gordon gewesen war, schliesse ich diese Mittheilungen mit dem wärmsten Dank an alle die Herren, welche auch heuer unser Museum durch ihre Beiträge gefördert und dem Hinweis, dass der nicht nur quantitativ, sondern ganz besonders auch qualitativ bedeutende Zuwachs von 142 Nummern auch für die Zukunft unseres Museums zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Dasselbe war auch im verflossenen Jahre wieder von zahlreichen Gelehrten des In- und Auslandes besucht worden.

Das Museum hat sich ausserdem auch über Beschluss des Ausschusses in reichem Masse an der prähistorischen Ausstellung in Graz betheiligt.

Und ich habe die Reihe der Mittheilungen, die ich an dieser Stelle zu machen habe, erschöpft, wenn ich noch anführe, dass sich unsere Sammlungen nunmehr, soweit dies überhaupt möglich war, von den vielfachen Schäden wieder erholt haben, die denselben aus der Art unserer Betheiligung an der Wiener Weltausstellung 1873 erwachsen waren, wenn ich ferner anführe, dass ein vollständiger Katalog unserer sämmtlichen Sammlungen vollendet ist und dass von jenen „Mittheilungen aus dem Museum der anthrop. Gesellschaft", die ich im vorigen Jahresbericht bereits anzukündigen mir erlaubt habe, ein gutes Stück, 37 einzelne Abschnitte umfassend, bereits druckfähig der Verfügung des Ausschusses entgegensieht.

So würde ich denn heute mit Beruhigung und Genugthuung das Ehrenamt, das Sie mir vor zwei Jahren übertragen, in andere Hände übergeben, es aber auch mit Freude weiter fortführen, falls sie mir dasselbe wieder zu übertragen beschliessen sollten. Dann aber kann auch ich den Wunsch nicht unterdrücken, die Gesellschaft möge nun auch ihrerseits etwas für ihr Museum thun, vor Allem für ausgiebig vermehrte Geldmittel und ein würdiges Locale Sorge tragen.

Hierauf legte der Bibliothekar der Gesellschaft, Dr. Polak, den vollständigen Katalog der Gesellschaftsbibliothek vor, welcher bei gelegener Zeit in Druck gelegt werden wird. Aus dem Kataloge ist die erfreuliche Zunahme der Bibliothek ersichtlich; die Gesellschaft steht mit den meisten Instituten, welche gleiche oder verwandte Wissenszweige pflegen, in Schriftentausch, und sammelt so einen reichen Schatz aller einschlägigen Publicationen. Bibliothekar Dr. Polak nahm aber auch auf's Neue Anlass, dringend zu betonen, wie sehr die Gesellschaft bestrebt sein müsse, ein eigenes in jeder Beziehung geeignetes Locale zu erlangen, durch welches erst die archäologischen und literarischeu Schätze der Gesellschaft recht nutzbar gemacht werden können.

Schliesslich kommt durch den Rechnungsführer F. Kanitz zur Verlesung der

Bericht über den Cassastand im Jahre 1875.

Auf Grundlage des ziffermässigen Cassastands - Ausweises unseres Herrn Cassiers, Bergrath Foetterle, habe ich die Ehre, zu constatiren, dass die Gesellschaft an Einnahmen im Jahre (Jänner bis December) 1875 in folgenden vier Hauptposten verzeichnete:

1. Cassarest vom Jahre 1874	fl.	373.83
2. Mitgliederbeiträge pro 1874 und 1875	fl.	886.63
3. Publicationenverkauf durch den Buchhandel	fl.	316.50
4. Subvention des Ministers f. Cultus u. Unterricht	fl.	400.—
Summe	fl.	1976.96

Die Ausgaben betrugen im gleichen Zeitraume in folgenden acht Hauptposten:

1. Buchdrucker für die „Mittheilungen“	fl.	1055.82
2. Separatabdrücke für Autoren	fl.	50.95
3. Illustrationen	fl.	253.76
4. Buchbinder	fl.	21.40
5. Versendung der Zeitschrift	fl.	112.63
6. Museumskosten	fl.	64.28
7. Regie	fl.	81.82
8. Ausserordentliche Ausgaben	fl.	26.28
Summe	fl.	1666.94
Cassarest pro 1876	fl.	310.02

Demnach ist der Cassastand der „Anthropologischen Gesellschaft“ ein günstiger und geordneter, doch möchte ich hervorheben, dass wir unsere Ausgaben in gleicher Höhe, ohne den besonderen Beitrag des h. Unterrichts - Ministeriums im letzten Jahre nicht zu decken befähigt gewesen wären. Indem hier dieser erfreulichen Unterstützung unserer gesellschaftlichen Bestrebungen mit bestem Dank gedacht sei, dürfen wir andererseits mit Sicherheit hoffen, bereits in nächster Zeit günstigere Bedingungen für den Druck unserer Zeitschrift zu erhalten und weitere Ersparungen dadurch zu erzielen, dass von Seite des Redactions-Comités unserer „Mittheilungen“ alle nicht dringend gebotenen Illustrationen zurückgewiesen werden und dass auch für die als zweckdienlich ausgewählten, der einfachste und billigste technische Reproductionsweg bevorzugt wird. Durch Beschluss des Ausschusses wurde ferner festgestellt, dass die Zahl der Separatabdrücke, welche der Autor jedes selbstständigen Aufsatzes, über Wunsch, zu beziehen berechtigt sei, fortan nur 25 Exemplare betragen soll. Die in solcher Weise ersparten Beträge dürften dann nutzbringender zur Vermehrung unserer Bibliothek und prähistorischen Sammlung verwendet werden.

Zur Erzielung normaler Jahres-Rechnungsabschlüsse erscheint es in hohem Grade wünschenswerth, dass sämmtliche Mitglieder ihren Jahresbeitrag rechtzeitig bezahlen und dass andererseits alle für die Gesellschaft gelieferten Arbeiten und sonstigen Leistungen aus den jährlichen Eingängen bis zum 31. December stets quittirt werden. Nur durch die stricteste Einhaltung dieser Normen, würde es dem Rechnungs-Revisor möglich gemacht, der Jahres-Versammlung einen vergleichenden Ueberblick bezüglich der materiellen Prosperität der „Anthropologischen Gesellschaft“ mit Rücksicht auf die vorausgegangenen Jahre zu geben, was doch gewiss wünschenswerth erscheint.

Es gelangt nunmehr die Vornahme der Neuwahlen der Functionäre zur Tagesordnung, nachdem die Functionsdauer des Bureaus nach Abschluss des Trienniums statutengemäss geendet hatte. Es wurde hierauf der Präsident der Gesellschaft, Hofrath, Freiherr von Rokitansky und der Vice-Präsident Dr. Friedrich Müller mit Acclamation wiedergewählt, und an Stelle des zum

lebhaften Bedauern der Gesellschaft nach Berlin übersiedelten bisherigen Vice-Präsidenten F. Freiherrn von Andrian-Werburg, dessen hingebende werkthätige Unterstützung der Gesellschaft stets in dankbarem Andenken bleiben wird, wurde der Director des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes Dr. Eduard Freiherr von Sacken neugewählt.

Nachdem ferner der bisherige erste Secretär Dr. Wahrmann und der Cassier Bergrath Foetterle erklärt hatten, eine Wiederberufung in ihre bisher innegehabten Aemter, und zwar ersterer wegen Ueberbürdung durch seine Geschäfte als praktischer Arzt, letzterer wegen Kränklichkeit nicht annehmen zu können, nachdem sich ferner Professor Dr. Woldřich in anerkennenswerther und aufopferungsvoller Weise bereit erklärt hatte, die Führung der Cassageschäfte zu übernehmen, wurde Dr. M. Much zum ersten Secretär, Dr. S. Wahrmann zum zweiten Secretär, Professor Dr. J. Woldřich zum Cassier gewählt. Endlich wurden die Herren Rechnungsführer F. Kanitz, Bibliothekar Dr. J. E. Polak und Museal-Custos F. v. Luschan um Fortführung ihrer bisherigen Geschäfte ersucht und in die durch die erfolgten Neuwahlen erledigten Stellen des Ausschusses Bergrath Foetterle, Hofrath Tandler von Tanningen und Custos Felix Karrer durch Wahl berufen.

Es ergibt sich somit für die dreijährige Periode vom Jahre 1873 angefangen folgender Stand der Functionäre und Ausschuss-Mitglieder:

Präsident:
Hofrath Dr. **Carl** Freiherr **von Rokitansky.**

Vice-Präsidenten:
Professor Dr. **Friedrich Müller.**
Regierungsrath Dr. **Eduard** Freiherr **von Sacken.**

Erster Secretär:
Conservator Dr. **M. Much.**

Zweiter Secretär:
Dr. **Sigmund Wahrmann.**

Cassier:
Professor Dr. **J. N. Woldřich.**

Rechnungsführer:
Felix Kanitz.

Bibliothekar:
Dr. **J. E. Polak.**
Museal-Custos:
Felix von Luschan.
Ausschuss-Räthe:

Dr. Ritter **von Arneth.**	Hofrath Prof. Dr. **C. Langer.**
Bergrath **Franz Foetterle.**	Reg.-R. Prof. Dr. **Th. Meynert.**
Hofrath Dr. **Fr.** Ritt. **v. Hauer.**	Professor **Eduard Suess.**
Hofrath Dr. **Fd. v. Hochstetter.**	Hofr. **J. Tandler** R. v. **Tanningen.**
Professor **J. Karabaček.**	Geheimer Rath **J. Graf Wilczek.**
Custos **Felix Karrer.**	**Gundaker** Graf **Wurmbrand.**

Schliesslich werden über Vorschlag des Ausschusses folgende Herren zu correspondirenden Mitgliedern gewählt:

Professor **Engelhard** in Kopenhagen.
Theodor von Heldreich in Athen.
Justizrath **Herbst** in Kopenhagen.
Ernst Marno in Chartum.
Staatsrath **Renard** in Moskau.

II.

Verzeichniss der Mitglieder.

der anthropologischen Gesellschaft in Wien im Jahre 1876.

A. Ehrenmitglieder.

Baer, Karl Ernst von, Exc. in Dorpat.
Darwin, Charles, Down Beckenham, Kent (England).
Haeckel, Ernst, Professor in Jena.
Quatrefages, A., Professor in Paris.
Steenstrup, J. J. S., Professor in Kopenhagen.

B. Correspondirende Mitglieder.

Bayern, Friedrich, Naturforscher in Tiflis, Asien.
Davis, Dr. Barnard, Shelton, Staffordshire (England).
Eitel, Dr. Ernst, Missionär in Hongkong.
Engelhardt, Dr., Professor in Kopenhagen.
Gozzadini, Graf, in Bologna.
Heldreich, Theodor von, in Athen.

Herbst, Justizrath in Kopenhagen.
Leitner, Dr. J. G., Director der mohamedanischen Schule in Lahore.
Marno, Ernst, in Chartum.
Obst, Dr., Secretär des Vereines für Anthropologie in Leipzig.
Pascoli, Dr. Antonio in Mexico.
Pigorini, L., Director des paletnologischen Museums in Rom.
Renard, Dr. K. von, k. russ. Staatsrath, Vicepräsident der Naturforscher-Gesellschaft in Moskau.
Riedel, Dr. J. G., Assistent-Resident in Gorontalo (Menado, Celebes).
Trumpp, Dr. E. in Lahore-Anarculu.

C. Wirkliche Mitglieder.

Andrian-Werburg, Ferd. Freih. v., k. k. Bergrath in Berlin.
Arneth, Alfred v., k. k. Hofrath, Giselastrasse 7, Wien.
Arneth, Dr. J. v., Ausschussrath der Gesellschaft, Kolowratring 14, Wien.
Bakody, Dr. Th., Professor in Budapest.
Bäuerle, Adolf von, Gutsbesitzer in Erlaa.
Basch, Dr. Sam., Wickenburggasse 3, Wien.
Becker, Dr. Mor. R. v., k. k. Hofrath, Rennweg 18, Wien.
Beer, k. k. Hofrath, Salesianergasse 18, Wien.
Beigel, Dr. St., Liechtensteinstrasse 12, Wien.
Benedikt, Dr., Professor, Laurenzerberg 3, Wien.
Benoni, Dr. Eduard, Advocat in Ischl.
Bernstein, Dr., Mil.-San.-Chef beim Gen.-Com. in Prag.
Bettelheim, Dr. C., Gonzagasse 5, Wien.
Biedermann, Victor von, Burgring 1, Wien.
Biesadecki, Dr., Professor in Krakau.
Billroth, Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Professor, Alsergasse 20, Wien.
Boué, Dr. Ami, Lambrechtgasse 16, Wien.
Braumüller, Wilh. v., Buchhändler, Graben, Wien.
Braun, Dr. C., Professor, Laudongasse 12, Wien.
Breuner-Enkevoirth, Graf Aug., Ob. Erbl. Kämmerer in Gravenegg.
Breunig, Dr. Ferd. Prof., Freiung 6, Wien.
Brücke, Dr. Ernst, k. k. Hofrath, Professor, Währingerstrasse 1, Wien.
Brunner von Wattenwyl, k. k. Hofrath, Theresianumgasse 25, Wien.
Buschmann, Freiherr v., Hauptstrasse 29, Währing.
Christomano, Theodor, Sonnenfelsgasse 19, Wien.
Chrobak, Dr. Jur., Himmelpfortgasse 6, Wien.
Conze, Alexander, Professor, Alleegasse 41, Wien.

Czoernig, K. Freiherr v., k. k. w. geheim. Rath, Görz.
Deutsch, J., Director des israel. Taubstummen-Instituts, Rudolfsgasse, Wien.
Dittel, Dr. Leop., Professor, Allgemeines Krankenhaus, Wien.
Dlauhy, Dr., Professor, Spitalgasse 5, Wien.
Doblhoff, Jos. Freiherr von, Weihburggasse 26, Wien.
Döll, Eduard, Oberrealschul-Director, Ballgasse, Wien.
Egger, Dr. A. von, Professor, Nibelungengasse 4, Wien.
Enzenberg, Graf von, Bezirkshauptmann, Meran.
Erdödy, Graf Georg, Zinkendorf (Ungarn).
Erggelet, Freiherr von, Bergstrasse 3, Wien.
Erlanger, Freiherr Victor v., Untere Alleegasse 37, Wien.
Erxleben, Dr., Apotheker, Landskron.
Faber, Dr. Karl., Graben 20, Wien.
Fellner, Dr. in Franzensbad.
Fieber, Dr., Dorotheergasse 5, Wien.
Fidler, Karl, Sectionschef im Unterrichts-Ministerium, Singerstrasse 18, Wien.
Figdor, Dr. Ferd., Schottenbastei 1, Wien.
Fischer von Ankern, Ant., Elisabethstrasse 12, Wien.
Foetterle, Franz, k. k. Bergrath, Ausschussrath der Gesellschaft, Rasumoffskygasse 3., Wien.
Fraas, Dr. Oscar, Professor, Stuttgart.
Frey, Dr. Moriz, Docent, Rothenthurmstrasse 27, Wien.
Frueth, Dr., k. k. Stabsarzt, Garnisons-Spital, Rennweg, Wien.
Fuchs, Theodor, Custos am Hofmineralien-Cabinet, Wien.
Fuchs, Rudolf, Professor in Budapest.
Gertinger, J., Photograph, Magarethenstrasse 19, Wien.
Göhlert, Vinc., Min.-Secr. i. P., Beethovenstrasse 20, Graz.
Gomperz, Professor, Rathhausgasse 9, Wien.
Gonvers, Heinr., Ingenieur, Pillersdorfgasse 2, Wien.
Grotian, Herm., Kammerrath, Braunschweig.
Gruber, Dr. J., Professor, Neuer Markt 2 Wien.
Grün, Dyonis, Herrengasse 17, Prag.
Gschwandner, Sigm., Professor, Freiung 6, Wien.
Gussenbauer, Dr. K., Allgem. Krankenhaus, Graz.
Hauer, Dr. Franz Ritt. v., k. k. Hofrath, Director der geolog. Reichsanstalt, Ausschussrath der Gesellschaft, Canovagasse 7, Wien.
Hauer, Karl Ritt. v., k. k. Bergrath, Vorstand des chemischen Laboratoriums der geolog. Reichsanstalt, Beatrixgasse 16, Wien.

Haurowitz, Dr., Exc., geheimer Rath, Kolowratring 14, Wien.
Hauslab, J. R. v., Exc., geheimer Rath, Feldzeugmeister, Laurenzigasse 2, Wien.
Hausmann, Professor, Waiznerstrasse, Budapest.
Henszelmann, Emerich, Professor, Budapest.
Herrnfeld. Heinr., Redacteur der „Presse", Sterngasse 9, Wien.
Herz, Leo, Elisabethstrasse 16, Wien.
Hirschfeld, Dr. Jos., Gonzagagasse 16, Wien.
Hochstetter, Dr. Ferd. v., k. k. Hofrath, Intendant des naturhistorischen Hofmuseums, Professor, Ausschussrath der Gesellschaft, Wien.
Hoelder, Dr. v., Ober-Medizinalrath, Marienstrasse 31, Stuttgart.
Hoffmann, Dr. v., Ober-Medizinalrath, Director des allgem. Krankenhauses, Wien.
Hüttenbrenner, Dr. J., Johannesgasse 1, Wien.

Jeitteles, Dr. Ludwig, Professor, Bäckerstrasse 16, Wien.
Jellinek, Dr. Georg, Prediger, Seitenstettengasse 4, Wien.
Jurié, Dr. Gustav, Operateur, Wollzeile 19, Wien.

Kaiser, Franz, Official, Favoritenstrasse 17, Wien.
Kanitz, Felix, Ethnograph, Rechnungsführer der Gesellschaft, Lobkowitzplatz 3, Wien.
Kaposi, Dr., Docent, Laurenzerberg 5, Wien.
Karabaček, Dr. J., Professor, Ausschussrath der Gesellschaft, Landstrasse, Seidelgasse 17, Wien.
Karajan, Dr. von, Statthaltereirath, Fleischmarkt 1, Wien.
Karrer, Felix, Custos am Hofmineralien-Cabinet, Ausschussrath der Gesellschaft, Hauptstrasse 30, Döbling.
Kassowitz. Dr. M., Steindlgasse 2, Wien.
Kauer, Anton, Professor, Schmalzhofgasse 18, Wien.
Keglevich, Graf Stefan, in Tapolcsán (Ungarn).
Kessner, A. H., Neustiftgasse 4, Wien.
Kinsky, Eugen Graf, Kolowratring 12, Wien.
Klinkowström, Alfred, k. k. Hofrath, Naglergasse 2, Wien.
Klob, Dr. Josef, Professor, Lugek 3, Wien.
Königswarter, Moriz Freiherr v., Kärntnerring 4, Wien.
Krumhaar, Josef Ritter v., k. k. Hofrath, Hörlgasse 3, Wien.
Kübeck, Max Freiherr v., Legationsrath, Wienstrasse 27, Wien.
Kubenik, Dr. Karl, Währingerstrasse 16, Wien.
Kundrat, Dr. H., Professor, allgemeines Krankenhaus, Graz.

Langer, Dr. Karl, Hofrath, Professor, Ausschussrath der Gesellschaft, Währingerstrasse 1, Wien.
Langer von Langsperg, Legationsrath, Seilerstätte 5, Wien
Leidesdorf, Dr., Professor, Döbling.
Lepkowski, Dr. J., Professor u. M. d. A. d. W., Krakau.
Lippmann, Friedrich, Custos, Bellariastrasse 2, Wien.
Lipold, M. V., Vorstand der Bergdirection Idria.
Lorinser, Dr., Primararzt, Wiedener Spital, Wien.
Ludikar, Česlav, Conservator in Strakonitz.
Luschan, Felix v., Musealcustos der Gesellschaft, Stoss im Himmel 3, Wien.
Luschka, Kaufmann, Teinfaltgasse 6, Wien.
Lützow, Dr. Karl v., Prof, Annagasse 3, Wien.
Maïnoff, Woldemar de, Secretär der etnographischen Section der k. k. russischen geographischen Gesellschaft, Hofrath, St. Petersburg.
Majlath, Béla, Obernotar, Liptó Szt. Miklos.
Mannsfeld, Hieron. Graf, Exc., geheimer Rath, Ackerbauminister Zedlitzgasse, Wien.
Marenzeller, Dr. A., Johannesgasse 1, Wien.
Maresch, Dr. Max, Director der Irrenanstalt, Kulpakow bei Lemberg.
Meyer, Dr. A. B., Museums-Director in Dresden.
Meyer, Dr. Gotth., Niebelungenstrasse 13, Wien.
Meynert, Dr. Theod., Regierungsrath, Professor, Ausschussrath der Gesellschaft, Mariannengasse 22, Wien.
Mittler, Dr. Paul, Elisabethstrasse 16, Wien.
Much, Marie, Josefsgasse 6, Wien.
Much. Dr. Matth., Conservator der Central-Comm., erster Secretär der Gesellschaft, Josefsgasse 6, Wien.
Müller, Dr. Friedr., Professor, Vicepräsident der Gesellschaft, Gärtnergasse 12, Wien.
Nagel, Dr. Eduard, Badearzt, Fleischmarkt 15, Wien.
Nagel, Professor, Tiefer Graben 25, Wien.
Nahlik, J. v., Oberlandesgerichtsrath, Taborstrasse 27, Wien.
Neudörfer, Dr., Regiments-Arzt, Wasagasse 13, Wien.
Nitzelberger, Alfred, Professor, Freiung 6, Wien.
Nordmann, Johannes, Schriftsteller, Riemerstrasse 13, Wien.
Obermüller, Wilh., Schriftsteller, Mathildeplatz 3, Wien.
Obersteiner, Dr., Döbling.
Oser, Dr. Leop., Kohlmessergasse 8, Wien.

Peters, Dr. Karl, Professor, Graz.
Petrino, Otto Freiherr v., Okna bei Czernowitz.
Peyritsch, Dr. J., Custos des botanischen Museums am Rennweg, Wien.
Pfeifer, J. v. Wüstenberg, Hofrath, Kärntnerring 8.
Pfeiffer, k. k. Bergcommissär, Brünn.
Pietrowski, Professor, Krakau.
Pissling, Dr. Wilh., Director des allgemeinen Krankenhauses, Prag.
Pogatschnigg, Dr., Professor an der Militär-Akademie Wiener-Neustadt.
Polak, Dr. J. E., Leibarzt, i. P., Bibliothekar der Gesellschaft, Salzgries 23, Wien.
Politzer, Dr. Ad., Professor, Gonzagagasse 19, Wien.
Politzer, Dr. L. M., Docent, Tuchlauben 7, Wien.
Posepny, Franz, Hofsecretär im Ackerbauminist., Lugeck 3, Wien.
Prausek, Dr. V., Ländesschulinspector, Bergstrasse 21. Wien.
Rabatz, Dr., Goldschmiedgasse 2, Wien.
Ransonnett Eug. Freiherr v., Legations-Secretär, Sofiengasse 6, München.
Riegler, Dr., Hof- und Gerichts-Advocat, Dorotheergasse 7, Wien.
Rokitansky, Hanns Freiherr v., Professor, Kärntnerring 2, Wien.
Rokitansky, Dr. Karl Freiherr v., k. k. Hofrath, Präsident der Gesellschaft, Alsgasse 40, Hernals.
Rokitansky, Dr. Karl Freiherr v., Docent, Maximilianstrasse 12, Wien.
Rokitansky, Dr. Prokop Freiherr v., Bauernmarkt 12., Wien.
Rollet, Dr. Ed., Hohenstaufengasse 10, Wien.
Romer, Flor., Prälat, Professor, Director des National-Museums, Budapest.
Rosenthal, Dr. Moriz, Singerstrasse 23, Wien.
Sacken, Dr. Ed. Freiherr v., k. k. Regierungsrath Director des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets, Vice-Präsident der Gesellschaft, Wallfischplatz 1, Wien.
Sax, General-Director der Boden- und Creditbank in Budapest.
Schenk, Dr. Ad. jun., Elisabethstrasse 13, Wien.
Scherer, Dr. W., Professor in Strassburg.
Scherzer, Dr. Karl v., k. k. Hofrath, Commercial-Kanzlei-Director bei der k. u. k. Botschaft in London.
Schlager, Dr. Lud., Professor, Director der n. ö. Irrenanstalt, Lazarethgasse 14, Wien.

Schlemmer, Dr. Ant., allgemeines Krankenhaus. Wien.
Schmarda, Dr. L., Professor, Mariannengasse 27, Wien.
Schmidl, K., 13, Penzing.
Schneller, Dr., Medicinalrath, Färbergasse 10, Wien.
Schossberg, Wilhelm, Salvatorgasse 8, Wien.
Schroff, Dr. Karl, Professor, Regierungsrath, Schottenhof, Wien.
Schott, Dr., Professor in Innsbruck.
Seligmann, Dr. Franz R., Professor, Währingerstrasse 19, Wien.
Seligmann, Dr. Leop., Stabsarzt, Schwarzspanierhaus, Wien.
Sederl, J., Fasangasse 2, Wien.
Simony, Dr. Fried., Professor, Salesianergasse 19, Wien.
Späth, Dr., Professor, Schottenbastei 3, Wien.
Specht, J., Kaufmann, Teinfaltstrasse 6, Wien.
Stache, Dr. Guido, k. k. Bergrath, Rasumoffskygasse 3, Wien.
Standhardtner, Dr. Jos., Professor, allgemeines Krankenhaus, Wien.
Stribitzky, V. P., Ordens-Provinzial, Kapuziner-Kloster, Wien.
Stricker, Dr. S., Professor, allgemeines Krankenhaus, Wien.
Strobel, Dr. Pelegr., Professor, Parma.
Suchomel, Dr., Advocat, Matzen (Nied.-Oest.).
Suess, Dr. Ed., Professor, Ausschussrath der Gesellschaft, Novaragasse 49, Wien.
Suttner, Karl Freiherr von, Canovagasse 7, Wien.
Szecheny, Graf Bela, in Zinkendorf.
Tandler, Jos. Ritter v. Tanningen, k. k. Hofrath, Ausschussrath der Gesellschaft, Erdbergerstrasse 1, Wien.
Tomovitz, Dr., Stabsarzt, Salzburg.
Ulbricht, Dr., Hof- und Gerichts-Advocat, Graben 31, Wien.
Ulmann, Dr. C., Professor in Insbruck.
Ulrich, Dr., Medicinalrath, Spitalgasse 5, Wien.
Ultzmann, Dr. Rob. Wickenburggasse 26, Wien.
Unger, Dr. Jos., Exc., geheimer Rath, Minister, Heumarkt 1, Wien.
Wahrmann, Dr. Sigm., zweiter Secretär der Gesellschaft, Wollzeile 29, Wien.
Wahrmund, Dr. A., Reisnerstrasse 25. Wien.
Wallentin, Dr. Franz, Professor, Sandwirthgasse 12, Wien.
Wankel, Dr. Heinr., Werksarzt in Blansko.
Wedl, Professor, Wasagasse 27, Wien.
Weiser, Dr. M. E., Regiments-Arzt und Stadt-Physicus, Buccari.
Weiss, Dr. J. B., Professor, Graz.
Weiss, Dr. Karl, Cassendirector der Nationalbank, Wien.

Wenzel, Gustav, Professor in Budapest.
Wertheim, Dr. Leop., Giselagasse 9, Wien.
Wilczek, Graf Hans, Exc., geheimer Rath, Ausschussrath der Gesellschaft, Herrengasse 5, Wien.
Wilkens, Dr. Mart., Professor, Laudongasse, Wien.
Wimpfen, Graf Victor, Türkenstrasse 15, Wien.
Winternitz, Dr. W., Hessgasse 1, Wien.
Witlačil, Dr., Sanitätsrath, Piaristengasse 17, Wien.
Woldřich, Dr. J. N., Professor, Cassier der Gesellschaft, Landstrasse, Hauptstrasse 97, Wien.
Wolf, H, k. k. Bergrath, Rasumoffskygasse 3, Wien.
Wolkenstein, Graf Leopold, Irano bei Strigno (Tirol).
Wurm, Gust., Buchhalter der Staatsbahn-Gesellschaft, Lazarethgasse 26, Wien.
Wurmbrand, Graf Gundaker, Ausschussrath der Gesellschaft, Sackgasse 18, Graz.
Wurmbrand, Graf Heinrich, Sonnberg (Nied.-Oest.).
Zahradníček, C, Professor, Untere Alleegasse 21, Wien.
Zsigmondy, Dr. Ad., Primararzt, allgemeines Krankenhaus, Wien.
Zuckerkandl, Dr. E., Prosector, Währingerstrasse 1, Wien.

Es wird freundlichst gebeten, etwaige Irrthümer durch gefällige Zuschrift an den Secretär der Gesellschaft, Dr. M. Much (VIII. Bez., Josefsgasse 6), zu berichtigen.

III.

Eingelangte Druckschriften.

Vorgelegt in der Monats-Versammlung am 9. Mai 1876.

Dr. J. Kopernicki, Czaszk z. kurhanów pokuckich 1875.
Mittheilungen der mähr.-schles. Gesellschaft zur Förderung des Ackerbaues etc. in Brünn. XXV. 1875.
Die bairische Jugend nach der Farbe der Augen, Haare und Haut. München 1875.
Topographie von Nieder-Oesterreich. IX. Heft. 1875.
Blätter des Vereins für Landeskunde von Nieder-Oesterreich. IX. Jahrgang. 1875.
Annuario della Societa dei naturalisti in Modena 1876. Sr. II. Fasc. I.
Bulletin de la société imperiale des Naturalistes de Moscou 1875. Nr. 3.
Archivo per l'anthropologia e la etnolog. B. V. H. 3, 4. 1876.
Regalia Ett. Sui depositi antroporoici nella caverna dell' Isola Palmaria 1876.
Matériaux pour l'histoire primitive et natur. de l'homme. XII. Ser. 2. Tome VII. 2. 3. und 4. Lfg. 1876.
Verzeichniss der anthrop., ethnog. und urgeschichtl. Sammlung in Deutschland 1876. 2 Exemplare.

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 29. Bericht 1876.
Sitzungsberichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden. 1875. Juli-December.
Revue d'anthropologie (B. Broca). Tome V. 1876, Nr. 1.
Leopoldina. Amtliches Organ 1876. Heft XII. Nr. 5, 6.
Publicazioni del Circulo geograf. Italiano 1875. 2. 3. 4. Vierteljahrsheft.
Ulm, Oberschwaben, Correspondenz-Blatt des Vereins für Kunst und Alterthümer in Ulm und Oberschwaben 1876. Lfg. 3.
Verhandlungen der geolog. Reichsanstalt 1876. Nr. 4. 6.
Cosmos. Turin. 1876. VI. VII.
Monatsbericht der preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin. December 1875. Jänner 1876.
Sitzungsberichte der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. Jahrgang 1875.
Correspondenzblatt der deutsch-anthropologischen Gesellschaft 1876. Nr. 4.
Bulletins de la société d'anthropologie de Paris. Tome X. II. Ser. 5. Fasc. Juli-December 1875.

IV.

Mittheilung in Betreff des Wiederbeginnes der Versammlungen.

Der Ausschuss der anthropologischen Gesellschaft hat in seiner Sitzung am 13. Juni d. J. beschlossen, im kommenden Herbste die Monatsversammlungen am Dienstag den 14. November d. J. wieder beginnen zu lassen und einem mehrfach ausgesprochenen Wunsche zufolge, und um einer grösseren Zahl von Mitgliedern die Theilnahme zu ermöglichen, die Stunde der Versammlung **von 6 Uhr Abends auf 7 Uhr Abends** zu verlegen.

Das Museum der anthropologischen Gesellschaft befindet sich IX. Währingerstrasse 1 (alte Gewehrfabrik), neben dem Hörsale des Professors Seligmann, und ist jeden Samstag von 11—1 Uhr Mittags geöffnet.

Die Bibliothek ist im selben Gebäude, und der Bibliothekar Herr Dr. J. E. Polak, Salzgries 33, ist erbötig, Auskünfte zu ertheilen.

Fachgenossen, welche über einschlägige Gegenstände einen Vortrag zu halten oder diesbezügliche Aufsätze in den Mittheilungen der Gesellschaft zu veröffentlichen wünschen, werden gebeten, sich dieserwegen an den ersten Secretär, Dr. M. Much, Josefsgasse 6, zu richten.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much** Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

VI. Band. Ausgegeben den 28. Juli 1876. Nr. 4.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

CLIFFE LIBRARY UNIVERSITY

Inhalt: Ueber den natürlichen und künstlichen Ursprung von Feuersteinmessern und anderen Objecten aus Stein. Von Dr. M. Much. — Entdeckung neuer Steinkisten in der Krym. Von Johann Havelka in Moskau. — Kleinere Mittheilungen. — Literaturbericht. — Vereins-Nachrichten.

Ueber den natürlichen und künstlichen Ursprung von Feuersteinmessern und anderen Objecten aus Stein.

Von **Dr. M. Much.**

Schon vor Jahren hat Hamy im Vereine mit François Lenormant im Gebel-Kurnah, zwischen Biban-el-Moluk und Dur-el-Bahari eine grosse Werkstatt von Steinwaffen und Steingeräthen aufgefunden, [1]) deren Provenienz als menschliches Erzeugniss auf das heftigste angegriffen wurde. In gleicher Weise wurde bei anderen Funden ähnlicher Steingebilde in Aegypten bestritten, dass diese menschliches Erzeugniss seien; man erklärte vielmehr, dass sich durch die Einwirkung starker Sonnenhitze von den frei herumliegenden und den Strahlen ausgesetzten Steinen Splitter mit muschelförmigen Bruchflächen loslösen, die zuweilen ganz die Gestalt der bekannten Feuersteinmesser unserer vorgeschichtlichen Wohnplätze annehmen.

Indess wurde doch auch wieder festgestellt, dass in Aegypten der häufige Gebrauch gewisser Steinwerkzeuge, die oft recht roh sind, sogar noch neben dem Metalle auftrat, und zwar in Jahrhunderten, in denen die Cultur die höchste Blüthe erreichte, und in einer Zeit, die unserer sehr nahe liegt. Mit Steinwerkzeugen beuteten die Aegyptier die Kupferminen auf der Halbinsel Sinai aus, wie dies aus den Bemerkungen von J. Keast Lord mit Gewiss-

[1]) François Lenormant, die Anfänge der Cultur, I. Bd., S. 111.

heit hervorgeht; mit denselben Geräthen arbeiteten sie auch in den Granitbrüchen von Syene, wie François Lenormant aus eigener Anschauung bestätigt.[1])

Mariette hat Haufen ähnlicher Gegenstände von gleicher Bestimmung in der Nähe aller grossen Ausgrabungsstätten gefunden, die als untauglich bei Seite geworfen worden waren. Mit Steinspitzen versehene Pfeile finden sich in ägyptischen Gräbern ebenfalls häufig und besonders sollen diese Spitzen in grossem Massstabe in den alten Lagern der ägyptischen Truppen am Sinai auftreten.

Unzweifelhaft ist der Gebrauch der Steinmesser bei gewissen heiligen Handlungen in Aegypten; so öffnete der Paraschist mit einem Steinwerkzeuge die Seite des Todten, ehe er einbalsamirt wurde.

Auch in den Nachbarländern Aegyptens lässt sich der Gebrauch von Steinwerkzeugen, und speciell des Steinmessers nachweisen. So bietet Syrien zahlreiche Exemplare von Steinwaffen und Steinwerkzeugen, die, obgleich sie sehr roh sind, doch vollkommen historischen Zeiten angehören, in denen die Metalle bereits allgemeine Verwendung fanden; alle aber sollen entweder den Typus des Messers oder der Pfeilspitze tragen, und dies ist von Wesenheit bei der Beurtheilung der Frage, ob diese Geräthe menschliches Erzeugniss oder natürliches Product seien.

Bei den Juden fand die Beschneidung mittels eines steinernen Messers statt; einem ähnlichen, wenngleich einschneidenderen Gebrauche dienten diese bei den Priestern der Cybele in Kleinasien, und in Chaldäa finden sich derlei Steingeräthe in den alten Gräbern.

Nach Herodot haben sich in dem Heere der Perser, welches in Griechenland einfiel, Contingente einzelner afrikanischer Stämme befunden, welche Pfeile mit steinernen Spitzen führten.

Angesichts solcher Thatsachen stellt man nun neuestens allerdings nicht mehr in Abrede, dass derlei Splitter harten Steines auch in Aegypten und in seinen Nachbarländern menschlichem Gebrauche dienten, man stellt aber dagegen die Behauptung auf, dass alle diese aus Steinen geschlagenen Geräthe ein ursprüngliches Product der Natur seien, welche durch weiteres Bearbeiten durch Menschenhand die geeignete Form bekommen haben, dass inbesondere die sogenannten Feuersteinmesser ohne alle weitere Bearbeitung in Gebrauch genommen worden, also ein unverändertes Gebilde

[1]) François Lenormant, a. a. O.

der Natur seien, ja durch Menschenhand gar nicht hergestellt werden könnten.

So findet sich in einem autographirten Schreiben, d. d. Cairo, 20. Mai 1876, betitelt: Geographische Nachrichten von Dr. G. Schweinfurth in Cairo folgende Stelle: [1])

„Im Wadi Sanûr fand Dr. Schweinfurth in grosser Menge jene Art Kieselsplitter, wie sie zwar von Menschenhand benutzt, doch nie verfertigt sein können. Auch die dazu gehörigen Kerne, von welchen sich durch Temperaturverzerrung (?) die prismatisch-stengeligen planconvexen Stücke abtrennten, fanden sich daselbst in entsprechender Anzahl vor.

Die erstaunliche Menge, in welcher derartige Splitter stellenweise weite Strecken in den ödesten Theilen der libyschen und arabischen Wüste bedecken, schliesst allein schon die Möglichkeit der Annahme von Artefacten aus. Auch ist nachweisbar der Versuch, durch geübte Schlagführung ähnliche Kieselsplitter (wie sie die Obsidiane Südamerikas in grösster Formvollendung zu erkennen geben) zu erzeugen, noch nie geglückt. Der angebliche Nachweis von sogenannten „Schlagmarken," welche als Kennzeichen der Artefacte dienen sollen, entbehrt alles Grundes. Die Kerbung des Randes findet sich an den rohen natürlichen Splitterstücken ebensogut vor, wie an den zu Pfeil- und Bogenspitzen u. s. w. künstlich zugehauenen unserer Museen."

Ich bin nun weit entfernt davon, die Wahrnehmungen Dr. Schweinfurths im Wadi Sanûr im mindesten zu bezweifeln oder seiner Behauptung nahe zu treten, dass alle die von ihm dort gefundenen, den Steinmessern unserer Museen so ähnlichen Kieselsplitter ein Product der Natur seien. Ich gebe das gerne zu, ja ich gehe noch viel weiter, indem ich den Nachweis zu geben unternehme, dass nicht nur auf natürlichem Wege Steinsplitter entstehen können, die mit den Flintmessern unserer vorgeschichtlichen Ansiedlungen einige Aehnlichkeit haben, sondern dass es selbst vollständig und wirklich geschliffene Steinobjecte gebe, die in diesem Zustande nicht aus der Hand des Menschen hervorgegangen, ja von Menschenhand nie berührt wurden, sondern ein ausschliessliches Gebilde der Natur sind, und doch mit den künstlichen Steingeräthen des Menschen eine täuschende Aehnlichkeit besitzen.

[1]) Entnommen der Zeitschrift Globus, XXX. Band, Seite 9.

Wogegen ich mich aber ausprechen muss, dass ist die Generalisirung, die Ausdehnung der an einer Stelle gemachten Wahrnehmung auf alle andern Funde, die Behauptung, dass derlei Steinmesser „doch nie von Menschenhand verfertigt sein können" und dass „der Versuch, durch geübte Schlagführung ähnliche Kieselsplitter zu erzeugen, nachweisbar nie geglückt sei."

Es ist allerdings richtig, dass manche Gesteinsarten, wenn sie den Einwirkungen der Wärme und Kälte in freier Luft ausgesetzt sind, in Splitter mit muschligem Bruche zerfallen, die mitunter in ihrer Form eine auffallende Aehnlichkeit mit den künstlich erzeugten Steingeräthen besitzen. Man kann derlei Beobachtungen in sehr hübscher Weise im Gebirge des Wiener Sandsteines im oberösterreichischen Seengebiete machen. In den Schichten dieser Gebirgsformation kommen zuweilen Partien eines Gesteines von schöner blauer Farbe, besonders feinem Gefüge und von solch ausserordentlicher Härte vor, dass derlei Steine am Stahl prächtig Feuer geben und sich nur mit grosser Mühe und mit guten Werkzeugen zertrümmern lassen. Geschieht dieses, so gehen sie in unregelmässigen Brocken, mit rauhen, selbst splitterigen Bruchflächen auseinander.

Solange sie in der im Gebirge stets feuchten Erde ruhen, bleiben sie unverändert, bringt man sie aber an das Tageslicht, in der Freude, nun einen guten Grenzstein oder einen Baustein zu besitzen, so wird man seine Täuschung bald inne, da sie an der Luft in Splitter mit annähernd muschlichem feinen Bruche zerfallen, ganz ähnlich Feuersteinsplittern in unseren vorgeschichtlichen Ansiedlungen, und an der Stelle eines vermeintlich unzerstörbaren Grenzsteines wird man in einiger Zeit einen Haufen Splitter finden, wie ich es auf meinem eigenen Grundstück am Mondsee erfahren habe. Es bedarf zur Einleitung dieses Vorganges durchaus nicht des Frostes, der sonst durch die Ausdehnung des die feinen Haarspalten der Gesteine erfüllenden Wassers bei der Verwandlung in Eis zertrümmernd wirkt, sondern es genügt die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den von der natürlichen Bodenfeuchtigkeit durchtränkten Stein, um ihn in solche Splitter zu zerlegen.

Die Anwohner des Gebirges nehmen daher derlei Steine nie in Verwendung; sie nennen sie „Sonnsteine", womit sie sagen wollen, dass sie in der Sonne zerfallen.

Bei dieser Aenderung der äusseren Form geht aber gleichzeitig eine innere Aenderung vor sich, die blaue Farbe wird matter

und geht endlich ins Graue über, und der Stein, der früher am Stahl Funken gab, verliert seine Härte so sehr, dass man nun die Splitter mit der Hand zerbrechen kann. Niemals aber habe ich hier, trotz zahllosen Vorkommens solcher Splitter an den oberösterreichischen Seen, sogenannte Nuclei bemerkt, wie sie Dr. Schweinfurth beschreibt; soweit der Stein nicht vollends von der Sonne zerlegt war, wie etwa der innere Kern oder der in der Erde steckende geschützte Theil, blieb er ein formloser Brocken.

Schon vor mir hat Dr. G. A. Koch [1]) aus Anlass des Umstandes, dass solche Steinsplitter aus dem Attersee, die, im im Wasser noch mehr erweicht, ihre ursprünglichen scharfen Kanten verloren hatten, unter die Pfahlbaufunde aus diesem See gerathen waren, auf die Fähigkeit des Wiener Sandsteines, in solche Splitter zu zerfallen, aufmerksam gemacht. Von dieser Art dürften nun die Kieselsplitter sein, welche Dr. Schweinfurth im Wadi Sanūr gefunden hat.

Von noch grösserem Interesse sind andere natürliche Gebilde, die nicht nur den, den Feuersteinmessern eigenthümlichen muschligen Bruch besitzen, sondern überdies noch an allen Seiten thatsächlich so geschliffen sind, dass man sich lange dem Glauben hinzugeben vermag, dass sie so nur von Menschenhand geschliffen worden sein konnten. Und doch sind sie es nicht.

Ich hatte solche merkwürdige Steine bei der allgemeinen Versammlung der deutschen Anthropologen im vorigen Jahre zu München gesehen, wo sie leider erst nach Schluss der Versammlung Professor Reinsch aus Erlangen ausgestellt hatte.

Professor Reinsch hatte diese und andere Stücke, mehr als 500 an der Zahl, auf einem mit einer Schicht losen Sandes bedeckten Plateau aus Keupersandstein bei Reichsforst in Franken aufgefunden, und gedachte sie der Versammlung zur Beurtheilung vorzulegen. Es sind mehr oder weniger platte Stücke oder Prismen aus Keupersandstein, also aus demselben Materiale, welchem die Sandschichte, in und auf der sie lagerten, sowie die den Untergrund bildende Felsmasse angehören. Sie sind also nicht herbeigetragen, sondern an Ort und Stelle so geformt worden.

Die muschelartigen Vertiefungen an den Bruchflächen werden gegeneinander von deutlich hervortretenden Kanten begrenzt, und

---

[1]) Ein Fund aus der Bronzezeit in Gmunden, Mitth. der anthropol. Gesellsch. V. Band, S. 377 u. f.

unter den vielerlei Formen, welche die Steine angenommen haben, zeigen manche eine fast täuschende Aehnlichkeit mit den Feuersteinäxten von Amiens und Abbeville.

Das merkwürdigste von allen diesen Stücken aber ist, dass sie an allen ihren Flächen, in jeder Vertiefung vollständig abgeschliffen sind, was bei der Natur des aus vielerlei und verschiedenfarbigen Elementen mit einem rothbraunen Bindemittel zusammengesetzten Gesteine recht deutlich erkennbar ist. Zwei solcher Stücke zeigen die nebenstehenden Abbildungen. (Fig. 1 und 2.) Der Schliff

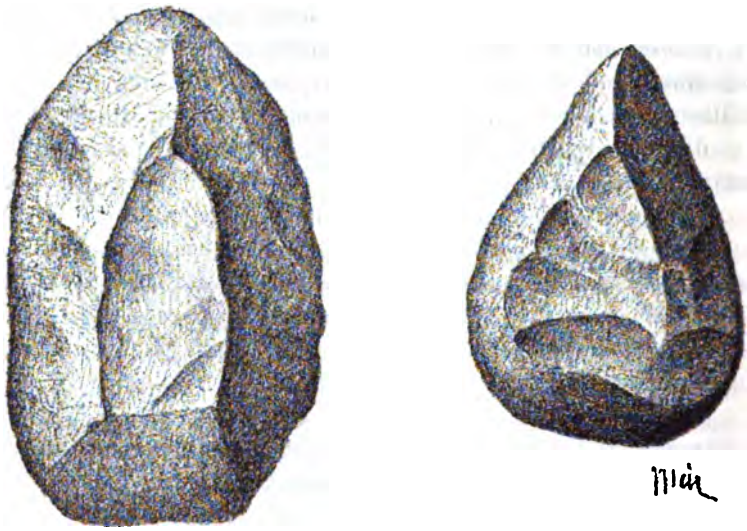


Fig 1. und 2. 1/3 der natürlichen Grösse.
Natürliche Steingebilde.

ist ein so vollkommener, dass er mir lange ein Räthsel blieb. Denn an eine Abschleifung durch Wasser ist auf dem Plateau vermöge seiner örtlichen Lage nicht zu denken; dann würde das Wasser jedenfalls die Sandschichte weggeschwemmt und nur die Steine allein liegen gelassen haben, und endlich liegen dieselben ja unmittelbar über dem Muttergestein, sind also nicht im Wasser hergerollt worden. Um aber solchen Schliff zu bekommen, hätten die Steine auf eine weite Strecke im Wasser gerollt werden müssen, wogegen aber wieder die nicht runde, sondern meist plattenförmige und prismatische Gestalt und die gute Erhaltung der die flachen, muschligen Vertiefungen begrenzenden Kanten auf das entschiedenste sprechen.

Man hat in München bei diesen Stücken auch an Gletschergeschiebe gedacht, doch steht dagegen schon die Oertlichkeit des Fundes, wir vermissen die parallele Ritzung, und die Schleifwirkung des Gletschers duldet die hervorragenden Kanten ebenso wenig als die des Wassers.

Auch gegenseitige Reibung im Gesteine selbst, bei etwaigen Senkungen oder Rutschungen, welche z. B. im Kalkgebirge oft spiegelnde Schlifflächen hervorbringt, konnte den Schliff an den in Rede stehenden Stücken nicht bewirken, da derselbe sich an sämmtlichen Stücken bis zu den kleinsten in allen Flächen bis zu den Kanten hinaus, und in allen Vertiefungen des muschligen Bruches findet, in welcher Weise die Schleifwirkung einer Rutschung nicht eintritt. So bliebe scheinbar allerdings nur mehr übrig, an die menschliche Hand zu denken, welche diesen Schliff hervorbrachte.

Auf einem Schleifstein und in der Weise, wie die späteren Steinäxte und Hämmer, konnten die Steine jedoch nicht geschliffen worden sein, weil dieselben auch in allen Vertiefungen des muschligen Bruches geschliffen sind, wohin die Schleifwirkung eines gewöhnlichen flachen Schleifsteines nicht reichen konnte; zudem würden ja bei dem Schleifen auf einem Steine zunächst die Kanten abgeschliffen werden, während hier, wie bemerkt, die Vertiefungen ausgeschliffen, die sie begrenzenden Kanten aber erhalten sind.

Man könnte also nur annehmen, dass das Schleifen mittelst eines Stockes oder Knochens mit Zuhilfename von Sand und Wasser ausgeführt wurde. Beobachtet man jedoch nicht die durch ihre Form auffallenden Stücke, die zumeist das Auge anziehen und den Geist beschäftigen, sondern die unscheinbaren, formlosen Stücke genauer, so sieht man, dass auch die einzelnen, heterogenen Gesteinselemente ganz rauher Flächen abgeschliffen sind, ja der Schliff greift bis in die Innenseiten von faltenähnlichen Einbuchtungen des Steines, wohin die menschliche Hand mit ihren damaligen primitiven Hilfsmitteln ohne den sinnreichen Vorrichtungen der Gegenwart nicht dringen konnte. Diese Wahrnehmung spricht sonach entschieden dagegen, dass der Schliff dieser Steine durch die menschliche Hand erfolgt ist.

Es wäre doch auch höchst sonderbar, dass die Menschen, die das Schleifen in so vollkommener Weise verstanden hätten, dennoch nicht im Stande gewesen wären, an diesen Steinen eine Schneide zu schleifen, denn sie sind alle stumpf, und Niemand wäre im

Stande, irgend eine Verrichtung damit auszuführen, es sei denn Knochen zu zersplittern oder den Schädel des Feindes einzuschlagen. Dazu genügte aber auch das nächste beste Geschiebe, und man fragt sich umsonst, wozu es erst auch auf allen Seiten mit solchem Aufwand von Mühe und Scharfsinn geschliffen worden wäre.

Erwägt man ferner, dass sich die Fundstelle über eine Länge von 5000 Schritten und eine Breite von 3000 Schritten ausbreitet, also über eine Fläche, welche niemals eine vorhistorische Ansiedlung einzunehmen im Stande war, dass sich ferner auf der ganzen grossen Fläche keine Knochen oder Scherben, oder Anhäufungen von Kohlen und Asche, noch sonstige Spuren menschlichen Daseins, fanden, so darf man wohl annehmen, dass diese Steine nicht von der menschlichen Hand, also doch wohl durch die Natur selbst geschliffen worden sein müssen.

Eine Untersuchung der Schlifffläche mit dem Vergrösserungsglase zeigt denn auch an keiner Stelle irgend eine parallele oder in sich zurückkehrende Ritzung, in welche sich jede Schlifffläche endlich auflösen muss, sondern dieselbe ist gekörnt, und diese Erscheinung gibt in Verbindung mit dem Mittel, auf und in dem die Steine lagen, dem losen Keupersande, den unzweifelhaften Hinweis, dass dieselben durch Flugsand abgeschliffen worden sind, nachdem sie durch Einwirkung der Sonne von dem Muttergestein in Stücke mit muschelförmigem Bruche, in Platten und Prismen abgelöst worden waren.

Dafür spricht endlich auch das Vorkommen von grösseren, bis zu 25 Pfund schweren Stücken, die doch wahrlich keine Geräthe sein konnten, und hauptsächlich nur auf einer Seite, natürlich der oberen, dem Flugsande mehr ausgesetzten, abgeschliffen worden waren.

In ähnlicher Weise nun mögen in der Wüste Afrikas Stücke des Gesteins durch die immense Sonnenhitze abgelöst werden, die der stetig darüber hinfegende Wüstensand an allen Seiten, in allen Vertiefungen, bis in die innersten Falten hinein schleift und polirt, ohne die Kanten allzu heftig anzugreifen. Und diese Beobachtung wurde von Vielen gemacht, welche die Wüste betraten. Dr. Wankel in Blansko war während einer Reise im Oriente nicht wenig überrascht, dort derlei vom Flugsand geschliffene Steine zu finden, welche in ihren Formen die künstlich erzeugten menschlichen Steingeräthe täuschend nachahmten.

Anders ist es dagegen mit jenen in fast allen unseren vorgeschichtlichen Ansiedlungen in grösserer oder geringerer Vollkommenheit vorkommenden langen, von drei oder vier Seiten prismatisch begrenzten Feuersteinmessern, Flintflakkers, ja selbst mit den formlosen Feuersteinsplittern. Ich vermag es nicht in Abrede zu stellen, dass die Einwirkung der Sonnenstrahlen auch von Feuersteinknollen, wofern sie grösserer Art und von Bodenfeuchtigkeit durchdrungen jenen ausgesetzt werden, Splitter mit muschelförmigem Bruche abzulössen vermag; die Feuersteinmesser und Splitter unserer Ansiedlung aber sind durchaus künstliches, menschliches Erzeugniss.

Es sei mir gestattet, hierbei auf die Funde der vorgeschichtlichen Ansiedlung auf dem Misskogel bei Kromau in Mähren hinzuweisen, die zuerst Dr. Wankel beschrieben hat.[1])

Der Misskogel ist ein vollkommen isolirter Felskegel aus Granit, ganz geeignet, auf seiner Hochfläche eine Ansiedlung zu tragen, deren deutliche Spuren und Reste uns bei jedem Schritte entgegentreten. Ausser vielen anderen Dingen findet man in den Regenfurchen oder bei oberflächlicher Schürfung des Bodens zahlreiche Feuersteinsplitter, Messer und Sägen und sowohl ganze Feuersteinknollen, als auch solche, von denen deutlich jene Splitter, Messer und Sägen herabgeschlagen wurden. Die ganzen Feuersteinknollen wurden aus unmittelbarer Nähe auf den völlig isolirten Granitkegel hinauf gebracht, denn sie entstammen einer mächtigen Bank tertiären Sandes und Schotters, welche die dem Kegel im Nordwesten vorlagernde Ebene bedeckt. Man kann sich hievon sofort in dem Einschnitte der Eisenbahn überzeugen, die am Fusse des Kegels vorüberführt.

Wenn wir nun auch zugeben wollten, dass jene Feuersteinmesser und Splitter, welche auf der Hochfläche des Misskogels innerhalb der Ansiedlung gefunden werden, „zwar von Menschenhand benützt, doch nie verfertigt sein können," so müssten wir doch naturgemäss diese Splitter auf dem Orte des natürlichen Vorkommens dieses Feuersteines, also unten in der Ebene in umso grösserer Zahl finden. Vergebens aber suchen wir in dem Einschnitte der Eisenbahn darnach, wo die Feuersteinknollen seit Jahren blossgelegt und den Einwirkungen der Sonne, des Frostes und

[1]) Urgeschichtliche Ansiedlung auf dem Misskogel in Mähren; Mitth. der anthrop. Gesellsch., II. Band, Seite 207.

Regens preisgegeben sind, wir suchen vergebens auf den Feldern und an den Rändern des dürren Waldbodens, wo wir zwar die hier vielleicht seit Jahrhunderten liegenden runden Knollen, aber keine Splitter finden.

Hier also schuf nicht die Natur die fast fertigen Geräthe, sie bot nur das Material in den Geschieben des Schotters, und der Mensch selbst war es, der sich dessen bemächtigte, und ihm innerhalb seiner Ansiedlung, die Form gab, die seinen Zwecken dienlich war.

Besehen wir uns eine andere Ansiedlung, in der Feuersteinsplitter häufiger vorkommen, z. B. jene auf den Vitusberge bei Eggenburg. Hier kann man auf dem dürren, stellenweise anstehenden, stellenweise nur von einer dünnen Schichte sandiger Erde bedeckten Gneisboden neben vielen anderen Resten der alten Ansiedlung unzählige Feuersteinsplitter auflesen. Ich sage Feuersteinsplitter, aber schon die verschiedenen bunten Farben belehren uns, dass es die verschiedensten Varietäten amorphen Quarzes sind, die also nicht an Ort und Stelle entstanden, sondern aus allen Gegenden zusammengetragen worden sind.

Wir können uns aber die Ansammlung von tausenden solcher Splitter an Orten, wohin sie unmöglich von der Natur aus den verschiedensten Gegenden zusammen gebracht worden sein konnten, doch nur dann erklären, wenn wir annehmen, dass diese Splitter Abfälle einer menschlichen Werkstatt sind. Wir finden auch Nuclei darunter, doch wohl ein Beweis, dass von diesen Nucleis die Messer und Splitter herabgeschlagen worden sind.

Ist ja schon die Existenz dieser Nuclei ein Beweis für den künstlichen Ursprung der Splitter. Wären die Splitter durch die Natur vom Steine abgelöst worden, ja was veranlasste dann die Natur, in ihrem Wirken nun plötzlich aufzuhören und kleinere und grössere Kerne von dem zerlegten Steine übrig zu lassen? wer gebot ihr, in ihrer Arbeit innezuhalten, als sich dem Blocke keine geeigneten Werkzeuge für den Menschen mehr abgewinnen liessen?

Man könnte solche Erwägungen noch vielfach ergänzen und den Nachweis für den künstlichen Ursprung der Steinmesser an concreten Fundstücken demonstriren. Es ist überflüssig in Anbetracht der Thatsache, dass solche Steinmesser noch heute erzeugt werden.

Die Bemerkung in dem oben citirten Schreiben des Dr. Schweinfurth, dass „der Versuch, durch geübte Schlagführung ähnliche

Kieselsplitter zu erzeugen, nachweisbar nie geglückt" sei, ist darum gänzlich hinfällig.

Die nebenstehenden Abbildungen (Fig. 3 und 4) zeigen zwei Feuersteinlamellen, die eine von drei, die andere von vier Flächen

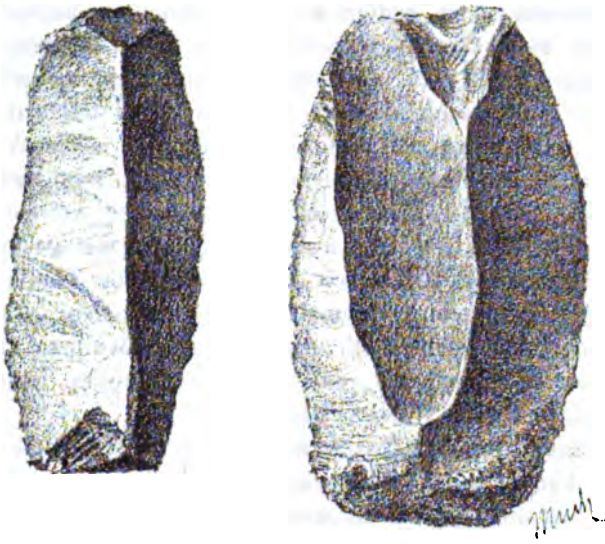


Fig. 3 und 4. Natürliche Grösse.
Künstliche Steingeräthe, modernes Erzeugniss.

begrenzt, genau so wie wir sie in den vorgeschichtlichen Wohnsitzen finden und als Messer bezeichnen. Die Originale sind aufs Gerathewohl aus einer grösseren Zahl ähnlicher Stücke herausgegriffen, die man im oberösterreichischen Seengebiete (Mondsee) zu kaufen bekommen kann, wo sie noch als Feuersteine gebraucht werden. Sie unterscheiden sich von den Feuersteinmessern der vormetallischen Zeit durch nichts als durch das frische Aussehen. Erzeugt werden sie in der Gegend von Verona, von wo sie ihren Weg nach Oberösterreich finden.

Angesichts dieser einen Thatsache hat wohl jeder Zweifel ein Ende und wir können im Zusammenhalte mit den vorher gemachten Erwägungen mit Beruhigung annehmen, dass alle Feuersteinmesser, Splitter, Nuclei, auch wenn sie sonst keine Spuren der weiteren Bearbeitung tragen, menschliches Erzeugniss sind.

Gewiss waren solche Erwägungen massgebend, als Prof. Zittel Feuersteinsplitter, welche er während seiner Expedition in die libysche Wüste in der Nähe der Oase Dachel fand und als überein-

stimmend mit den sogenannten Messern der vormetallischen Zeit erkannte und entgegen der Anschauung Dr. Schweinfurths über derlei Dinge als Artefacte erklärt hat.[1])

Neuestens hat auch J. M. Hildebrandt auf einer Reise im Sómal-Lande zu Kembeda bei Euderàd eine Stätte mit behauenen Steinen entdeckt, welch' letztere aus Flusssandhügeln hervorragten.[2]) Es fanden sich daselbst Glasscherben mit andersfarbigen Tüpfeln in erhabener Arbeit und mit rohen Ornamenten, Scherben von gebrannter Töpferwaare, darunter solche von der Härte der Klinkerziegeln, ein Bügel aus Bronze u. s. w. Eine solche Vergesellschaftung mit zweifellos menschlichen Erzeugnissen lässt wohl keinen Zweifel mehr, dass diese behauenen Steine selbst auch Artefacte seien.

Endlich darf ich hier noch der Steinwerkzeuge gedenken, welche der Reisende Charles A. Doughty aus Cambridge bei Maan im Edomitergebirge (Monet Seiz) vier Stunden östlich von Pitra in einem Gebirgsbach neben der nach Medinah führenden Pilgerstrasse gefunden hat, und die den Funden im Sommethale in auffallendster Weise gleichen.[3])

Angesichts solcher Thatsachen müssen nicht nur die Zweifel über den künstlichen Ursprung der Feuersteingeräthe aufhören, ja es lässt sich die Frage nicht unterdrücken, ob nicht die von Dr. Schweinfurth im Wadi Sanūr aufgefundenen Steinsplitter und Nuclei doch Artefacte und wirkliche menschliche Geräthe seien.

Entdeckung neuer Steinkisten in der Krym.

Von **Johann Havelka** in **Moskau.**

In einer der letzten Sitzungen der Moskauer Archäologischen Gesellschaft hielt der Präsident, Graf Uvarov, einer der hervorragendsten Archäologen Russlands, einen Vortrag über die Ausgrabungen, die er im September verflossenen Jahres am südöstlichen Ufer der Krym vorgenommen hatte.

Die Ausgrabungen, die fast ein ganzes „Steinkisten"-Feld an den Tag gebracht haben, boten so viel Interessantes, dass ich es

---

[1]) Paul Ascherson: Die Rohlfs'sche Expedition zur Erforschung der libyschen Wüste, Globus, XXIX. Band, Seite 199.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie, VII. Jahrg., Hft. VI.) Verhandl. der Berl. Anthropol. Gesellsch., Seite 209.

[3]) Mitth. der anthrop. Gesellsch., VI. Band, Seite 58.

nicht unterlassen kann, die Resultate in Kürze auch weiteren gelehrten Kreisen bekannt zu machen.

Etwa eine geographische Meile vom Badeorte Jalta gegen Nordwesten entfernt, erhebt sich ein Felsenvorsprung aus Massen-Kalkstein. Ein Theil der Ebene, die auf diesem Vorsprunge liegt, ist mit einer Schichte fruchtbarer Erde bedeckt und mit schwachem Gras und dichtem Gestrüpp bewachsen. Auf dieser Ebene nun, deren Umfang etwa 200 Schritt beträgt, befindet sich das oben angedeutete Steinkisten-Feld. Es besteht aus 40 Steinkisten, die in einer Entfernung von beiläufig einer Klafter von einander, keiner bestimmten Richtung folgend, untereinander zerstreut liegen. Jede von ihnen besteht aus fünf grossen, grob behauenen Platten, aus festem massiven Kalkstein. Vier von diesen stecken bis zu ihrem obersten Rande fest in der Erde, die fünfte ist als Dach über sie gelegt. Der innere Raum ist in seinen unteren Lagen mit schwarzer ziemlich fetter Erde angefüllt, nur die oberste Schichte besteht aus Schutt mit örtlichem Gestein gemengt. Das Ganze hat fast die Form eines regelmässigen Kubuses, dessen Seite zwischen 1 und 1.5 Meter schwankt; die Platten sind etwa 3 Decimeter, dick nur die oberste Platte ist etwas dicker und von grösserem Umfange.

Es wurden im ganzen 8 Steinkisten geöffnet; der *ersten* Kiste fehlte die obere Platte, die wahrscheinlich von der dortigen Bevölkerung, welche zu den mehr und mehr sich verbreitenden Bauten nach Steinen sucht, weggetragen worden ist. Diese Ansicht wird auch dadurch bestätigt, dass der ganze innere Raum der Kiste stark mit Schutt vermengt war, obwohl dies, wie ich schon oben sagte, nur bei der obersten Schichte der Fall zu sein pflegte. Auch die Knochen lagen in Unordnung in den Ecken zerstreut. Es fanden sich hier Arm- und Fussknochen und zwei Unterkiefer, woraus man schliessen kann, dass hier zwei Menschen begraben sein mussten. Die Gegenstände, die man in der Kiste gefunden hatte, sind folgende:

1. 14 Muscheln, und zwar: Cyprea moneta, bei welchen der obere Theil glatt abgeschliffen war, also Cauris;
2. 10 Bronze-Plättchen in Form kleiner Tellerchen;
3. Bracelet aus glattem Bronzedraht mit abgeplatteten Enden, 10 Centimeter im Diameter;
4. ein Bruchstück ähnlichen Bracelets;
5. zwei Glieder einer Bronzekette, deren Enden mit einem Knoten verbunden sind;

6. ein Ring aus ziemlich starkem Bronzedraht, der in eine dreifache Spirale zusammengedreht ist.

Auch bei der zweiten Kiste fehlte die obere Platte. Beim weiteren Graben fand man sie unter der ersten Erdschichte in kleine Stücke zerschlagen. Trotzdem aber ist der weitere Inhalt der Kiste unangetastet geblieben. Beim Graben fand man zunächst einen Menschenschädel mit dem Gesichte nach unten gekehrt, ein wenig nach rechts geneigt. Die einzelnen Wirbel lagen aufrecht über einander an eine Seitenplatte angelehnt, ganz oben der Atlas, und unten auf dem Boden der Kiste das os sacrum. — Diese so klare Thatsache weist mit voller Bestimmtheit darauf hin, dass das Volk, dem diese Steinkisten angehören, seine Todten in sitzender Stellung bestattete. Bei der entgegengesetzten Platte hat man noch Knochen von einem anderen Skelett gefunden, die wahrscheinlich in Folge Zerlegung des Körpers, in grosse Unordnung geriethen. In der Kiste hat man ausser einer zierlichen Bronzenadel von 1 Decimeter Länge, und einigen Bronzeringen nichts weiter gefunden.

In der dritten Kiste, bei welcher ebenfalls die obere Platte fehlte, fand man Knochen eines einzigen Menschen in grösster Unordnung. Unter den Gegegenständen, die sich in der Kiste fanden, sind folgende anzuführen:

1. acht Muscheln der Cyprea moneta (Cauris);
2. drei Spirale aus Bronzedraht, von welchen eine an beiden Enden zusammengedrückt war;
3. vier kleine, dünne Bronzeringe;
4. ein Ring aus starkem Draht;
5. zwei Reste einer Bronzeröhre und am Boden der Kiste den Unterkiefer eines Schafes mit einen Rippenknochen dieses Thieres.

Obwohl auch bei der vierten Kiste die obere Platte fehlte, so hat man dennoch das Innere in vollständiger Ordnung gefunden, was insbesondere von den Skeleten gilt. Man fand hier drei Skelete. Zwei gehörten erwachsenen Menschen, das dritte, von dem sich ausser der Wirbelsäule noch der Unterkiefer mit Zähnen erhielt, einem Kinde an. Das erste Skelet befand sich fast in der Mitte der mittleren engen Platte, das zweite in der Mitte der danebenstehenden Querplatte, und zwischen ihnen in der Ecke, die von beiden Platten gebildet ward, das Skelet des Kindes. Auch hier lagen die Wirbelsäulen vertical und deuten darauf hin, dass

die Leichen auch da in sitzender Stellung begraben wurden. Es ist noch zu bemerken, dass man an einigen Knochen Spuren von Verbrennung bemerkte. Unter den gefundenen Gegenständen sind folgende anzuführen:

1. 65 Muscheln der Cyprea moneta, mit oberem abgeschliffenen Ende;
2. ein Bracelet aus dickem Bronzedraht, 41 Millimeter im Diameter, bei der rechten Hand des ersten Skeletes gefunden;
3. links von demselben Skelet ein Ring aus starkem Bronzedraht, fast dreieckig, mit Querlinien verziert, 18 Millimeter im Diameter;
4. zwei andere ähnliche Ringe, die fast ganz glatt sind und nur 12 Millimeter im Durchmesser haben;
5. sechs Doppelplättchen, ganz von derselben Form, wie die aus der ersten Kiste;
6. zwei kleine Scherben von einem glatten rothen Gefässe, aus schlechtgebrannter Erde;
7. ein Stein von eigenthümlich abgerundeter Form.

Unter den bis jetzt aufgezählten Kisten ist die fünfte die erste, bei welcher man die obere Platte am Platze gefunden hatte. In der Kiste fand sich ein Skelet, hinter dessen Schädel ein Stück Holz zum Vorschein kam, das wahrscheinlich dazu diente, den Kopf des Begrabenen zu stützen. Obwohl man weder am Schädel, noch an den Knochen Spuren vom Verbrennen wahrnahm, so fand man doch vor der Brust Asche und verkohltes Holz.

Ausserdem ist zu bemerken, dass man in der Kiste eine Masse von kleinen Steinchen vorfand, die Spuren von weisser Farbe an sich trugen.

An Bronzesachen, Ringen, Plättchen, Spiralen etc. fand man hier eine grosse Ausbeute; alle gleichen genau denjenigen, die ich bereits früher angeführt habe.

Die sechste Kiste war von oben bis unten mit Schutt angefüllt; Skelet fand sich nur eins mit gut erhaltenen Zähnen. Von den gefundenen Gegenständen will ich folgende aufzählen:

1. 6 Stück Cyprea moneta;
2. ein Hauer des sus scropha.
3. 2 Bracelets und zwei Ringe aus Bronzedraht;
4. vier Doppelplättchen;
5. zwei Bronzenadeln mit abgeflachten Enden;
6. drei Bronzeröhren;

7. zwei Bronzeangeln;
8. sechs Glasperlen von blauer, gelblichbrauner und grünlicher Farbe;
9. eine Perle aus Bronze;
10. ein Eiseninstrument in Form eines Hakens;
11. ein grosses eisernes Messer.

Die siebente Kiste, die ganz gut erhalten und mit Erde und Schutt angefüllt war, enthielt ein Skelet mit sehr gut erhaltenen Zähnen, und gab eine gute Ausbeute.

Man fand darin insbesondere:

1. Eine Bronzenadel mit einem in Form eines Ruders abgeflachten Ende;
2. zwei Ringe, der eine aus plattem, der andere aus rundem Draht;
3. ein Bracelet aus starkem Draht, 50 Millimeter im Durchmesser;
4. ein Geldstück (Grywna) aus starkem Bronzedraht zusammengedreht mit Einschnitten in Form eines griechischen V. Es hat 130 Millimeter im Durchmesser, und diente wahrscheinlich dazu, um am Halse getragen zu werden; und
5. Reste eines Haues von sus scropha.

Die achte Kiste erwies sich als von Jemandem aufgedeckt und lieferte keine erwähnenswerthe Ausbeute.

Unter allen diesen acht Kisten ist die erste vom besonderen Interesse; sie zeigt uns die ganze Construction der Steinkisten. Auf den festen Thongrund legte man vier grosse Steine, und auf sie noch in der Mitte einen fünften. Sie dienten als Stütze zu den Seitenplatten. Dann füllte man die Kiste bis etwa 4 Decimeter Höhe mit Erde an, diese wurde fest zugestampft und eben gemacht. Auf diese ebene Fläche hat man den Todten in sitzendgekrümmter Stellung begraben, so dass man ihn mit dem Rücken an eine Seitenplatte lehnte, um ihn herum schüttete man Erde und zur Unterstützung des Kopfes verwendete man Steine und Holz. Den noch übrigen Raum der Kiste füllte man mit Schutt aus.

In Russland hat man bis zu diesem Augenblicke nur drei solcher Steinkisten gefunden und geöffnet; es geschah dies im Jahre 1864 von H. Czakaloff, und zwar auf dem östlichen Ufer der Krym unweit von Autka. Das Referat, welches über diese Ausgrabungen erschien, weicht hinsichtlich der Anfüllung in den Kisten

dahin ab, dass der Boden der Kiste mit kleinen weiss gefärbten Kieselsteinen angefüllt war. Wie dem auch sein mag, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass die von H. Czakaloff geöffneten Steinkisten demselben Volke angehörten, welches die vom Grafen Uvarov gefundenen Kisten gemacht hatte. Auch in jenen fand man das Skelet in sitzend-gekrümmter Stellung, und die Gegenstände, die man bei Autka gefunden hatte, sind dieselben, die man auch bei Jalta fand.

Ausser Russland wurden ähnliche Steinkisten noch in Hannover und Schweden gefunden. Die in Hannover von H. Estorff bei dem Orte Uelzen gefundenen Steinkisten sind unter dem Namen „Hunengräber" bekannt. Ihre Construction ähnelt zwar den Steinkisten der Krym; auch sie bestehen aus vier Seitenplatten, über welche eine oder mehrere Platten als Dach gelegt sind, aber so weit man nach dem gefundenen Skelett schliessen kann, sind sie in der Art und Weise der Begrabung der Todten von den Krym'schen bedeutend verschieden. — In Schweden ist wieder über jeder Kiste ein Erdhügel aufgeschüttet. Kurz ganz gleiche Kisten, wie man sie in der Krym gefunden hatte, seien nach der Meinung des Vortragenden noch nirgends gefunden worden.

Die oben beschriebenen Ausgrabungen geben uns einige Anhaltspunkte, aus welchen wir auf die Sitten beim Begraben der Todten, auf die Lebensweise und vielleicht auch auf den Ursprung des Volkes schliessen können. Es ist nämlich zu beachten:

1. Die eigenthümliche Construction und Grösse der Steinkisten;
2. die grosse Anzahl von Muscheln einer und derselben Art;
3. vollständiges Abhandensein der Gefässe;
4. der fast ausschliessliche Gebrauch von Bronzegegenständen, obwohl auch das Eisen nicht unbekannt war.

Das interessanteste Resultat ist unstreitig das, dass man bestimmt die Art und Weise der Bestattung der Todten nachweisen kann.

Die Leichen wurden hier in sitzend-gekrümmter Stellung begraben. Eigenthümlich ist auch das, dass man zur Unterstützung der sitzenden Lage des Leichnams Steine und Hölzer verwendete, wie man sie in der vierten Kiste gefunden hatte. Einige Kisten scheinen zum gemeinschaftlichen Begräbnissorte einer ganzen Familie gedient zu haben. So fand man in der vierten Kiste drei Skelete, zwei von grösseren Personen, und ein drittes, das einem

Kinde angehörte. Aber die Construction und der Umfang der Kiste änderte sich nicht, sei es, dass man eine einzige, sei es, dass man mehrere Personen darin begraben hatte. Es lässt sich daraus der Schluss ziehen, dass die Kiste nicht von der Grösse des Leichnames oder von der Zahl der zu bestattenden Todten abhing, sondern dass möglicher Weise der Grund in einem fest eingewurzelten Glauben ruht und zwar, dass der Himmel den Vater, die Erde aber die Mutter vorstelle. Er ist bei allen Völkern des Alterthums so allgemein verbreitet, dass ich es für unnütz halte, noch besondere Beweise dafür anzuführen. Mit diesem Glauben hing noch ein anderer Glaube fest zusammen, dass nämlich der Mensch nach seinem Tode der Mutter-Erde zurückgegeben werden soll, wie er aus der Erde, respective dem Mutterleibe entstand. Sowohl die heilige Schrift, wie auch die Werke aller Völker geben dafür hinreichende Beweise. Dieser fest eingewurzelte Glaube war wohl die einzige Ursache dieser so eigenthümlichen Sitte der Todtenbegrabung. Der Mensch könne nach seinem Tode nur dann Ruhe finden, wenn er in den Schooss der Erde in derselben Lage zurückkomme, in welcher er sich im Schoosse der eigentlichen Mutter befand, bevor er zur Welt kam. Und dies ist eben die Lage, die man bei den Skeleten in den Gräbern der Krym findet. Mit dem Rücken an eine Platte angelehnt, die Hände über die Brust gekreuzt und mit den Knieen fast das Kinn berührend, hatte der Todte in der Kiste eine sitzende Stellung ganz ähnlich derjenigen, die das Kind im Mutterleibe hat. Aehnliche Gräber mit Skeleten in sitzender Stellung fand Tomas auch bei seinen Ausgrabungen in Ninive.

Dürfte man nun von den gefundenen Gegenständen auf die Lebensart und Entwicklungsstufe des in der Krym begrabenen Volkes schliessen, so könnte man aus dem Schädel des Schafes urtheilen, dass diesem Hausthiere eine grosse Verehrung gezollt wurde, indem man es für würdig hielt, mit dem Menschen in einem Grabe begraben zu werden. Die Wolle dieses nützlichen Hausthieres wurde wahrscheinlich abgezupft und nicht abgeschoren (man fand keine Scheere) und weiter mit der Nadel bearbeitet. Diese Bronzenadel, deren spitziges Ende abgebrochen ist, hat ein längliches Oehr, was schon auf eine höhere Entwicklungsstufe hinweist.

Dass sich die Begrabenen einst mit Fischfang beschäftigt haben, darf uns nicht wundern, und die in der ersten und sechsten Kiste gefundenen Angeln beweisen es hinlänglich. Es ist aber

sehr auffallend, dass dasselbe Volk, welches schon eine so feine Nadel hatte, so rohe und unbearbeitete Fischfang-Werkzeuge, wie diese Angeln gebrauchte. Die rohe Bearbeitung dieser Werkzeuge fällt noch mehr in die Augen, wenn man sie mit den Angeln der Bronzezeit oder mit den in den Pfahlbauten gefundenen vergleicht. — Ausser dem Fischfang machte die Jagd auf wilde Thiere eine fleissige Beschäftigung aus, worauf die in der 6. und 7. Kiste gefundenen Schweinszähne hinweisen

Von besonderem Interesse ist die Cyprea moneta, welche uns einige Andeutungen, wenn nicht über den Ursprung des hier begrabenen Volkes, so doch wenigstens über seine Handelsbeziehungen geben kann. Diese Muschel hat man in Russland schon wiederholt in Gräbern gefunden und kann sie selbst bis in die baltischen Provinzen verfolgen. Vom Grafen Uvarov wurden in dem von ihm aufgeschlossenen Merjanenhügel zwei Stück Cyprea moneta, die als Halsschmuck am breiteren Ende durchlöchert getragen wurden, in den Gräbern von Jekaterinoslaw aufgefunden, welche letztere als Cauris verwendet wurden. Von dieser Cyprea moneta ist weiter nachgewiesen, dass sie sich im indischen Ocean und im östlichen Theile des grossen Oceans vorfindet, insbesondere an den Ufern der Maladiven und Philippinen, weiter an den Ufern von Japonien und an der Westküste von Afrika, besonders in Guinea; ferner, dass sie weder im Schwarzen noch im Mittelländischen Meere vorkommt. In den Krym'schen Steinkisten nun kommt diese Cyprea moneta in erstaunlicher Menge vor; so fand man im ersten Grabe 14 Stück, im dritten 8, im vierten 65, und im sechsten 6 Stück. Alle hatten das obere Ende glatt abgeschliffen. — Wenn man nun nicht annehmen will, dass das in den Krym'schen Steinkisten begrabene Volk aus Asien gekommen ist, so muss man doch zugeben, dass die Erbauer der Steinkisten einst im engen Handelsverkehr mit den Völkern jener oben angedeuteten Meeresküsten gestanden haben. Jedenfalls werden weitere Ausgrabungen auf der Taurischen Halbinsel mehr Licht über den Ursprung des hier begrabenen Volkes geben können.

Am Schlusse hat der Vortragende einen Blick auf die chemische Zusammensetzung der gefundenen Gegenstände geworfen. Nicht in einem einzigen Bronzegegenstande hat man Spuren von Bleimischung gefunden, und aus diesem Umstande lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit ein Schluss auf das Alter machen; denn in den Bronze-Gegenständen, die man bisher in den Gräbern der

Taurischen Halbinsel gefunden hatte und welche man in das vierte oder fünfte Jahrhundert v. Chr. versetzt, fand man entweder keine oder eine sehr geringe Beimischung des Bleies. In den Skythischen Gräbern aus dem District von Jekaterinoslaw, welche für uns desto wichtiger sind, weil man in ihnen auch Cyprea moneta gefunden hatte, fand man eine gelbe Münze, die aus Kupfer und Silber bestand; die charakteristischen Pfeilspitzen Russlands aus späterer Zeit weisen eine Beimischung von Blei auf.

Auf Grundlage dieser Thatsachen kann man den Schluss ziehen, dass wegen gänzlichen Abhandenseins des Bleies, die Krym'schen Funde wohl in oder vor das vierte oder fünfte Jahrhundert v. Chr. zu versetzen sind.

Kleinere Mittheilungen.

I.

Ein neuer Fund einer aus einem menschlichen Schädel gemachten Schale.

Seit Prof. Aeby unter den Gegenständen, welche in den Jahren 1873 und 1874 bei der Correction der Juragewässer zum Vorschein gebracht wurden, auch eine Schale entdeckte, welche aus einem Menschenschädel zugerichtet worden war, [1]) hat man diesen merkwürdigen menschlichen Geräthen mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und seither auch mehrere ähnliche Schädelbecher aufgefunden, die ohne die Entdeckung Aebys wahrscheinlich noch längere Zeit der Wahrnehmung entgangen wären.

So berichtete Schaaffhausen bei der Versammlung der deutchen Anthropologen in München, [2]) also bald nach diesem Funde durch Aeby, von einer zweiten muthmasslich mit Feuerstein aus einem menschlichen Schädel gearbeiteten Trinkschale, welche bei dem Fundamentbau eines Hauses zu München gefunden wurde.

In einem höchst interessanten Artikel über die Sitte des Trinkens aus Schädelschalen, stellte Prof. Sepp eine Anzahl älterer und neuerer Nachrichten zusammen und machte uns mit der überraschenden Thatsache bekannt, dass die Sitte des Trinkens aus Heiligenschädeln noch heute zu Tage geübt wird.

Fast gleichzeitig brachte die in Wien erscheinende Zeitung „Die Presse" in ihrer Nummer vom 10. April 1875 Nachricht von einem ähnlichen, höchst interessanten Funde in folgenden Worten: „Man hat dieser Tage in Pompeji einen sehr bemerkenswerthen Fund gemacht, wie er bisher noch gar nicht vorgekommen ist. Es handelt sich um ein Trinkgefäss, so ziemlich von jener Gestalt, wie man sie schon oft ausgegraben hat, und namentlich ähnlich demjenigen,

---

[1]) Prof. Dr. Chr. Aeby, Ein merkwürdiger Fund. Corresp.-Blatt der deutschen anthrop. Gesellsch., 1874, Seite 96.

[2]) Die sechste allgem. Vers. der deutschen Ges. f. A., E. u. U. in München 1875, S. 67.

[3]) Prof. Dr. Sepp, der Schädelkult. Correspondenzblatt der deutsch. anthrop. Ges. 1875, Seite 43.

welches 1725 zu Novara gefunden wurde, aber aus ganz absonderlichem Stoffe. Es ist zwar bis jetzt noch nicht möglich gewesen, den groben Sand und die Lava ganz zu entfernen, welche das Innere des Bechers ausfüllen, da sie so fest mit demselben verwachsen sind, das die äusserste Behutsamkeit bei der Behandlnng nothwendig ist, allein trotzdem unterliegt es keinem Zweifel mehr, dass das Innere aus einem Menschenschädel besteht. Die äussere Wand ist aus Krystal gebildet und trägt eine reiche Zeichnung. Die Mitte derselben ziert die Inschrift: „Bibe, vivas multos annos," welche unterhalb in griechischen Lettern wiederholt ist." Da ich bis jetzt nichts weiter von diesem Funde vernahm, so weiss ich nicht, in wie weit derselbe Bestätigung findet.

Zweck dieser kurzen Mittheilung ist aber, auf einen neuesten derartigen Fund aufmerksam zu machen, der für uns um so interessanter ist, als er auf heimischem Boden gemacht wurde. Zufolge einer freundlichen Mittheilung fand Dr. Wankel in seiner eigenen Sammlung, deren unerschöpfte und sich stets mehrende Reichhaltigkeit bekannt ist, eine solche aus einem menschlichen Schädel gearbeitete Trinkschale, welche aus der Opferstätte in der Byčiscala-Höhle stammt. Dr. Wankel war das Cranium wohl längst aufgefallen, doch hatte er demselben bei der grossen Zahl vollständiger Schädel aus diesem Fundorte, die ihn vollauf beschäftigten, keine weitere Beachtung geschenkt. Erst durch die Arbeit Sepps aufmerksam gemacht, unterzog Dr. Wankel dasselbe einer genaueren Untersuchung und constatirte, dass es eine zugearbeitete Trinkschale ist. Der Schnitt geht vollkommen horizontal durch das Siebbein und die Augenhöhlen rings um den Schädel; an der rechten und hinteren Seite ist noch die alte gerade Schnittfläche zu sehen. Diese Schädelschale lag mitten in einem Haufen von ganzen Gefässen und Gefässtrümmern, und bildet jetzt natürlich eine Zierde der Sammlung Wankels. Letzterer ist jetzt eifrig mit der wissenschaftlichen Bearbeitung seines grossartigen Fundes in der Byčiscala-Höhle beschäftigt und wird hierbei jedenfalls auch diesen interessanten Fund besprechen.

II.

Vorgeschichtliche Grabhügel bei Harth.

Am 3. April dieses Jahres wurde bei Harth (Pfarre Winklern, Bezirkshauptmannschaft Amstetten in Niederösterreich) durch den Besitzer des Grundes ein etwa 1 Meter hoher und 10 Meter im Durchmesser haltender Hügel abgegraben, wobei menschliche Knochen und Bronzegeräthe zum Vorschein kamen.

Der Conservator der kais. Central-Commission für Kunst und historische Denkmale, Professor Gottfried Friesz in Seitenstetten, welcher hievon Kenntniss erhielt, rettete durch sein geeignetes Einschreiten den ganzen Fund, der von besonderem Interesse ist, und wir sehen mit Begierde den weiteren Mittheilungen, namentlich über die höchst merkwürdigen Bronzegegenstände entgegen, welche sämmtlich in den Besitz des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes gelangten.

Die menschlichen Knochenreste scheinen im Gegensatze zu den gut erhaltenen Bronzesachen sehr gelitten zu haben und in ziemlich defectem Zustande zu sein. Nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Prof. Friesz bestehen dieselben aus: *a)* einem Fragmente einer Schädeldecke. Da die Nähte sehr

gezackt sind, dürfte sie von einem jungen Individuum herstammen; *b)* einem unteren Theile des Hinterhauptbeines mit dem Hinterhauptloche; *c)* einem Atlasse; *d)* einem Schlüsselbeine (klein); *e)* einem Stück eines zweiten Schlüsselbeines; *f)* mehreren Röhrenknochen: Oberschenkelknochen, Oberarmknochen, Speichen-Ellenknochen und Unterarmknochen (offenbar von mehreren Individuen herrührend); *g)* vom Becken: einem Stück Darmbeine mit der Pfanne, Stücke vom Becken selbst; *h)* oberen Theile eines Schulterblattes mit der Gelenksfläche, daran passen ein Gelenkskopf vom Oberarmknochen; *i)* einem Rückenwirbelknochen; *k)* mehreren Rippenknochen; *l)* mehreren Mittelhandknochen nebst einigen Phalangen; *m)* einem Mittelfussknochen; *n)* rechtem Unterkiefer mit mehreren Zähnen.

Was die Fundstätte anbelangt, so ist dieselbe ein Hügel, dessen Durchmesser beiläufig 10 Meter beträgt, während die Höhe einen Meter misst. Derselbe befindet sich nebst mehreren andern Hügeln, die gleiche Dimensionen zeigen, auf einem Ackerfelde, das sich in nordöstl. Richtung gegen das rechte Ufer der Ybbs erstreckt. Der Boden ist offenbar angeschwemmtes Land. Wie sich durch eindringliches Fragen ermitteln liess, lagen diese Ueberreste in keinem gemauerten oder sonst wie künstlich aufgeführtem Grabe, sondern erstreckten sich über eine Fläche von beiläufig 2 Meter Länge und 50 Centimeter Breite, und waren mit einer, einige Centimeter hohen, schwärzlich aussehenden Erdschichte bedeckt, die sich von der, die Aussenseite des Hügels bedeckenden Erdschichte bedeutend unterschied. Auch erzählte man, dass die Hügel mit grossen Sandsteinplatten umstellt waren, welche aber schon vor längerer Zeit von dem Besitzer ausgegraben und zum Bauen verwendet wurden. Doch glückte es Herrn Friesz einige derselben noch zu sehen. Sie sind unbehauen und von verschiedener Grösse und Form.

Dass auf diesem Felde eine vorgeschichtliche Grabstätte sich befindet, steht ausser allem Zweifel. Bei einer nochmals vorgenommenen genauen Durchwanderung dieser Ebene, die einst mit Wald bedeckt war, der vor nicht langer Zeit ausgerottet wurde, zählte Prof. Friesz noch mehrere Hügel, die offenbar Gräber sind und vielleicht eine Ausbeute gewähren dürften. Wir knüpfen hieran Wunsch und Bitte, dass unser Berichterstatter selbst recht bald an die Eröffnung dieser Hügel gehen und uns seinerzeit mit erfolgreichen Mittheilungen darüber erfreuen möge. Dr. **Much.**

Literaturbericht.

Eduard Freiherr von Sacken: „Der Pfahlbau im Laibacher Moore" in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Neue Folge, II. Band. Wien 1876.

Wohl selten hat ein wissenschaftlicher Fund so allgemeine Theilnahme erregt, als die Auffindung eines Pfahlbaues im Laibacher Moore. Fast alle Tagesblätter brachten Nachrichten über denselben und über den Fortgang von dessen Aufdeckung; Regierung und öffentliche Institute wetteiferten dieses Mal in der werkthätigen Unterstützung der zur vollständigen Untersuchung nöthigen Arbeiten; schon zwei Monate nach der Auffindung gelangten die zu Tage geförderten Reste bei der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Graz zur öffentlichen Ausstellung und Besprechung, und im Kreise der anthro-

pologischen Gesellschaft hatte der Director des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes, Freiherr von Sacken, die Güte, an einem der Vortragsabende des vergangenen Winters nach vorhergegangener persönlicher Anschauung in grossen Zügen ein klares Bild dieser alten interessanten Culturstätte zu geben. In eingehenderer Weise schildert der genannte Verfasser dieselbe in der oben, im II. Bande der Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale enthaltenen Abhandlung und da die Publicationen der anthropologischen Gesellschaft in Wien alles vereiniget enthalten, was bis jetzt in Bezug auf Pfahlbauten Oesterreichs geforscht und veröffentlicht worden ist, so glaube ich eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich das Wesentlichste aus dieser Abhandlung wiedergebe, und so eine im Versäumungsfalle gewiss unangenehm bemerkte Lücke in unseren Mittheilungen ausfülle.

Der südlich von Laibach gelegene 2 bis 3 Quadratmyriameter grosse Moor stellt nach genauen wissenschaftlichen Untersuchungen ein allerdings seichtes Seebecken dar, das wiederholt ausgetrocknet und wieder überfluthet wurde, bis endlich die Torfbildung begann, die schon vor der Zeit der Römerherrschaft eingetreten sein musste.

Vor etwa 45 Jahren wurde die Trockenlegung des Moores begonnen, die indess, wie die völlige Ueberfluthung im Frühlinge dieses Jahres gezeigt hat, gegen alle Naturereignisse noch nicht völlig gesichert ist.

Nachdem schon früher einzelne Artefacte, bei Moosthal sogar auch zwei, wahrscheinlich zu den Pfahlbauten in Beziehung stehende Boote (Einbäume) gefunden worden waren, ohne dass diese Funde damals schon auf den Gedanken an Pfahlbauten leiteten, war es dem intelligenten Grundbesitzer Martin Peruzzi, vorbehalten, die Bedeutung neuerlicher Funde von Holz, Kohlen, Pflanzenstoffen, Thierknochen, endlich von Topfscherben und bearbeiteten Hirschhornstücken zu würdigen, worauf der Custos des Laibacher Landes-Museums, Dr. Carl Deschmann, mit Energie und Umsicht den ganzen Pfahlbau in einer Länge von circa 100 Metern und einer Breite von 26 Metern binnen kaum 3 Monaten in erfolgreichster Weise aufdeckte.

Die Stelle selbst befindet sich am südlichen Rande des Moores, bei Brunndorf, 500 Meter, also eine auffallend grosse Strecke[1]) vom noch erkennbaren, alten Seeufer entfernt.

Die Pfähle, meist von Espen, Pappeln und Ulmen, seltener von Fichten, stehen sehr dicht, sind unten nicht angebrannt, sondern stumpf zugespizt, und, wie in den Pfahlbauten der oberösterreichischen Seen, nur so weit sie im Lehmgrunde stecken, erhalten, doch so weich, dass sie mit der Schaufel leicht durchstochen werden. Zwischen ihnen lagerten die Reste der Ansiedelung: Artefacte, Thierknochen, Haselnussschalen und Sämereien, aus der Entfernung herbeigeholte Steine, Holzreste und Kohlen.

Auffallend ist bei den Artefacten das Ueberwiegen der Geräthe aus Hirschhorn und Knochen gegen jene aus Stein, doch möchte dieser Umstand durch das freiwillige Verlassen der Ansiedelung zu erklären sein, indem man vorerst schon die schwer zu erzeugenden Steingeräthe, wenn sie in das Wasser fielen, herauf-

[1]) Nach dieser Entfernung war der Pfahlbau augenscheinlich nicht auf Stegen, sondern nur auf Schiffen erreichbar.

zuholen sich bemühte, beim Abzuge aber mitnahm, während man die leicht herstellbaren Werkzeuge aus Knochen und Horn, namentlich, wenn sie bereits abgenützt waren, weniger achtete. Von Hämmern aus Hirschgeweih, mit einem senkrecht zur Längenachse gebohrtem Loche, wurden über 150 Stücke gefunden. Ihre Gestalt ist auch von anderen Fundorten her bekannt, ihr Gebrauch noch zweifelhaft [1]).

Ausser diesen hammerartigen Fundstücken, ergaben sich aus Knochen gefertigte Pfriemen und Spateln in grosser Zahl und verschiedener Form. Sie sind mehr oder weniger sorgfältig gearbeitet, zum Theile mit Einschnitten oder Löchern versehen und dienten bei der Erzeugung der Thongefässe, bei der Anfertigung von Kleidungsstücken, worauf die oft sehr feinen Nähnadeln hinweisen, und zu anderen Zwecken. Daneben kommen auch Stücke von nicht völlig sicherem Gebrauche vor, wie bearbeitete Geweihsprossen, Kieferstücke, Schneidewerkzeuge aus Eberzähnen, fischangelähnliche Geräthe, in denen man Gewandhaken vermuthet, und Röhrenknochen, „an deren Rändern man deutlich Spuren bemerkt, dass Schnüre hindurchliefen, welche durch vielfaches Wetzen viele ungleich tiefe Rinnen hervorbrachten." [2])

Von Steingeräthen wurde, wie bemerkt, nur wenig gefunden, und zwar ein Beil, vier gebohrte Hämmer und fünf Feuersteingeräthe. Doch beweisen zahlreiche Feuersteinsplitter, Schleifsteine und Wetzsteine, dass die Bewohner dieses Pfahlbaues Steinwerkzeuge in grösserer Zahl besassen und selbst erzeugt haben.

Von Wichtigkeit ist der Fund von fünf, unzweifelhaft der Pfahlbauschichte angehörigen Gegenständen aus Bronze, und zwar eines kurzen, schilfblattförmigen Schwertes, zweier Nadeln und zweier Messer.

In besonderer Weise zeichneten sich die Bewohner dieses Pfahlbaues durch die Vollendung ihrer Thongefässe aus: „aus freier Hand, ohne Anwendung der Töpferscheibe, die damals in dieser Gegend wohl unbekannt war, zeigen sie eine Mannigfaltigkeit der Formen, eine Gleichheit in der Ausarbeitung der dünnen Wandungen, die Erstaunen erregen." Dabei bezeugen die „mannigfaltigen, zum Theile edlen Formen eine grosse Geschicklichkeit" und die Ornamentik der Gefässe eine merkwürdige Ausbildung, die aus Linien und Punkten bestehend, bald Bänder aus Strichreihen mit Punkten oder Spitzen verbrämt, bald rad- oder rautenförmige Figuren, bald Vierecke oder Kreise, in welche Kreuze ein-

[1]) Anderweitige derartige Fundstücke, wie zu Stillfried an der March, scheinen darauf hinzudeuten, dass sie vielleicht doch nichts anderes gewesen sind, als Stockgriffe, die grösseren etwa Waffen.

[2]) Ganz ähnliche Geräthe fand Referent sowohl im Pfahlbau im Mondsee, als in der Ansiedelung bei Stillfried (Mitth. der anthrop. Gesellsch., V. Band, S. 8, 4 und Fig. 32). Da die durch die Schnur eingeschnittene Rinne nicht in sich zurückkehrt, so ist es zweifellos, dass nicht das Knochenstück sich gedreht hat, sondern, wie es Freiherr von Sacken auch ausspricht, dass nur die Schnur gelaufen ist und sich dadurch eingeschnitten hat; es ist somit wahrscheinlich, dass diese Knochengeräthe nicht zur Bohrung von Steinhämmern, sondern eher zur Erzeugung von Schnüren und zu ähnlichen Zwecken gedient haben, und es weiset daher der Verfasser mit vollem Rechte darauf hin, dass dieselben an die slovenischen Garnwinden erinnern.

gezeichnet sind, darstellen, und zwar in einer Mannigfaltigkeit der Combination voll Phantasie und Geschmack, dass man behaupten darf, „dass keine bisher bekannte Stelle von Stein- und Knochenwerkzeugen so feine und so zart verzierte Gefässe lieferte, die einen so entwickelten Formensinn bekunden, wie der Laibacher Pfahlbau."

Form und Grösse der Gefässe wechseln wie an anderen Orten nach ihrer Bestimmung.

Von Gegenständen aus Thon sind noch zu nennen: Löffel, Netzgewichte oder Spinnwirtel, und Perlen zu Schmuck, wozu nebstbei auch durchbohrte Thierzähne dienten.

Aus den Kröpfen von Eichen fertigte man Schalen und Löffel. Ausserdem fanden sich Buchenschwämme, eine grosse Zahl aus weiter Ferne herbeigeholter Steine, wohl Herdsteine, und estrichartige Lehmstücke.

Schnüre und Gewebe aus Hanf fehlen gänzlich, wohl darum, weil die Ansiedelung nicht durch Feuer zu Grunde gegangen, und desshalb auch keine derartigen Erzeugnisse in verkohltem Zustande sich erhalten konnten. Auf die Kenntniss des Spinnens und Webens dürften die Spinnwirtel und die erwähnten Knochenstücke mit den durch Schnüre hervorgebrachten Einschnitten deuten.

Eine andere Seite des Culturzustandes der Bewohner dieses Pfahlbaues erschliesst sich aus den Resten ihrer Mahlzeiten. Die Masse der Thierknochen ist eine sehr grosse, sie sind fast ausnahmslos des Markes wegen gespalten. Die meisten Knochen lieferte der Edelhirsch, neben dem vielleicht auch Elch und Riesenhirsch vorkommen. Von Jagdthieren reiht sich zunächst das Wildschwein an, worunter vielleicht auch das Torfschwein. Bos primigenius scheint nicht selten gewesen zu sein, ebenso Bär und Dachs, seltener Reh und Wolf; von besonderem Interesse sind die Reste des Bibers, über dessen Vorkommen in Krain keine historischen Nachrichten bekannt sind. Von wilden Thieren findet sich noch die Haselmaus, von der auch einzelne Haselnüsse die Spuren der Benagung zeigen. [1])

Der Antheil der Knochen von Hausthieren ist nicht unbedeutend; die Fleischnahrung wurde also nicht mehr so überwiegend durch die Jagd beschafft. In namhafter Zahl kommen Ziege und Schaf vor, auf deren Haltung als Hausthiere der vorgefundene Dünger hinweist, [2]) auch das Rind dürfte nachzuweisen sein; zweifellos ist der Hund, der stete Begleiter des Menschen.

Vogelreste fanden sich wenige, dagegen massenhafte Fischreste, deren einzelne auf riesige Exemplare von Hechten, Karpfen und auf Welse deuten.

Von Pflanzenresten zeigten sich Kornelkirsche, Himbeer, Weissdorn und Wassernuss (trapa natans), deren Kerne wahrscheinlich als Nahrung dienten. Merkwürdig ist, dass diese Pflanze in Krain nicht mehr vorkommt. [3])

---

[1]) Darnach dürfte meine Ansicht, dass diese Benagung der Haselnüsse im Pfahlbau des Mondsees durch Eichhörnchen geschehen sei (Mitth. der anthrop. Gesellsch., IV. Band, S. 306), zu berichtigen sein.

[2]) Ebenso im Mondsee.

[3]) Es wiederholt sich hier dieselbe Erscheinung, wie in der Schweiz; auch dort gehört die Wassernuss zu den auffallendsten Fruchtformen der Pfahlbauten, in Robenhausen und Moosseedorf muss sie häufig gewesen sein; sie ist aber auch in jenen Gegenden ganz verschwunden, indem sie nur noch in einem kleinen Teiche bei St. Urban (Canton Luzern) getroffen wird. Trapa natans

Vergebens hat man indess nach Spuren von Getreide gesucht, selbst Spelzen und Hülsen fanden sich nicht, so dass anzunehmen ist, dass die mehrfach vorkommenden Mahlsteine zum Mahlen der Wassernuss gedient haben.

Von menschlichen Gebeinen wurde nur ein Unterkiefer gefunden.

Der Charakter des Pfahlbaues im Laibacher Moore stimmt mit den zahlreichen, in den Seen der Ostschweiz, im Boden-, Atter- und Mondsee überein, bei denen jedoch die Steingeräthe vorwiegen, am meisten mit den Pfahlbaufunden auf der Roseninsel im Starnberger See. Doch ergaben sich im Laibacher Moore manche interessante Einzelheiten; hervorragend über alle ist er durch die Vollendung seiner Thongefässe.

Rücksichtlich der Zeit, welcher der Pfahlbau angehörte, lässt sich nur sagen, dass er durch eine längere Periode bestanden haben musste, und bis in den Beginn jener Zeit hereinragte, der man Schwerter und Nadeln aus Bronze zuschreibt, nämlich bis der etruskische Handel auch in unsere Länder seine Wege fand.

Ohne Zweifel ist der Pfahlbau bei Brunndorf nicht der einzige im Laibacher Moore, schon die Funde bei Moosthal weisen auf den Bestand anderer hin. Aber auch die Höhlen Krains mögen reiche, archäologische Schätze aller vorgeschichtlichen Perioden bergen, und nachdem Herr Custos, Dr. Deschmann, im Laibacher Moore so glückliche Erfolge errungen, dürfen wir darin einen Sporn für weitere, ebenso glückliche Unternehmungen in Krain erkennen.

Dr. Much.

Vereinsnachrichten.

I.

Mittheilung in Betreff des Wiederbeginnes der Versammlungen.

Der Ausschuss der anthropologischen Gesellschaft hat in seiner Sitzung am 13. Juni d. J. beschlossen, im kommenden Herbste die Monatsversammlungen am Dienstag den 14. November d. J. wieder beginnen zu lassen und einem mehrfach ausgesprochenen Wunsche zufolge, und um einer grösseren Zahl von Mitgliedern die Theilnahme zu ermöglichen, die Stunde der Versammlung **von 6 Uhr Abends auf 7 Uhr Abends** zu verlegen.

II.

Eingelangte Druckschriften,

vorgelegt in der Monatsversammlung der anthropologischen Gesellschaft am 13. Juni 1876.

Ouvaroff, A. Étude sur les peuples primitivs de la Russie. Les Meriens. St. Petersbourg 1875, sammt Atlas.

Fünfter Bericht der Naturwissensch. Gesellschaft in Chemnitz. (Jänner 1873—December 1874.) Chemnitz 1875.

Sitzungsberichte der math.-naturwissensch. Classe der Akademie der Wissenschaften in München 1875. III. Heft. München 1875.

---

kommt an einzelnen Stellen der March vor, und deren Frucht wird von den das östliche Ufer bewohnenden Slovaken gegessen.

Verhandlungen der physical.-medicinischen Gesellschaft in Würzburg. IX. Bd. 1. und 2. Heft. Würzburg 1875.

Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Neue Folge. III. Bd. 4. Heft. Danzig 1875.

Kramer Frz. Phanerogam. Flora von Chemnitz und Umgebung. Chemnitz 1875.

Verhandlungen der k. k. geolog. Reichsanstalt. Nr. 5, 7, 8. 1876.

Bone, Dr. Carl. Das Plateau von Ferschweiler bei Echternach. Trier 1876.

Leopoldina. Amtliches Organ der leopold.-carolinischen Akademie. XII. Heft. Nr. 7, 8. 1876.

Hurtt, Ch. Fr. Amazonian Tartoise Myths. Rio de Janeiro 1875.

Mittheilungen aus dem Jahrbuche der ungarisch-geologischen Anstalt. IV. Bd. 1. Heft und 2. Heft. Budapest 1875.

Procedings of the Asiatic Society of Bengal. Nr. IX, X. 1875. Calcutta 1875.

Journal of the Asiatic Society of Bengal. The natur. hist. secret. XLIV. Bd. Nr. 2, 3. Calcutta 1875.

Journal of the Asiatic Society of Bengal. The philolog. secret. XLIV. Bd. part. I. Nr. III. u. XLV. Bd. part. I. Nr. IV. Calcutta 1875.

Bulletin de la Société imperiale des naturalistes de Moscou 1875. Nr. 4. Moskau 1876.

III.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat Jena als Ort der diesjährigen (VII.) allgemeinen Versammlung gewählt und für dieselbe den 9., 10. und 11. August bestimmt.

Als Gegenstände der Verhandlungen erscheinen ausser dem Jahresberichte des Generalsecretärs dem Rechenschaftsberichte und der sonstigen geschäftlichen Angelegenheiten notirt:

1. Die Berichterstattungen über die statistischen Erhebungen bezüglich der Farbe der Augen, der Haare und der Haut (Herr Virchow); über die Herstellung einer prähistorischen Karte (Herr Fraas); über die Statistik der Schädelformen in Deutschland (Schaaffhausen).

2. Mittheilungen über das prähistorische Thüringen von Professor Dr. Klopfleisch.

3. Vorträge über die Keltenfrage, an denen sich Dr. Riecke, Dr. Mehlis und Prof. Dr. Sievers betheiligen werden. Die übrige Zeit werden etwaige wissenschaftliche Vorträge einzelner Theilnehmer, der Besuch der Sammlungen Jenas und ein archäologischer Ausflug und Ausgrabungen in der weiteren Umgegend von Jena unter Führung des Professors Klopfleisch ausfüllen.

Die Anmeldungen zur Theilnahme an der Versammlung werden von dem Geschäftsführer derselben, Professor Dr. Klopfleisch in Jena, entgegen genommen.

IV.

Der VIII. internationale Congress für Anthropologie und vorgeschichtliche Archeologie wird im heurigen Jahre zu Budapest tagen, und am Montag den 4. September beginnen und bis zum 11. September dauern.

Bei den Verhandlungen des Congresses werden folgende Fragen zur Besprechung kommen:

I. Welches sind die ältesten Spuren der Existenz des Menschen in Ungarn?

II. In welcher Weise stellt sich das Zeitalter der geschliffenen Steine in den Morgenländern Europas dar?

III. In welcher Weise kennzeichnet sich das Zeitalter der Bronze in denselben Ländern?

IV. Kann man auch ein Zeitalter des Kupfers annehmen, und welches sind die charakteristischen Formen der bis jetzt gefundenen Gegenstände aus Kupfer?

In welcher Beziehung stehen die Gegenstände aus Kupfer zu jenen der Bronze in Europa?

V. Auf welche Art kennzeichnet sich das Zeitalter des Eisens in den Morgenländern Europas?

VI. In welchem Verhältnisse zeigen sich die Tumuli, Gräber (fossés) und die vorgeschichtlichen Befestigungen in Ungarn zu denen anderer Länder Europas?

VII. Kann man die Handels-Wege feststellen, auf welchen im Alterthume der Bernstein in die Morgenländer Europas gelangte?

VIII. Welches sind die unterscheidenden Merkmale der Ornamente an den vorgeschichtlichen, in Ungarn gefundenen Gegenständen?

IX. Welches sind die anatomischen und ethnischen Merkmale der in Ungarn gefundenen Schädel?

Ausser dieser reichlichen und jedenfalls anregenden Arbeit, die dem Congresse zu bewältigen vorliegt, steht demselben noch der Besuch der Tumuli bei Érd, genannt centum colles, und nach dem officiellen Schlusse jener der grossen Ringwälle (Avarenringe) bei Bény, sowie anderer vorgeschichtlicher Oertlichkeiten in der Umgebung von Budapest bevor.

Die Anmeldungen zur Theilnahme an den internationalen anthropologischen Congresse erfolgen bei dem Secretär desselben, Professor F. F. Romer, Nationalmuseum, in Budapest; in Wien nimmt auch die Buchhandlung von M. Gerold Theilnehmer-Beiträge entgegen.

Das Museum der anthropologischen Gesellschaft befindet sich IX. Währingerstrasse 1 (alte Gewehrfabrik), neben dem Hörsaale des Professors Seligmann, und ist jeden Samstag von 11—1 Uhr Mittags geöffnet.

Die Bibliothek ist im selben Gebäude, und der Bibliothekar, Herr Dr. J. E. Polak, Salzgries 33, ist erbötig, Auskünfte zu ertheilen.

Fachgenossen, welche über einschlägige Gegenstände einen Vortrag zu halten oder diesbezügliche Aufsätze in den Mittheilungen der Gesellschaft zu veröffentlichen wünschen, werden gebeten, sich dieserwegen an den ersten Secretär, Dr. M. Much, Josefsgasse 6, zu richten.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. Hauer, Hofrath Carl Langer, Dr. M. Much, Prof. Friedr. Müller, Dr. Wahrmann, Prof. Joh. Woldřich.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

VI. Band. Ausgegeben den 20. October 1876. Nr. 5.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

RADCLIFFE LIBRARY UNIVERSITY 22 NOV 76 MUSEUM OXFORD

Inhalt: Ein erratischer Granitblock mit phönizischer Inschrift bei Smolensk in Russland gefunden von **Dr. Heinrich Wankel.** — Mittheilungen aus dem Museum der Gesellschaft. Von **F. von Luschan.** — Kleinere Mittheilungen. — Personal-Nachricht.

Ein erratischer Granitblock mit phönizischer Inschrift bei Smolensk in Russland gefunden

von **Dr. Heinrich Wankel.**

Während des archäolog. Congresses von Kiev im Jahre 1874 hatte Fürst Alexis Michalovič Dondukov Korsakov aus Smolensk mich freundlichst eingeladen, bei ihm in Smolensk vorzusprechen, um einen Stein mit einer unbekannten Schrift, der auf seinem in der Nähe gelegenen Gute gefunden wurde, zu besehen; ich unterliess es daher nicht, bei meiner Rückreise von Moskau, den Fürsten zu besuchen und den mittlerweile nach der Stadt gebrachten Stein in Augenschein zu nehmen. Leider traf ich den Fürsten, der durch acht Tage mich erwartet hatte, nicht mehr zu Hause, da er Tags zuvor in wichtigen Angelegenheiten abzureisen gezwungen war. Ich verfertigte eine Copie der Inschrift, welche ich später mit den Copien des Fürsten, der nicht nur ein Liebhaber, sondern auch Kenner der Archäologie ist, austauschte, wobei es sich zeigte, dass beide Copien, bis auf kleine Abweichungen vollkommen übereinstimmten. Vom Fürsten selbst erhielt ich nachstehende Daten:

Im Jahre 1873 wollten die Einwohner des im Mohilever Gouv. gelegenen Dorfes Romanov eine Kirche bauen und suchten zu diesem Zwecke in der sehr steinarmen Gegend weit und breit nach Steinen. So kamen sie auch zu dem nahe gelegenen Dorfe Pneyiše, wo sie in einem Jungwald an dem Bache Ljubosviža, der zum Flussgebiete des Dnjeper gehört, einen 30 Meter langen, 15 Meter breiten und

ebenso hohen Hügel fanden, der mit Rasen und Bäumen bedeckt, aus ziemlich grossen Steinen bestand und auf dessen Spitze ein grosser, beiläufig 500 Kilo schwerer Granitblock von pyramidenförmiger Gestalt lag, welcher auf den zwei nach aufwärts gekehrten breiten Flächen deutlich eingehauene Schriftzeichen wahrnehmen liess. Dieser Stein wurde auf Befehl des Fürsten in dessen Haus nach Smolensk gebracht, und von den übrigen Steinen 2000 Pud nach Romanov geführt, um da zum Baue der Kirche verwendet zu werden. Bemerkenswerth ist, dass in der Umgebung von Pneviše keine Steine auf den Feldern zu finden sind, während in dem viele Werst östlich gelegenen Kladnoviše (Ort des Schatzes) sehr viele grosse Steine zerstreut herumliegen.

Der Stein, den ich in Smolensk beim Fürsten sah, ist ein erratischer Block von rothgeflecktem, norwegischen Granit mit centimeterlangen Feldspathkrystallen durchsetzt, sehr grobkörnig, unbehauen, mit stark abgerundeten Rändern, von niedrig breiter pyramidenfömiger Gestalt. Seine Länge beträgt nicht ganz einen, seine Breite und Höhe zwei Drittel Meter. Die Flächen sind uneben. nicht behauen und zeigen ihre natürliche abgeschobene Oberfläche; sie scheinen durch Verwitterung nicht allzusehr gelitten zu haben. Während die Basis, d. h. die untere Seite der Pyramide verhältnissmässig breit ist, sind die zwei oberen Flächen schmäler, stossen unter einem ziemlich stumpfen Winkel aneinander und bilden da eine sehr abgerundete Kante. Diese zwei Flächen nun sind mit zahlreichenBuchstaben bedeckt, deren Form sich nur mit der grössten Sorgfalt und Aufmerksamkeit von der unebenen durch kleine Klüfte zerrissenen Oberfläche unterscheiden lässt. Durch wiederholtes Benetzen mit Wasser und versuchten Abklatsch ist es mir gelungen ein der Wahrheit sehr nahes Bild zu erlangen, von welchem Fürst Dondukov äusserte, dass es mit dem seiner Aufnahme und den seiner Freunde fast gänzlich übereinstimmt.

Die einzelnen Buchstaben sind 130—140 Millimeter lang, 6 Millimeter breit und 4—5 tief, gleichmässig halbrund und rinnenartig ausgehöhlt, sie sind in Abständen von 50—80 Millimeter von einander entfernt, auf der einen Seite in einer fortlaufenden Reihe, auf der andern aber unregelmässig zerstreut auf der Oberfläche angebracht, einige sehen durch ihre geraden Linien Runenstäben ähnlich, andere aber weichen durch ihre gerundeten Formen wesentlich von diesen ab. Ich unterliess es nicht die Zeichnungen von dieser Schrift, wie ich sie aufgefasst habe, anerkannten Runen-

forschern zu übersenden, und erhielt die Bestätigung, dass diese Schriftzeichen nicht im Entferntesten mit Runen zu vergleichen sind. Dr. Bendixen aus Bergen erklärte sie geradezu für eine Schrift mit entschieden asiatischem Charakter.

Wiederholte Anfragen an verschiedene anerkannte gelehrte Palaeographen führten zu keinem weiteren Resultat, bis endlich Herr Dr. Alois Müller, Bibliothekar zu Olmütz, die Schrift durch Zufall gewahr wurde und sie augenblicklich für phönizisch erklärte und selbst auch sogleich das Wort Baal zu lesen im Stande war, was auch Herr Professor Friedrich Müller in Wien bestätigte.

Dr. Alois Müller unterzog die Schriften einer genauen Untersuchung und einem sorgfältigen Studium und ihm, dem gewiegten Semitologen, ist es gelungen, die eine Schrift, zur Ehre österreichischer Wissenschaft, zu lesen und ein Factum sicher zu stellen, das für die Wissenschaft nicht nur sehr interessant, sondern auch weittragend ist.

Ich führe in nachstehenden Zeilen das Resultat seiner Untersuchung, wie es mir mitgetheilt wurde, wörtlich an:

„Vor Allem fällt an den Inschriften die gegenseitige Stellung der Zeichen auf; die kleinere zeigt hierin eine gewisse Regelmässigkeit, die in der grösseren gänzlich fehlt. Das wirre Durcheinander der Zeichen in dieser möchte ich aber durch die Beschaffenheit der bezüglichen Steinoberfläche nicht erklären, sondern eher vermuthen, dass hier Schriftzeichen von zwei verschiedenen Völkern vorliegen, da sich schon aus graphischen Gründen nicht gut annehmen lässt, dass ein und dasselbe Volk auf einem und demselben Steine seine Schriftzüge theils in einer gewissen Symmetrie, theils in einer totalen Planlosigkeit angebracht hätte. Bezüglich des Charakters der Zeichen bemerke ich, dass der der kleineren Inschrift entschieden an den der phönizischen Buchstaben erinnert und dem Fachmanne auch unschwer als solcher erscheint. Namentlich fällt die Buchstabengruppe: בעל (5. 4. 3. Baal) sofort in die Augen, und sind auch die Buchstaben (1) ח, (2) כ, (6) א, (7) ו, (8) כ, (9) ר, (10) ת, (11) נ (?, wahrscheinlich fehlt auf dem oberen Striche der Ansatz links), (12) ו dem mit der semitischen Schrift Vertrauten erkennbar. Wir hätten demnach die Buchstabengruppe:

חכבעלאוכרתנו

welche ich lese „Denkstein (oder Grenze) des Baal. Hier haben wir's eingemeisselt."

„Dass die Phönizier die Verbindung Südrusslands mit dem baltischen Meere gekannt haben, ja sogar wahrscheinlich die Handelsstrasse zu Wasser den Dnjeper entlang benützten, würde durch diese Inschrift an Bestätigung gewinnen.

„Welchem Volke die grössere Inschrift angehört, darüber erlaube ich mir kein Urtheil. Doch für so undenkbar halte ich es nicht, dass auf ein und demselben Steine Inschriften zweier verschiedener, vielleicht verwandter Völker vorkommen. Welches früher, welches später sich verewigt hat, dies zu untersuchen, sowie die Lesung der zweiten Schrift, überlasse ich anderen."

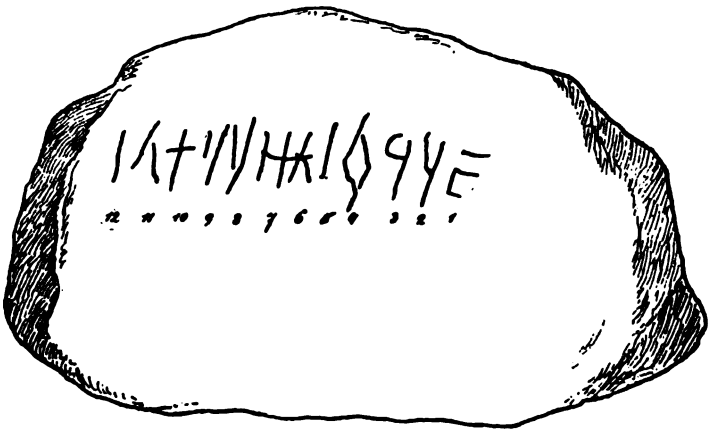
So weit Herr Dr. Alois Müller!

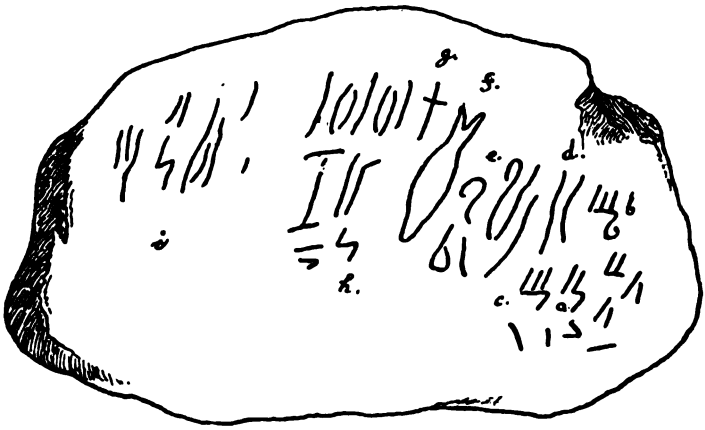
Wir können dem noch hinzufügen, dass, wenn auch die zweite Schrift bisher nicht gelesen werden konnte, so doch viele Zeichen derselben auf phönizischen Ursprung zurückgeführt werden können, wie auch Dr. Müller zugestand, und die Undeutlichkeit mancher, in der mangelhaften und schwierigen Auffassung ihrer Form oder in der Veränderung, welche die Oberfläche des Steines mit der Zeit erlitten hat, ihren Grund haben mag.

So kann der Buchstabe a und b als מ (Mem) der Buchstabe e als ס (Samech) d als ז (Sajin) e als ב oder ר (Bet oder Resch) f als ע (Ajin) g als ת (Thav) h und i als נ (Nun) u. s. w. erkannt werden. Es unterliegt daher keinem Zweifel, dass auch diese grössere Inschrift, wenn nicht selbst phönizisch, doch mit demselben sehr verwandt ist.

Es ist gewiss, dass dieser Steinhügel, in welchem weder Spuren einer Grabstätte noch sonst Kunstgegenstände vorgefunden wurden, ein Kairn gewesen ist und zwar ein aus Steinen erbauter Hügel, der als solcher entweder als Gedächtnisshügel oder als Grenze oder Marke gedient haben mochte. Er scheint aus den in der Gegend herumgelegenen Steinen aufgebaut worden zu sein, von denen der grösste und geeigneteste mit einer Inschrift versehen und auf die Spitze der Pyramide gelegt worden ist. Solche Steinpyramiden als Denksteine überhaupt sind den Phöniziern eigen gewesen, sie liebten es, durch Gedenksteine sich zu verewigen und ihre Ausbreitung und Ansiedelungen kennen wir grösstentheils aus diesen Denkmalen.

Ein solches Denkmal mit Inschrift stellt der bei Smolensk einige Werst von Dnjeper entfernt, nicht weit von der Wasserscheide, welche den Dnjeper von der Düna trennt, gefundene Stein dar, das unwiderlegbar die Anwesenheit der Phönizier an Ort und Stelle constatirt, es müsste denn aus unbegründeter Skeptik geläugnet werden, was hoch-





Düna
Witebsk
Smolensk
Dnépr
Orša
Mohilew
Pronia

geachtete Männer und Fachgenossen bestätigen. Von einer Täuschung kann keine Rede sein, denn die Schrift, welche Fürst Dondukov, mehrere hochgestellte Herren und ich gesehen und copirt haben, welche Copien sämmtlich übereinstimmen, ist eine Thatsache, die nicht hinweggeläugnet werden und nöthigenfalls durch viele Zeugen bestätiget werden kann. Der Stein konnte auch seiner Grösse wegen nicht aus grosser Ferne hieher geschleppt worden sein, um hier aufgestellt zu werden.

Wenn auch Genthe [1]), der einen phönizischen Handel an der Südküste des schwarzen Meeres vor den Milesiern einräumt, den Handelsweg der Phönizier auf den Dnjeper aus dem Grunde geradezu abspricht, weil bisher aus den dortigen Gegenden keine phönizischen Funde bekannt sind, so ist diess noch immer kein Grund, diesen Handelsweg ganz abzuläugnen, da bisher ausschliesslich phönizische Gegenstände nicht hinreichend bekannt und Münzen aus Phönizien viel zu selten sind, überdiess es vollkommen zweifelhaft ist, ob die Münze, welche bei Uman im Kiever Gouv. gefunden wurde und sich jetzt im Museum zu Dorpat befindet, nicht etwa phönizisch ist; sie zeigt einen Kopf mit vorgestreckter Zunge und auf der Reversseite ein vierspeichiges Rad, was nach Nilson [2]) auf phönizischen Denkmälern und nach V. Simon [3]) als Emblem der Sonne und des zukünftigen Lebens auf phönizischen Münzen häufig vorkommen und auch nach L. Müller [4]) auf den ältesten Münzen Cyrenes und Barkas, ursprünglich phönizische Colonien, zu sehen sein soll. Uebrigens sind jene Gegenden noch zu wenig durchforscht und wenn auch Russland in dieser Richtung Unglaubliches leistet, die Funde für uns Westeuropäer noch viel zu neu und wenig bekannt.

Dass ferner die Phönizier nicht nur das südliche Ufer des schwarzen Meeres gekannt und beschifft haben, bestätigt Lucian [5]) in dem er sagt: „Sie — die Phönizier — befuhren nicht nur den Pontus bis zum See Maeotis und zum Bosporus (Kimmer. Bosp.), sondern schifften überall in Hellenischen und barbarischen Meeren. Jegliches Gestade, jegliche Küste durchsuchten sie Jahr für Jahr und kamen erst im Spätherbste in die Heimath zurück."

Von einen phönizischen Kaufmanne Hyblesius wird erzählt, dass ihm ein gewisser Antipater auf sein Schiff und dessen Fracht,

---

[1]) Correspond. Blatt d. d. G. für Anthr., Eth. etc. Aug. 1875, Nr. 8, p. 57—58.
[2]) S. Nilson die Ureinwohner des scand. Nordens 1866, p. 46.
[3]) V. Simon: Observat. sur les rouelles p. 2.
[4]) L. Müller. Numismatique I, p. 82.
[5]) Toxar. c. 4.

welche nach dem Pontus bestimmt war, eine Summe Geldes gegen Zinsen vorgeschossen habe [1]). Es ist hieraus zu vermuthen, dass es kein Wagniss war, in den Pontus zu fahren und ein geregelter sicherer Handel dort stattfand, sonst würde Antipater sein Kapital nicht riskirt haben. Nach Movers lassen sich die phönizischen Factoreien und Colonien bis in den See Maeotis verfolgen [2]). Lange vor der Zeit, als die Kimmerer vom Kimmerischen Bosporus und den nördlichen Ufern des Pontus nach den südlichen gedrängt wurden, lange vor der Besitznahme der verlassenen Colonien daselbst durch die Milesier, haben auch an der Nordküste zahlreiche nachweisbare karische Städte und Colonien existirt und da die Karier, als Transportschiffer, dem phönizischen Handel bei fast allen neuentstehenden Faktoreien zum Schutze folgten, selbst aber keinen Handel trieben, so lässt sich auch mit grosser Wahrscheinlichkeit behaupten, dass diese karischen Colonien auch phönizische Handelsplätze waren, die erst in Skythisch-Kimmerischen Kämpfen untergingen, da ihnen das Mutterland, durch Asyrien bedrängt, nicht im Stande war, den gehörigen Schutz zu gewähren. Es ist ferner kaum anzunehmen, dass die von den Assyriern innegehabte östliche Küste, welche schon der Sklaven und des Gold- und Silberreichthums aus den nahen Bergwerken wegen, eine der wichtigsten Handelsstätte des Orients war, nicht den Phöniziern offen gewesen wäre, die ihren wichtigsten und einträglichsten Handelsartikel, die Sklaven aus den kaukasischen Ländern holten, insbesondere schöne Frauen, wie noch heut zu Tage, fortgeführt, und um hohe Preise in aller Welt verkauft hatten. Movers [3]) führt ferner an, dass alljährlich zahlreiche phönizische Schiffe ausgerüstet wurden, um den Fischfang im Pontus bis zum Maeötischen See zu betreiben.

Nach der Argonauten- und Phineussage liess sich die Seestrasse von den Flussmündungen im Maeötis zu den Emporien der Nordküste und den grossen Flüssen des Pontus bis nach Salmydissus (?) an der thrazischen Küste verfolgen, wo überall phönizische und karische Ansiedelungen bestanden haben sollen. Eine Andeutung hierüber erhalten wir durch Ammian [4]), welcher am Ausflusse des Dnister oder Tyras, einen Ort Tyros als phönizische

[1]) Or. adv. Laorit. p. 932 sp.

[2]) Movers. Phönic. III. p. 29.

[3]) Movers Phönic. P. 2, p. 294.

[4]) Ammian. XXII. 8. 41. „civitas Tyros (Tyras) colonia Phoenicum, quam praestringit fluvius Tyras."

Handelscolonie bezeichnet, dem auch Movers vollkommen Glauben schenkt.

Noch mehr spricht für die sehr frühe Bekanntschaft der Phönizier mit dem nördlichen Pontus, der übereinstimmende Cult, der dem Handel folgte und sich weit ins Land hinein verbreitete. Nach Movers ist die Heiligkeit des Stieres und der Kuh in das Taurische Land durch phönizischen Handel gedrungen und hat in Chersonesus Wurzel gefasst. An den Moloch der Assyrier und den Baal der Phönizier erinnert Upis, die Sehende, die Geburten fördernde Artemis, Diana lucina, die Stiergöttin im Stierlande, die wandernde Astarte oder Anaitis, die Tanais oder Tanit der Phönizier, der sie als Mondgöttin, durch die ihr dargebrachten Menschenopfer, durch die Stierform oder als Europa auf dem Stiere reitend, gleich kömmt. Nach Apollodorus soll der mythische Gott Og, der in der Stadt der gehörnten Astarte wohnte, den gehörnten Sonnen-Baal und den assyrischen Moloch ersetzen. Die Sage von diesem Cult, im Skythenlande, so wie die von Achilles und Adonis drangen in den ältesten Zeiten noch vor der Milesischen Zeit, zu den Griechen und deuten darauf hin, dass er lange schon vor der Ankunft derselben dort eingewandert ist.

Nach dem Gesagten ist es anzunehmen, dass die Phönicier den nördlichen Pontus kannten, dass sie Handelscolonien dort gegründet hatten und mit den Völkern des Nordens verkehrten.

Ist dies nun der Fall gewesen, so mussten sie auch die Mündungen der grösseren Flüsse gekannt haben, und bei dem Charakter der Phönizier ist es zu vermuthen, dass sie selbst auf diesen Flüssen in das Land zu dringen versuchten. Der Stein von Smolensk gibt uns die Gewissheit hievon, er zeigt uns, dass sie bis zu dieser Stelle gelangt sind, ob sie noch den kurzen Weg bis zur Düna zurückgelegt haben und auf der Düna ins Baltische Meer gefahren sind, dies zu behaupten, fehlen uns alle Anhaltspunkte, jedoch ist es wahrscheinlich, dass sie, die als ausgezeichnete Astronomen, die geographische Lage von Massilia so genau bestimmen konnten, recht gut gewusst haben werden, auf welchem Punkt sie sich befanden und ihnen auch nicht die Wasserscheide zwischen Dnjeper und Düna entgangen sein dürfte. Sollten sie dies nicht benützt haben?

Ich überlasse der Zeit noch weitere Beweise und übergebe die zweite noch unentzifferte Inschrift den Fachgelehrten, vielleicht wird es Jemanden gelingen, noch weiteres Licht hinein zu bringen.

Mittheilungen aus dem Museum der Gesellschaft.

Von F. von Luschan.

Einleitendes.

Im Februar 1874 durch das wohlwollende Vertrauen der Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft zum Custos ihres Museums gewählt, begann ich sofort die Vorarbeitenf ür einen beschreibenden Katalog der vorhandenen Sammlungen. Ich ging dabei von der Anschauung aus, dass ein solcher Katalog nur dann sich über den Rang eines für wissenschaftliche Zwecke kaum brauchbaren Inventars erhebe, wenn er auch an und für sich verwendbar, und seine Lectüre auch für jene von Werth sei, denen die beschriebenen Sammlungen selbst nicht zugänglich sind. Das schien mir einerseits durch zweckmässige Anordnung des Stoffes und zahlreiche Abbildungen erreichbar, andererseits aber auch wesentlich von einer genügenden Menge des vorhandenen Materiales bedingt zu sein, und ich gelangte sehr bald zu der Einsicht, dass die Sammlungen der Gesellschaft noch so einseitig, noch so wenig abgerundet seien, dass der materielle Aufwand für die Herstellung eines illustrirten systematischen Kataloges in keinem günstigen Verhältnisse zu dessen innerem Werthe stehen würde.

Wir besitzen allerdings einzelne schöne Suiten von praehistorischen Funden, die als Glieder einer grossen Kette von besonderem Werth sein würden, bei dem Fehlen der Zwischenglieder aber viel von ihrer Bedeutung verlieren. Es liegt wol theilweise in der Natur der Sache, dass Sammlungen, welche wie die unseren grösstentheils nur durch Anhäufung von zufällig eingelaufenen Geschenken entstanden sind, des praehistorischen Vergleichsmateriales entbehren: solches wäre durch Kauf und Tausch von Originalen und Nachbildungen am Ende nicht unschwer zu erreichen; damit ist es aber bei weitem nicht abgethan: wie ich in meinem im März 1876 gelesenen Jahresbericht ausführlich auseinander gesetzt, ist die heutige Anthropologie auch auf recentes Vergleichsmateriale angewiesen, auf ethnographisches und vergleichend anatomisches. Ohne die Kenntniss von körperlichem Bau und geistiger Bildung, von Waffen und Geräthen, Sitten und Gebräuchen unserer primitiven Zeitgenossen wird uns die Naturgeschichte unserer Ahnen und unsere eigene immer ein Räthsel bleiben, ein gordischer Knoten, den die abstracte Archaeologie nie lösen, nur zerschneiden würde. Ethnographische und anatomische Sammlungen

aber sind nicht auf einmal zu erlangen, ihre Anlage erfordert Mittel, welche diejenigen, über die unsere Gesellschaft gegenwärtig verfügt, um ein vielfaches überschreiten und — lange Jahre obendrein.

Gleichwol glaubte ich das vorhandene, immerhin nicht ganz unbedeutende Material nicht brach liegen lassen zu dürfen, die Idee eines systematischen Kataloges musste ich freilich aufgeben, aber in loser Aneinanderreihung und ungebundener Folge gedenke ich in den nachstehenden Blättern einzelne Gruppen unserer Sammlung, interessante Specimina und wichtige neue Einläufe zu besprechen. Ich glaubte diesen Weg umso eher einschlagen zu sollen, als durch ihn die Möglichkeit geboten ist, in zweckmässiger Weise auch für die Zukunft vorzuarbeiten, in der die Wiener anthropologische Sammlung jene Abrundung erreicht haben wird, die einen systematischen Katalog dringend fordert; dieser wird, wesentlich mit Hilfe der den folgenden „Mittheilungen" schon jetzt beigegebenen Abbildungen, auf deren Herstellung die grösste Sorgfalt verwendet wird, das zu werden vielleicht im Stande sein — was jeder gute Katalog sein soll, ein Lehrbuch.

Nur in Bezug auf die im Folgenden angewandte Methode der Schädelmessung habe ich noch einige einleitende Worte vorauszusenden; die „Craniologen von Fach" sind nämlich in der letzten Zeit, Dank einigen internationalen und anderen Versammlungen glücklich bereits so weit angelangt, dass jeder Autor seine eigene Messmethode hat, und diese nicht nur — was ja selbstverständlich ist — für die alleinseligmachende erklärt, sondern von derselben auch behauptet, sie sei an diesem oder jenem Congress von sämmtlichen Anwesenden einstimmig gutgeheissen und zur ausschliesslichen Anwendung empfohlen worden. Aus diesem unerquicklichen Zustande, dessen Besserung von der nächsten Zukunft kaum zu erwarten ist, erwächst für den Autor die Nothwendigkeit bei jeder Publikation allgemeine Principien erörtern zu müssen, über die man unter anderen Umständen als selbstverständlich hinaus gehen würde. Man hatte in früherer Zeit vom menschlichen Schädel eine Unzahl Maasse genommen, und noch gegenwärtig gibt es Gelehrte, die einige hundert einzelne Messungen für unerlässlich halten, um zum Verständniss einer so complicirten geometrischen Figur gelangen zu können, als der Schädel darstellen solle.

Nun ist es nicht gerade undenkbar, dass uns im Laufe der Jahrtausende die darstellende Geometrie so sehr in Fleisch und Blut übergehen wird, dass wir dann nicht mehr die Photographie

unserer Freunde, sondern ihre mathematische Formel zur Erinnerung aufbewahren können. Vorläufig aber erscheint es der Mehrzahl der Craniologen doch zweckmässiger, sich guter Abbildungen zur Illustrirung ihrer Arbeiten zu bedienen, als endloser Zahlenreihen, und manche neuere Werke unterscheiden sich bereits sehr vortheilhaft von Logarithmenbüchern, denen gewisse ältere craniologische Schriften zum Verwechseln ähnlich sehen.

Ganz jedoch kann man der Messungen kaum entrathen, sie sind selbst für geübte Beobachter unerlässlich zur Controle des Augenmasses und geben — mit guten Abbildungen combinirt — wesentliche Anhaltspunkte für vergleichende Zwecke. Bei der Auswahl der zu nehmenden Maasse sollte man aber unterscheiden, ob man mit ihnen allgemeine Gesichtspunkte feststellen, oder aber ganz specielle Eigenthümlichkeiten ziffermässig nachweisen will; man wird im ersten Fall mit 10 oder 20 Maassen für den ganzen Schädel wol ausreichen, im zweiten mit der gleichen Anzahl von Messungen nicht einmal das Verhältniss der Nase zu den Augenhöhlen erschöpft haben. Solche specielle Untersuchungen sind ohne Zweifel manchmal von höchsten Werth, sie können und sollen aber unabhängig von einem nur die Cardinal-Fragen betreffenden allgemeinen Schema angestellt werden. Meinen eigenen Messungen habe ich nun ein solches zu Grunde gelegt, das sich an das von Barnard Davis aufgestellte anlehnt und die folgenden Punkte umfasst:

U. Der grösste Umfang des Schädels gemessen von der Glabella über den vorspringenden Theil des Hinterhauptes.

F. Der Umfang des Schädels in einer frontalen Ebene gemessen von der Spitze eines Warzen-Fortsatzes zu der des anderen.

S. Der sagittale Umfang des Hirnschädels von der Nasenwurzel bis zum hinteren Rande des foramen occipitale magmum; er zerfällt in die Länge des Stirnbeines, der Pfeilnaht und der Hinterhauptschuppe.

Basis Die Länge des Schädelgrundes von der Nasenwurzel bis zum vorderen Rande des grossen Hinterhauptsloches. Diese Linie bildet die Sehne eines Bogens, der sich von unserem sagitalen nur um die Länge des foramen magnum unterscheidet, ich schreibe daher ihr Maass aus mnemotechnischen Gründen unter die Ziffer für **S** und setze neben dasselbe die Ziffern für die wirklichen Sehnen der drei Bestandtheile des sagittalen Bo-

gens: für den Abstand zwischen Nasenwurzel und Mitte der Kronennaht, für die Entfernung zwischen Anfang und Ende der Pfeilnaht, und für die directe Länge der Hinterhauptschuppe.

L. Die grösste Länge des Schädels von der Nasenwurzel bis zum vorspringenden Theil des Hinterhauptes. Neben dieses Maass schreibe ich die Zahlen für die beiden anderen Hauptdimensionen des Schädels für

H. die grösste Höhe vom vorderen Rande des foramen magnum in frontaler Ebene zum Scheitel, und für

B. die grösste Breite wobei **Bp** oder **Bt** bedeutet, dass dieselbe zwischen die ossa parietalia oder temporalia fällt; an dieses wichtige Breitenmaass schliessen sich logisch

Bs. drei weitere Angaben an: **Bs** die kleinste, **BS** die grösste

BS. Breite der Stirne, die erstere gemessen zwischen den einander am nächsten liegenden Punkten der Liniae semicirculares, die andere gegeben durch die grösste Distanz zwischen den Schen-

Bh. keln der Kronennath — und **Bh** zwischen den Vereinigungspunkten des Hinterhauptes mit dem hinteren und unteren Winkel des Scheitelbeines, darstellend also die grösste Breite des hintersten Schädelknochens:

Vom Gesichtstheile des Schädels habe ich nur zwei Maasse verzeichnet:

Gh. die Gesichtshöhe, die man gemeinhin als Länge bezeichnet, von der Nasenwurzel zur Spitze des Kinnes, und

Gb. die Gesichtsbreite: zwischen den entferntesten Punkten der Jochbögen. Ausserdem berechne ich

BL. das Verhältniss der Breite wenn die Länge gleich 100 gesetzt ist und

HL. das entsprechende Verhältniss der Höhe zur Länge. Mit

I. bezeichne ich schliesslich den cubischen Inhalt in Centimetern, deren Zahl man am besten ermittelt, indem man reinen Wellsand aus dem Schädel in ein cubicirtes Gefäss giesst.

Barnard Davis bezeichnet einen vollständigen Schädel sammt Unterkiefer als Cranium, einen Schädel ohne Unterkiefer nennt er Calvarium und den Hirntheil des Schädels versteht er unter Calvaria; es scheint mir zweckmässig, diesen Ausdruck nur für Schädel anzuwenden, deren Basis noch erhalten ist und für das blosse Dach die Bezeichnung Calva zu wählen, die

noch dazu der classische Ausdruck für Schädeldach ist, während z. B. Cranium nach Busk erst 1380 „in barber surgeon's report of a case" vorkommt und zwar als „craneum", also vermuthlich als Uebersetzung von crâne. Calva hingegen kann sich rühmen, bereits von Livius [1]) gebraucht worden zu sein. In der Erzählung der Niederlage, die ein römisches Heer unter L. Posthumius von den Boiern erlitten hat, findet sich die auch sonst mehrfach interessante Stelle:

„Spolia corporis caputque ducis praecisum, ... , templo, quod sanctissimum est, aput eos intulêré: purgato inde capite ut mos iis est, calvam auro caelavere. Idque sacrum vas iis erat, quo solennibus libarent."

Die Zeichen ♀ und ♂ stehen für Schädel von weiblichen und männlichen Individuen und sind mit einem Fragezeichen versehen, wo subjective Angaben oder objective Merkmale zur Feststellung des Geschlechtes nicht ausreichten; denn bei dem heutigen Stande unseres Wissens über die charakteristischen Eigenschaften des weiblichen Craniums wird Jemand, der vieler Leute Schädel gesehen, zwar manchmal die Frage offen lassen müssen, dann aber auch nie einen Fehler zu begehen Gefahr laufen.

Weniger sicher lässt sich meistens das Lebensalter bestimmen; der muthmasslichen Zahl der Jahre wird daher ein c (circa) vorausgesetzt.

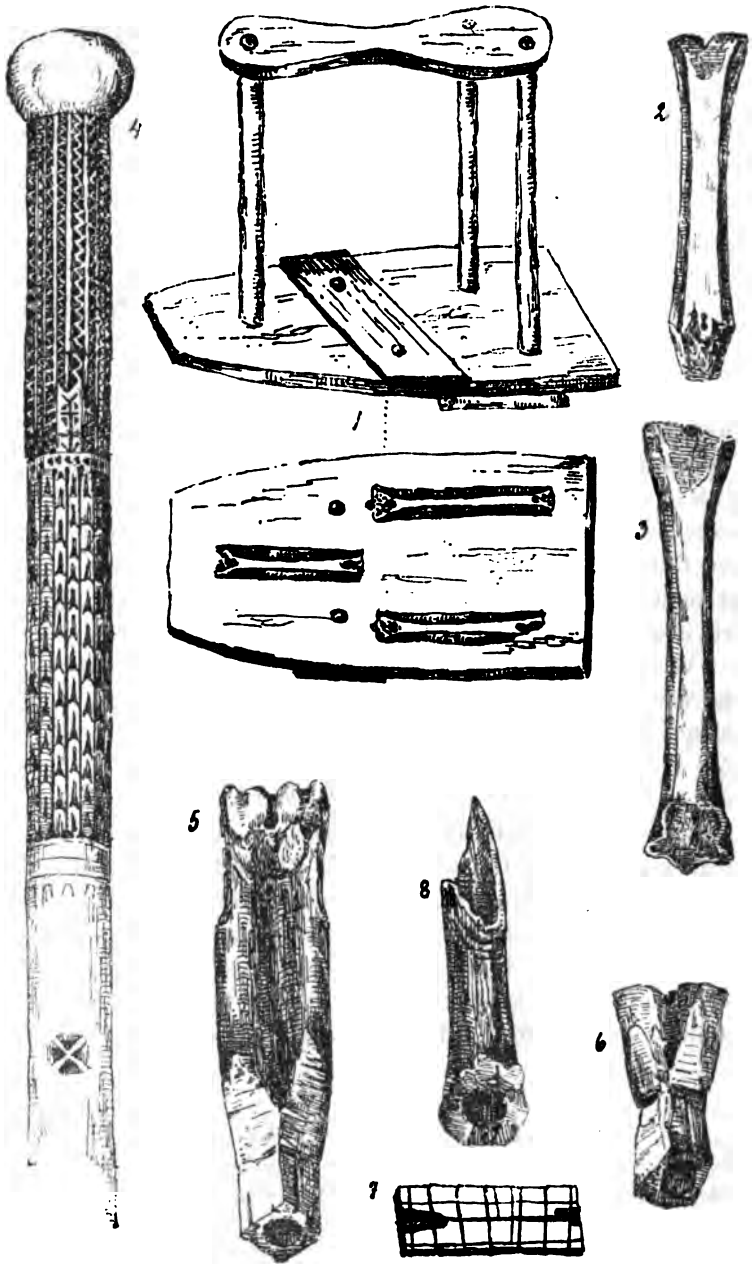
I. Bearbeitete Knochen aus London.

In den Jahren 1864 bis 1868 wurde an verschiedenen Punkten der Riesenstadt bei Gelegenheit von Tiefgrabungen zugleich mit Bronzegeräthen [2]) eine Reihe von sehr merkwürdig bearbeiteten Knochen gefunden, von denen uns im Jahre 1872 durch die Güte des Herrn Carl Trau in Wien eine Auswahl von 28 Nummern zukam. Fig. 5 auf Tafel I repräsentirt einen Typus, der in unserer Sammlung durch sieben vollkommen übereinstimmende Exemplare

---

[1]) 23.24.

[2]) In den „Gleanings in natural history" by Edward Jesse Esq. London 1832 befindet sich mitten zwischen einer sehr idyllischen Schilderung des Landlebens und den „neuesten Grundsätzen der Angelfischerei" eine, den englischen Archaeologen, wie mir scheint, ganz entgangene Beschreibung und Abbildung eines sehr interessanten Fundes von Bronze-Schwertern und Dolchen, den der Verfasser (Surveyor of His Majesty's Parks), bei den Fundirungs-Arbeiten für die James-Brücke bei Kingston gemacht hat.


4
1
2
3
5
8
6
7

vertreten ist; Metatarsusknochen eines mittelgrossen Rindes wurden in der Weise zugearbeitet, dass am unteren Ende die rauhen Höcker, welche den Seitenbändern zum Ansatz dienen, entfernt wurden, während das obere nicht nur durch einen quer geführten Sägeschnitt seiner Gelenkfläche beraubt erscheint, sondern auch durch die combinirte Anwendung von Axt und Säge sowie von verschiedenen Feilen und Schleifsteinen vierkantig gemacht wurde. Die so entstandenen vier glatten Flächen zeigen constant je eine bis drei Rinnen, welche $^1/_2$ bis $2^1/_2$ Centimeter lang sind, und gegen das freie Ende am tiefsten eingeschnitten, sich allmählig gegen unten verlieren; dieselben erscheinen anfangs als wie durch eine in ihnen laufende Schnur eingetieft, die Betrachtung mit der Lupe ergiebt aber, dass sie ebensogut durch eine Feile entstanden sein können. Zweck und Verwendung dieser höchst eigenthümlichen Geräthe, die ich bisher weder in Sammlungen gesehen, noch in der Literatur erwähnt fand, sind mir gänzlich unklar. Ich habe nie unterlassen, Laien und Gelehrte, welche unser Museum besuchten, auf dieselben aufmerksam zu machen, habe aber keine irgend annehmbare Auskunft erhalten; sie wurden der Reihe nach für Dolchgriffe und Merkstäbe, für Lettern („Buchenstäbe aus Knochen") und sogar für Stuhlbeine erklärt, ohne dass für die Richtigkeit irgend einer dieser Auffassungen wesentliche Gründe geltend gemacht werden konnten.

Offenbar demselben unbekannten Zwecke haben drei weitere ähnliche Geräthe gedient; auch diese sind aus denselben Knochen angefertigt, die unteren Enden derselben wurden an der Gränze von Epiphyse und Diaphyse entfernt und von der letzteren überdies noch das obere Drittheil abgesägt, der Rest wurde dann in gleicher Weise behandelt, wie die früher beschriebenen sieben Stücke. Wie aus Fig. 6. Tafel I., welche Nr. 8 unserer Sammlung wiedergibt hervorgeht, ist hiedurch der Knochen fast nur von künstlichen Flächen begrenzt, doch sind diese nicht so regelmässig wie bei den sieben grösseren Stücken, auch ist das obere Ende fünf- oder sechskantig geworden und trägt mehr und tiefere Rinnen. In der Richtung der Markhöhle ist das lockere Gewebe der Substantia spongiosa durchbohrt, so dass der Knochen ganz durchgängig ist.

Ein viertes derartiges Stück (Nr. 11) ist gleichfalls aus einem Metatarsus vom Rind angefertigt; ausnahmsweise ist aber das obere Ende des Knochens hiezu benützt worden, es ist nur 5 Cm. hoch aber sonst in gleicher Weise, wie die bisher angeführten Knochen

bearbeitet, von denen es sich ausserdem nur noch durch seine licht malachitgrüne Farbe auszeichnet; es war offenbar neben Bronze gelegen.

Ein 11.5 Cm. langes Mittelstück aus dem Schafte eines Röhrenknochens (Radius vom Rind?) schliesst den Reigen der in dieser Weise behandelten Knochen; dasselbe ist an beiden Enden, oben und unten, dreikantig zugefeilt, die so entstandenen 6 Flächen aber sind in der herkömmlichen Weise eingefurcht. Der nähere Fundort dieses letzteren gleichfalls aus London stammenden Geräthes ist nicht angegeben; die übrigen 11 Exemplare tragen die Etiquetten: „Railwayworks Cannon street" oder „Moorfields Long Alley". Aus der letzteren Gegend stammt auch das 72 Mm. lange, 28 Mm. breite und 5 — 6 Mm. dicke Knochenplättchen, das auf Fig. 7 unserer Tafel abgebildet ist. Es ist aus einem grösseren Röhrenknochen herausgeschnitten und trägt die gleichen Einschnitte, wie die bisher beschriebenen Knochen.

Weit weniger zweifelhaft ist die Bedeutung der nachfolgenden fünf Nummern, die durch Fig 8 der Tafel repräsentirt sind. Die abgebildete Nummer 14 trägt wie die ganz analogen Nummern: 15 und 16 die Etiquette „White horse yard, Colemanstreet London 1866". Nr. 17 wurde im selben Jahre in „London Wall" (?) gefunden, während Nr. 18 die Aufschrift „Holborn bridge works London 1868" besitzt. Die vier ersteren sind Metatarsus-Knochen vom Rind, deren unteres Drittel schräg abgesplittert ist; die so gewonnene Spitze wurde mit einer groben Feile noch weiter zugeschärft, die obere Gelenkfläche aber durchbohrt und ein Loch in die Spongiosa eingetrieben, das mit der Markhöhle in Zusammenhang steht und sichtlich zur Aufnahme eines conischen Stieles gedient hat. Ein ähnliches Geräthe sah ich montirt im ethnographischen Museum zu München; es ist eine Lanzenspitze von den Salomonsinseln.

Das fünfte ähnliche Artefact Nr. 18 ist nur aus dem Mittelstück eines Röhrenknochens geschnitzt, der Stiel wurde direct in die etwas ausgefeilte Markhöhle befestigt. Die Nummern 19 — 23 sind Schlittknochen, sie sollen im folgenden Abschnitt besprochen werden.

Nr. 24 ist die distale Hälfte eines netacarpus der Ziege, nach oben durch eine glatte Sägefläche begränzt. Auch die folgenden drei Nummern (zwei Stücke vom Metatarsus und ein Stück vom Radius des Rindes) zeigen so schöne glatte Schnittflächen, dass sie mir jünger als die früher erwähnten zu sein scheinen. Sie tragen alle

die Bezeichnung: Acorn Street, Moorfields 1866. Ebenso erscheint auch Nr. 28, ein einendiges Rehgeweih mit hypertrophirter Rose und einigen unbedeutenden Feilstrichen nicht besonders alt zu sein.

Hingegen gehören einige unbearbeitete Knochen, die derselben Sendung beilagen, wieder der früheren Epoche an, sie stammen vom Rind und der Ziege, vom Pferd, vom Schwein und vom Hahn, und stimmen ihrer Erhaltung nach vollkommen mit der Mehrzahl der bearbeiteten Knochen und einer

menschlichen Calvaria

überein, die in denselben Schichten der Cannonstreet mit einem Broncehelm gefunden und uns von Herrn Trau verehrt wurde, während der Helm in englischen Privatbesitz überging. Sie gehörte einem Manne von etwa 30 Jahren an, ihre Maasse sind:

U. 534, F. 392
S. 381 = 142 + 128 + 111.
Basis 103, 121, 118, 108.
L. 184, H. 137, B. 150.
Bs. 102, BS. 127, Bh. 112.
BL. 815, HL. 744. I. 1450.

II. Schlittknochen.

Auf Seite 247 des ersten Bandes unserer Zeitschrift beschreibt Jeitteles einen 209 Mm. langen Metacarpus vom Pferd, dessen dorsale Fläche einen spiegelglatt abgeschliffenen Streifen trägt, während die palmare an beiden Enden 20 Millim. grosse unregelmässige Löcher besitzt; er hielt ihn damals für einen Schlittschuh eines Knaben, ohne auf die Bedeutung der beiden Löcher einzugehen.

Um dieselbe Zeit erhielt ich von meinem Freunde, Dr. Heinrich Kraus, der gegenwärtig in seiner Siebenbürgischen Heimat eine sehr segensreiche chirurgische Thätigkeit entfaltet, mehrere Metatarsusknochen vom Pferd, deren dorsale Fläche in derselben Weise abgeschliffen war, wie beim Olmützer Knochen. Ueber ihre Auffassung als Schlittschuhe konnte kein Zweifel bestehen, mein Freund war in seiner Kindheit auf ihnen gelaufen, und konnte mir auch über ihre Herstellung und ihren Gebrauch sehr werthvollen Aufschluss geben. Die Schuljungen sammeln für solchen Zweck brauchbare Knochen — also in erster Linie Metacarpus und Metatarsus von Pferd und Rind — und lassen ein ausgewähltes Paar vom Fleischhauer des Ortes oder sonst einem kundigen Mann mit scharfer Axt so zu-

hauen, dass die dorsalen Flächen geebnet und auch von den palmaren etwa zu sehr vorspringende Leisten entfernt werden; die weitere Ausarbeitung, den „höheren Schliff" besorgen sie sich dann selbst in der Weise, dass sie ihre ärmeren oder physisch und intellectuell zurückstehenden Mitschüler durch Geld oder Schläge veranlassen, dieselben durch unermüdlichen „Gebrauch" zu glätten. Ist das einmal erreicht, dann ist der Schlittschuh auch bereits fertig; ohne weitere Befestigung wird er nun so unter die Sohle gelegt, dass die Ferse oder der Absatz des Stiefels frei bleibt, dann wird ein langer Stock, der mit einem eisernen Stachel versehen ist, mit beiden Händen ergriffen und zwischen die Beine gesetzt — und in halber Kniebeuge beginnt der Lauf, der an Schnelle und Annehmlichkeit dem auf unseren besten Halifax nichts nachgeben soll, wenn er ihm auch kaum in aesthetischer Beziehung zu vergleichen sein dürfte.

Fig. 3. unserer I. Tafel gibt eine Darstellung eines solchen recenten Siebenbürgischen Schlittschuhes und in Fig. 4. habe ich als höchst interessantes Beispiel deutscher Hausindustrie den oberen Theil eines 130 Cm. langen Stockes abbilden lassen, den ich gleichfalls der Güte meines Freundes K r a u s verdanke und der vorläufig noch meiner Sammlung angehört. Schnitzmesser und ein hohler Meisel sind die einzigen Werkzeuge gewesen, die zu der zierlichen und geschmackvollen Arbeit gedient haben. Die Ornamente selbst und besonders das runenhafte Zeichen in ihrer Mitte, das wohl die Marke des Künstlers oder Eigenthümers sein wird, machen jenen eminent prähistorischen Eindruck, den wir von den Producten der Hausindustrie abgelegener, von den Wogen der Cultur noch wenig bespülter Länder zu empfangen gewohnt sind. Das untere Ende des Stockes, der die Zeichen Jahrzehnte langen Gebrauches aufweist, ist mit einem eisernen Stachel und einem schmalen eisernen Bande versehen, das in fünf Spiraltouren schützend um das selbe herumgeführt ist.

Löcher, ähnlich denen des Olmützer, fehlen den recenten Siebenbürger Schlittknochen gänzlich, und es ist auch schwer einzusehen, wie derartige Löcher zur Befestigung des Knochens am Fuss gedient haben mögen; es schien mir schon von Anfang an wahrscheinlicher, dass der Knochen von Olmütz eher als Beschlag eines Schlittens aufzufassen sei, eine Ansicht, deren Richtigkeit mir sofort klar wurde, als mein College Dr. Soltan mir gelegentlich mittheilte, dass speciell in der Nähe von Olmütz noch heute kleine Schlitten

unter dem Namen „Palakrlatan“ in Gebrauch seien, die nicht auf eisenbeschlagenen Leisten, sondern auf einem Brette stünden, dem Röhrenknochen von Pferden und Rindern aufgenagelt sind.

Seither hat uns Herr Jeitteles selbst einen derartigen recenten Schlitten zum Geschenk gemacht, der auf Tafel I. in Fig. 1. abgebildet ist. Er stammt, wie schon die colossalen plumpen Metatarsusknochen andeuten, auf denen er ruht und die nur einem Pferde Pinzgauer Schlages angehören können, aus Salzburg und zwar vom Trum-See, einem kleinen gänzlich entlegenen See, einige Meilen nördlich von der Stadt Salzburg. Die Knochen sind roh zubehauen, an den Gelenkenden sind die Ansatzhöcker für die seitlichen Fixationsapparate entfernt, und das nach vorn gerichtete untere Ende ist ausserdem so zugeschlagen, dass der Knochen nicht seiner ganzen Länge nach plan aufliegt, indem die untere Fläche sich in der Ausdehnung einiger Centimeter von der Ebene abhebt und so den Anlauf zu einer „Schnecke“ bildet, den wir in derselben Weise gerade bei den neuesten amerikanischen Systemen wiederfinden, welche jene mehrfach gewundenen, zweck- und sinnlosen Schnecken ganz fallen gelasssen haben, durch die besonders die Schlittschuhe unserer Kindheit ausgezeichnet waren.

Auch der Schlittknochen von Olmütz und, wie aus Fig. 3 hervorgeht, besonders auch die Schlittschuhe von Siebenbürgen sind in derselben Weise bearbeitet, und unterscheiden sich hiedurch wesentlich von 5 Schlittknochen, die uns aus England zugekommen sind und deren bereits im vorigen Abschnitte gedacht wurde, dieselben liegen ihrer ganzen Länge nach flach auf. Der grösste ist aus einem 25 Cm. langen Metatarsusknochen vom Pferd, die vier übrigen sind vom Rind und zwar stammt der kleinste von ihnen, der nur 14 Cm, lang ist, aus einem metacarpus eines kleinen und jungen Thieres. Die drei anderen gehörten erwachsenen Thieren an. Sie sind sämmtlich dadurch ausgezeichnet, dass sie am vorderen Ende von beiden Seiten her keilförmig zugeschnitten sind, wie die Abbildung eines solchen Schlittschuhes aus einem Metatarsus vom Rind auf Fig. 2. unserer Tafel zeigt. Jener ganz kleine Metacarpus ist in ähnlicher Weise durchbohrt, wie die Knochen auf dem Schlitten vom Trumsee, er war also gleich dem Olmützer nicht zum Schlittschuh eines Kindes, sondern zum Beschlag eines Schlittens bestimmt. Die anderen aber zeigen nirgends Spuren eines derartigen Zweckes, sind also ohne Zweifel wirkliche Schlittschuhe gewesen. Einer von ihnen — Nummer 23 dieser Sammlung — entbehrt noch des

Schliffes und ist nur mit der Axt bearbeitet[1]). Sie zeigen die Etiquetten „Tokenhouse Yard Lothbury 1565", „Railwayworks Southwark 1865" und „Barber's Hall Markwell street Dec 1864"; der Schlittschuh, der aus dieser letzteren Localität stammt, trägt überdies die Bezeichnung „bone skate, temp. Henry II." Er ist auch durch seine lichtere Farbe und schlechtere Conservirung der organischen Substanz von den meisten anderen Knochen des Trau'schen Geschenkes unterschieden, die in ihrer vorzüglichen Erhaltung mit den Knochen aus Torfmooren übereinstimmen. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, ob seine Zeitbestimmung auf einem objectiven Befunde oder auf der subjectiven Meinung des früheren Eigenthümers (Herr Trau hatte diese Sammlung schon als solche acquirirt) beruhte; Thatsache ist, dass gerade zur Zeit Heinrich's II. in London ritterliche Uebungen und „rural sports" in ausgedehntester, früher ungeahnter Weise betrieben wurden. In einer History of England, die sich seit unvordenklichen Zeiten in unserer Familienbibliothek befindet und im Kampf ums Dasein bereits ihr Titelblatt eingebüsst hat,[2]) werden in dem Heinrich II. gewidmeten Capitel auf Pag. 66 — 71 verschiedene derartige Leibesübungen geschildert. Unter anderen, culturhistorisch höchst interessanten Daten werden, augenscheinlich nach einem zeitgenössischen Autor auch Schlittschuhe aus Knochen erwähnt: „In the thirteenth century during the reign of Henry II. it was customary in winter, when the ice could bear them, for the young citizens of London to fasten the leg bones of animals under the soles of theyr feet; by tying them round theyr ankles, and then, taking a pole shod with iron in theyr hands, they pushed themselves forwards by striking it against the ice, and moved with celerity, equal to a bird flying through the air or an arrow from a cross-bow: at times two of them, thus furnished, agree to start opposite one another at a great distance; they meet, elevate theyr poles, attack and strike one another, when one or both of them fall not withaut some bodily hurt. Even after a fall they are carried forward, by the rapidity of theyr former motion; and whatever part of the head comes upon the ice, is sure to be laid open."

[1]) Ein diesem vollkommen entsprechendes unvollendetes Exemplar. fand Dr. Much in der umwallten Ansiedlung von Stielfried an der March.

[2]) Sie ist London 1831 erschienen und „to her nieces Maria and Anne by the dedicatet author." Für Mittheilung des Titels wäre ich dem kundigen Leser zu grossem Danke verbunden.

So finden wir ein Geräth aus prähistorischer Zeit noch im 13ten Jahrhundert in England erhalten und in Mähren, Salzburg und Siebenbürgen, sowie gewiss an manchen anderen Orten[1]) sogar heute noch in Gebrauch; trotzdem haben die Archaeologen von Fach seine wahre Bedeutung erst in den letzten Jahren erkannt, und in dem Cataloge eines grossen und bekannten Museums waren Schlittknochen noch vor kurzer Zeit als „Weberschiffchen" bezeichnet.

Auch Uller, der Sohn von Thors blondem Eheweib Sif, wird von den Germanisten als unvergleichlicher Schlittschuhläufer gerühmt. Auch er lief auf Knochen; In Holtzmann Mythologie Pag. 83 heisst es von ihm „er sei auf einem Knochen über das Meer nach Schweden gegangen". Auch nach der älteren Edda fahren Wieland der Schmied und seine Brüder auf Schlittschuhen über das Eis um Wild zu jagen. (Holtzmann 92.)

Auf kunstvoll geschnitzten Holzschienen zu schleifen, soll in manchen Gegenden Siebenbürgens noch heute Sitte sein, und ich hoffe durch die Liebenswürdigkeit meiner Siebenbürgischen Freunde bald in die Lage zu kommen, auch über diese dem Anthropologen bisher unbekannten Schlittschuhe nähere Mittheilungen bringen zu können.

III. Votiv-Stein aus Algier.

Taf. II.

Se. Excellenz Herr Graf Hans Wilczek hat in diesem interessan-

[1]) Vergl. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. 1871 u. 72.

ten Votiv-Stein im eigentlichen Sinne des Wortes den Grundstein unseres Museums gespendet. Graf Wilczek hat ihn auf seiner afrikanischen Reise 1868 in der Nähe von Constantine (Algier) ausgegraben, und ihn nicht ohne grosse Schwierigkeiten nach Europa gebracht. Seiner Initiative verdanken wir auch die wissenschaftliche Untersuchung desselben durch Se. Excellenz den französischen Botschafter am Wiener Hofe, Herrn Grafen Vogué, als deren Resultat uns die folgende werthvolle Mittheilung zugekommen ist, für die wir beiden Herren, dem grossmüthigen Spender und dem gelehrten Erschliesser zum grössten Dank verbunden sind.

„Stèle votive elevée au Dieu Baal-Hammon, divinité spécialement adorée à Charthage et dans les regions voisines, ou elle avait pour parètre feminin la déesse Tanit.

Les deux symboles la main et la figure complexe qui l'acompagne se rencontrent sur la plupart des monuments votifs analogues, découverts en très grand nombre depuis quelqes années.

La main parait être un symbole de protection, de bénédiction: l'usage s'en est perpetué dans les populations musulmanes. La seconde figure est généralement considérée comme un symbole du Dieu lui-même: je croirais plutot que c'est la representation dégénérée et devenue conventionnelle d'un personnage humain debout, les deux mains êtendues comme une orante, sans doute le personnage qui accomplit le voeu.

Le troisième objet sculpté parait être un instrument de travail, peut-être une pince de forgeron, qui indique la profession de celui qui a dédié la stèle. L'inscription est en caractères neo puniques, alphabet phénicien dégénéré en usage à Charthage et en Numidie sous l'empire Romain. En voici la transcription en caractères hebraïques avec la prononciation figurée (de droit a gauche):

לאדן לבעל תמן נדר אש נדר
מתנבעל בן רשבא נא שמא
קלא וברכא

Transscription der punischen Umschrift auf dem Votivstein aus Algier nach Sr. Excellenz dem Herrn Grafen de Voque.

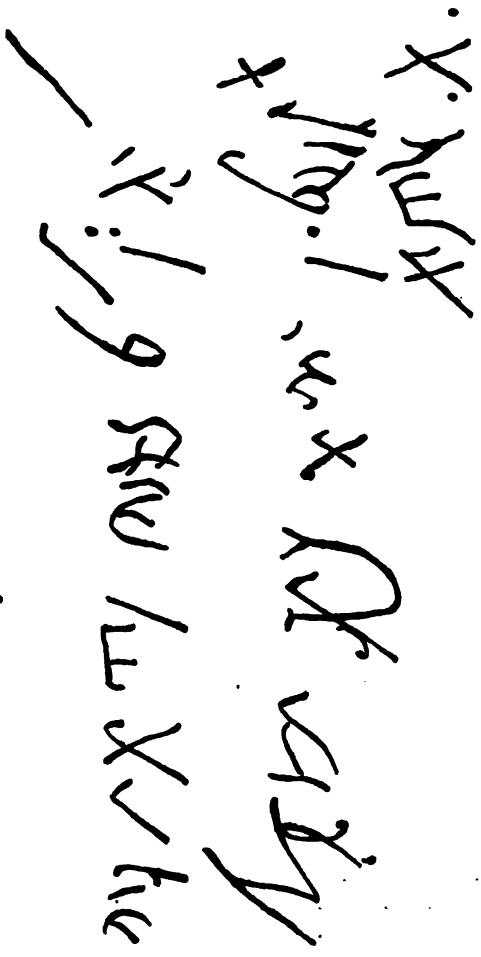


Fig. 1. Facsimile der Inschrift.

Li-adon li-Baal
Domino Baal
Hammon neder
Hammon votum
esch nadar
quod vovit
Mu Hunbaal ben
Mu Hunbaal filius
Roschba (?) ki
Roschbae (?) quia
schama Golé
audivit vocem ejus
ve-bereké
et benedixit ei.

Au Seigneur Baal Hammon, voeu acquitté par Mu Hunbaal fils de Roschba (?) car (le Dieu) a exaucé sa prière et l'a béni."

Tafel II gibt eine Abbildung dieses Votivsteines in $^1/_5$ der natürlichen Grösse, und ein nach einem Bürstenabzug angefertigtes Facsimile der Inschrift ist neben stehend dem Texte beigedruckt.

(Wird fortgesetzt.)

Kleinere Mittheilungen.

I.

Bernstein im Libanon.

Es ist schon von anderer Seite die Nachricht gebracht worden, dass der im Alterthume als einer der kostbarsten Stoffe für den menschlichen Schmuck geschätzte Bernstein auch im Libanon vorkomme und man hat hieran die Bemerkung geknüpft, dass die Phönizier, wenn sie Kenntniss von diesem Vorkommen im Libanon gehabt, der Nothwendigkeit enthoben waren, den Bernstein erst von der Küste der Ostsee und anderwärts zu holen.

Keinesfalls kann indess das Vorkommen des Bernsteines im Libanon ein so reichliches gewesen sein, dass es auch nur einen geringen Theil des jedenfalls sehr grossen Bedarfes der Phönizier für den eigenen Gebrauch und für den Handel zu decken vermocht hätte, da wir sonst schon früher auf irgend eine Weise Kenntniss von demselben erlangt haben würden. Es ist aber nicht unmöglich, dass die Phönizier den Bernstein zuerst im Libanon kennen gelernt und von hier aus angeregt wurden, denselben zum menschlichen Schmuck zu verwenden.

Wie dem schliesslich sein mag, so ist dieses Vorkommen des Bernsteins in der unmittelbaren Nachbarschaft des alten Phöniziens Thatsache und interessant genug, notirt zu werden.

Wie aus den „Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien [1]) ersichtlich ist, gelangten einige Stücke dieses Bernsteines des Libanons nach Wien, und wurden hier von K. John chemisch untersucht. In dem in Untersuchung gezogenen Materiale wurden dreierlei Varietäten unterschieden; ein licht bis braungelb gefärbtes, schön durchsichtiges Harz, ein gelbbraunes, nur an den Kanten durchscheinendes, an einzelnen Stellen mit zahlreichen Bläschen versehenes, endlich ein braunroth bis blutroth gefärbtes Harz, welches nur an den Kanten durchscheinend ist und Partieen von dunklerer Farbe als unregelmässig verzweigte Zwischenlagen an einzelnen Stücken enthält.

Das gelbe, durchsichtige Harz lieferte bei der trockenen Destillation ein wässeriges Destillat, dann beim weiteren Erhitzen ein braunes, in Alkohol vollkommen lösliches Oel, und als Rückstand ein schwarzbraunes Colophonium, das dem Bernsteincolophonium sehr ähnlich ist und auch mit Terpentinöl einen glänzenden, schön schwarzen Firniss giebt.

Das Destillat wurde untersucht und konnte in demselben Bernsteinsäure deutlich nachgewiesen werden.

Asche hinterliess das Harz ungemein wenig. Schwefel ist in demselben 0.36 vorhanden.

Die Elementaranalyse ergab nach Abzug des Schwefelgehaltes folgendes Resultat:

C 80.75%
H 10.02%
O 9.23%

Dieses entspricht ziemlich gut der für den Bernstein angenommenen Formel $C_{10} H_{16} O$, die folgende Zusammensetzung verlangt:

C_{10} 78.96%
H_{16} 10.52%
O 10.52%

Der in dem fossilen Harze vom Libanon auffallende, etwas zu hohe Kohlenstoffgehalt dürfte dadurch seine Erklärung finden, dass K. John nur sehr wenig Material zur Analyse verwenden konnte.

Herr K. John schliesst aus den gegebenen Daten mit Sicherheit, dass die gelbe durchsichtige Varietät des Harzes vom Libanon wirklicher Bernstein ist.

Auch die zweite gelbbraune, nur an den Kanten durchscheinende Varietät verhielt sich bei der trockenen Destillation in gleicher Weise, und wenn auch

[1]) Heft Nr. 11, des Jahrganges 1876, Seite 225.

die Elementar-Analyse einige unbedeutende Abweichungen ergab, so muss doch auch diese als wirklicher Bernstein erklärt werden. Das dritte brüchige, rothbraune bis hyazinthrothe, ja selbst blutrothe Harz stellte sich bei der Untersuchung als Schraufit, eine bis jetzt nur in Oesterreich (Bukowina) bekannte Species des fossilen Harzes, heraus, die sich vom Bernstein hauptsächlich durch einen grösseren Gehalt von Sauerstoff und einen geringeren von Kohlenstoff, endlich noch dadurch unterscheidet, dass im Destillate neben etwas Bernsteinsäure auch Ameisensäure in ziemlich bedeutender Menge erscheint.

Das Resultat dieser verdienstvollen Untersuchungen Johns ist also der Nachweis des Vorkommens von wirklichem Bernstein im Libanon, ein für die Geschichte des Bernsteins und für die Archäologie überhaupt eine tiefe Perspective bietende Thatsache. Dr. Much.

II.

Die Reste angeblicher Menschenfresserei in den alten Gräbern von Samthawro und der Guebernkirchhof nächst den Ruinen des alten Raghae bei Teheran.

Wie sich die Leser der Mittheilungen unserer Gesellschaft errinnern werden, hat Friedrich Bayern im III. Bande derselben, Seite 201, 221 und 253 einen umfassenden Bericht über seine ausgedehnten, durch mehrere Jahre fortgesezten archäologischen Untersuchungen des Grabfeldes von Samthawro in Iberien erstattet. Die wilde Unordnung, in welcher Bayern die menschlichen Gebeine in der Mehrzahl der hunderte von ihm eröffneten Gräber gefunden, veranlasste ihn zu der Annahme, dass in Iberien zur Zeit, als jenes Grabfeld entstanden, die schauderhafteste Menschenfresserei geherrscht habe, die er mit den grellsten Farben einer ungezügelten Phantasie ausmalt. Bei jedem natürlichen Todesfalle sollen stets auch mehrere Menschen als Opfer gefallen sein, die ihres gesunden Fleisches halber zum kannibalischen Leichenmahle dienten. Das Durcheinander in den grossen Steinkisten sollte darauf hindeuten, dass bei den Leichenschmäusen buntes Treiben geherrscht, dass während derselben die Gäste vom Genusse des Menschenfleisches in höchste barbarische Entzückung versetzt und in solchen Momenten der Vater sein Kind, der vom Menschenfleisch satte Gast sich selbst zum scheusslichen Male angeboten habe.

Nach stundenlangen, mit überreichlichem Genusse des Weines verbundenen Leichenschmäusen seien die des Fleisches beraubten Knochen wieder in die Gewänder gehüllt, mit allerlei Schmuck versehen und in den bereit gehaltenen Steinkisten sammt den sonstigen Beigaben begraben worden. Bei dem bunten Treiben des Leichenschmauses seien aber die zurückgebliebenen Knochen in völlige Unordnung gerathen, ja viele Leichen einer und derselben Person hätten in mehreren Gräbern vertheilt ihre Ruhe gefunden. Nur so lasse sich das wilde Knochengewühle erklären und das Arbeiten auf diesem Leichenfelde sei eines der schrecklichsten Dinge, denn jede Schaufel, die gehoben wird, bringe neue und immer schauderhaftere Gedanken hervor.

Diesen in der That schauderhaften Gedanken, diesen Ausgeburten masslos erregter Phantasie fand ich mich schon damals in einem Schlussworte zu Bayern's Bericht entgegen zu treten, verpflichtet[1]). Ich habe damals auf die

[1]) Mitth. der Wien. anthrop. Ges. III., Bd., S. 285.

vielfachen Widersprüche, in welche Bayern mit der Annahme der Menschenfresserei in Iberien geräth, aufmerksam gemacht, ich habe darauf hingewiesen, dass ähnliche Zerstückungen des Leichnames, ja selbst verschiedenartige Bestattungsweisen der einzelnen Theile auch anderwärts vorkommen, ohne dass man berechtiget wäre, hieraus schon auf Menschenfresserei zu schliessen. Dies zeigen namentlich einzelne derartige Vorkommnisse auf dem berühmten Leichenfelde von Hallstatt, wo die Fülle der den Todten mitgegebenen, werthvollen Schätze den Beweis liefert, dass die Bestattung mit einer ausserordentlichen Pietät für den Todten vollzogen wurde, die selbst bei solchen Zerstückungen des Leichnamens schon im vorhinein jeden Gedanken an Menschenfresserei ausschloss. Diese Zerstückung des Leichnams ist indess nicht blos in Hallstatt, sondern auch sonst häufig beobachtet worden, so in Mähren [1]), Thüringen, Rheinhessen, Luxemburg [2]), Jütland, Schleswig, auf Fühnen u. s. w., wo bald der Schädel mit einzelnen Gliedern, bald der Rumpf verbrannt, die anderen Theile aber bestattet wurden. In den Hügelgräbern auf Sylt fand H. Handelmann zuweilen nur den Kopf, ohne sonstige Theile; ja die Bestattung in Steinkammern des nordwestlichen Europas ist zuweilen eine so eigenthümliche, dass man auf den Gedanken gekommen ist, dass die Beisetzung des Leichnams nicht mit vollem Fleische geschah, sondern blos der skeletirte Leichnam beerdiget wurde. In manchen grossen Steingräbern Skandinaviens fanden sich keine zusammenhängenden Gerippe, sondern die Knochen vieler Leichen lagen in der grössten Unordnung und so dicht übereinander, dass sich die Ueberzeugung von einer vorherigen Ablösung der Fleischmassen ohne Weiteres aufdrängte, obgleich man in seiner Schlussfolgerung auch hierin wieder zu weit gegangen ist und die Erscheinung natürlicher dadurch erklärt, wenn man derlei mit Knochen erfüllte Steingräber als Ossuarien betrachtet, die sich vielleicht in unseren Beinhäusern erhalten haben, wo wir ja auch die Knochen in willkürlichster Ordnung oder wildester Unordnung finden, ohne dass wir sofort an eine gewaltsame Ablösung des Fleisches denken.

Ohne das Verdienstliche der Arbeiten Bayern's auf dem Leichenfelde in Samthawro zu verkennen, hielt ich mich doch für berechtiget, zu weiteren Untersuchungen aufzufordern, um eine genügende Erklärung der allerdings sehr befremdenden Erscheinungen auf diesem Leichenfelde herbei zu führen.

Eine solche Erklärung ist nun auch rascher als man erwarten konnte gekommen durch den Bericht, welchen G. Fritsch der Berliner anthropologischen Gesellschaft über seinen Besuch der Ruinen des alten Raghae bei Teheran und des benachbarten Guebernkirchhofes erstattete [3]).

Die Mitglieder der deutschen Venus-Expedition in Teheran benützten ihre Zeit auch zu einem Besuche der Ruinen des alten Raghae, hauptsächlich um einen in dessen unmittelbarer Nähe befindlichen Guebernkirchhof in Augenschein zu nehmen. Er befindet sich in einem östlich von Raghae, dem angeblichen Geburtsorte Zoroasters, aufsteigenden Thale und ist von einer ringförmigen, fast senkrechten, etwa fünf bis sechs Meter hohen Mauer umschlossen, ohne Zugang zum Innern.

---

[1]) in einem Grabe in einer Vorstadt von Olmütz.

[2]) Im berühmten Grabe Childerichs († 481) zu Doornih.

[3]) Zeitschr. für Ethnologie, VII. Jahrg. Seite 210.

Der Einblick von den benachbarten Höhen zeigt darin reihenweise geordnete, von Steinen gemauerte Behältnisse, erfüllt mit eigenthümlichen, unförmlichen Ballen. In dem Inhalt der Steinkisten machten sich Skelettheile kenntlich. Die Bergabhänge der Nachbarschaft selbst zeigten viele Bruchstücke von Menschenknochen und Kleiderfetzen.

Im Innern, welches die Gesellschaft durch geschicktes Uebersetzen der Steinmauern erreichte, zeigte sich entsprechend einer einstigen Thüre, eine rohe nur aus vier Stufen bestehende Steintreppe, abwärts führend, die jedenfalls zum Herabbringen der Leichen diente. An dieser Seite der Mauer lagen mehrere noch ziemlich frische männliche Leichen in ihrer gewöhnlichen Kleidung; daneben mehrere Kinderleichen älteren Datums, von den Geiern schon mehr zerfressen. In einer gruftartigen Vertiefung befanden sich vier ziemlich wohlerhaltene Skelete.

Dieser Friedhof gehört, wie schon bemerkt, den Guebern, Persern von specifisch reinstem Typus, die sowohl ihren nationalen Charakter als ihre Religion vor aller Beeinflussung durch turkestanisches, arabisches und semitisches Wesen bewahrt haben. Was nun die Art der Bestattung bei den Guebern anlangt, so ist von einer solchen kaum zu reden. Die Leiche wird von dem Kirchhofswärter über die Mauer befördert und im Innern den athmosphärischen Einflüssen und den Geiern preisgegeben, bis der Verwesungsprocess vollendet ist. Die Reste werden alsdann in den Steinkisten gesammelt; wobei natürlich von den durch die Geier zerstreuten Knochen Theile verschiedener Individuen, von den Kleidern aber höchstens Fetzen in die Steinkiste gelangen.

G. Fritsch macht in seinem Vortrage selbst darauf aufmerksam, dass das Resultat dieser Bestattungsweise fast genau dasselbe ist, wie es sich in den Ausgrabungen von Samthawro vorfindet.

In der That zeigen sich auf den beiden Begräbnisstätten die Anwendung von Steinkisten in reihenweiser Anordnung, und da wie dort die wilde Vermischung und Unordnung der Knochen, die spärlichen Reste von Kleidern und Beigaben. Können wir aus gleichen Erscheinungen auf gleiche Ursachen schliessen, so ist wohl anzunehmen, dass man auch in Samthawro die Leichen vorerst den Geiern und anderen wilden Thieren zum Frasse überlassen und dann erst die Knochen in den Gräbern beerdiget hat. Bayern hat also von seinen Ausgrabungen daselbst im Grunde den ganz richtigen Eindruck erhalten, es ist in der That in Samthawro Menschenfresserei in ausgedehntem Masse getrieben worden, nur wurde sie blos am Menschen und nicht von Menschen, sondern von wilden Thieren, die von den Menschen allerdings die ausdrückliche Concession hiezu hatten, geübt.

Es ist nicht unmöglich, dass in Samthawro einst Guebern sesshaft gewesen, oder dass deren religiöse Anschauungen und Uebungen dahin übertragen wurden, doch ist eine solche Annahme zur Erklärung der Vorgänge auf dem Leichenfelde von Samthawro nicht einmal nothwendig, da die Sitte, die menschlichen Leichen den wilden Thieren zum Frasse preiszugeben, die noch heute in vielen Theilen Asiens, so beispielsweise bei den Tanguten, geübt wird, auch unabhängig von den Guebern dort gewaltet haben könnte.

Dass in Samthawro neben dieser Bestattungsweise noch eine andere, vielleicht auch einer anderen Zeit angehörige, in Uebung war, scheint sich aus der Beschreibung der dortigen Gräber, insbesondere jener, in denen die Leichen in sitzender oder hockender Stellung beerdiget wurden, zu ergeben. Dr. Much.

III.

Ein prähistorisches Grab in Brünn.

Die „Brünner Mrgpst." berichtet, dass bei der Fundament-Aushebung für das neue Postgebäude die Arbeitsleute unter einer Anschüttung von zwei Metern an zwei Stellen gelangten, die, in festem Boden gegraben, wie Cisternen aussahen. Ihre Tiefe betrug $2^1/_4$ und $1^3/_4$ Meter oder unterm Niveau gerechnet $4^3/_4$ und $3^3/_4$ Meter. Der Durchmesser dieser kesselartigen Vertiefungen war am obern Rand $1^3/_4$ und bei der Sohle nicht ganz $1^1/_2$ Meter breit. Darin lagen nun $^3/_4$ Meter hoch zwischen Asche und schwarzer Erde gebettet mehrere Thongefässe, Scherben, Thier- und Menschenknochen, sowie Holzkohlen. Ueber dieser Schichte, gleichsam den Verschluss der Grabstellen bildend, war eine $^1/_2$ Meter mächtige Lehmdecke, die durch das Feuer zu einer ziegelrothen Masse wurde. Der übrige Raum von da bis zur Anschüttung war mit dunkler Erde ausgefüllt. Die Fundstücke bestehen in zwei grossen und starken, aus freier Hand verfertigten, ungebrannten Graphit-Urnen, leider nicht mehr ganz, dann neun gebrannten Urnen verschiedener Grösse, welche, aus dunklem, glimmerhältigem Thon auf der Drehscheibe geformt, recht hübsche Gestalt vorweisen und an der Ausbauchung mit Streifen verziert sind. Ihre Aussenseite wurde mittelst eines Graphit-Ueberzuges geschwärzt. Ferner fand sich ein ganzer und ein zerbrochener Krug nebst mehreren Scherben von Gefässen, darunter ein Stück aus gelbgebranntem Thon, mit Wellenlinien dessinirt. Das Innere der sämmtlichen Gefässe barg Holz- und Knochenasche, Beinsplitter, hie und da Weizen, Erbsen und sehr kleine Kerne von Schlehen, welche aber durch die Nässe, mittelst des in die Lagerstätte eindringenden Sickerwassers, sehr aufgeweicht waren. Von den grösseren Knochenresten, die aufgefunden wurden, gehört ein Kiefertheil dem Eber, die übrigen Stücke etwa dem Schafe an. Die meisten sind vom Brande fleckig. Ein Gelenkbein ist am Knorpel bearbeitet und durch Einschnitte für eine Handwaffe zugerichtet. Metallstücke wurden nicht vorgefunden.

IV.

Zur Frage über die Erbauer der Tumuli (mounds) in Nordamerika.

Diese Frage ist bis heute noch nicht definitiv beantwortet worden, obgleich unsere amerikanischen gelehrten Forscher während der letzten fünfzig Jahre unermüdlich nach Quellen gesucht, welche eine endliche Lösung dieser Frage erzielten. Der schlichte Farmer wird uns auf die Frage: „Hör' mal, lieber Freund, wie ist jener kegelförmige, künstliche Hügel dort auf Deinem Felde entstanden?" sofort mit der Antwort abfertigen: „Hm, den haben vor vielen Jahren die Indianer geformt."

Waren es Indianer?

Alles, was wir von dem wunderbaren Volke wissen, ist was dessen Werke uns zeigen. Niemand weiss jedoch, wann dasselbe zuerst auf diesem Continente auftrat, woher es stammt, wie lange es verblieb, wann und wohin es zog.

Dass die Erdhügel-Bauer (mounds-builders) eine sehr geraume Zeit hier zubrachten, davon überzeugt die ungeheure Werkthätigkeit: dass dieselben vor Jahrhunderten zurück ausgerottet oder ausgestorben, dafür liefern uns die amerikanischen Indianer den klarsten Beweis, indem dieselben nicht die geringste Tradition über unsere Ureinwohner besitzen.

Professor John D. Baldwin hält sie für die echten amerikanischen Einwohner und nicht für Eingewanderte aus anderen Ländern, während der Forscher George Catlin uns das Gegentheil zu beweisen versucht.

Herr Baldwin stützt seine Behauptung, dass die Völker von Mexiko und Central-Amerika mit jenen des Mississippithales identisch gewesen auf die Thatsache, dass die Hügelbauten durch Texas über den Rio Grande sich bis nach Mexiko erstrecken und dass diese vorgefundenen Ruinen Nord- und Central-Amerikas einander ähnlich sähen, ein etwas weit hergeholter Beweis, indem die ersteren bekanntlich ausschliesslich aus Erde geformt sind, während die letzteren ganz oder doch theilweise aus solidem Mauerwerk bestehen. Wo immer künstliche Erdhebungen im Süden entstanden, wurden ihre Spitzen in der Regel mit gemauerten Tempeln geziert. In Anbetracht der verschiedentlichen Ausdrucksweisen der Verstandesthätigkeiten kann man die Völkerschaften keineswegs als identisch bezeichnen. Während ein gewisser Grad von Civilisation unsere Hügelbauer weit über die ihnen folgenden Wilden setzte, so waren sie doch noch weit von jenem genialen Standpunkt entfernt, auf dem die vorgeschichtlichen Bewohner Central-Amerikas gestanden. Wäre es ein und derselbe Menschenstamm gewesen, so müsste man wenigstens eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der gegenseitigen mechanischen Ausführung wahrnehmen, selbst wenn in Bezug auf Intelligenz Unähnlichkeit existirte. Wenn irgendwie Aehnlichkeit wahrzunehmen ist, so ist sie in der geometrischen Genauigkeit der Arbeiten zu finden; doch mit demselben Argument könnte man beweisen, dass die Hügelbauer und Chinesen gleich sind. Die Ruinen Central-Amerikas zeugen von einer vollendeten Maurer- und Bildhauerkunst; die alten Wände, so stark und dauerhaft wie die Zeit selbst erbaut, sind sorgfältig ausgemeisselt und zeigen Reliefbilder und Figuren, welche den bestehenden heutigen Schöpfungen zur Seite gestellt werden können.

Von unseren Erdhügel-Bauern finden sich indessen nur gewöhnliche symmetrisch errichtete Hügel und Ringe, hübsch geformte Töpferwaaren, roh bearbeitete Werkzeuge von geschlagenem Lake Superiorkupfer, sowie einige andere unbedeutende Gegenstände vor. Was diese Leute in Holz gearbeitet, wird niemals bekannt werden; denn die Zeitperiode, in der sie lebten, liegt so weit im Hintergrunde, dass kaum mehr eine Spur von Holz selbst in den Hügeln mehr zu sehen ist. —

Herr Catlin ist der Meinung, dass die Hügelerbauer Abkömmlinge von den Wallisern sind, welche in sehr früher Zeit an die amerikanische Küste verschlagen worden, und dass die Mandan-Indianer Ueberbleibsel dieses einst so mächtigen Volksstammes seien. Deren Leibesbeschaffenheit, Farbe der Haare und Augen, sowie die sonderbare Art und Weise, wie sie ihre Wigwams bauen und ausstatten, führt ihn zu dem Glauben, dass dieselben ein Gemisch von ausländischen und uramerikanischen Volksstämmen sind. Er vermuthet, dass jene 10 Schiffe, die Anfangs des vierzehnten Jahrhunderts unter Leitung des Prinzen Madock von Nord-Wales abfuhren, entweder an der Küste von Florida oder um die Mississippi-Mündung herum landeten. Die Wigwams der Mandanen und die Hütten auf den walliser Bauernschaften sind dieselben. Desgleichen sehen die von diesen beiden Völkerschaften angefertigten Töpferarbeiten, namentlich die in den Hügeln sich vorfindlichen, einander täuschend ähnlich.

Die Mandanen sind die einzigen Indianer, welche schön sortirte blaue Perlen anfertigen, gerade wie dieselben in Wales gefunden werden. Die Kanoe's oder Boote der Mandanen unterscheiden sich von denen aller anderen amerikanischen Stämme und ähneln aufs Haar dem allbekannten „Coracle" der Walliser, — ein Boot, das mit Ochsenleder oder geölter Leinwand überzogen ist und dadurch auf dem Wasser fortbewegt wird, das der Schiffer anstatt an der Seite dasselbe von der Vorderseite aus rudert.

Der Name „Mandan" ist kein indianisches, wohl aber ein walliser Wort und bedeutet rothe Farbe. Beide Sprachen haben sehr viele Worte gemein.

Catlins Theorie geht dahin, dass die Walliser den Mississippi herauf bis an die Mündung des Ohioflusses und auf demselben so weit, als die Schiffe sie tragen konnten, gekommen und sich dann als Landbauern an den fruchtbaren Ufern niedergelassen haben, wo sie lebten, blühten und zu einem mächtigen Stamme sich vermehrten und ausdehnten, bis sie schliesslich von wilden Nachbarhorden bedroht und belagert wurden, so dass sie zum Schutze sich gezwungen sahen, Festungen zu errichten, die unzweifelhaft von Civilisation zeugen und auf deren Ueberreste man so häufig im südlichen Ohio stösst.

Er glaubt, dass sie mit Ausnahme etlicher, die mit Indianern in Mischehe lebten, deren Sprösslinge also Halbblütige waren, gänzlich ausgerottet worden seien. Er nimmt ferner an, dass diese Halbblut-Abkömmlinge sich von den Indianern und Wallisern trennten, auf eigene Faust eine Dorfschaft gründeten, wegen der schönen rothen Farbe, die sie fabrizirten, von den Wallisern Mandanen oder Rothfärber genannt, und nach der Ausrottung der Hügelbauer fort nach dem nördlichen Mississippi zogen. Ein Beweis, dass sie einst südlich gewohnt, ist ihre Bekanntschaft mit dem Fasan, der sich bekanntlich nie in den oberen Missourigegenden blicken lässt.

Herrn Catlins Theorie, dass die Mandanen Abkömmlinge von den Wallisern seien, ist nicht unbillig; aber die Behauptung, dass dieselben Ueberbleibsel der Hügelbauer wären, trifft keineswegs ein. Wäre dieses der Fall, oder wären sie Halbblütige, so wären offenbar deutlichere Spuren von Charakterzug vorhanden. Ja noch mehr, stammen die Mandanen von der hügelbauenden Völkerschaft, so würden sie etwas für ihren Stamm Charakteristisches behalten haben, d. h. sie würden ebenfalls Hügel bauen, Metalle bearbeiten und am allerersten würde man von ihnen eine gewisse Tradition zu dem nun ganz unbekannten grossen Volke zurückführen können.

Die Hügelbauer bewohnten ausgedehnte Landstriche längs dem Mississippi und dessen Nebenflüssen; jedoch finden wir ihre meisten Arbeiten im südlichen Ohio, wo sie sehr zahl- und erfolgreich gewesen zu sein scheinen.

Woher diese Völkerschaft kam, wie lange sie verblieb und auf welche Weise sie wieder verschwand, wird stets unbeantwortet bleiben.

Der gänzliche Mangel an irgend einer geschichtlichen Ueberlieferung führt uns zu der Vermuthung, dass diese Menschen durch irgend ein Naturphänomen, oder vielleicht durch eine Pestilenz vertilgt und dass nicht eine Menschenseele übrig geblieben, welche den vielleicht Jahrhunderte später auftauchenden Rothhäuten von den Thaten und dem Schicksale ihres Volkes erzählen konnte.

Jos Baldauf, in Cincinnati.

V.

Die vorgeschichtlichen Gräber bei Leobersdorf.

Im vorchristlichen Grabfelde an der Tristing, nächst Leobersdorf bei Vöslau, wurde Ende August neuerdings der Fund eines Grabes gemacht, und es ist dasselbe im Beisein Dr. Hermann Rollett's aus Baden aufgegraben worden, in dessen Besitz sich auch die vorgefundenen, theilweise ein besonderes Interesse beanspruchenden Gegenstände befinden. Es zeigte sich, nachdem kleinere aneinander und übereinder gelegte Bruchsteine die Grabstelle ankündigten, ein mittelgrosser aus der Hand geformter Thontopf mit mässiger Ausbauchung und mit eigenthümlich scharf in die Höhe gehendem Henkel, wodurch das Gefäss entschieden ein kannenförmiges Aussehen hat. In demselben befand sich ein kleiner eben solcher, trotz der primitiven Arbeit geradezu zierlich geformter Topf; beide waren ganz mit Erde und kleinen Geröllsteinchen ausgefüllt und sind vollständig gut erhalten. Daneben fanden sich in der Tiefe von zwei Fuss die Theile eines jugendlichen Skelettes, mit dem Kopfe gegen Ost, mit den Füssen gegen West gerichtet. Der kleine nur durch Erde zusammengehaltene Schädel war bald zerfallen. Dicht daneben lagen die Reste einer allem Anscheine nach verbrannten Leiche eines Erwachsenen und die Scherben eines grösseren, mit einer Reihe von eingedrückten Pünktchen verzierten Topfes. Unter diesen Fragmenten des gänzlich zusammengedrückten Gefässes aus dunklerem Thon fand sich auch — und das ist für dieses Grabfeld von Wichtigkeit — ein kleines, sehr hübsch gearbeitetes polirtes Steinbeil von einer bläulich-grauen, harten Steinart, mit scharfer Schneide, welche sichtlich, nach geschehener Abnützung neu geschliffen war. Es ist nun wohl kein Zweifel, dass dieser Begräbnissplatz aus der jüngeren Steinzeit, oder vielmehr, da in früher ausgehobenen Gräbern daselbst auch Bronze-Gegenstände gefunden worden sind, aus der Uebergangsperiode von der Steinzeit in die Bronzezeit datirt. „Presse".

VI.

Die Urbevölkerung der südlichen Felsgebirge der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Den Berichten des Professors Haydn über die Erforschungen im südwestlichen Colorado, in Arizona, Utah und New Mexiko, welche speciell von den Herren Holmes, Jackson und Barber vorgenommen wurden, entnimmt das Colorado Journal, dass man auf eine grosse Anzahl von alten, archäologisch sehr interessanten Ueberresten der sagenhaften Vorzeit dieses Landes stiess. Man fand dieselben in besonders grosser Ausdehnung und in verhältnissmässig guter Erhaltung an den Ufern des San Juan und seiner Nebenflüsse, des Mancas, Animas, Montezuma, Epso, La Plata, Florida, Me-Elmo, Rio Challey, Hovemvepp, Rio Dolores, Rio Pinos, sowie auch im Bonito Chiquito Canon. Die vorgefundenen Ruinen beweisen, dass diese jetzt total öde Gegend vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden dicht bevölkert gewesen sein muss.

Die Ueberreste der Gebäude sind ähnlich wie die der jetzt noch existirenden Pueblo Indianer, terrassenförmig an die Berge gelehnt oder in die Felsen gehauen, durch Gänge mit einander verbunden, so dass ein einziges solches

Gebäude ein grosses bevölkertes Dorf bildet. Besonders interessant sollen die aufgefundenen Töpferwaaren, Schiefer-Agat-Werkzeuge und Waffen sein, von denen die Expedition eine grosse Anzahl vorfand und nach dem Osten sandte Die Gebäude sind theilweise noch so gut erhalten, dass sich der Kalkbewurf. an den Wänden noch deutlich erkennen lässt. Unter fusshohem Schutt fand man Ueberreste von Mais, ganze Maiskolben und eine Art Bohne, wie sie jetzt in diesen Gegenden nicht mehr gefunden wird. Ebenso fand man Ueberreste von Wollenzeug und Matten, die, sowie die aufgefundenen Wasserleitungen und Befestigungs-Vorkehrungen auf einen ziemlich vorgeschrittenen Culturstand der Bewohner schliessen lassen.

Es unterliegt keinem Zweifel, nach Allem, was durch diese Erforschung in Erfahrung gebracht wurde, dass die ganze, jetzt baum- und wasserlose Gegend vom vierzigsten nördlichen Breitengrade bis nach Arizona, in früheren Jahrhunderten ein fruchtbares, wasserreiches Gebiet war, welches einer dichten Bevölkerung von Azteken, Tolteken und Chichimoken, was wissen wir, zum Aufenthalt diente. Die gegenwärtigen Pueblo, Zuni, Mogui, Tegua und Orybe Indianer sind unzweifelhaft Nachkommen der Urvölker, denn man findet bei diesen Stämmen noch dieselben Arten von Töpferwaaren, Werkzeugen und Waffen, sowie die Kunstfertigkeit im Weben von Wollenzeugen und Matten, wie sie die aufgefundenen Ueberreste aufweisen, welche Jahrhunderte lang im Schutte der verlassenen Ruinen geruht haben. Dr. Much.

Personalnachricht.

Franz Foetterle †.

Am 5. September d. J. starb in Folge eines langwierigen Herzleidens der k. k. Bergrath Franz Foetterle, Vicedirector und Chefgeologe der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien. Der Verlust, den die geologische Reichsanstalt und die geologische und geographische Forschung durch seinen Tod erleiden, wird in anderen Körperschaften gewürdigt werden. Was die anthropologische Gesellschaft anbelangt, so ist noch in unserer lebhaftesten Erinnerung, dass, wie die geologische Reichsanstalt überhaupt, in ihrer Gesammtheit, als Institut, aus deren Schoosse gewissermassen die anthropologische Gesellschaft entsprungen ist, so insbesondere auch ihr Vicedirector Foetterle an der Gründung und Förderung der Gesellschaft den lebhaftesten Antheil genommen hat. Wir sind ihm hiefür, sowie für seine thätige Verwendung als Cassier der Gesellschaft während eines sechsjährigen Zeitraumes und als Mitglied des Ausschussrathes noch in jüngster Zeit, da die Krankheit den Todeskeim schon in seine Brust gelegt hatte, endlich auch für Beiträge zur Bereicherung unseres Museums zu hohem Danke verpflichtet. Wir können dem im kräftigsten Mannesalter Geschiedenen in keiner besseren Weise diesen Dank abstatten, als indem wir ihn in unserem freundlichen Andenken fortleben lassen. Dr. Much.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

VI. Band. Ausgegeben den 25. November 1876. Nr. 6 u. 7.

2 JAN 77

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt: Dritter Bericht über die Pfahlbau-Forschungen im Mondsee (1875—1876) von **Dr. M. Much.** — Mittheilungen aus dem Museum der Gesellschaft. Von **Felix von Luschan.** — Tumuli in Nord- und Süd-Bulgarien von **F. Kanitz.** — Literatur-Bericht. — Kleinere Mittheilungen. — Vereinsnachrichten. — Berichtigung.

Dritter Bericht über die Pfahlbau-Forschungen im Mondsee. (1875—1876. [1])

Von **Dr. M. Much.**

Auch in den beiden vergangenen Sommern habe ich meine Baggerungen im Mondsee fortgesetzt, und ich erlaube mir, über deren Erfolg hier Mittheilung zu machen.

Im Pfahlbau bei Scharfling beschränkte sich meine Arbeit allerdings nur auf erneuerte, doch erfolglose Versuche, die Culturschichte an das Tageslicht zu heben. Der grösste Theil desselben ist mit dem vom Kienbache, der in unmittelbarer Nähe mündet, herabgeführten Schutte überdeckt und zwar in so fester Lagerung, dass die Baggerschaufel nicht einzudringen vermag, obwohl ich sie, abweichend von den bei Baggerungen sonst üblichen Schaufeln, mit einer Spitze versehen und sehr kräftig bauen liess. Ein Erfolg ist dabei um so schwieriger zu erzielen, als nebstbei eine Wassertiefe von beiläufig drei Metern zu überwinden ist. Unter diesen Umständen bleibt der Pfahlbau bei Scharfling vorläufig noch unberührt, bis es einem geschickteren Arme oder geeigneteren Werkzeugen gelingen wird, ihn zu öffnen und seine Schätze an das Tageslicht zu fördern.

Glücklicher war ich im Pfahlbau am Ausflusse des Sees und hier kamen abermals, wie schon bei den früheren Baggerungen,

[1]) Erster Bericht, Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft II. Band. S. 203 und 322; zweiter Bericht ebenda, IV. Band, S. 293.

Aexte und Hämmer aus Stein, Feuersteingeräthe, Schleifsteine, Behausteine, Gefässe und Gefässscherben nebst anderen Thonerzeugnissen, dann Werkzeuge aus Bein und Horn, endlich Schmuckgegenstände und die vielerlei Dinge, die selbst dem armseligen Haushalte eines solchen Pfahlbaudorfes entstammen können, zum Vorschein. Wenn nun auch solch' fortgesetzte Arbeit zeitweilig Gegenstände fördert, die sich mehr oder weniger wiederholen, so ist sie darum doch keine vergebliche. In der That lässt sich auch, so lange irgend ein vorgeschichtlicher Wohnsitz nicht vollständig ausgebeutet ist, nur nach wenigen Richtungen hin ein sicherer Schluss machen, da bei fortgesetzten Nachforschungen immer noch Dinge an den Tag kommen können, welche die früheren Wahrnehmungen erläutern, voreilig gemachte negative Behauptungen aber ganz umstossen können. In vielen Beziehungen ist in der Archäologie auch die Zahl und das Verhältniss der Zahlen von Bedeutung und deshalb wurde mit Recht gesagt, in der Archäologie gebe es keine Doubletten. Darum schien mir die mühsame und kostspielige Arbeit doch nicht blos eine nutzlose Ansammlung zu bezwecken; fand sich aber ab und zu irgend ein bis jetzt noch nicht, oder wenigstens nicht hier beobachteter Gegenstand, so belebte er natürlich die Lust an der Arbeit aufs Neue.

Eine besondere Ueberraschung bereitete mir unter Anderem der Fund eines sogenannten Halbmond- oder Krummmessers in der Gestalt eines Kreisabschnittes, das ist mit einer gebogenen und einer annähernd geraden Schmalseite oder Schneide. Das von mir gefundene (auf Tafel II, Fig. 12, in zwei Drittel der natürlichen Grösse abgebildete) Stück ist 158 Mm. lang, an seiner breitesten Stelle 38 Mm. breit und aus einer natürlichen Lamelle eines undurchscheinenden Flintsteines mit dem gleichen Geschicke wie die dänischen Geräthe dieser Art verfertigt.

Zwei andere mit der gleichen Virtuosität erzeugte Krummmesser aus dem Pfahlbau bei Puschacher im Attersee [1]) befinden sich in der Sammlung der Frau Kobek in Wien, von denen das eine ganz besonders schöne Stück eine gebogene und eine eingezogene Schmalseite besitzt, wie deren ebenfalls im Norden, doch seltener vorkommen.

[1]) Puschacher, ein nur aus wenigen Höfen bestehender Ort am Attersee; Pu = Buche mit abgestossenem ch wie in Buécker = Buchecker; Schachen bezeichnet einen isolirten kleinen Wald; Puschacher ist also das, was sonst Buchwalder, also eigentlich der Name des Besitzers des Bauerngutes.

Auch unter den Feuersteingeräthen, welche bei den durch die Wiener anthropologische Gesellschaft veranlassten Pfahlbau-Baggerungen im Attersee zum Vorschein kamen, scheinen mir zwei Stücke derartige Krummmesser zu sein. Dieselben hat Gundaker Graf Wurmbrand in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft beschrieben und abgebildet. [1])

Schon dieser Forscher hat die auffallende vortreffliche Bearbeitung dieser Feuersteingeräthe betont, die er nur mit den nordischen und italienischen Steinwaffen vergleichen kann. Doch ist es vorzüglich die Form dieser Geräthe, deren Vorkommen in den Pfahlbauten der oberösterreichischen Seen so überraschend und merkwürdig ist. Denn wie bekannt, bilden diese Krummmesser, namentlich für den Norden, einen charakteristischen Typus und werden besonders in Dänemark in grosser Zahl gefunden; doch reicht ihr Verbreitungsbezirk nicht gar weit ins nördliche Deutschland herein und sie gehören hier schon zu den selteneren Erscheinungen. Meines Wissens aber sind sie in unseren Gegenden, so wie weiter südwärts und in Italien noch nirgends gefunden worden. Das Vorkommen der Krummmesser in den oberösterreichischen Seen bezeichnet also vorläufig die südlichste Grenze ihres, vom Norden ausgehenden Verbreitungsbezirkes und ich glaube, dass auf diese wichtige Erscheinung Bedacht zu nehmen ist.

An eine Einfuhr des fertigen Erzeugnisses aus dem Norden darf indess nicht gedacht werden, denn dasselbe Gestein, welches das Material zu diesen Geräthen lieferte, findet sich auch bei Geräthen anderer Form und häufig genug bei den nahezu 700 Feuersteinsplittern und grösseren Bruchstücken, die ich bis jetzt aus der Culturschichte des Pfahlbaues heraufförderte. Diese zahlreichen Abfälle von der Bearbeitung der verschiedenen Geräthe aus Feuerstein, insbesondere die Pfeilspitzen in allen Durchgangsstadien der Vollendung liefern den Beweis, dass man sich hier selbst auf die Erzeugung von Feuersteingeräthen verstanden habe und nicht auf den Bezug von auswärts angewiesen war.

Von den Pfeilspitzen ist in dieser Beziehung eine hervorzuheben, die ganz augenscheinlich während der Arbeit der Länge

---

[1]) Gund. Gr. Wurmbrand, Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen III. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft, V. Band, S. 125, Tafel III. Fig. 5, 6.

nach zersprungen und deshalb nicht vollendet worden ist. (Fig. 21 Taf. I.) Eine andere Pfeilspitze ist aus krystallinischem Quarz gearbeitet, wegen dessen splitterigen Bruches sie auch ziemlich unvollkommen ist, und genau dieselbe Gesteinsart findet sich unter den, wie man deutlich sieht, absichtlich geschlagenen Steinsplittern in der Culturschichte.

Die Krummmesser der oberösterreichischen Pfahlbauten sind zweifellos einheimisches Erzeugniss und das Vorkommen dieser charakteristischen Werkzeuge an den Ufern unserer Alpenseen und an den Küsten der Ostsee deutet auf einen Zusammenhang zwischen den Bewohnern dieser Pfahlbauten und der Bevölkerung des Nordens, sie bezeugen zum mindesten irgend einen Verkehr, der die Form dieses eigenartigen Geräthes und damit zugleich seinen Zweck, die Art und Weise seiner Anwendung und eine ganze Reihe von gemeinsamen Gepflogenheiten vermittelte, wenn nicht eben beide Theile dieses Geräth von denselben Eltern erzeugen gelernt haben. Ausser diesen Krummmessern fanden sich noch Bruchstücke von bearbeiteten natürlichen Feuersteinlamellen, die ebenfalls solchen, wenn auch weniger vollkommen und darum weniger deutlichen Geräthen angehört oder doch ähnlichen Zwecken gedient haben dürften. Dergleichen Stücke aus dem Attersee hat Graf Wurmbrand in seinem ersten Berichte über die Ergebnisse der Untersuchungen der Pfahlbauten von Seewalchen abgebildet. [1])

Von einigem Interesse möchten auch zwei, aus Feuerstein geschlagene Messer anderer Art sein, mit deutlich zugehauener Schneide, fast geradem breiten Rücken und mit einem Ansatze zu einem Stiele, oder um sonst irgend eine Handhabe daran zu befestigen. (Fig. 9 und 10, Tafel I, zwei Drittel der natürlichen Grösse.) Sie erinnern in dieser Gestalt lebhaft an unsere heutigen Formen der Messer, insbesondere jener, deren sich die Lederarbeiter bedienen, und in der That lässt sich damit Leder mit fast ebenso scharfem Schnitte zerschneiden, wie mit einem metallenen Messer.

Von Schneidewerkzeugen aus Feuerstein wäre noch einer Säge zu erwähnen mit beiderseits eingehauenen, ziemlich stumpfen Zähnen und einer Anzahl theils gut erhaltener, theils gebrochener Flintmesser (Flintspäne) der gewöhnlichen Art.

Zur feineren Ausarbeitung von Holzgeräthen, insbesondere aus-

---

[1]) Fig. 2, 3, Tafel I. in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft, I. Band, abgebildet.

gehöhlter, dienten offenbar die sogenannten Schaber, die im Pfahlbau des Mondsees in grosser Zahl vorkommen. Es sind dies, wie bekannt, Feuersteinstücke, mit einer ebenen Bruchfläche, die an einer Seite durch Absplitterung kleinerer Partien bogenförmig abgegränzt ist, so dass vollkommene Stücke, wie wir sie insbesondere aus Dänemark kennen, fast wie ein Löffel aussehen, nur dass eben die eine Seite nicht concav, sondern plan ist. (Fig. 6, 7 und 8 der Tafel I zeigen drei solche Schaber aus dem Mondsee in zwei Drittel der natürlichen Grösse.)

Nicht immer gelungen ist die Ausführung der Lanzenspitzen aus Feuerstein, die häufig das Eigenthümliche zeigen, das sie unsymmetrisch, auf einer Seite mehr geschweift sind, als auf der anderen, wie das in Fig. 11, Tafel I (zwei Drittel der natürlichen Grösse) abgebildete Stück zeigt. Auch dem Attersee entstammen mehrere solcher Lanzenspitzen, deren Spitze in auffallender Weise mehr nach einer Seite neigt. [1]) Ja, vor Kurzem fand ich im Mondsee eine Lanzenspitze, welche an ihrer Spitze der ganzen Fläche nach aufgebogen ist, wie dies bei Flintspänen, aus welchen diese Lanzenspitzen offenbar geschlagen wurden, häufig vorkommt. Es dürfte kaum möglich sein, einer mit einer solch' aufgebogenen Spitze versehenen Lanze eine gerade Flugbahn zu geben, weshalb wir annehmen müssen, dass sie nicht zum Werfen, sondern nur zum Stossen gedient haben.

Doch gibt es auch sehr correct gearbeitete Stücke, wie das in Fig. 22, Taf. I, in natürlicher Grösse abgebildete, wozu sich unter den Objecten des Attersees ein hübsches Analogon findet. [2])

Sehr gut gearbeitet und mitunter von schwungvoller und zierlicher Form sind die Pfeilspitzen, wie ein Blick auf die Fig. 13–20 der Tafel I zeigt. Sie lassen sich in zwei Typen einreihen, je nachdem sie eine gerade oder eine eingebuchtete Basis haben, doch findet zwischen beiden ein ganz allmäliger Uebergang statt, Gestielte Pfeilspitzen, oder solche, mit stark hervortretenden Flügeln (Widerhaken) oder mit einer Schneide statt der Spitze, haben sich bis jetzt im Mondsee noch nicht gefunden. Dagegen wurden die Pfeilspitzen an den Seiten zuweilen gezähnt. (Fig. 15 und 19, Tafel I.) Es lässt sich im Vorhinein denken, dass nicht alle Pfeil-

[1]) Abgebildet in den Berichten des Grafen Wurmbrand, im I. und V. Bande der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft.

[2]) Gund. Graf Wurmbrand, Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen III. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft, II. Band, Tafel V, Fig. 56.

spitzen so schön gearbeitet sind, wie die abgebildeten, dass mitunter auch weniger zierliche und vollendete vorkommen, zuweilen nur mit wenigen Schlägen geformt, wie es vielleicht die Noth des Augenblicks erheischte.

Dass die Pfeilspitzen an Ort und Stelle, also von den Bewohnern des Pfahlbaues selbst, erzeugt wurden, ergeben, wie bereits gesagt, als ganz zweifellos die Funde; das sehr verschiedene und nicht immer ganz geeignete Material lieferten wahrscheinlich die Schüttbänke benachbarter Flüsse, die ein grösseres geologisches Gebiet durchströmen.

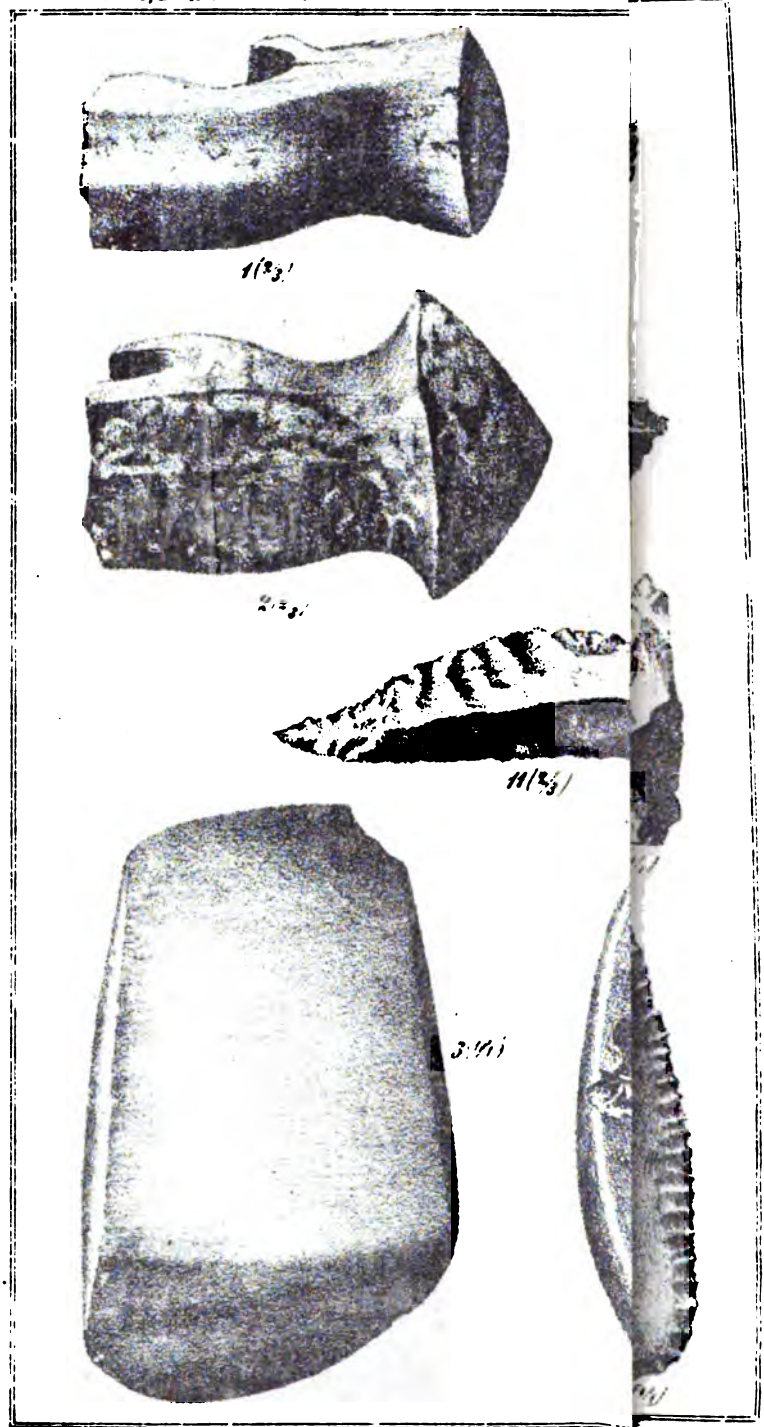
Die Geschicklichkeit der Pfahlbaubewohner der oberösterreichischen Seen in der Verarbeitung des Steines auch in anderer als der eben beschriebenen Weise durch blosses Absplittern bezeugen die sorgfältig geformten, schön polirten und mit grosser Genauigkeit gebohrten Steinhämmer, deren ich schon in meinen früheren Berichten gedachte. [1])

Obzwar die in unseren Gegenden überhaupt vorherrschende Herzform (Bügeleisenform) auch in den Pfahlbauten Oberösterreichs in überwiegender Zahl vertreten ist, so zeigt sich doch schon an einzelnen Stücken, dass man durch Anbringung von Wulsten oder Rinnen eine Mannigfaltigkeit auch innerhalb dieser allgemeinen Form zu gestalten bemüht gewesen ist. Man ist hierbei aber nicht stehen geblieben, sondern sowohl im Pfahlbau des Mondsees als in jenem des Attersees von der gewöhnlichen Herzform auch ganz abgegangen, indem man die dickere Hälfte des Hammers durch einen Hals einschnürte und auf diese Weise eine leichtere und gefälligere Form erzielte. (Fig 1, Tafel I, zwei Drittel der natürlichen Grösse.)

Ganz besonders schön ist ein im vorigen Sommer gefundener (in Fig. 2, Tafel I, in zwei Drittel der natürlichen Grösse abgebildeter) Hammer aus buntem Serpentin, der den schönsten Erzeugnissen dieser Art selbst in Dänemark an die Seite gestellt werden kann.

Fast scheint es, dass die schöne bunte Farbe des Steines, der eben zur Verwendung kam, auch Veranlassung war, die Arbeit sorgfältiger, die Form schwungvoller auszuführen, während man sich bei gewöhnlichen matten Farben auch mit der gewöhnlichen

[1]) Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft, II. Band, Tafel I, Fig. 7, und Tafel II, Fig. 2.



Gez. v. Dr. Much. Katzler

Mitth

leichter herzustellenden Form begnügte. Ja, Funde in Niederösterreich zeigen auffallender Weise, dass man bei den gebohrten Hämmern nicht selten auf eine bestimmte Formgebung ganz und gar verzichtete und sich lediglich auf die Bohrung des Loches in den nächstbesten Stein beschränkte.

Dass diese schönen Hämmer hier erzeugt worden sind, dass man sich am Mondsee insbesondere auch auf die Bohrung der Hämmer verstanden habe, bezeugt der Bohrversuch an einer Axt (Keil, Fig. 4, Tafel 1), der wieder aufgegeben werden musste, wahrscheinlich, weil die Kante am Bohrloch absprang, worauf der Stein dann zu einer Axt verarbeitet wurde.

Noch verdient bemerkt zu werden, dass in den Bohrlöchern einzelner Hämmer in sich zurücklaufende schwach eingegrabene, ohne Zweifel durch die Bohrung mit Sand entstandene Ritzer ganz deutlich wahrzunehmen sind.

Unter allen Geräthen des Pfahlbauhaushaltes erscheinen bis jetzt die Aexte aus Stein am zahlreichsten; es wurden davon bis jetzt 69 Stücke in gut erhaltenem Zustande und 14 in Bruchstücken, zusammen also 83 Stück zu Tage gefördert. Sie sind zwar vorwiegend aus Serpentin, aber nicht selten aus Sandstein, krystallinischen Schiefern, kurz aus ziemlich verschiedenem Materiale gearbeitet, das zum kleinsten Theile die Umgebung, zum grössten wohl wieder die zahlreichen Schuttbänke der Salzach geliefert haben.

Schon dieser Umstand, dass das Material einzelner Aexte der Umgebung entnommen ist, dürfte darauf hindeuten, dass auch diese an Ort und Stelle erzeugt worden sind; man findet in der Culturschichte des Pfahlbaues aber auch Geschiebstücke von Gesteinsarten, die der Umgebung völlig fremd, demnach offenbar herzugebracht worden sind und als Vorrath für die künftige Verarbeitung gedient haben.

Auch bei den Aexten zeigt sich wieder, dass die bunte oder seltene Farbe Veranlassung war, dem dadurch ausgezeichneten Stücke bei der Bearbeitung mehr Sorgfalt zu schenken und demselben namentlich einen schönen Schliff zu geben, um die Farbe recht hervortreten zu machen. Immerhin mag hierbei auch einiges dem Umstande zuzuschreiben sein, dass verschiedene Gesteinsarten der Verwitterung der Oberfläche einen ungleichen Widerstand entgegensetzen.

Die Form der Aexte ist durchwegs eine symmetrische, sowohl die breiten als die schmalen Seitenflächen laufen gleichmässig ge-

wölbt zur Schneide zusammen. Nach einer Seite schräg zugeschliffene, hobeleisenartige Schneiden, bekanntlich die charakteristische Form der Aexte von Neuseeland, die jedoch auch in Niederösterreich nicht selten vorkommt, haben sich hier nicht gezeigt. Die Schneide selbst beschreibt einen mehr oder weniger starken Bogen; zuweilen ist sie schief gestellt (Fig. 3, Tafel I), was, wie bekannt, auch anderwärts, namentlich an dänischen Aexten beobachtet wird.

Die Flächen, welche die Axt begrenzen, berühren sich entweder in gut ausgeprägten Kanten, und dann ist auch der Nacken abgeschliffen und geebnet, oder die Kanten sind absichtlich abgerundet und in diesem Falle ist auch der Nacken abgerundet oder er läuft gar in eine kegelförmige Spitze aus. Diese Vorkommnisse werden auch an Aexten in Niederösterreich beobachtet, nur prägen sich dieselben hier bei der geringeren Vollendung der Arbeit nicht so deutlich aus.

Die Grössenunterschiede zwischen den einzelnen Stücken sind nicht unbedeutend; so misst das längste 175 Mm., das kürzeste kaum 50 Mm.; die Breite wechselt zwischen 70 Mm., und 36 Mm. Bemerkenswerth ist die bei einzelnen grösseren Stücken vorkommende, im Verhältniss zu ihren übrigen Dimensionen bedeutende Dicke, eine Erscheinung, die sich bei den im Traunsee gefundenen Aexten häufiger zeigt und dort deshalb besonders auffällt.

Was die Geräthe aus Horn und Bein betrifft, so hat durch die fortgesetzten Baggerungen insbesondere die Ausbeute an Spateln (Fig 1—7, Tafel II) und Pfriemen (Fig. 8—14, Tafel II) eine ansehnliche Vermehrung erfahren. Die Spateln zeigen sich meist als platte, meisselartige Knochengeräthe; sie haben selten eine besondere Zurichtung oder Form (Fig. 1), noch seltener seitliche Einkerbungen (Fig. 2) erhalten, um sie an eine Schnur zu befestigen. Zumeist wurde das nächstbeste, eben zur Hand liegende Stück eines Röhrenknochens in Verwendung genommen, das dann durch die Abschleifung beim fortgesetzten Gebrauche seine typische Gestalt, eine scheinbar absichtlich zugeschliffene Schneide, erhielt. In Niederösterreich sind mir derlei aus Röhrenknochen bestehende Spateln noch nicht zu Gesicht gekommen und es scheinen hier anstatt derselben Rippenstücke verwendet worden zu sein; wenigstens fand ich in den vorgeschichtlichen Ansiedlungen Rippenstücke, deren Enden abgeschliffene, fein geritzte Flächen zeigen, die offen-

bar durch ein oftmaliges Streichen über irgend einen Gegenstand entstanden sind.

Man hat diese, zuweilen meisselförmigen Beingeräthe oftmals geradezu als wirkliche Meissel bezeichnet, obwohl man damit weder Holz noch Stein, noch sonst etwas meisseln könnte, obwohl Objecte fehlen, an denen die Spuren dieser Meissel wahrzunehmen wären, obwohl endlich die stets unverletzte glatte, zuweilen wie polirt aussehende Schneide, die sich beim Gebrauche gebildet hatte, auf den ersten Blick zeigen musste, dass diese Geräthe lediglich zum Streichen und Glätten, nicht zum Schneiden und Spalten gedient haben, zu welch' letzterem Zwecke die mitunter ganz spongiösen Stücke übrigens durchaus nicht geeignet waren.

Nach meiner Anschauung wurden diese Spatel bei der Töpferei gebraucht, um damit die Wände der Gefässe möglichst glatt zu streichen. Dem Augenscheine nach kam auf die grobe Thonmasse der Wände, namentlich im Innern und bei sorgfältiger ausgeführten Gefässen ein feinerer Beschlag, der nicht mit den Fingern, sondern mit derlei spatelartigen Geräthen an die rauhen Wände angedrückt und geebnet wurde. Tausende von Gefässscherben aus den Pfahlbauten Oberösterreichs und den Ansiedlungen Niederösterreichs bezeugen diese mit derlei Spateln Strich für Strich ausgeführte Glättung. Durch dieselbe wurde die Oberfläche der Gefässe dichter und härter, so dass sie, soweit es bei ihrer groben Masse und ohne Glasur überhaupt möglich war, gegen das Durchsickern des flüssigen Inhaltes aus den sonst so porösen Wänden gesichert wurden.

Ich bemerke jedoch hier sogleich, dass bei manchen, insbesondere bei den grösseren Gefässen die Absicht obgewaltet zu haben scheint, das Durchschwitzen des Wassers und das rasche Verdunsten desselben an der Aussenseite der Gefässe zu begünstigen, indem letztere allem Anscheine nach absichtlich recht rauh gemacht wurde. Offenbar waren die Gefässe dieser Art Wasserbehälter mit der Bestimmung, durch die rasche Verdunstung an der Aussenseite das aufbewahrte Wasser kühl zu erhalten.

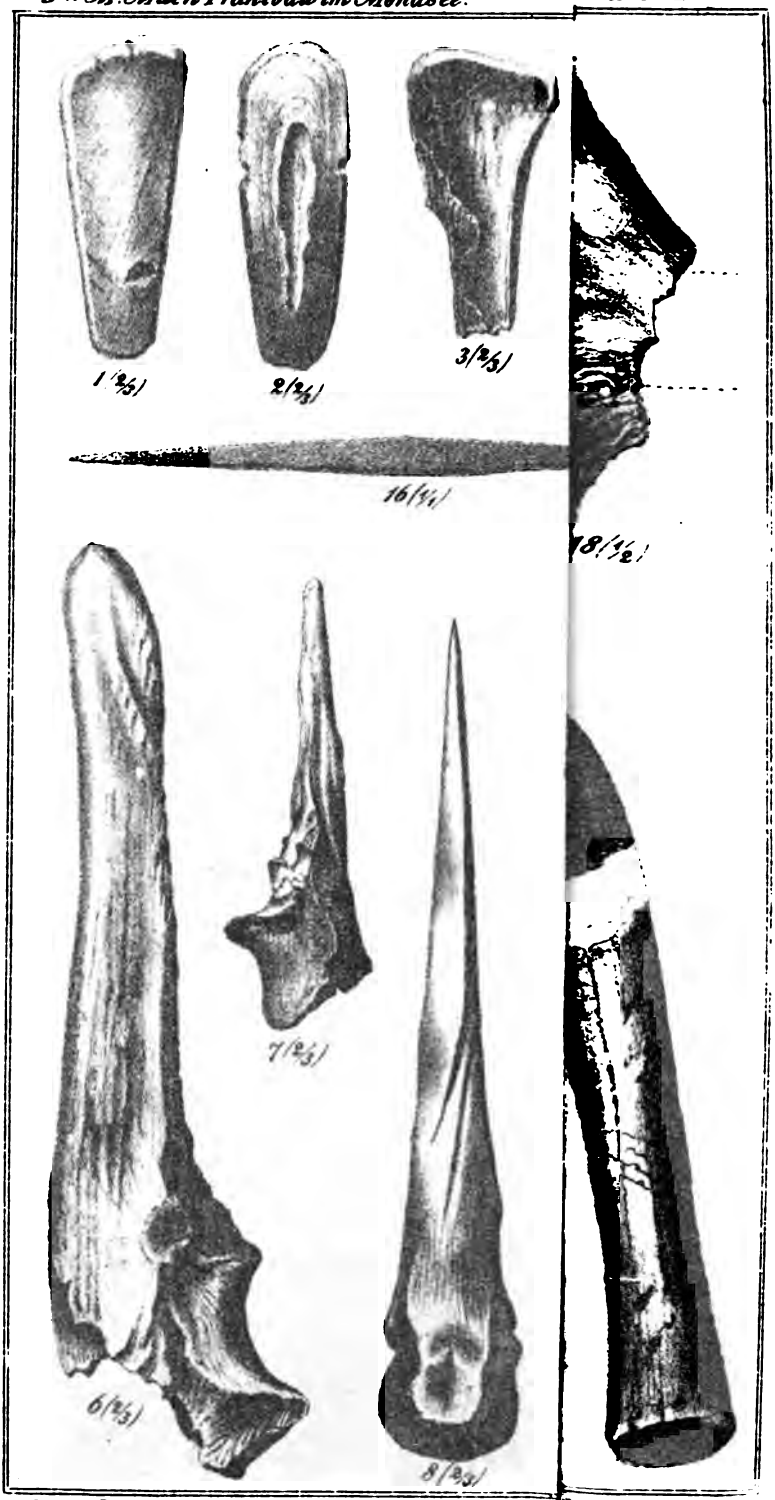
In gleich unberechtigter Weise, wie man die Spatel Meissel, hat man die Pfriemen aus Knochen Dolche genannt. Es ist nicht nöthig, über die Unstatthaftigkeit dieser Benennung ein Wort beizufügen. Die Knochenpfriemen haben wohl zumeist bei der Bereitung der Kleider ihre Verwendung gefunden, wozu sie ja noch heute von mancher zarten Hand gebraucht werden. Man sieht übrigens aus der Kleinheit vieler Exemplare (Fig. 11, 12, Tafel II,

natürliche Grösse), dass sie nur zu einem sehr subtilen Gebrauche gedient haben konnten; andere haben eine nicht geringe Länge (bis zu 17 Cm., Fig. 8, Tafel II, zwei Drittel der natürlichen Grösse). Die einen sind noch ganz rauh, wie sie auf dem Schleifsteine zugeschliffen wurden, andere sind vom Gebrauch auf das feinste polirt und spiegelnd.

Das Material zu diesen Geräthen lieferten Röhrenknochen, namentlich Mittelfussknochen, von denen der Gelenkskopf als Handhabe diente, Fersenbeine und Rippen; häufig genug war man aber um dasselbe nicht verlegen, und wurde hiezu, wie bei den Spateln, das nächstbeste harte Knochenstück (Fig. 9, 10, Tafel II) zugeschärft, auch wenn es die Hunde schon benagt hatten. Ein Mittelding zwischen Pfriemen und Spatel bildeten an ihrem Ende abgerundete Fersenbeine (Fig. 6, 7, Tafel II, zwei Drittel der natürlichen Grösse).

Charakteristisch sind wie für die Pfahlbauten des Attersees so auch für jene des Mondsees, Pfriemen mit zwei Zinken, die nicht gerade selten vorkommen, wiewohl bei den zum Vorschein kommenden Stücken meist eine Zinke abgebrochen ist. Sie sind aus dem Mittelfussknochen eines grösseren Zweihufers (Fig. 14, Tafel II, zwei Drittel der natürlichen Grösse) oder aus Rippen erzeugt (Fig. 13, Tafel II, zwei Drittel der natürlichen Grösse) und letztere beschränken sich bis jetzt einzig auf den Pfahlbau im Mondsee. Zur Anfertigung dieser diente die Rippe eines grösseren Thieres, deren breiteres Ende von beiden Seiten gleichmässig dolchartig zugespitzt und durch einen längs der Kanten der Rippe, also der Breitseite nach geführten Einschnitt in zwei Zinken getheilt wurde. Auch diese doppelzinkigen Rippen sind an den Spitzen augenscheinlich durch den Gebrauch so fein polirt, dass sie spiegeln, was darauf hinzudeuten scheint, dass sie nur bei Bearbeitung weicher, geschmeidiger Gegenstände verwendet worden sind.

In der Schweiz hat man der Reihe nach aneinander befestigte, zugeschärfte Rippen als Geräthe betrachtet, mittels welcher der Flachs gehechelt wurde, doch scheinen mir die im Mondsee gefundenen doppelzinkigen Rippen zu diesem Zwecke zu schwach zu sein. Eine derselben ist am dickeren Ende, also an der Handhabe, mit seitlichen gegenüberstehenden Einschnitten versehen, das Bruchstück einer anderen an dieser Stelle durchbohrt, offenbar um eine Schnur daran befestigen und so dieses Geräth vielleicht bei sich tragen zu können. Es scheint also auch das gegen den angedeuteten Gebrauch zu sprechen.



Gez. v. Dr. M. Much. Lith. v. V. Katzler.

Von anderer Seite ist die Vermuthung ausgesprochen worden, dass diese Doppelzinken irgend einem Zweck bei der Weberei gedient haben, doch vermag ich mir von der Eignung hiezu keine Vorstellung zu machen.

Dass es ausser den Spateln und Pfriemen noch andere Werkzeuge aus Knochen und Horn gegeben habe, lässt sich im Vorhinein denken und dies bezeugen angearbeitete Knochenstücke und Geweihenden, Axthiebe an Knochen und andere Wahrnehmungen. Doch sind jedenfalls anderweitige Geräthe weit seltener im Gebrauche gewesen, da sie sich sonst häufiger in der Culturschichte zeigen müssten. So kommt auf die bereits beschriebenen 83 Stück Steinäxte eine einzige Hirschhornfassung. Dieselbe hat keinen Ansatz oder Zapfen, mit dem sie in eine Keule einzufügen ist, wie die Mehrzahl der Hirschhornfassungen aus den Schweizer Pfahlbauten und des Würmsees, sondern sie ist mit einem durchgehenden Loche versehen, um darin den Stiel aufzunehmen. (Fig. 18, Tafel I, halbe Grösse.)

Ausser diesem Stücke ist der Fund eines sehr schön gearbeiteten und gut erhaltenen Hammers aus Hirschhorn zu verzeichnen. (Fig. 17, Tafel II, halbe Grösse.) Ich bin bei der Bezeichnung Hammer geblieben, obwohl ich nicht glaube, dass sie je in irgend einer Weise wie unsere heutigen Hämmer verwendet worden sind. Sie konnten wegen der geringen Härte weder zur Bearbeitung von Holz noch eines andern Stoffes dienen, und zur Bearbeitung des Bodens, wie man vermuthete, sind sie zu leicht. Mit Sicherheit lässt sich nur sagen, dass ihre nächste Bestimmung nur die gewesen ist, auf einem Stocke, ähnlich wie ein Hammer, befestigt zu werden. Ob sie da lediglich als Griff oder ab und zu zum Einschlagen von Schädeln, also als Waffe gedient haben, mag unerörtert bleiben. Im Pfahlbau des Laibacher Moors kommen sie bekanntlich in grosser Zahl vor; einzelne sorgfältig an allen Seiten geglättete, oder mit dem Ringornamente reich bedeckte Stücke aus Niederösterreich scheinen auf Stockgriffe zu deuten, die übrigens nebenbei auch als Waffe dienen konnten. Kleine, aus den Enden von Hirschgeweihen gearbeitete Stücke, Spielzeug in den Händen der Knaben, lieferten die Ausgrabungen in der umwallten Ansiedlung bei Stillfried und auf der Roseninsel im Würmsee.

Eine sehr schön gearbeitete Pfeilspitze aus Knochen (Fig. 15, Tafel II, natürliche Grösse), deren ich schon in meinem letzten Berichte gedachte, ist bisher ganz vereinzelt geblieben.

Endlich fand sich noch von Knochengeräthen eine sehr hübsche Nadel. (Fig. 10, Tafel II, natürliche Grösse.) Sie ist 91 Mm. lang, in der Mitte 5 Mm. breit, an beiden Enden gleichmässig zugespitzt und offenbar durch Schleifen auf einem Steine in ihre Form gebracht.

Eine erfreuliche, weil unerwartete Ausbeute gewährten die fortgesetzten Baggerungen an Holzgegenständen. Die Mehrzahl derselben zeigt allerdings nur in den Spuren der Axthiebe die unverkennbare Einwirkung der menschlichen Hand, oder sie befinden sich in einem so reducirten Zustande, dass ihr Zweck nicht mehr erkannt werden kann. Deutlich erhalten sind mehrere pfriemenartig zugespitzte Zweige und mehrere Keile, im eigentlichen Sinne verstanden, wie sich deren die Holzspalter noch heute zum Auseinandertreiben der Holzscheite bedienen. Der kleinste derselben ist 5 Cm. lang und 2 Cm. breit und scheint mehr zur Befestigung eines Zapfens als zum Spalten gedient zu haben, der grösste 26 Cm. lange und 4½ Cm. dicke Keil zeigt dagegen die zweifellosen Spuren zu letzterem Zwecke, namentlich auf seinem durch die fortgesetzten Schläge zerfaserten Nacken.

Ein anderer nennenswerther Gegenstand ist das Bruchstück eines 2.75 Cm. dicken Stämmchens, das an einem Ende zuerst angebrannt und dann mit einem ziemlich schneidigen Werkzeuge zugespitzt worden ist. Es scheint eine Waffe, Lanze, gewesen zu sein, denn es erinnert lebhaft an die Rede des Germanicus vor der Schlacht bei Idistaviso, worin er seinen Soldaten Muth zuspricht, weil nur die vorderen Glieder mit Spiessen zur Noth bewaffnet seien, die anderen aber nur im Feuer gehärtete oder kurze Angriffswaffen hätten. [1])

Sodann ist ein aus Buchenholz geschnittener, sauber ausgeschabter Löffel zu verzeichnen (Fig. 22, Tafel II, halbe natürliche Grösse), von dem leider die Spitze fehlt. In seiner Form nähert er sich den Thonlöffeln aus dem Laibacher Moore. [2])

Endlich ist es auch gelungen, einen mit zwei gegenüberstehenden Löchern versehenen Netzschwimmer, wie es scheint aus Kieferrinde, zu erhalten, bis jetzt das einzige Stück aus den ober-

---

[1]) Tacitus, Ann. I, 14.

[2]) Dr. Ed. Freih. v. Sacken. Der Pfahlbau im Laibacher Moore. Mittheil. der k. k. Centr.-Comm. für Erforsch. u. Erhalt. der Kunst- und histor. Denkmale. Neue Folge, II. Bd., S. 30, Fig. 30.

österreichischen Seen, während derlei Netzschwimmer bekanntlich in der Schweiz nicht selten vorkommen.

Interessanter mögen die Reste von vier hölzernen Stielen für Bronzeäxte sein. Zwei derselben sind allerdings solch' unscheinbare Bruchstücke, dass sie nur neben den beiden andern noch erkannt werden konnten. Die besser erhaltenen Stücke sind, nach den frischen Bruchstellen zu schliessen, wahrscheinlich ganz gewesen und erst durch die Baggerschaufel gebrochen worden, der die erweichte und wie ein gesättigter Schwamm vom Wasser erfüllte Holzmasse nicht Widerstand leisten konnte. Immerhin gelang es, von beiden Stücken gerade den Kopf oder Helm, in dem die Axt eingeführt wurde (Fig. 19, Tafel II, halbe Grösse) unversehrt, von dem zweiten auch noch das untere Ende des Stieles, also die Handhabe, zu erhalten. (Fig. 20, 21 Tafel II, halbe Grösse.) Wie sich auf den ersten Blick zeigt, waren diese Stiele zum Schaften von Bronzeäxten bestimmt. Der Kopf oder Helm des Schaftes spaltet sich in zwei Zinken, zwischen welche die Klinge des Palstabes geschoben wurde, während die Schaftlappen die Zinken beiderseits umfingen.

Die Arbeit an den besser erhaltenen Stücken ist durchaus rein und sorgfältig, die Schnittflächen sind so glatt, dass sie augenscheinlich nur mit einem metallenen Geräthe hervorgebracht sein konnten, endlich ist der Zwischenraum zwischen den Zinken ein so enger, dass er unmöglich zur Aufnahme einer Steinaxt, sondern nur der viel schwächeren Klinge einer Axt aus Bronze, eines Palstabes, Raum bieten konnte. Genügt dies völlig zum Nachweise der angegebenen Bestimmung, so findet dieselbe auch noch durch das Vorkommen analoger, allerdings wegen des leicht vergänglichen Stoffes seltener Stücke, hinreichende Stütze. Der ergiebigste Fundort solcher Bronzeschäfte ist der auch an Bronzegeräthen nicht arme Salzberg bei Hallein in seinen alten, im Verlaufe der Jahrhunderte wieder verfallenen und verwachsenen Stollen, wo sie einst als Werkzeug des Bergmanns dienten. Einzelne derselben, zum Theile noch fest in Salzgestein eingebacken, gelangten in die Museen von Salzburg und Linz und in auswärtige Sammlungen. Gleiche Stücke wurden in den schweizerischen Pfahlbauten und wiederholt in der Terramara von Castione gefunden und letztere von Pelegrino Strobel [1]) beschrieben. Strobel unterscheidet zwei Arten der Schaftung, die

[1]) Bulletino di Paletnologia italiana. Anno I, Nr. 1.

eine, bei der die Schneide der Axt parallel mit dem Stiele geht, Geradaxt, und die Queraxt, bei der die Schneide zum Stiele einen rechten Winkel bildet. Die im Mondsee gefundenen Schäfte und so viel ich weiss, jene aus dem Salzberge von Hallein, gehören der ersteren Art, den Geradäxten an.

Wir haben in diesen Fundstücken aus dem Pfahlbau des Mondsees, obwohl sie nur aus Holz bestehen, doch einen deutlichen Hinweis auf die Kenntniss und den Gebrauch der Bronze, der durch neuerliche Funde von Bruchstücken der Schmelztiegel oder Gusslöffel, in denen Körner von Kupfer und von Schlacken dieses Metalles haften, [1]) über allen Zweifel gestellt wird.

Obgleich Bronzegegenstände selbst im Pfahlbaue des Mondsees bis jetzt noch nicht zum Vorscheine gekommen sind, so sehen wir doch aus anderen Funden den Gebrauch der Bronze schon völlig eingebürgert. Brachten die Baggerungen in den Stationen des Attersees einzelne Schmuckgegenstände aus Bronze und zwei wenn auch noch so roh gearbeitete Waffen zu Tage, [2]) so zeigen die im Mondsee gefundenen Axtschäfte dass die Bronze zweifellos auch schon zu Werkzeugen verwendet worden ist, und die in beiden Seen gefundenen Gusslöffel liefern uns endlich den Nachweis, dass die Pfahlbaubewohner dieser Seen auch schon den Bronzeguss verstanden haben, der sich, wie die nun nicht mehr ganz geringe Zahl solcher Gusslöffel zeigt, gewiss nicht mehr auf blosse Versuche, wenn auch jedenfalls auf die Erzeugung ganz einfacher Gegenstände durch Umguss, wozu die unbrauchbar gewordenen das Material lieferten, beschränkt hat.

Erwägen wir aber die Zahl der Gegenstände aus Stein und Bein, welche bisher die Pfahlbauten Oberösterreichs geliefert haben, so sehen wir, dass dieselben trotz der Kenntniss des Bronzegusses in weitaus überwiegender Menge den Bronzegeräthen gegenüberstehen, da sich dem bisherigen Gesammt-Ergebnisse der vom Grafen Wurmbrand und mir im Attersee und Mondsee ausgeführten Baggerungen an ca. 180 Gegenständeu aus Horn und Knochen, ca. 500 Gegenständen aus Stein, und den andern mehr als 700 Objecten aus Knochen und Stein mit zweifellosen Spuren der

---

[1]) Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft, II. Band, S. 206 und 324, dann Tafel II, Fig. 4 und 6

[2]) Gund. Graf Wurmbrand, Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen, III, Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft, V. Band, S. 127.

Bearbeitung, nur 10 Bronzegeräthe und sichere Hinweise auf solche (die Axtschäfte), 2 zweifelhafte Stücke aus Eisen nebst den erwähnten 10—12 Gusslöffeln entgegenstellen lassen. Dieses Verhältniss wird durch von andern Seiten veranlasste Baggerungen nicht geändert.

Wenn wir nun auch gelten lassen, dass die Bronze damals ein sehr kostbares Gut gewesen, dass wir dagegen in jenen Pfahlbaudörfern ein armes Fischervolk vor uns haben, welches nur über geringe Mittel zur Anschaffung derselben verfügen konnte, und dass man sich alle Mühe gegeben haben wird, in den See gefallene Bronzesachen wieder heraufzuschaffen, dass demnach diese in den Funden naturgemäss sparsamer vertreten sein müssen, so werden wir doch auch zugeben, dass der Charakter einer Zeit und im Besonderen dieser Pfahlbaudörfer durch die überwiegende Menge gleichartiger Erscheinungen, also hier der Knochen- und Steingeräthe, nicht aber durch vereinzelte Vorkommnisse, also nicht durch die Anfänge in der Kunst des Bronzegusses bestimmt wird. Die Pfahlbaubewohner Oberösterreichs bedienten sich vorwiegend der Geräthe aus Stein und Bein, ja selbst den Schmuck verfertigten sie noch hauptsächlich aus diesen Stoffen, sie lebten also, so sehr dies nach dem Zusammenbruche des Gebäudes der Dreitheilung zu sagen verpönt ist, in Wirklichkeit in einer Steinzeit, wenn wir auch dieses Wort nicht in dem bisherigen ausschliesslichen Sinne verstehen dürfen.

Dass neben so weitaus überwiegendem Gebrauche der Steingeräthe auch jener von Bronzegeräthen, wenngleich in geringem Masse einhergeht, dass wir hier an den Seen Oberösterreichs beobachten, wie vielleicht dieselbe Hand, die eben ein Serpentinbeil schliff, nun zum Schmelztiegel greift, um eine Bronzeaxt zu giessen, ist eine Erscheinung von nicht geringer Bedeutung. Denn wir sehen hier den Gebrauch der Bronze, ja selbst die Kenntniss des Bronzegusses, schon in enger Verbindung mit sonst gewiss noch sehr einfachen, sehr frühzeitigen Zuständen. Wenn wir nun einerseits den Schluss zugeben müssen, dass die strenge und ausschliessliche Scheidung eines Stein-, Bronze- und Eisenalters in Bezug auf die Pfahlbauten Oberösterreichs, ja auf unsere Länder überhaupt in der That keine Anwendung finden könne, so berechtigt uns diese mit so ursprünglichen frühen Zuständen verbundene Kenntniss des Erzgusses doch auch noch zu einer anderen Frage. Sollten wir angesichts der in neuester Zeit stets mehr Geltung

gewinnenden Ansicht, welche alle Bronzegeräthe als etruskisch-römisches Fabrikat erklärt und nur die ganz rohen Erzeugnisse den nördlicheren Bewohnern zugesteht, nicht auf diese frühe Kenntniss des Erzgusses verweisen dürfen? Sollten jene Leutes die doch sonst nicht zeigten, dass sie ein völlig uncultivirbare, Volk seien, die durch die Aneignung des Bronzegusses allein schon ihre Befähigung zum Fortschritte documentirten, die sich Steingeräthe mit schönen Formen erzeugten, die Gefallen an Schmuck fanden und es verstanden und liebten, ihre Gefässe mit charakteristischen und effectvollen Verzierungen zu versehen, verurtheilt gewesen sein, auf der ersten primitiven Stufe des Bronzegusses verharren zu müssen? Sollte jenem Volke die Befähigung gefehlt haben, den Bronzeguss, den es sich doch anzueignen vermochte, auch weiter auszubilden? Sollte es ausser Stande gewesen sein, nach langer Uebung jene Armbänder, Kleiderhafte, ja selbst jene Schwerter, die wir in späterer Zeit im benachbarten Hallstatt auftreten sehen, selbst zu erzeugen, nachdem sie Jahrhunderte früher Nadeln und Dolche zu verfertigen vermocht hatten, umsomehr, wenn wir zugeben, dass sie Muster und Anregung wirklich von Süden her erhalten haben? Allerdings wird man die Frage entgegenstellen, ob denn die Menschen, welche an den Seen ihre armen Fischerdörfer über den grünen Fluthen errichteten, demselben Volke angehörten, das einige Jahrhunderte später sich an den Salzquellen in Hallstatt eine Stätte blendenden Reichthums schuf? Ich glaube ja, da wir es als ein schon von Grimm erkanntes natürliches Postulat gelten lassen müssen, eine Bevölkerung in ihrem Wohnsitze so lange als dauernd sesshaft zu betrachten, bis unzweifelhafte Thatsachen das Gegentheil begründen, und so müssen wir auch annehmen, dass die Bevölkerung der oberösterreichischen Pfahlbauten und die alten Bewohner von Hallstatt wohl durch die Zeit, vielleicht durch einige Jahrhunderte getrennt, dennoch demselben Volke angehört haben, so lange nicht bestimmte Thatsachen vorliegen, welche im entgegengesetzten Sinne sprechen.

Mit weniger Sicherheit als die Kenntniss des Erzgusses lässt sich die Weberei im Pfahlbau des Mondsees nachweisen. Man kann allerdings im Vorhinein annehmen, dass die Bewohner der oberösterreichischen Pfahlbauten die Weberei ebensogut gekannt haben, als die auf gleicher Stufe stehenden der östlichen Schweiz;

doch liegen keine Funde vor, aus denen dies unzweifelhaft hervorginge.

Es ist ja immerhin möglich, dass in einzelnen dieser, jedenfalls armen Fischerdörfer die Weberei wohl gekannt, aber nicht betrieben wurde, namentlich wenn wir erwägen, wie wenig Bodenfläche zum Anbaue von Getreide und Flachs hier zu Gebote gestanden ist. Es muss ferner die jedenfalls auffallende Thatsache verzeichnet wurde, dass in den Seen Oberösterreichs noch keine Spinnwirtel, ein ganz sicherer Nachweis der Weberei, gefunden worden sind. Gewiss ist dieses Fehlen kein Beweis gegen die Weberei, da man sich in gleicher Weise, wie heute noch die Slovaken an der March, hölzerner Spinnwirtel statt der thönernen bedient haben konnte, oder, da auch ein Klümpchen ungebrannten Thons, um die Spindel gelegt, geeignet war, derselben ganz so wie die gebrannten Wirtel, den beabsichtigten Schwung zu geben.

Auch von sogenannten Webstuhlgewichten aus Thon, deren Verwendung bei der Weberei mir jedoch mehr als zweifelhaft erscheint, sind bis jetzt nur ein Stück, und zwar aus dem Mondsee zu Tage gefördert worden, während mir aus den Pfahlbauten des Atter- und Traunsees nichts derartiges bekannt wurde.

Indess dürften auf das Ebnen und Glätten der Nähte an den Kleidungsstücken glatte Steine mit eigenthümlichen, ebenen Schlifflächen hinweisen, die auch in den niederösterreichischen Ansiedelungen gefunden werden, obgleich diese Steine von anderer Seite als Glättsteine für Bronzesachen betrachtet werden.

Auch andere, unscheinbare Fundstücke liessen sich zum Nachweise der Weberei herbeiziehen, nämlich Hornstücke, mit herumlaufender, deutlich durch eine Schnur eingeschnittener Rinne. Man hat derlei Stücke als Bohrer erklärt, mittels denen die Löcher der Steinhämmer mit Zuhilfenahme von Sand gemacht wurden, indem man sie mit einer durch einen Bogen gespannten Schnur in drehende Bewegung versetzte. Abgesehen von anderen Umständen, kann man wohl kaum annehmen, dass man mit einem spongiösem Hornzapfen, auch wenn man Sand zu Hilfe nimmt, einen Stein zu durchbohren im Stande ist, dann aber lässt sich deutlich ersehen, dass die Rille nicht in sich zurückkehrt, dass also nicht der Hornzapfen sich bewegt, sondern dass nur die Schnur gelaufen und sich allmälig eingeschnitten hat.

In Niederösterreich [1]) und im Pfahlbau des Laibacher Moores [2]) kommen polirte, beiderseits offene Röhrenknochen vor, an denen man ebenfalls deutliche Spuren bemerkt, dass Schnüre herumliefen, welche sich allmählig tiefer einschnitten, und endlich eine um den Knochen herumgehende Rinne hervorbrachten. [3]) Freiherr von Sacken beobachtete auch im Innern dieser aus dem Laibacher Moore stammenden Röhrenknochen die durch die durchlaufenden Fäden ausgewetzten, namentlich an den Rändern sichtbaren Rinnen, und erinnert dabei mit unzweifelhafter Berechtigung an die slovenischen Garnwinden. Es scheinen also alle diese Knochen- und Hornstücke mit quer herumlaufenden Rillen, nicht beim Bohren der Hämmer, sondern vielleicht bei Anfertigung von Schnüren gebraucht worden zu sein und sie deuten somit indirect auf den Bestand der Weberei in unseren Pfahlbauten.

Mit besonderer Aufmerksamkeit und Sorgfalt ist es endlich auch gelungen, Schnüre, Stricke, mehrere darunter mit Knoten, und ein kleines Stück einer ziemlich fest gearbeiteten Matte aus dem Grunde des Sees zu fördern. Alle diese Reste sind jedoch nicht aus Flachs, sondern aus Bast gemacht.

* * *

Von den Erzeugnissen der Töpferei ergaben die Baggerungen fortan wie bisher Scherben grösserer Gefässe in bedeutender Menge, natürlich in der Regel durch die Baggerschaufel zerdrückt und selten in mehr als handgrossen Stücken. Ab und zu erschien aber doch auch ein ansehnlicher Theil eines der prächtigen Krüge dieses Pfahlbaues auf der Schaufel, selbst ganze Gefässe, die sich durch ihre Kleinheit erhalten hatten.

Alle Gefässe, ohne Ausnahme, sind aus freier Hand gemacht. Es darf nicht wundern, dass hier die Töpferscheibe noch unbekannt war, da sie selbst später der ganzen Hallstätter Periode, für die doch sonst beredte Zeugnisse von hoher Entwickelung vorliegen, fremd gewesen. Erst zur Zeit der Römerherrschaft kommt der Gebrauch der Töpferscheibe in den Uferländern der österreichischen Seen auf.

---

[1]) Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft, V. Band, S. 84, Fig. 32.

[2]) Dr. Ed. Freih. v. Sacken. Der Pfahlbau im Laibacher Moore, Mittheilungen der k. k. Centr.-Comm. zur Erforsch. u. Erhalt. der Kunst- u. histor. Denkmale, II. Band, S. 28.

[3]) Dr. Ed. Freih. v. Sacken, a. a. O. Fig. 14.

1

5

12

Die grossen Gefässe sind aus grobem, schlechtem, stark mit Kalksand gemischtem Thon gemacht und wegen dieser Beimischung schwach gebrannt; sie haben eine nur halbwegs geglättete oder absichtlich recht rauh gemachte Oberfläche und meistens plumpe, schwerfällige Formen. Henkel findet man bei den grossen Gefässen nie, wenige haben unter dem Rande oder an der Ausbauchung Knöpfe, durch die zuweilen ein Loch zur Aufnahme einer Schnur geht. Sie sind auch meist ohne Ornament und wo ein solches vorkommt, beschränkt es sich auf einen Kranz von Fingereindrücken oder auf Einkerbungen des in der Regel steilen, oder nur wenig ausladenden Randes. Die Dimensionen der grossen Gefässe sind übrigens trotz der bis 12 Mm. dicken Wandungen nicht bedeutend, keines dürfte eine Höhe von 40 Cm. übersteigen, was bei der erwähnten schlechten Art des Materiales und dem schwachen Brande erklärlich ist.

Die kleineren Gefässe gehen in ihren Massen bis zu einer Höhe von 3 Cm. und einer grössten Weite von ebenfalls 3 Cm. herab. Gerade diese ganz kleinen Gefässe sind häufig mit noch geringerer Sorgfalt gemacht, als die groben grossen; oft sind sie nichts anderes, als ein über das äusserste Fingerglied gedrücktes Klümpchen Thons. (Fig. 16, 17, Tafel III, zwei Drittel der natürlichen Grösse.) Nur einzelne zeigen eine bestimmte Form als Schälchen (Fig. 15, Tafel III, zwei Drittel der natürlichen Grösse) oder Töpfchen. (Fig. 18, Tafel III, zwei Drittel der natürlichen Grösse.) Wenige haben einen Henkel, Knöpfe zur Aufnahme einer Schnur, oder als einfachstes Ornament eine unter dem Rande herumlaufende Linie. Die auffallende Sorglosigkeit oder Unbehilflichkeit, die sich an den Miniaturgefässen zeigt und ihre wahrhaft kindliche Erscheinung lässt wohl auch an nichts anderes als an Kinderspielzeug denken.

Aehnliche Miniaturgefässe wurden auch im Pfahlbaue des Laibacher Moores und in den vorgeschichtlichen Ansiedlungen Niederösterreichs gefunden.

Von besonderer Bedeutung für den Pfahlbau des Mondsees und der oberösterreichischen Seen überhaupt sind die allerdings etwas schwerfällig geformten aber reich ornamentirten Krüge. Sie sind von feinerer Masse und aussen gut geglättet. In der Farbe, die wahrscheinlich durch einen organischen Beisatz bewirkt wurde, erscheinen sie jetzt grauschwarz; sie sind aber ursprünglich wahrscheinlich tiefschwarz gewesen, was sich an einzelnen Scherben noch erkennen lässt.

Formen der unverzierten Gefässe aus dem Pfahlbau im Mondsee (ein Drittel der natürlichen Grösse).

Sie sind meist mit einem mehr oder weniger grossen Henkel versehen (wie Fig. 1, 13, 14 der Tafel III, und Fig. 1, 3, 4, 5, 6 der Tafel II meines ersten Pfahlbauberichtes).[1]) Bei jenen durch ihre Ornamentik bevorzugten Gefässen, die sich mehr der Topfform nähern, ist der Henkel kleiner (Fig. 7, 8, Tafel III, halbe natürliche Grösse), oder zweimal an entgegengesetzten Stellen angebracht (Fig. 5, Tafel III, halbe natürliche Grösse); an anderen, mehr schalenähnlichen fehlt er ganz. (Fig, 6, Tafel III, halbe natürliche Grösse und Fig. 1, Tafel II meines oben angeführten ersten Pfahlbauberichtes.) Das Bedeutendste an diesen Gefässen ist ihre Ornamentik. Die Anfänge der Kunst in dieser Richtung ergehen sich in strengen gemessenen Strichen; mit bewundernswerther Geduld wurden die 1—2 Mm. breiten Linien nach der Fertigstellung des Gefässes, jedoch in den noch weichen Thon vertieft und in den meisten Fällen der Grund dieser Linien mit einer Pfrieme oder einem ähnlichen Werkzeuge Punkt für Punkt eingekerbt, um die weisse Masse, womit die Linien ausgefüllt wurden, besser haften zu machen.[2]) Bei aller Derbheit und gewisser Strenge mussten diese blendend weissen Zeichnungen auf schwarzem Grunde eine prächtige Erscheinung bilden.

Da die Verfertiger dieser Gefässe die Bronze kannten, so wird es nicht Wunder nehmen, wenn sich die auf den ersten Blick äusserst mannigfaltigen Ornamente doch im wesentlichen auf zwei Typen zurückführen lassen, die zugleich mit der Bronze in Europa auftreten, und zwar auf das mit Linien ausgezogene Dreieck und den Kreis, die entweder jedes für sich allein, oder in Verbindung Anwendung finden. (Fig. 2, 9, 10, 12, 13, 14, Tafel III, in halber natürlicher Grösse und Fig. 1 und 5 meines ersten Pfahlbauberichtes a. a. O.) Zuweilen schliesst sich an die ausgezogenen Dreiecke ein ebenfalls mit weissen Linien ausgezogenes Zickzakband, das um den Leib des ganzen Gefässes geht (Fig. 13 d. Tafel III), dann auch zuweilen für sich allein vorkommt. (Fig. 1 d. Tafel III.) Dieses Zickzackband ist wohl auch unterbrochen und die einzelnen Stücke stellen sich dann als die halben Theile des Hakenkreuzes dar und bilden ein besonders auffallendes, schönes Ornament.

---

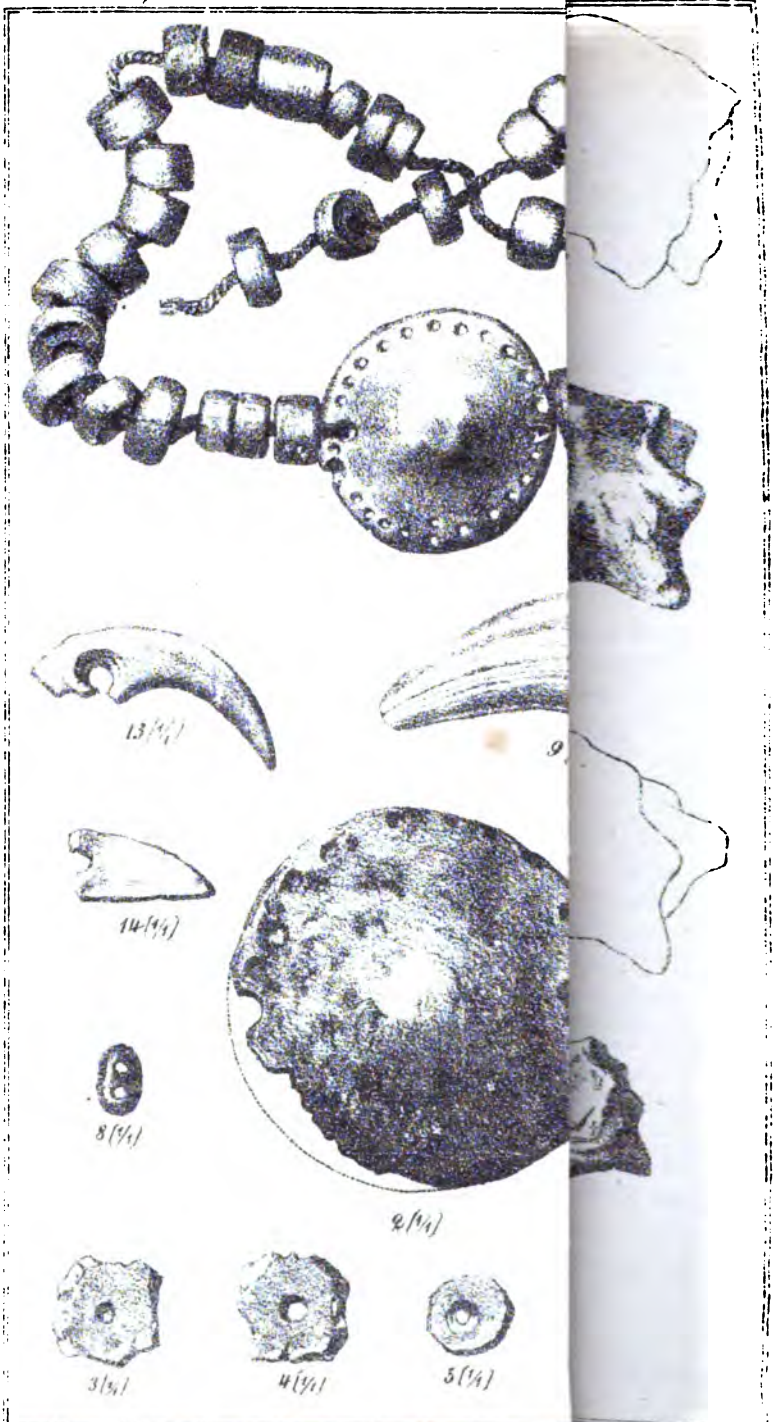
[1]) Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft, II. Band, S. 323.

[2]) Fig. 6, Tafel I meines ersten Berichtes über den Pfahlbau im Mondsee. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft, II. Band, S. 322, bringt diese Einkerbung des Grundes der Linien zur bestmöglichen Anschauung.

(Fig. 6, Tafel I meines ersten Pfahlbauberichtes.) Durch wechselweise Anreihung von Punkten an zwei Linien entsteht eine Art Mäander. (Fig. 2, Tafel III.) An die Stelle des breiten, aus mehreren Linien bestehenden Zickzackbandes treten zwei sich kreuzende Linien, die beiderseits von Punkten eingefasst sind und eine Guirlande um das Gefäss bilden. (Fig. 5, Tafel III.)

Die Töpferei der Pfahlbauten in den oberösterreichischen Seen, namentlich ihre eigenthümliche Ornamentik, fordert zu Vergleichen mit jener anderer Orte heraus, ich möchte indess nur auf manche Aehnlichkeit zwischen den Töpferei-Erzeugnissen des Pfahlbaues im Mondsee und jener im Laibacher Moore aufmerksam machen. Die Zubereitung der Thonmasse, die Mischung mit Sand aus Kalkstein und demzufolge die Art und der Grad des Brennens scheinen an beiden Orten ganz gleichartig zu sein; denn Scherben, die nicht mit den für jeden Ort charakteristischen Ornamenten versehen sind, sind in Farbe, Härte, überhaupt in ihrer äusseren Erscheinung so völlig gleichartig, dass sie nicht unterschieden werden können, während sie sich von den Töpferei-Erzeugnissen anderer Gegenden, wie z. B. des benachbarten Hallstätter Grabfeldes, des Pfahlbaues auf der Roseninsel im Würmsee, Niederösterreichs, der Rheinlande u. s. w. sehr wohl auf den ersten Blick unterscheiden.

Anders ist es dagegen mit der Ornamentirung. Während dieselbe in den oberösterreichischen Pfahlbauten doch noch manches Analoge namentlich in den Elementen der Ornamentik mit den Vorkommnissen im Würmsee und in den prähistorischen Ansiedelungen Niederösterreichs bietet, weicht sie von jener des Laibacher Moores weit ab. Allerdings waltete auch hier die gemeinsame Gepflogenheit, die Linien, welche die Zeichnung bilden, in den noch weichen Thon einzugraben und mit weisser Masse auszufüllen, während beispielsweise in Niederösterreich wohl auch derartige mit weisser Masse ausgefüllte Ornamente vorkommen, hier aber die Zeichnung erst in die Oberfläche des Gefässes eingeritzt wurde, nachdem es gebrannt war. Allein bei den Gefässen des Laibacher Pfahlbaues waltet als vorzüglichstes Ornament das Kreuz vor, der Kreis und die Zickzacklinie wurden in anderer Weise angewendet. Der bei allem Effect doch derben und schwerfälligen Art der Ornamentik des Mondseer Pfahlbaues gegenüber erscheint jene des Laibacher Moores leichter und zarter, sie zeigt im Gegensatze zu der Mühe und ängstlichen Sorgfalt, die aus der Zeichnung an den Mondseer Gefässen sprechen, eine geniale Leichtigkeit, die


13 (1/1)
9
14 (1/1)
8 (1/1)
2 (1/1)
3 (1/1)
4 (1/1)
5 (1/1)

ihre Eingebungen in wechselvoller, schwunghafter und selbst anmuthiger Weise, aber auch oft mit auffallender Leichtfertigkeit zur Ausführung bringt. An beiden Orten bildet die Ornamentirung der Gefässe eine merkwürdige und bedeutungsvolle Erscheinung.

Von anderen Erzeugnissen aus Thon ausser den Gefässen kamen ab und zu noch Bruchstücke der schon erwähnten Tiegel oder Löffel für Bronzeguss, eines der sogenannten Webstuhlgewichte und kleine geknetete Thonklümpchen zu Tage, aber nichts von sonstigen, in anderen vorgeschichtlichen Ansiedlungen nicht seltenen Dingen, wie Spinnwirteln, Scheiben, Ringen u. s. w.

Von besonderer Bedeutung dürften dagegen kleine Thierfiguren sein, deren ich bis jetzt sechs aus der Culturschichte des Pfahlbaues zu erlangen so glücklich war. Sie sind aus lichtem, weder mit Sand gemengtem, noch durch Fett oder Harz gefärbtem Thon in sehr roher aber doch in einer Weise gearbeitet, dass bei der Mehrzahl trotz des häufigen Fehlens der Extremitäten das Thier, welches dargestellt werden sollte, erkannt werden kann. So stellt Figur 15 der Tafel IV ganz augenscheinlich ein Rind dar, Fig. 20 ein Mutterschwein, Fig. 21 einen Hund. Bei Fig. 17 mag die Bestimmung dahingestellt bleiben; es scheint damit ebenfalls ein gehörntes Thier dargestellt zu sein und man hat die Wahl, sich darunter ein Kind oder eine Ziege zu denken. Neben den in natürlicher Grösse gegebenen genauen Abbildungen dieser Thiergestalten habe ich die Umrisse derselben beigesetzt, wie sie nach den Bruchstellen ungefähr in unversehrtem Zustande waren. Das fünfte dieser Thonfiguren stellt ebenfalls ein Rind dar, das sechste ist nicht erkennbar. Die Augen sind bei keinem dieser Stücke angedeutet, oder doch später wieder verwischt, die Ohren nur bei dem Hunde und Schweine kenntlich; über dem Rücken läuft ein scharfer Kamm, der Schweif ist bei zweien wahrscheinlich durch ein eingestecktes Holzstückchen dargestellt gewesen, da sich an der betreffenden Stelle eine Vertiefung offenbar zur Aufnahme eines solchen befindet und in gleicher Weise ist das Geschlecht bei dem Hunde ausgedrückt worden.

Der Fund solcher Thiergestalten ist bis jetzt in den Pfahlbauten der oberösterreichischen Seen, des Laibacher Moores und in den vorgeschichtlichen Ansiedelungen Niederösterreichs ganz vereinzelt und in diesen Gebieten ausser dem Mondsee noch nirgends beobachtet worden. Auffallend aber ist das Vorkommen ähnlich roher Thierbilder in dem nur wenige Wegstunden vom Mondsee

entfernten Grabfelde von Hallstadt, wo freilich nicht Thon, sondern Bronze das Material zur Darstellung lieferte. Man vergleiche nur in Freiherr v. Sackens monumentalem Werke über das Grabfeld von Hallstatt die auf Taf. XVIII in den Figuren 31, 32, 33 wiedergegebenen Thiergestalten mit denen des Mondsees und man wird im Zweifel sein, welche man als roher, ursprünglicher, kindlicher wird erklären müssen; einen wesentlichen Unterschied wird man zwischen den beiderseitigen Thierbildern kaum begründen können, wohl aber lässt sich eine gewisse Aehnlichkeit in den Gepflogenheiten der Bewohner beider Orte daraus entnehmen.

Die Mannigfaltigkeit der dargestellten Thiere: Rind, Schwein, Hund und vielleicht auch Ziege, macht es aber fast zweifellos, dass diesen Figuren eine symbolische Bedeutung nicht innewohnte, dass sie höchstens den noch ungeschlachteren, Rinder, Schweine und Pferde darstellenden Votivfiguren aus Eisen, die noch in neuester Zeit bei der ländlichen Bevölkerung Süddeutschlands üblich sind, verglichen werden können und möglicher Weise auch nur gewöhnliches Kinderspielzeug gewesen sind.

* * *

Nicht das letzte, was zur Erkenntniss des Culturzustandes einer Zeit sich eignet, ist der körperliche Schmuck des Menschen. Nur wirkliche Zier oder Dinge, denen eine besondere Bedeutung beigelegt wurde, konnten dazu dienen. Dem allgemeinen Charakter der Ansiedlung, der vorwiegenden Verwendung von Knochen und Stein entsprechend, ist auch der Schmuck zumeist aus diesen Stoffen gemacht. Gegenstände der ersteren Art sind vorzüglich Thierzähne, und zwar, soweit es aus den bisherigen Funden ersichtlich ist, Eckzähne des Bären, Schneidezähne und Hauer des Schweines, Eck- und Backenzähne des Hundes, die alle an der Wurzel durchbohrt wurden, um auf diese Weise als Anhängsel, wahrscheinlich zu einer Halskette aneinandergereiht, getragen zu werden.

Mit besonderer Vorliebe ist der Eckzahn des Bären behandelt worden, da er fast spiegelnd polirt, öfter auch mit kleinen Grübchen versehen worden ist, die mit einer wachsartigen, wahrscheinlich dunklen und von der weissen Farbe des Zahnes sich abhebenden Masse ausgefüllt wurden. (Fig. 9, Taf. IV.) Aber auch jedem einzelnen anderweitigen Zahne hat gewiss seine besondere Bedeutung innegewohnt, oder, um mich deutlicher auszudrücken, es musste wahrscheinlich das Thier, dessen Zähne man zum Schmucke verwendete, ganz besonders hiezu qualificirt gewesen sein, vielleicht

durch eigene Erlegung desselben oder sonst wie; denn man findet Zähne nicht selten, die ein zweites Mal gebohrt sind, wenn das erstgebohrte Loch ausgebrochen war. Eben dieser, nun nicht mehr vollständige Zahn, war doch werth befunden worden, ein zweites Mal gebohrt zu werden, was gewiss nicht geschehen wäre, wenn man den Verlust durch die Zähne des nächstbesten herumliegenden Kiefers beliebig hätte ersetzen können. (Fig. 12, Taf. IV.)

Dagegen deuten zwei nicht ausgebrochene, einander gegenüberstehende Löcher an einem schönen, geglätteten Schweinshauer darauf, dass dieser Zahn als Mittelstück eines Schmuckes, vielleicht einer solchen Zahnkette getragen worden ist. Bei einer Baggerung, welche Professor v. Hochstetter in meinem Beisein im Pfahlbau von Weieregg ausführen liess, gelangten mehrere solcher durchbohrter Zähne auf einige Schaufelhübe zum Vorschein, woraus zu schliessen ist, dass sie im Seegrunde ganz nahe beisammen gelegen und einst wahrscheinlich eine solche Kette gebildet hatten.

Ausser den Zähnen mochte man wohl auch die Krallen der grösseren Vögel und die Klauen der Raubthiere als Schmuck getragen haben. Da aber die Hornsubstanz überhaupt der Verwesung nicht widerstanden und sich im Wasser gänzlich aufgelöst hat, so sind auch derlei Schmuckgegenstände gänzlich verschwunden. Dass ich aber dieselben nicht ohne Grund veraussetze, beweisen die deutlichen Nachahmungen solcher Thierkrallen aus Stein, die aus dem Pfahlbau im Mondsee gefördert wurden. Die eine dieser Nachbildungen (Fig 13, Taf. IV. natürl. Grösse) ist in sehr schöner Weise aus weissem Alabaster gearbeitet und scheint eine Adler- oder Geierkralle darzustellen. Graf Uvaroff berichtet in seinem grossen Werke über die Alterthümer der Merjanen (Meriens), dass auffallender Weise auch unter diesen solche Nachbildungen in Stein gefunden werden.

Die Sitte, durchbohrte Thierkrallen und Zähne von Thieren, ja selbst von Menschen als Schmuck zu tragen, ist mit den niederen Culturstufen in fast allen Theilen der Erde verbunden und hat sich als Ueberbleibsel einer uralten Zeit durch alle Culturstadien hindurch selbst bei uns bis heute erhalten.

So finden wir in einer Zeit, da die Pfahlbauten in den oberösterreichischen Seen sehr wahrscheinlich nicht mehr bestanden haben, solchen Schmuck im Grabfelde von Hallstatt wieder. Die ältere Edda erzählt uns in der Wilandssage [1]), wie Wieland der

[1]) Wölundurkwide 24, 25.

Schmied an König Nidudur dafür Rache nimmt, dass ihm der die Kniekehlen durchschneiden liess, indem er dessen Söhne tödtete und aus ihren Zähnen ein Brustgeschmeide verfertigte, das er ihrer entehrten Schwester Bödwild sendete:

„Um die Köpfe kürzt' er die Knaben beide:
Unterm Fesseltrog barg er die Füsse;

Aber die Schädel unter dem Schopfe
Schweift' er in Silber, sandte sie Nidudurn.
Aus den Augen macht' er Edelsteine,
Sandte sie der falschen Fraue Nidudurs.

Aus den Zähnen aber der Zweie
Bildet er ein Brustgeschmeid, sandt' es Bödwilden."

Noch heute setzen unsere Jäger einen gewissen Stolz darein, mit den verkümmerten Eckzähnen der von ihnen erlegten Hirsche oder mit den Krallen von Adlern und Geiern prunken zu können. Man lässt sie in Gold und Silber fassen und trägt erstere in Fingerringen statt eines Edelsteines, zumeist aber als Anhängsel an der Uhr (darunter auch Enden zarter Rehgeweihe), ja selbst zu langen Uhrketten aneinandergereiht und zuweilen nicht ohne Anwandlung von Aberglauben. Nach Freiherr v. Sacken [1]) verwendet man in unseren Gebirgsländern noch heutigen Tages Bärenzähne als Amulet zur Beförderung des Zahnes bei Kindern, ja selbst in Wien herrscht noch die Sitte, den Kindern zu diesem Zwecke Ketten von walzenförmigen Perlen aus Bein umzuhängen.

Knochen, die vorher weiss gebrannt worden sind und deren sich eine ziemliche Menge in der Culturschichte sammeln lässt, scheinen das Materiale zu kleinen, weissen durchbohrten Scheibchen von 7 Mm. Durchmesser und 2 Mm. Dicke geliefert zu haben, die mit ausserordentlicher Präcision gearbeitet sind.

Häufiger als diese durchbohrten Scheibchen erscheinen Perlen aus Stein. So glückte es, mit einem einzigen Schaufelhube nicht weniger als 48 Stück derselben zu Tage zu bringen, die nun durch fortgesetztes Arbeiten auf der nämlichen Stelle nach und nach auf auf die Zahl von hundert gebracht wurden. Sie lagen also hier dicht beisammen und es ist daraus zu entnehmen, dass alle diese einst zu einer Kette aneinander gereiht waren. Ihre Höhe beträgt 4 bis 10, ihr Durchmesser 8 bis 10 Mm.; viele, doch nicht alle, zeigen von recht präciser Arbeit und es hat den Anschein, dass

[1]) Dr. Ed Freiherr von Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt. S. 85.

das Materiale zu denselben irgend ein Versteinerungsproduct, nach der Meinung Anderer eine Muschel des rothen Meeres, nach Anderer endlich italienischer Alabaster geliefert hat.

Einige Meter von diesen Steinperlen entfernt, lag eine 3 Cm. im Durchmesser haltende, am Rande 2·5 Mm. dicke, runde Scheibe mit einem Buckel in der Mitte. Sie ist gleichfalls aus Stein, rings am Rande mit kleinen vertieften Grübchen zur Zierde, an zwei gegenüberliegenden Stellen des Randes aber mit Löchern versehen, ohne Zweifel um an Schnüren gefasst werden zu können und als Mittelstück einer Halskette zu dienen. Wie aus der Abbildung ersichtlich (Fig. 1, Taf. IV, natürliche Grösse), ist dieses Schmuckstück zweimal an den Rändern durchbohrt worden; da nämlich eines der zuerst gebohrten Löcher durch das Tragen an der Schnur durchgerieben worden war, musste daneben ein anderes Loch gebohrt werden, was dann, um die Scheibe in der Mittellinie zu erhalten, auch auf der entgegengesetzten Seite die Bohrung eines neuen Loches nothwendig machte. Es liefert dieser Umstand den Beweis, dass die fragliche Scheibe wirklich als Mittelstück gedient hat und wenn sie auch, wie bemerkt, nicht gerade in ganz unmittelbarer Nähe der eben erwähnten Perlen gelegen, so glaube ich doch keinen allzugrossen Fehler zu begehen, wenn ich sie so, wie es in der Figur 1 geschehen ist, miteinander in Verbindung bringe.

Eine ähnliche, 5 Cm. im Durchmeseer haltende Scheibe aus Stein (Fig. 2, Taf. IV, natürlicher Grösse), hatte ich schon bei früheren Baggerungen gefunden.

Eine andere Art von Perlen aus Stein ist weitaus roher, als die vorherbeschriebenen gemacht, doch ist der Fund dadurch von Interesse, dass er in einer vollständigen Reihe den ganzen Gang der Anfertigung zeigt. (Fig. 3 bis 7, Taf IV, natürliche Grösse.)

Endlich scheinen auch noch die Rückgratswirbel von Fischen auf Schnüre gefasst und als Schmuck getragen worden zu sein, da derlei fein durchbohrte Wirbel ebenfalls zum Vorschein kommen.

* * *

Es erübrigt nun noch einiges über die Reste des Haushaltes beizufügen. Um mich nicht in Wiederholungen zu ergehen, bemerke ich nur kurz, dass alle Speise- und Abfallsreste, deren ich in früheren Berichten gedachte, wie gespaltene Knochen, Haselnussschalen (beide in ansehnlicher Menge), von Hunden benagte Knochen, verkohlte Knochen, ganze Haselnüsse, verkohlte Aepfelspalten der wildwachsenden Art, allerlei Sämereien, Scherben mit Speise-

resten und dem Russe des Herdfeuers nebst Kohlen und ähnlichen Dingen auch durch die fortgesetzten Baggerungen wieder zu Tage gefördert wurden. Die Knochen gehören verwiegend dem Rind, Hirsch, Schwein, der Ziege und dem Schafe an; mehrfach vertreten ist auch der Hund. Dann kommen vereinzelt noch vor kleinere Fleischfresser, der Biber, das Reh, der Bär; die Gemse scheint durch einen Hornzapfen vertreten zu sein. Von Fischen, die in sehr grosser Menge gegessen worden sein mussten, hat sich nur sehr wenig erhalten.

Weizen fand sich in einzelnen Körnern, sehr selten die Schalen von Eicheln und Buchnüssen; in grösserer Zahl dagegen die Samenkerne der Hagebutte, die ja noch heute von Kindern gegessen wird und in mancher Haushaltung zur Bereitung einer Wildpret-Sauce dient. Auch diesmal wurde, wie schon früher einmal, eine Kugel aus zusammengeknetetem Wachs gefunden. Wozu aber Tannenzapfen und kleine Buchenschwämme gedient haben, vermöchte ich nicht zu sagen.

Gestehen muss ich aber auch, dass ich endlich doch auf einen Brandplatz gestossen bin. Auf einer kleinen, kaum 60 Quadratmeter grossen Fläche förderte nämlich die Baggerschaufel etwas mehr Kohlen, als an anderen Stellen beobachtet wurde, dann die vorhin erwähnten verkohlten Aepfelspalten, kleine zusammengebackene Brocken von verkohlten Pflanzenstengeln (Stroh oder Schilf?), endlich einige Stücke hart gebrannten Wandbewurfes. Merkwürdiger Weise beschränken sich diese an sich nicht einmal zahlreichen Nachweise eines stattgehabten Brandes eben nur auf die kleine, eine Fläche von 8 Metern Länge und Breite kaum überschreitende Stelle. Denn einmal aufmerksam gemacht, wurden an den verschiedensten Stellen noch weitere Spuren eines stattgehabten Brandes gesucht, doch obwohl wie immer bis auf den natürlichen Seegrund gebaggert wurde, an keiner derselben gefunden. Es scheint also, dass an dieser einzigen Stelle eine einzelne Hütte in Brand gerathen ist, dass das Feuer jedoch auf diese eine Hütte beschränkt und bewältigt werden konnte.

Auch Stücke gebrannten Lehms, mit dem die Herdsteine verstrichen worden waren und an deren geebneter Seite die Asche noch haftet, wurden wieder gefunden. Nicht neu ist dagegen die Förderung einer grossen Zahl äusserlich sehr gleichartiger, augenscheinlich im Feuer gelegener und meist noch berusster Feldsteine aus allen Theilen des Pfahlbaues, die allerdings schon bei früheren

Baggerungen zum Vorschein gekommen sind, deren Zweck mir aber erst jetzt klar wurde. Diese Steine entstammen dem Sandsteingebirge am nördlichen Gehänge des Sees und lassen sich in der Grösse einer wälschen Nuss bis zur halben Mannesfaust, wie sie im See vorkommen, noch jetzt auf den Feldern auflesen. Die dem Pfahlbau entstammenden Steine sind durch die Einwirkung des Feuers spröde geworden und ihrer Kanten und Ecken beraubt; sie haben ohne Zweifel als Hitzsteine gedient, um mit ihrer Hilfe Fleisch gar zu machen, indem man dasselbe mit ihnen, nachdem sie entsprechend erhitzt waren, umhüllte und bedeckte. Brot wurde wahrscheinlich einfach so gebacken, dass man den Teig auf die heissen Steine legte. Noch haftet an ihnen, wie bemerkt, der Russ des Herdfeuers und zuweilen eine glänzende Pechschichte. Vielleicht wurden sie in grösserer Menge auch als Wärme-Condensatoren verwendet, um zur Nachtzeit bei der Gefährlichkeit unbewachten Feuers die Hütte warm zu erhalten.

Eine besondere Art dieser Hitzsteine scheinen auffallend gleichmässige, fingerförmige Stücke, zum Theile auch von fremder Gesteinsart, gebildet zu haben. Ob sie etwa besonderen Zielen der culinarischen Kunst dienten?

Die Dacotah in Nordamerika, die Neuseeländer, die Südsee-Insulaner, darunter die Koitapu, ein Jägervolk bei Port Moresby auf Neu-Guinea braten das Fleisch der Thiere mit solchen Hitzsteinen; die Nomaden-Lappländer backen ihr Brot noch heute auf flachen Steinen, indem sie dasselbe zeitweilig umwenden. Der Zweck der im Mondsee gefundenen Hitzsteine wurde mir erst klar, als mein Sohn ganz gleichartige Steine brachte, welche er den Dörrkammern der Umwohner des Mondsees entnommen hatte. Diese schichten nämlich Feldsteine über dem überwölbten Feuerherde auf, um eine andauerndere Hitze zu erzielen, in welcher sie ihr Obst (Pflaumen, Birnen und Aepfel) für den Wintervorrath dörren. Hitze und Rauch und der herabträufelnde und verkohlende Saft des Obstes gibt ihnen ein solches Ansehen, dass sie von den Hitzsteinen des Pfahlbaues kaum unterschieden werden können. So brauchen die Anwohner des Mondsees noch heute Hitzsteine und wir sehen sie dieselben auf den nämlichen Fluren auflesen, wo sie mehr als zwei Jahrtausende früher ihre Vorfahren zu gleichem Zwecke gesammelt haben. Zahlreicher, als wir glauben, sind die Ueberbleibsel früher Culturstufen und tausend Fäden verbinden uns mit der Vergangenheit.

Uebersichtstabelle der bisherigen Funde vom Pfahlbau im Mondsee.

Gegenstand	Aus Stein		Aus Horn u. Knochen		Aus Holz		Zusammen
	vollständig	unvollständig	vollständig	unvollständig	vollständig	unvollständig	
	erhalten		erhalten		erhalten		
Aexte	62	19	—	—	—	—	81
Keile	—	—	—	—	4	—	4
Hämmer	5	5	1	—	—	—	11
Schäfte für Steinäxte (Fassungen)	—	—	1	—	—	—	1
Schäfte für Bronzeäxte	—	—	—	—	—	4	4
Lanzenspitzen	3	—	—	—	—	1	4
Vollendete Pfeilspitzen	22	—	1	—	—	—	23
Unvollendete Pfeilspitzen	5	1	—	—	—	—	6
Flintmesser	17	—	—	—	—	—	17
Schaber	27	—	—	—	—	—	27
Krummmesser	1	1	—	—	—	—	2
Pfriemen	—	—	34	—	5	—	39
Doppelpfriemen	—	—	3	8	—	—	11
Spateln	—	—	38	—	—	—	38
Unbestimmbare Gegenstände mit Merkmalen der Bearbeitung	—	—	—	16	—	16	32
Zierscheiben	2	—	—	—	—	—	2
Durchbohrte od. geschliffene Zähne	—	—	16	—	—	—	16
Perlen	113	—	—	—	—	—	113
Imitationen von Vogelkrallen	1	1	—	—	—	—	2
Löffel	—	—	—	—	1	—	1
Klopf- oder Arbeitssteine	73	—	—	—	—	—	73
Schleifsteine und Polirsteine	38	—	—	—	—	—	38
	369	27	94	24	10	21	
	396		118		31		540

Ausserdem noch Gegenstände aus Bast 8, Gefässe 30, Thonscherben mit Verzierungen über 100, Thierfiguren 6, Schmelztiegel und Bruchstücke davon 8, Thongewichte 1, Nuclei, Brocken und Splitter von Feuerstein circa 600, nebst den Abfallsresten an ordinären Gefässscherben, Knochen Speiseresten, Sämereien etc.

Rückblick.

Fassen wir das Ergebniss aller Funde in dem bisher untersuchten Pfahlbau des Mondsees zu einem allgemeinen Bilde zusammen, so sehen wir hier eine Bevölkerung auf einer, nur durch das Zusammenwirken vereinter Kräfte ermöglichten, auf mehreren tausend Pfählen über dem See errichteten Wohnstätte leben und schaffen, vielleicht mehr weil sie in dieser Art zu wohnen der Vorschrift einer alten, über weite Strecken der Erde verbreiteten Sitte folgte, als weil sie sich des ursprünglichen Zweckes derselben, sei es des Fischfanges, sei es der Sicherheit halber, noch bewusst war.

Die Bewohner dieses Pfahlbaues verwendeten, soweit dies aus den Funden zu ermessen ist, in überwiegendem Masse und in jeder

Richtung ihrer Thätigkeit Werkzeuge und Geräthe aus Stein und Knochen, so zwar, dass kaum eines der wesentlichsten derselben nicht vertreten ist. Auf eine sehr grosse Zahl im Gebrauche gewesener Steingeräthe weisen auch die vielen Behau- (Klopf-) und Schleifsteine, mit deren Hilfe sie erzeugt worden sind und die zugleich nebst anderen Umständen Zeugniss geben, dass diese Stein- und Knochengeräthe nicht von auswärts eingeführt, sondern von den Bewohnern selbst gemacht wurden. Diese bewähren sich sogar hierin sehr geschickt in der Ausführung sorgfältiger Arbeit, und ihre Erzeugnisse stehen, besonders wenn ein geeignetes Material zur Verfügung war, denen der urgeschichtlichen Bevölkerung benachbarter Länder nicht nach, ja sie gestatten selbst einen Vergleich mit den nordischen Vorkommnissen.

Nebenher geht aber schon der, wenn auch seltene Gebrauch von Werkzeugen aus Bronze, ja sogar die Kenntniss und die Ausübung des Erzgusses selbst.

Wie die Werkzeuge und Waffen ist auch der Schmuck vorzugsweise aus Stein und Knochen (Zähnen) angefertigt.

Eine die besondere Aufmerksamkeit fesselnde Erscheinung bilden die Töpferei-Erzeugnisse. Die Form der Gefässe ist, allerdings nicht ausnahmslos, etwas schwerfällig und der Charakter ihrer Verzierungen derb und streng, und fast möchte man sagen, dass sich der schwerfällige, stabile Charakter der heutigen Bevölkerung auch jetzt noch in ihnen spiegelt. Doch zeigt sich, trotzdem sich die Verzierungen, wie noch in der Gegenwart bei volksmässiger Industrie, innerhalb gewisser, vielleicht strenge einzuhaltender Typen bewegen, doch eine erstaunliche, erfindungsreiche Mannigfaltigkeit und bei aller Derbheit ist ihnen Geschmack und Effect nicht abzusprechen, ja unter den kleinen und mittelgrossen Gefässen finden sich welche, die selbst eine schwungvolle Form zeigen und die Erzeugnisse unserer heutigen nationalen Töpferei weit hinter sich lassen.

Ihre Kleider mögen wohl zumeist aus der Wolle ihrer Schafe, die Ueberkleider aus Fellen verfertigt worden sein. Denn Lein und Hanf scheinen sie nicht gekannt oder wenigstens nicht benützt zu haben; ihre Stricke und Schnüre sind aus Bast. Ein mattenartiges Stück aus Bast kann einer Matte, einem Sacke, aber auch einem Kleidungsstücke angehört haben; gebrauchen wir ja doch selbst noch Bindfäden, Säcke, Schuhe, Hüte und Teppiche aus Bast.

Ihre auf der Bühne des Pfahlwerks gebauten Hütten bestanden aus Flechtwerk mit einem Lehmbewurf. Dass ihre Bewohner

noch ausserdem Hütten auf dem Lande gehabt hätten, haben bis jetzt noch keine Funde wahrscheinlich gemacht. Mit ihnen theilten ohne Zweifel ihre Hausthiere diese Wohnstätte.

Ihre Nahrung bestand vorwiegend aus dem Fleische der Thiere u. z. zunächst der Hausthiere, des Rindes, der Ziege, des Schafes und Schweines, wol auch des Hundes. Von Wild lieferte ihnen vorzugsweise der Hirsch, seltener der Bär, Reh, Biber und kleine Fleischfresser ihren Bedarf. Von Fischen finden sich wenige Spuren, doch lässt sich im Vorhinein mit Sicherheit annehmen, dass damit, namentlich mit der Seeforelle die Tafel der Pfahlbaubewohner in reichlichem Masse besetzt gewesen ist. Getreide muss ihnen, wenn sie es vielleicht nicht selbst bauten, doch in genügender Menge zu Gebote gestanden sein, denn darauf deuten einzelne zerstreute Weizenkörner und die verkohlten Speisereste, die an den Topfscherben haften. Als Würze dienten frische und getrocknete Aepfel (der wilden Sorte), Hagebutten, Haselnüsse und da man wohl annehmen darf, dass auch die noch heute in jenen Gegenden in üppiger Fülle gedeihenden Beerenfrüchte, wie die Erdbeeren, Himbeeren, Heidel- und Preisselbeeren, dann die Früchte des Maulbeerbaumes, des Weissdorns, und anderer Sträucher in der reichlichen Menge, in der sie die Natur bot, genossen worden sind, so fehlte es der Tafel der Pfahlbaubewohner fast das ganze Jahr über nicht an schmackhaften Leckerbissen.

Ihre Beziehungen zur vorgeschichtlichen Bevölkerung der benachbarten Länder zeigen sich bei der stets mehr und mehr sich ergebenden über weite Länderstrecken verbreiteten Gleichartigkeit vieler Erscheinungen nur sehr undeutlich. Der Bestand des Pfahlbaues im Mondsee fällt in dieselbe Periode, welcher die Pfahlbauten des Attersees, des Stahrembergsees, des Laibacher Moores und der ältesten Ansiedlungen der metallischen Zeit Niederösterreichs angehören.

Mit Niederösterreich hat unser Pfahlbau die Art und Form der geschliffenen Steingeräthe bis auf gewisse kleinere landschaftliche Unterschiede weniges, mit der Roseninsel im Stahrembergsee mit dem Pfahlbau des Laibacher Moores die Art der Knochengeräthe, mit diesem bei aller Verschiedenheit doch auch Vieles bei den Töpferei-Erzeugnissen gemein, während die von der Roseninsel ganz abweichen, dagegen mit dem niederösterreichischen eine auffallende Aehnlichkeit haben. Mit allen diesen haben die oberösterreichischen Pfahlbauten auch noch den Besitz der Bronze, mit Laibach noch die Kenntnisss des Erzgusses und den Gebrauch von

Gusslöffeln aus Thon gemeinsam. An Beziehungen mit dem Norden mahnen in auffallender Weise die Krummmesser aus Flintstein, an Italien vielleicht der Bezug des Alabasters. Merkwürdig ist die den Bewohnern des Pfahlbaues im Mondsee und den durch hunderte von Meilen und durch viele Völker getrennten Merjanen (Meriens) im Innern des europäischen Russlands gemeinsame Gepflogenheit, Thierkrallen nachzubilden, im Mondsee allerdings in Stein, bei den Merjanen, jüngerer Zeit entsprechend, in Bronze. Näher liegt es, der kleinen Thiergestalten des Mondsees zu gedenken, die lebhaft an ganz ähnliche erinnern, welche in jüngster Zeit in Ungarn gefunden und bei dem Archäologen-Congresse gezeigt wurden, aber auch mit den rohen Thiergestalten aus Bronze verglichen werden können, welche im nahen Hallstätter Grabfelde als Beigaben für die Bestatteten gedient haben.

Jedenfalls gehören die bis jetzt durchforschten Pfahlbauten der oberösterreichischen Seen in eine Zeit vor der Hallstätter Cultur-Periode, und sie waren bei Beginn derselben wohl schon alle wieder verlassen.

Wenn gleich die Ansicht feststeht, dass diese Pfahlbauten von armen Fischern und Viehzüchtern bewohnt gewesen sind, die nur schwer die Mittel zur Anschaffung der feineren Culturerzeugnisse, als welche sich die Hallstätter Funde darstellen, aufbringen konnten, so muss man doch glauben, dass in allen den 6 bis 7 untersuchten Pfahlbauten Oberösterreichs wenigstens e i n e Hindeutung auf jene grosse Culturstätte zu finden sein müsste, dass sich unter den vielen hunderten von Gegenständen, die aus den oberösterreichischen Pfahlbauten zu Tage gefördert worden sind, doch wenigstens einer sein müsste, der aus dem überreichen Hallstadt seinen Weg durch Tausch oder als Geschenk dahin gefunden hat. Hallstatt musste in jener Zeit eine zahlreiche und wie wir wissen eine wohlhabende Bevölkerung gehabt haben, die so wie heute auf einen kleinen Raum zusammengedrängt wohnte, der ausser ihr kaum noch einige Ziegen beherbergen konnte. Diese Bevölkerung war darauf angewiesen, ihren gesammten Lebensmittelbedarf wie noch heute von auswärts zu beziehen, und da wären wohl zunächst die Bewohner der Pfahlbauten, wenn diese noch bestanden hätten, in der Lage gewesen, die Producte ihrer Viehzucht oder ihre Jagdbeute gegen den schönen Bronzeschmuck oder die eisernen Werkzeuge der Hallstätter abzusetzen; wir müssten doch bei einem solchen unmittelbaren Nebeneinanderwohnen auch einen Verkehr unter einander, einen gegenseitigen Einfluss

(beispielsweise bei der an beiden Orten gänzlich verschiedenen Töpferei) wahrnehmen. Da wir aber keine Spur eines solchen geistigen oder materiellen Austausches finden, so können wir auch mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Pfahlbauten Oberösterreichs zur Zeit der Hallstätter Culturperiode nicht mehr bestanden haben.

Um indess volle Sicherheit zu erlangen, wäre es von ausserordentlicher Wichtigkeit, nun auch den Hallstätter See selbst und zutreffenden Falles seine Pfahlbauten zu untersuchen.

Mittheilungen aus dem Museum der Gesellschaft.

Von **Felix von Luschan.**

IV. Schädel eines Arica-Indianers.

Tafel II.

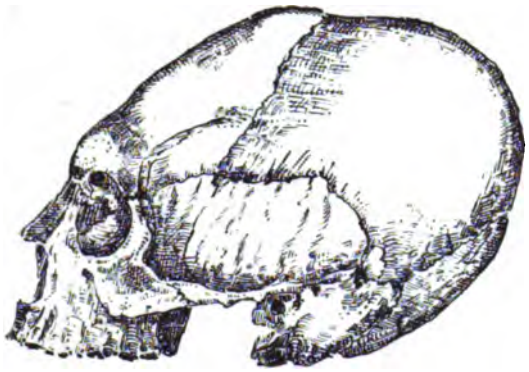
Calvarium, ♂. aet. c. 25.

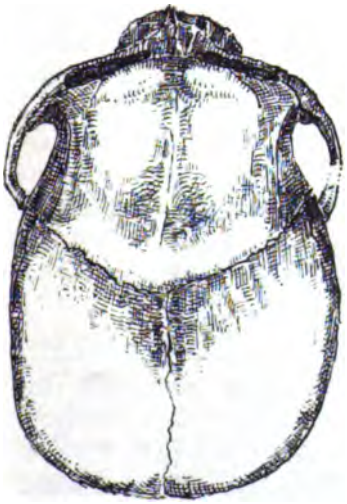
U.	469,				**F.**	380.	
S.	367	=	133	+ 121	+	113.	
Basis	101,		123,	102,		105.	
L.	184,		**H.**	149,	**Bp.**	131.	
Bs.	89,		**BS.**	106,	**Bh.**	98.	
G. B.	149.						
BL.	712,		**HL.**	810,	**I.**	1355.	

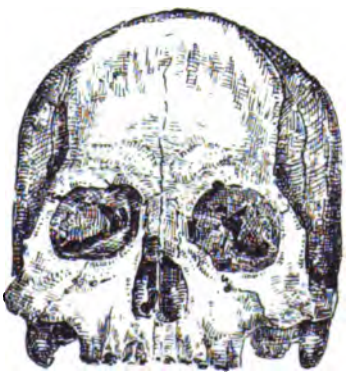
Dieses Kronjuwel unserer craniologischen Sammlung erhielten wir durch die gütige Vermittlung des Herrn Grafen Gundaker von Wurmbrand als Geschenk des Malers Canon; es stammt aus den von der Novara-Expedition mitgebrachten Sammlungen und trägt die Aufschrift „Dr. Schwarz, Novara-Expedition, Indianer, Arica."

Umfang, Länge und einige andere Maasse dieses Schädels lassen sich wegen der allzugrossen künstlichen Deformirung, der er unterzogen gewesen war, nicht mit voller Genauigkeit angeben. Doch scheint er sich ganz an die Aymara-Schädel anzuschliessen, die Barnard Davis im Thesaurus beschreibt, zeichnet sich aber von der Mehrzahl derselben durch geringere Grösse, tiefere Schnürfurchen und grössere Missstaltung aus. Von den Schnürfurchen zieht eine etwas über der Glabella gegen die Gegend des hinteren Unterkieferwinkels; dorthin zieht auch die zweite Furche, welche die Grenze zwischen dem zweiten und letzten Drittheil des

Taf. II.







Schädel eines Arica-Indianers.

Stirnbeins abgeflacht hat, während die dritte Furche sich auf den vorderen Rand der Scheitelbeine beschränkt, die Richtung der Kronennaht fast genau einhält und so in die Gegend des Kinnes zieht; es hat sonach den Anschein, als ob der Gesichtstheil mit in die Deformirung des Schädels einbezogen wäre, ja sogar die wesentlichen Stützpunkte für dieselbe abgegeben hätte, ein Fall, der eine seltene Ausnahme von der Regel bilden würde, denn gewöhnlich bleibt die künstliche Missstaltung auf den Hirntheil des Schädels beschränkt. Doch lassen sich hiefür bei dem Fehlen des Unterkiefers in unserem Falle keine sicheren Anhaltspunkte gewinnen. Sehr auffallend erscheint die buckelförmige Auftreibung der Gegend der vorderen Fontanelle, die in derselben Weise vorgewölbt erscheint, wie bei Schädeln von Leuten, die in ihrer frühesten Jugend ausgedehnte Naht-Synostosen erlitten haben, bei denen dann gleichfalls das in seinem Wachsthume gehemmte Gehirn gegen die nachgiebigen Fontanellen gedrängt wurde. Bei unserem Schädel war diese Compensation in der Folge — nach dem Aufhören des Schnürens — überflüssig; der Schädel konnte wieder in normaler Weise, wenn auch in anderer Richtung weiterwachsen und die ganze Vorwölbung wurde schliesslich mit Knochenmasse ausgefüllt, so dass der sonst ganz mässig dicke Schädel in der Gegend der grossen Fontanelle stellenweise fast 11 Mm. dick ist.

V. Schädel aus einem Felsengrab auf Malta.

Calvaria ♂. aet. c. 30.

U. 511. **F.** 386.
S. 369 = 132 + 122 + 115.
Basis 98, 114, 110, 97.
L. 176, **H** 135, **Bp.** 144.
Bs. 96, **BS.** 117, **Bh.** 110.
BL. 818, **LH.** 767, **I.** 1500.

Linienschiffslieutenant Freiherr v. Haan hat diesen Schädel in einer künstlichen Felsenhöhle bei La Valette auf der Insel Malta gefunden und ihn durch seinen Vater, Herrn Hofrath Friedrich Freih. v. Haan an unsere Gesellschaft gesandt. Edle Formen und ein auffallendes Zusammentreffen von bedeutender Grösse und sehr gracilem Bau zeichnen ihn besonders aus. Von riesiger Grösse ist sein schön ovales Foramen occipitale magnum, es misst 40 Mm. in der Länge bei einer Breite von 34 Mm. Auch die Augenhöhlen, von denen allerdings nur der Stirntheil erhalten, scheinen sehr gross gewesen zu sein.

Bei dem Fehlen des Gesichtes (nur das Mittelstück des Unterkiefers ist vorhanden) einerseits und andererseits bei dem wechselnden Geschicke, dem Malta seit jeher unterworfen war, ist es nicht möglich, für die Herkunft dieses Schädels bestimmte Anhaltspunkte zu gewinnen. Phönizier, Karthager, Römer und Araber haben nacheinander die kleine Insel besessen und sie ob ihrer günstigen Lage und wegen der vielen guten Häfen immer hoch geschätzt und reich bevölkert. Sie wurde später ein Sitz blühender Seeräuberei, dann eine Festung gegen die Türken und ist gegenwärtig noch immer ein wichtiger Handelsplatz; Verhältnisse, die bei dem gänzlichen Mangel anderer Anhaltspunkte eine Racen-Bestimmung zur Unmöglichkeit machen. Nur dass der Schädel einem geistig hochbegabten und civilisirtem Individuum angehörte, lässt sich mit Bestimmtheit behaupten, und dass wir es mit dem Vertreter eines alten Culturvolkes zu thun haben, lässt sich aus dem fast gänzlichen Mangel an organischer Substanz, der diesen ungemein leichten und brüchigen Schädel auszeichnet, nicht unschwer schliessen.

Fig. 3. Schädel von Malta.

VI. Fund von Nussdorf.

In nächster Nähe von Wien, auf dem Gute des Herrn Bachhofen v. Echt in Nussdorf, wurden im Frühjahr 1875, bei Gelegenheit der Anlage eines Kellers Gruben entdeckt, welche mit

trapezförmigem Durchschnitt in den Löss eingetieft und mit Knochen und Gefässscherben enthaltender Dammerde gefüllt waren.

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Fundstätte in Begleitung Hofrath v. Hochstetters untersuchen zu können; die beistehende Figur 4 ist ein Facsimile einer damals von ihm angefertigten Skizze. Die Fundstätte liegt unmittelbar zwischen dem Nussdorfer Bahnhofe der Zahnradbahn und der Brauerei. Wir fanden, wie aus der Zeichnung ersichtlich, zu oberst eine manchmal bis 50 Cm. dicke Aufschüttung von Löss, die von irgend einer Planirungsarbeit herstammt, es folgte sodann eine 2·5 Meter mächtige Schichte von Dammerde, die einzelne Topfscherben enthielt und auf einer nur 60—70 Cm. dicken Lösslage aufruhte, die ihrerseits wieder auf tertiärem Sand lag. An zwei Stellen nun fanden wir das Lösslager durch trapezförmige Einschiebungen unterbrochen, die mit schwarzer Dammerde erfüllt, eben jene Mengen von Knochen und Scherben enthielten, durch die man zuerst auf die Sache aufmerksam geworden war.

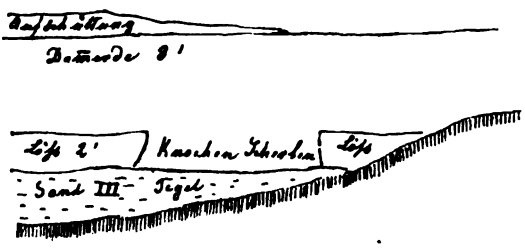


Fig. 4.

Die Knochen, die wir damals in einer derselben ausgruben, gehörten alle Hausthieren an, Pferd, Rind, Ziege und Hund fanden sich mehr weniger gut vertreten, früher aber hatte man aus derselben Grube ein Geweihstück eines Cervus megaceru's erhalten, das etwa 10 Cm. ober dem Rosenstock durch mehrere scharfe Sägeschnitte von dem Rest des Geweihes getrennt ist und auch an seinem unteren Theil mehrere Sägeflächen trägt, die gleichfalls nur mit einem sehr vorgeschrittenen Instrument — keineswegs etwa mit einer Feuersteinsäge — hergestellt sind. Gleichwohl gehört dasselbe unzweifelhaft dem Cervus megacerus an, den man gewöhnlich für einen Zeitgenossen von Mammuth und Mastodon hält, der sich aber in einzelnen Individuen ohne Zweifel noch bis an die Grenze der historischen Zeit erhalten hat, wenn auch unser specielle Fall hiefür gerade keinen sicheren Beleg zu geben im Stande ist, denn man kann sehr wohl annehmen, dass unser Geweihstück seine Bearbeitung erst erfahren, nachdem es ungezählte Jahrtausende in der Erde Schoss geruht und fossil geworden,

dann einem ehrsamen Nussdorfer Ureinwohner ein gar willkommener Fund ward.

Das nunmehr wieder gefundene Stück, welches in den Besitz Hofrath v. Hochstetters übergegangen ist, hat einen Durchmesser von 8 Cm. und misst 30 Cm. im Umfang um die Rose. Eine Reihe anderer — theilweise gleichfalls gesägter sowie gespaltener — Knochen, mehrere Kieferstücke sowie charakteristische Thonscherben, die theils gedrehten, theils aus freier Hand gearbeiteten Gefässen entsprechen, hat Herr v. Echt unserem Museum freundlichst überlassen, so dass auch wir diesen interessanten Fund in würdiger Weise vertreten haben.

VII. Fund von Zogelsdorf.

Taf. III. Fig. 8.

Aus Zogelsdorf, einem Orte bei Eggenburg (V. O. M. B. N. Oe.) verdanken wir einem Geschenke des Freiherrn v. Suttner an die k. k. geologische Reichsanstalt eine Reihe von Gefässscherben, die mit jenen, die uns durch die Untersuchungrn Dr. Much's aus benachbarten Stationen, wie Eggenburg, Heidenstatt, Ronthal, Gösing, Pulkau etc. etc. bekannt geworden sind, vollkommen übereinstimmen. Interessant ist besonders das in Fig. 8 der III. Tafel abgebildete Fragment eines Schöpflöffels. Kleinere Bruchstücke von ganz ähnlichen Löffeln besass unser Museum bereits von früher her, sie stammen beide vom Vitusberg und gehören als Nr. 28 und 30 jenen niederösterreichischen Funden an, die Dr. Much uns im October 1870 überlassen hat.

Derartige Löffel sind in unseren Gegenden recht selten und meines Wissens hat die ganze österreichische und deutsche Fundliteratur ausser den von Dr. Much beschriebenen bisher nur zwei analoge Geräthe aufzuweisen, an die beide sich der Name der Grafen v. Wurmbrand knüpft. Das eine stammt aus Gleichenberg in Steiermark und wurde von Herrn Grafen Gundaker von Wurmbrand auf Seite 114 des III. Bandes dieser Zeitschrift [1]) beschrieben, das zweite wurde von Herrn Grafen Heinrich v. Wurm-

[1]) Später auch in der Festschrift des naturw. Vereines für Steiermark zur 48. Naturforscher-Versammlung in Graz, in welcher der Abhandlung „Ueber vorgeschichtliche Funde in Gleichenberg" zwei sehr lehrreiche Tafeln beigegeben sind. Die Fig. 9 unserer Tafel ist eine genaue Copie der Fig. 4 jener Tafeln, welche den Löffel von Gleichenberg in halber Grösse wiedergibt.

Taf. III.

Fund von Zogelsdorf.

brand bei Weikersdorf, Nieder-Oesterreich, entdeckt und im V. Band der Zeitschrift, Seite 34, erwähnt.

Man war früher über die Bedeutung dieser Schälchen lange im Unklaren; so lange man nur die Stiele kannte, die sich wegen ihrer grösseren Stärke besser zu erhalten pflegen, hielt man dieselben für Hälse von Thonflaschen; später fasste Graf Gundaker Wurmbrand und nach ihm noch Andere diese gestielten Schüsselchen eine Zeit lang als Lampen auf. Dieser Anschauung stehen aber sehr zwingende Gründe entgegen, erstens muss man von einer, wenn auch noch so primitiven Lampe verlangen, dass sie auf einer horizontalen Fläche ruhig steht und nicht umfällt, zweitens muss der Docht am brennenden Ende vertical gehalten werden; alle derartigen „Lampen", die ich bisher gesehen, zeigen aber das Gegentheil, sie fallen um, wenn man sie auf den Tisch stellt und der Canal für den Docht verläuft auch in seinem äusseren Ende horizontal, anstatt nach oben umgebogen zu sein, so dass der grösste Theil des Fettes unverbrannt abtropfen würde, wollte man den Versuch machen, ein solches Schälchen wirklich als Lampe zu verwenden. Ausserdem zeigt gerade die „Lampe" von Gleichenberg, wie aus unserer Fig. 9 hervorgeht, eine Art Schnabel, der wohl für einen Schöpflöffel sehr zweckmässig wäre, bei einer Lampe aber jeder Existenzberechtigung entbehrt. Gegen die Auffassung dieser Schälchen als Löffel lässt sich überhaupt nichts einwenden, sobald man annimmt, dass zur Verlängerung der Stiele in dieselben hölzerne Handhaben eingefügt wurden, in derselben Weise, wie wir dies zum Beispiel in unsere gusseisernen Leimpfannen noch heute thun, wenn auch der Zweck, den wir damit erreichen — die geringere Erhitzung des Stieles — ein anderer ist, als der unserer Ahnen, denen dabei nur darum zu thun war, einen schweren und gebrechlichen Stiel durch einen festeren und leichteren zu ersetzen. Uebrigens finden sich kurze derartige Stiele wirklich ganz aus Thon gearbeitet, und sind dann natürlich massiv und nicht durchbohrt.

In dieser Beziehung ist besonders der Fund von Camp de Chassey sehr merkwürdig, den N. E. Perrault 1870 beschrieben hat;[1]) während man früher in Frankreich nur ein oder zwei analoge Fragmente besass, ergab dieser eine Fund nicht weniger

[1]) „Note sur un foyer de l'âge de pierre polie découvert au Camp de Chassey en 1869." 4°. 32 p. VIII. pl. Châlons-sur-Saône 1870. (Extrait des Matériaux d'archéologie et d'histoire). Ein Auszug dieser wichtigen Arbeit findet sich auch im VI. Bande der „Matériaux etc." von Mortillet.

als 13 theilweise beinahe vollständige Esslöffel aus Thon und ausserdem einen Schöpflöffel, von dem unsere Fig. 10, Taf. III, eine nach Perraults Tafeln auf ein Drittel verkleinerte Abbildung gibt, während unsere gleichfalls auf ein Drittel reducirte Fig. 11 bestimmt ist, den Typus der Esslöffel von Camp de Chassey wiederzugeben.

Noch grösseres Interesse als dieser französische, beansprucht für unsere Frage ein neuer ungarischer Fund: Die von dem Grafen Bela Szechenyi untersuchten Pfahlbauten des Neusiedler Seebeckens haben neun Löffel geliefert, von denen, und darauf möchte ich besonderes Gewicht legen, zwei mit massiven Thonstielen versehen sind und vollkommen und in jeder Beziehung mit dem Schöpflöffel von Camp de Chassey übereinstimmen, während die anderen sieben sich ganz an den Typus von Zogelsdorf anschliessen, so dass Abbildungen der Löffel vom Neusiedler See rein nur Copien unserer Figuren 8 und 10 darstellen würden.

Uebrigens ist die Combination von Thongefässen mit Holzstielen nichts so ganz Unerhörtes; ich besitze selbst eine Schüssel, welche, wie die beistehende Abbildung zeigt, ausser einem gewöhnlichen Henkel noch eine Hülse zur Aufnahme eines hölzernen Stieles besitzt. Dieses merkwürdige Gefäss wurde im Jahre 1874, bei Gelegenheit der Röhrenlegung für die neue Wasserleitung, in der Salvatorgasse in Wien (unmittelbar unter meinen Fenstern I., Stoss am Himmel 3) in einer Tiefe von beinahe zwei Metern zugleich mit römischen Leistenziegel-Fragmenten aufgefunden. Es hat einen grössten Durchmesser von 26 Cm., ist 8 Cm. hoch und aus grobem glimmerreichen Thon gefertigt, der mit Graphit geschwärzt und mit Quarzkörnern vermengt war, ist aber zweifellos auf der Drehscheibe gemacht.

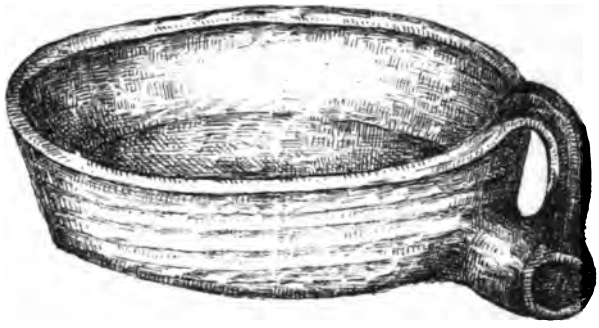


Fig. 5. Schüssel aus Wien.

(Wird fortgesetzt.)

Tumuli in Nord- und Süd-Bulgarien.

Von **F. Kanitz.**

Das durch seine zauberhaften Naturreize berühmte Kazanlik-Tekne am Südhange des Balkans erhält durch zahlreich über dasselbe ausgestreute Zeugen aus weitzurückliegender Vergangenheit auch culturgeschichtliches Interesse. Die ganze Ebene erscheint mit Tumulis, mit jenen Hügeln bedeckt, über deren Ursprung, Inhalt und Bestimmung in letzterer Zeit so viel geschrieben wurde. Wie die Funde in vielen an verschiedensten Punkten Europas geöffneten Tumulis ergeben, gehören sicher die meisten der prähistorischen Zeit an, andere sind aber erst von nachgewiesenen Völkern und speciell im illyrischen Dreieck von Römern, Byzantinern u. A. zu Grenzbestimmungen oder in Ebenen namentlich als Auslugshügel aufgerichtet worden. Die Türken weisen sie beinahe ausnahmslos der Epoche ihrer grossen Heereszüge zu und behaupten, in manchen Fällen nicht mit Unrecht, dass sie die Gebeine ihrer Gefallenen bergen.[1]) Aehnlich klingen die Ansichten der Bulgaren, welche überdies den durch Höhe besonders ausgezeichneten eigene Namen geben.

Hart am Wege von Šibka gegen Haskôi steht eine auffallende Tumuligruppe, deren höchster (der Šišmanec) vier niedrigere weit überragt. Einen Augenblick könnte man verführt sein, diese Grabhügel mit den Bulgaren in Beziehung zu setzen, da die Volks-Tradition den „Šišmanec“ von dem Bulgarencar Šišman ableitet. In diesem speciellen Falle spricht die von wenigen Tumulis der Türkei übertroffene Höhe von über 15 M. jedenfalls dafür, dass dieser Hügel die Ruhestätte eines angesehenen Häuptlings deckt. Aus welcher Epoche, darüber könnte nur dessen Eröffnung Aufschluss geben. Denn nur der Inhalt eines Tumulus, nicht aber seine zufällige Aussengestalt, Lage u. s. w. bietet dem Culturforscher die Möglichkeit zu Vergleichen und Schlüssen. Deshalb wurde auch dieser Weg von den Fachmännern gewählt, und hier möchte ich mich gegen die neuesten Versuche aussprechen, welche mit grossem Zeit- und Geldaufwand die Tumulis nach allerlei Aeusserlichkeiten in schematische Tabellen bringen wollen. In diesen sollen nicht nur die zu Tage geförderten entscheidenden Funde aus dem Innern: Skelette, Bestattungsweise, Schmuck, Waffen u. s. w., son-

[1]) V. v. Mitrovic, Reisebericht vom J. 1591.

dern auch rein zufällige äusserliche Erscheinungen und zum Theil selbst solche verzeichnet werden, die mit jenen Völkern, welche sie schufen, in gar keiner Beziehung stehen, sondern erst weit später im Laufe der Jahrhunderte hinzutraten. Was soll ein solcher Vorgang bezwecken? was kann beispielsweise aus der genauen Messung von Höhe und Umfang der einzelnen Tumuli für die Wissenschaft resultiren? was bei der Einregistrirung: ob sie auf Hügeln oder in Niederungen stehen, was namentlich dabei, ob sie „bewaldet, bewachsen, nackt oder beackert" sind? Ebensogut könnte der Epigraphiker auf die Idee verfallen, die griechischen oder römischen Votivsteine nach ihrer Breite, Grösse und Zeilenzahl zu verzeichnen, der Kunsthistoriker könnte es versuchen, unsere Kirchthürme nach Höhe und Durchmesser in Classen einzuschachteln, der Botaniker könnte unsere Bäume, der Ethnograph unsere Kirchhöfe, je nachdem sie auf Hügeln oder in Niederungen stehen in „Höhen-" und „Thaleichen" u. s. w., in „Höhen-" und „Niederungen-Kirchhöfe" und ihre einzelnen Grabsteine nach ihrem Umfange in verschiedene Species eintheilen. Wenn ich dem jüngsten Vorschlage eines Forschers gemäss hier verzeichne, dass drei Hügel der „Šišmantumuli" nackt und zwei einige etwa dreissigjährige Bäume tragen; was hat diese Constatirung mit den Tumulimenschen zu schaffen, welchen Aufschluss kann die Culturgeschichte aus derartigen Daten ziehen? Ist dies nicht nutzloseste Zeit-, Druck- und Papierverschwendung?

Um nun von den Tumulis des Kazanlik-Tekne weiter zu sprechen, will ich hier erwähnen, dass ich in Flussniederungen und auf Hochebenen, über welche natürliche Communications-Linien führen, durchschnittlich auf eine Wegstunde 8—10 Tumuli zählte. Ausser der erwähnten Sišman-Gruppe mit 5, gibt es bei Kazanlik 4, südlich der Stadt an der Gürlo-Köprüssi 7 und bei Magliš 11 Tumuli. Also 27 dicht nebeneinander und doch dürften noch viele andere mir unbekannt gebliebene durch das Tekne verstreut sein. Einige dieser Grabhügel wurden geöffnet.[1]) Von glaubwürdiger Seite theilte man mir zu Kazanlik mit, dass in denselben z. B. in dem eine Viertelstunde von Sibka entfernten „Jasenovac," den ein Ingenieur regelrecht aufschloss, grösstentheils kistenförmige Gräber aus Ziegeln oder Steinplatten, dann mehr oder minder erhaltene Skelette in hockender Stellung gefunden wurden. Manchmal lagen neben

[1]) Mitheil. d. Anthropologischen Ges. I. Bd. 79 und 157, II. Bd. 227.

letzteren eiserne Pfeilspitzen, keramische Scherben u. s. w. Sehr viel fabelte man von einem Funde bei Rahmanli im Kasa von Philippopel. Dort soll ein hoher Tumulus eine beschriebene (?) Marmorplatte, unter dieser ein riesiges Skelett mit goldenem Helmschmuck, ferner einen Panzer, Ring, zwei Oelgefässe, Pfeilspitzen und eine Lampe enthalten haben. Trotz vielfacher Verbürgung klang mir die ganze Mittheilung etwas romantisch! Der französische Consul Champoison, welcher nahe bei Philippopel gleichfalls einen Tumulus öffnete, war weniger vom Glücke begünstigt. Seine Ausbeute, Helme, Lanzenspitzen u. s. w., bestand nur aus unedlem Metall.

Das Becken von Sofia ist ungemein reich an solchen prähistorischen Monumenten, obschon viele von den „tausend Hügeln" rasirt sind, welche der gut beobachtende, hier wahrscheinlich aber etwas übertreibende Salomon Schweiger im Jahre 1577 auf seinem Durchzug gesehen haben will. Man erzählte ihm von einem geöffneten Tumulus in dem man ein Skelett mit einem Schädel „in Grösse eines Wasserschaffes" fand. Bereits damals machte sich bei Schweiger und Andern trotz dieser Gräberfunde die Ansicht geltend, die zahllosen Hügel wären zu Vertheidigungszwecken, als eine „Schantz in einem namhaften Feldzug aufgeworfen". Meine Ansicht über die Tumuli in der Türkei findet der Leser im I. Bd., S. 276 meines „Donau-Bulgarien und der Balkan".

Zwischen Krivina und Kazičana fielen mir links in der Ebene Sofias 6 Tumuli auf, welche in einer Linie strenge O. W. lagen.

Weiter östlich erschien an der grossen Strasse nahe bei Grigorievo ein isolirter Tumulus mit einem Stein an der Spitze, auf dem sich ein riesiger Adler niedergelassen hatte. Bei unserem Nahen spannte er seine Fittige majestätisch zum Fluge aus und einen Augenblick wähnte ich mich einem wirklichen Monument gegenüber. Das sumpfige Terrain verhinderte meine Annäherung und ich musste den wahrscheinlichen Römerstein unbesichtigt lassen. Andere Tumuli blieben rechts von der Strasse.

Auf meinen Reisen im nördlichen Bulgarien verzeichnete ich unzählige Grabhügel. Am häufigsten erschienen sie im Thale der Jantra, auf dessen wenig unter Cultur gesetzten rothbraunen Lehmhöhen. Von Rusčuk bis zum Jantrapasse bei Samovoden brachte ich etwa 40 Grabhügel zu beiden Seiten der Strasse in Karte. Es war wohl mehr als blosser Zufall, dass die Gruppen auf beiden Jantraufern oft merkwürdig mit einander correspondirten. Sie erschienen gewöhnlich auf Punkten, welche mindestens ihre nächste

Umgebung dominiren, oft aber sieht man von ihnen weit in das Thal hinaus. Der grosse Tumulus nahe bei Bela beispielsweise bleibt bis zum zwei Meilen fernen Radan sichtbar und wird einen vortrefflichen Triangulirungspunkt einst geben. Ueber das Volk oder die Völker, welche diese primitiven Denkmale errichteten, haben wir heute blos mehr Vermuthungen. Ihre grosse Zahl sagt uns nur, dass die Wanderer aus Asien das breite, fruchtbare Jantrathal mit Vorliebe zum Marsche über den Balkan in die jenseitigen Gefilde Macedoniens benützten.

Bei Borušs trefflichem Quellbrunnen passirten wir eine Gruppe von 14 Tumuli, welche in ziemlich gleichen Abständen und zwei W. O. streichenden Reihen manchmal eine bedeutende Höhe besitzen. Zwei links an der Strasse gaben prächtige Peilungs- und Orientirungspunkte. Man stösst hier auf zahlreiche menschliche Gebeine. Sie führten den Schriftsteller Slavejkov zur Annahme, hier wäre die berühmte Entscheidungs-Schlacht zwischen dem Ungarkönig Sigmund und Sultan Bajazid 1396 geschlagen worden. Herr Prof. Brunn in Odessa folgte dem bulgarischen Cicerone und ihm wieder neueste Schriftsteller. Im VII. und IX. Cap. des II. Bandes meines „Donau-Bulgarien" hoffe ich zu beweisen, wie hinfällig die Basis dieser total unbegründeten Behauptung sei.

Literatur-Bericht.

Humboldt, Wilhelm von. Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts. Mit erläuternden Anmerkungen und Excursen, sowie als Einleitung: Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft. Von A. F. Pott. Berlin, Calvary 1876. 8. 2 Bände.

Wilhelm von Humboldt gehört zu jenen seltenen Denkern und Gelehrten, welche ihrer Zeit um ein Jahrhundert voraus sind, deren Leistungen erst die Nachwelt gehörig zu würdigen und schätzen vermag. Dies tritt namentlich an Humboldts grösstem und berühmtestem Werke hervor, seiner Arbeit über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, welche nach des Verfassers Tode in den Abhandlungen der Berliner Akademie aus dem Jahre 1832, Band II—IV. (Berlin 1836. 4) erschienen ist. Die Einleitung zu diesem Werke, welche auch in die Ausgabe der gesammelten Werke Wilh. von Humboldts aufgenommen wurde (Band VI. S. 1—425), ist eine hochbedeutende sprachphilosophische Abhandlung, von der man mit Recht eine neue Aera der Sprachwissenschaft und der mit dieser verbundenen wissenschaftlichen Disciplinen datiren kann. Aber wie die meisten Arbeiten des grossen Denkers ist auch diese Arbeit sehr schwer zu verstehen. Dies rührt namentlich daher, dass Wilh. v. Humboldt nicht nach Art der meisten Zunftgelehrten von der Peripherie aus mühsam zum Mittel-

punkte des Gegenstandes vordrang, um sich erst selbst den Gegenstand klar zu machen, sondern vom Mittelpunkte den Gegenstand ergriff und nach allen Seiten mit den Strahlen seines hellen Geistes beleuchtete. Daher sind auch seine Arbeiten wie aus einem Gusse geformt. Sie verrathen nirgends die Mühe, welche der Verfasser auf sie gewendet; während die meisten Arbeiten anderer wie Stückwerke sich ausnehmen, deren überall die Schweisstropfen ankleben, welche die Urheber bei ihrer Erzeugung reichlich vergossen haben.

Dieser Umstand bringt jene bedeutende Schwierigkeit des Verständnisses der Arbeiten Wilh. v. Humboldts mit sich. Wer nicht die Masse von einzelnen Kenntnissen und Beobachtungen sich angeeignet hat, welche Wilh. v. Humboldt mit seinem klaren Geiste beherrschte, und auf welche er, ohne sie speciell vorzuführen, sich stets bezog, dem werden die Aussprüche des tiefen Denkers orakelhaft dunkel, ja manchmal verworren erscheinen und er wird oft vergebens zu einem richtigen Verständnisse derselben zu gelangen sich bemühen.

Nicht nur für den Sprachforscher, sondern auch für den Philosophen, Ethnologen und Culturhistoriker, falls letztere über den gegebenen Stoff hinaus zu gehen und zu allgemeinen Gesichtspunkten zu gelangen sich bemühen, findet sich da eine ungeheuere Masse von tiefsinnigen Betrachtungen und überraschenden Aufschlüssen in dem von uns angezeigten Werke Humboldts aufgehäuft, aus welcher er nur zu schöpfen braucht, um bei näherem Verfolgen derselben zu glänzenden wissenschaftlichen Resultaten zu gelangen. Daher möchten wir speciell unseren Mitarbeitern auf dem Gebiete der Anthropologie und Ethnologie das Studium des Humboldt'schen Werkes angelegentlichst empfehlen.

Bei der Schwierigkeit, ein handliches Exemplar des berühmten Werkes zu einem billigen Preise sich zu verschaffen, können wir dem Herausgeber Herrn Prof. Pott in Halle, sowie der Verlagshandlung Calvary in Berlin für die neue Ausgabe nicht genug dankbar sein, umsomehr als die tiefgelehrte Einleitung und die reichlichen Anmerkungen dem ausserhalb des Faches stehenden Leser das Verständniss der Humboldt'schen Arbeit wesentlich zu erleichtern im Stande sind.

F. M.

Kleinere Mittheilungen.

I.

Ein Pfahlbau im Almsee.

Nach dieser Ueberschrift wird wohl Jeder erwarten, ich werde nun über Ergebnisse auch auf diesem See ausgedehnter Pfahlbauforschungen, über reiche unerwartete Funde auf neuerdings entdeckten alten Culturstätten berichten. Doch vergebens; die krystallhelle, grüne Fluth dieses wundervollen Sees ist noch von keiner profanen Baggerschaufel getrübt worden und der Pfahlbau, von dem ich reden will, ist nicht längst versunken in den Grund, sondern er steht heute noch und trägt und beherbergt Menschen, die sich ihres Daseins freuen.

Wenn man aus der walddurchdufteten und stets thaufrischen Bernerau, die ihre Wässer in die Steyer entsendet, das im Westen vorlagernde Gebirge überschreitet, so gelangt man in wenigen Stunden zu dem tief einsamen, smaragdgrünen Almsee, im Norden von waldigen Bergen, im Süden von den wilden Abstürzen des Todten Gebirges umschlossen. Wir halten uns, sobald wir den See erblicken, nicht an den breiten betretenen Weg, der zum grossen Forsthause des Stiftes Kremsmünster jenseits des Sees und ganz im Hintergrunde schon nahe an den Felswänden führt, sondern gehen am östlichen Ufer auf

kaum erkennbarem Pfade durch den Wald weiter. Eine tiefe stille Einsamkeit umfängt uns und der See liegt regungslos da, aber wenige Schritte noch und vor unseren Blicken entsteigt ihm eine Hütte auf Pfählen ruhend. Ein kleiner Steg vermittelt die Verbindung über dem Wasser mit dem schmalen Saum des Ufers, das in jähem Winkel aufsteigt. Etwas seitwärts, ebenfalls ganz im See, steht ein aus nahe nebeneinander eingeschlagenen und durch Querbalken verbundenen Latten hergestellter Fisch-Pferch oder Kalter. Er ist ohne Dach, Sonnenschein und Regen treffen ungehindert die eingeschlossene Wasserfläche, zwischen den Latten spielt die kalte klare Fluth und innen tummeln sich lebfrische Forellen, die eben mit einem Korb voll kleiner Frillen gefüttert werden. Die aussen trocknenden Netze und zwei Kähne, unberufenen Händen unerreichbar, lassen wohl erkennen, dass wir die Fischerhütte vor uns haben. Sie gehört, wie der See selbst, dem Stifte Kremsmünster, erscheint schon in den ältesten Karten desselben als Pfahlbau und besteht sonach, wer weiss es, wie lange. Die Fischer wohnen fünf Monate lang in ihr und da sonst nur noch der Jäger einen Kahn besitzt, so ist sie durch ihre Lage im See unnahbar und gegen jeden eigenthumsgefährlichen Angriff sicher. Das Innere dieses Hauses auf den Pfählen ist reinlich und einladend und von rührender Einfachheit. Denken wir uns etwa die Schwarzwälder Uhr, deren Tiktak die lautlose Stille unterbricht und die wenigen Eisengeräthe hinweg und reihen wir dafür in der Phantasie mehrere solcher Hütten aneinander, so haben wir einen Pfahlbau vor uns, der sich von den längst verschwundenen und vergessenen Pfahlbauten im Attersee und Mondsee nur wenig unterscheidet.

Aber bleiben wir bei der einfachen Wirklichkeit. Hier im Almsee leben und wirken noch heute Menschen auf einem wahrhaftigen Pfahlbau, der sich nach dem Zeugnisse alter Urkunden seit urvordenklichen Zeiten erhalten hat; im nahen Traunsee aber durchfurchen grosse Dampfer die blaugrüne Fluth und jenseits des Bergjoches trägt das Echo den Schall der Sprengschüsse oberitalienischer Arbeiter herüber, die der Locomotive einen Weg durch die Felsen bahnen.

Dr. Much.

II.

Das prähistorisch-ethnographische Staatsmuseum in Rom.

Dieses Museum wurde in Folge Vortrages des Herrn Dr. Pigorini an das köngl. Unterrichtsministerium im vorigen Jahre in Rom gegründet und erfreut sich nicht allein von Seite der Fachmänner, sondern auch von dem allgemeinen Publicum eines zahlreichen Besuches.

Die prähistorischen Sammlungen sind in chronologischer Ordnung in fünf Sälen; in den ersten zwei finden wir die Vorkommnisse der Steinzeit Ober- und Unter-Italiens, im dritten Saale jene der auswärtigen Länder; der vierte Saal enthält die Sammlungen der ersten Metallperioden Italiens, der fünfte jene des Auslandes.

Die Steinzeit Italiens findet ihre Repräsentanten in Geräthen und Waffen in mehr weniger reichlicher Anzahl aus allen Provinzen Italiens. — Zahlreich sind die Steingeräthe aus dem Auslande, den überseeischen Ländern; aus Oesterreich, Deutschland, England, Schweden, Japan, Hindostan u. m. a.; besondere Erwähnung verdienen die Steingeräthe aus Amerika, von welchen wohl wenige Museen Europas eine an Form, Schönheit und Mannigfaltigkeit reichlichere Sammlung besitzen dürften.

Die Bronzeperiode ist reichlich durch die aus den Terremare der Emilia gewonnenen Gegenstände vertreten, diese bilden ein vollständiges Material, um zur Kenntniss der Gebräuche des Volkes der Terremare zu gelangen, welches nach den bis jetzt in Ober-Italien angestellten Studien einen hervorragenden Rang unter allen italienischen Familien des Po-Thales einnimmt.

Die Eisenperiode Italiens ist bis jetzt im Museum in drei Hauptgruppen vertheilt, sie vertreten die Provinzen Reggio (Emilia), Mailand und Ascoli-Piceno. Sobald weitere und grössere Gruppen aus anderen Provinzen des Königreiches Italien nachfolgen werden, wird man in der Lage sein zu bestimmen, auf welche Weise eine wahre erste Civilisation in jedem Gebiete Italiens sich entwickelt hat.

Besondere Erwähnung verdienen die Bronzen, die Gefässe und andere aus der Necropolis von Golasecca bei Sesto Calende und namentlich ein vollständiges Grab mit allen in diesem aufgefundenen und in ihrer Lage gelassenen Gegenständen.

Die Artefacte aus den ersten Metallperioden der ausseritalienischen Ländern stammen aus Mexico, Peru und Columbien; diese Sammlungen dürften wohl manch anderes Museum Europas an Reichthum, Schönheit und Werth überragen. Die Töpfe Columbiens sind in mehreren hunderten Exemplaren vorhanden; auch zwei Mumien sind da. — Die Skulpturen Mexicos bieten genügendes Materiale, um zu erkennen, welchen Grad die Künste allda vor der Eroberung des Landes erreicht haben; sie geben auch das Materiale, um den Ursprung der ersten Civilisation zu studiren. Unter den Gegenständen aus Peru erregen alle Aufmerksamkeit zwei höchst wertholle Gefässe aus Silber.

Die ethnographische Collection ist in sechs Sälen vertheilt; in je zwei Sälen die Geräthe und Waffen der Indianer Amerikas, Oceaniens und Afrikas.

In der Sammlung Amerikas finden wir prachtvolle Pfeilspitzen aus Kiesel und Obsidian der Cevis-Indianer der Insel Tiburones, eine complete Kleidung eines Tribù-Häuptlings Canadas, dann Waffen aus Paraguay, Gewebe und Federn-Ornamente und anderes aus Columbien, Waffen der Kiriri-Indianer Brasiliens, eine fast vollständige Collection von Geräthen der Tobas und Guaicurus der argentinischen Republik: eine wunderschöne Hámac aus Venezuela, eine mit Menschenzähnen verzierte Leibbinde der Canibalen Brasiliens u. s. f.

In der Sammlung Oceaniens finden sich Waffen der Bewohner der Sandwichs-Inseln, von Neuseeland, Taiti und Fidchi-Inseln etc. und in jener Afrikas finden wir Waffen, Schilder, Gewebe etc. aus Abissynien, aus dem Kafferland, von den Canarischen Inseln u. s. w.

Zur Bereicherung der Sammlungen haben reichlichst beigetragen, wie wir aus dem Bull. di paletnologia ital. entnehmen, die archäologischen Museen in Parma, Reggio (Emilia), das National-Museum in Neapel, das geologische Museum und die geographische Gesellschaft in Rom (da mit vollstem Recht erkannt wurde, dass prähistorische und ethnographische Gegenstände in ein eigenes Museum gehören und nicht in andere, wo sie nur als Neben-, als untergeordnete Objecte betrachtet werden); auch viele Private haben aus ihren Sammlungen ihre Doubletten überlassen, wie Regnolo, Castelfranco, Coppi, Crespellani u. m. a. — und selbst Private des Auslandes sind nicht zurückgeblieben und haben viele Gegenstände von grossem Interesse und Werth dem Museum eingesendet. Es steht wohl zu erwarten, dass dort auch Oesterreich einmal vertreten sein wird, und wenn wir auch vorläufig nicht die Hoffnung haben, dass Originale dahin gelangen, so kann doch nicht genug betont werden, von welch' ausserordentlichem Werthe ein reger Tauschverkehr von Gypsabgüssen aller wichtigeren Fundstücke sein müsste. Nichts ist leichter, als solche Gypsabgüsse zu machen und es stehen den Museen gegenwärtig ohnehin meist Kräfte zur Verfügung, welchen die Ausführung derartiger Gypsabgüsse übertragen werden könnte. Die Kosten sind höchst unbedeutende und können kaum in Frage kommen. Der Nutzen aber lässt sich gar nicht ermessen. Man bedenke, wie wichtig für uns allein die genaue Kenntniss der etruskisch-römischen Funde sein muss, die wir ein Land bewohnen, das die etruskisch-römischen Cultureinflüsse so unvermittelt aufnahm und von dem gewiss manche Rückwirkung zurückstrahlte. Nicht mit Unrecht wurde gesagt, die schlechteste Zeichnung ist für das Studium der Archäologie besser, als die beste Beschreibung; ein guter Gypsabguss, fügen wir hinzu, ersetzt uns das Original.

In einem Saale findet sich eine Bibliothek, welche die Fachliteratur umfasst und in welchem die Vorträge des Museums-Directors, Herrn Dr. L. Pigorini, gehalten werden, welche ununterbrochen sich eines höchst zahlreichen Publicums erfreuten. Man kann daraus entnehmen, welchen Fortschritt diese Studien wohl fast in allen Schichten der Bevölkerung gemacht haben, mit welchem Eifer nachgeforscht, gesammelt und zur öffentlichen Kenntniss gebracht wird, zu welch' letzterem Behufe ausser besagten Vorlesungen auch das von Pigorini, Strobel und Chierici in Parma herausgegebene Bullettino di paletnologia italiana sehr viel beiträgt.

Wir können diese Mittheilungen nicht schliessen ohne unseren Herzenswünschen in Betreff eines prähistorisch-ethnographischen Museums in Wien Ausdruck zu geben, da wir nicht ohne Schmerzgefühl sehen müssen, wie sehr uns auch hierin die Fremde voraneilt. Staatsregierung und Private wetteifern allerseits, um den erwachten Eifer der jungen Wissenschaft warm zu erhalten, ihn in die rechte Bahn zu leiten und sowohl die Hinterlassenschaft unserer Urväter, nachdem einmal erkannt welchen Schatz wir in ihr besitzen und wie sie missachtet und versplittert worden ist, in eilfter Stunde zu sammeln und zu bewahren. Man wende nicht ein, dass es bei uns an solchen Schätzen oder an dem guten Willen fehle, sie herbeizuschaffen oder zum gemeinsamen Besten sich ihrer zu entäussern. Der Weg, den man einschlug, war ein verfehlter. Neben einer Kunstsammlung oder in einem Mineraliencabinete nur geduldet, wird sich eine prähistorisch-ethnographische Sammlung nie entwickeln; nur als selbstständiges Institut, das sich selbst zum Zwecke ist, wird sie gedeihen. Wer soll seine Funde opfern, wenn es an einem würdigen Sammelbecken fehlt, das solche Zuflüsse aufnimmt? Sieht man aber, dass solche Dinge geschätzt werden, vermag ein Museum nicht blos durch lehrreiche Anordnung, sondern auch durch die Massenhaftigkeit seiner Schätze zu imponiren, dann wird Jeder mit Freuden sein Schärflein zur Bereicherung und Entwickelung des grossen Ganzen beitragen.

Sr.

Vereinsnachrichten.

Die nächste Plenarversammlung der anthropologischen Gesellschaft wird am Dienstag den 12. December um **7 Uhr Abends** stattfinden. An der Tagesordnung derselben befinden sich Vorträge des Herrn Custos Dr. Deschmann und Prof. Dr. Wilkens über Funde im Pfahlbaue des Laibacher Moores.

Das Museum der anthropologischen Gesellschaft befindet sich IX. Währingerstrasse 1 (alte Gewehrfabrik), neben dem Hörsaale des Professors Seligmann, und ist jeden Samstag von 11—1 Uhr Mittags geöffnet.

Die Bibliothek ist im selben Gebäude, und der Bibliothekar, Herr Dr. J. E. Polak, Salzgries 33, ist erbötig, Auskünfte zu ertheilen.

Fachgenossen, welche über einschlägige Gegenstände einen Vortrag zu halten oder diesbezügliche Aufsätze in den Mittheilungen der Gesellschaft zu veröffentlichen wünschen, werden gebeten, sich dieserwegen an den ersten Secretär, Dr. M. Much, Josefsgasse 6, zu richten.

Berichtigungen.

I.

Pag. 142 fehlt die Bezeichnung Tafel I.
„ 148 Z. 3 v. u. lies dedicateol by the author, statt by the dedicatel author.
„ 149 Unter das Cliché ist zu setzen Fig. 2.
„ 149 Z. 5 v. u. ist statt Tafel II zu lesen Fig. 2.
„ 150 sind die zwei untersten (deutschen) Zeilen **ganz zu streichen.**
„ 151 Z. 19 v. u. ist statt Tafel II zu lesen Figur 2.
„ 151 Zeile 7 und 8 statt Mu Hunbaal, lies Muthunbaal.
„ 151 Zeile 11 statt golé, lies qolé.

II.

In dem Verzeichnisse der Mitglieder der anthrogologischen Gesellschaft ist nachstehendes zu rectificiren: Lorinser Dr., **Director des k. k. Krankenhauses Wieden, Favoritenstrasse 30.**

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

VI. Band. Ausgegeben den 28. December 1876. Nr. 8 u. 9.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt: Zur prähistorischen Ethnologie der Balkanhalbinsel. Von **Dr. Fligier**. — Mittheilungen aus dem Museum der Gesellschaft. Von **Felix von Luschan**. — Vereinsnachrichten.

Zur prähistorischen Ethnologie der Balkanhalbinsel.

Von **Dr. Fligier.**

Die Urzeit der Balkanhalbinsel ist, wie noch vor kurzem des südwestlichen Europas und Deutschlands, in ein höchst tiefes Dunkel gehüllt. Das Resultat so vieler emsiger Forschungen in den zuletzt genannten Ländern ist insofern ein sicheres zu nennen, als man schon jetzt mit Bestimmtheit behaupten kann, dass dort in uralter vorhistorischer Zeit Völker nichtarischen Ursprungs gewohnt haben. Was hindert uns anzunehmen, dass auch auf der Balkanhalbinsel in grauer Vorzeit nichtarische Völker gehaust haben? Musste ja die Balkanhalbinsel bei ihrer geographischen Configuration den von den Aryern des Ostens gedrängten Völkern weit eher Schutz bieten, als die entfernteren Alpengebiete und die Pyrenäen; daher sind wir auch überzeugt, dass die Anthropologen und Archäologen, sobald die Balkanhalbinsel ihren Studien zugänglicher sein wird, dort zu denselben Resultaten gelangen werden, wie im südwestlichen Europa.

Es scheint, dass es die Iberer gewesen sind, die in neolithischer Zeit das südwestliche Europa zuerst bevölkert haben und da ihre Spuren in Italien und auf der Insel Sicilien entdeckt worden sind,[1]) so wird es sehr wahrscheinlich, dass sie auch einstmals im Osten des jonischen Meeres gewohnt haben. Eine systematische und sehr vorsichtige Durchforschung der Ortsnamen Griechenlands

[1]) cfr. W. Humboldt, Die Urbewohner Hispaniens, und Fligier, Beiträge zur vorhistorischen Völkerkunde Europas. Czernowitz 1876, p. 15.

könnte wohl darüber so manchen Aufschluss geben. Vor allem könnte man sich veranlasst fühlen, beim Namen des grossen thracischen Flusses Hebros an den spanischen Ebro zu denken, doch hat dieser Flussname mit dem spanischen nichts gemein, wie aus folgender Glosse des Hesych zu ersehen ist: „Ἕβρος τράγος βάτης καὶ ποταμὸς Θρᾴκης.“ Das thrakische ebros erinnert an das lateinische caper und capra[1]) und hat ganz so gelautet, da der moesische Fluss Kebros (jetzt Dschibra) nur eine Nebenform für Hebros sein wird. Darüber, dass die Thracier ihre Flüsse nach der Ziege benannten, kann man sich nicht wundern, wenn man sich an die aus dem peloponnesischen Kriege bekannten Ziegenflüsse erinnert. Die Ziege stand bei diesen Völkern in hohem Ansehen, sie findet sich auf den makedonischen Münzen, ihr pflegten die makedonischen Heere in allen Feldzügen zu folgen.[2])

Die an der argolischen Küste sich vorfindenden Pithyussen, kleine Inselchen, erinnern auffallend an Spanien, noch mehr der Name Pyrenaeus.[3]) Auch in Tirol findet sich ein mons pyrenaeus.[4]) Aus dem keltischen lässt sich nach Diefenbach[5]) dieser Bergname nicht erklären, scheint also der nichtarischen Urbevölkerung Europas anzugehören. Creta selbst erinnert an das iberische Cretina, die Stadt Itanos auf Creta an die Itani in Hispania tarraconensis, Tarras an Tarraco. Der Fluss Massalia auf Creta und die Stadt Biennos weisen sogar nach den ligurischen Gebieten Galliens hin. Stephan von Byzanz[6]) erwähnt einen Zusammenhang Cretas mit dem südlichen Gallien.

Da es schon den homerischen Gedichten[7]) bekannt war, dass auf der Insel Creta viele Sprachen gesprochen werden, so ist es sehr wahrscheinlich, das neben phrygischer, karischer, phönizischer und griechischer Bevölkerung die Iberer auch dort als Urbevölkerung gewohnt haben.

In historischer Zeit finden wir auf der Balkanhalbinsel sesshaft nur Völker arischer Zunge — Illyrier, Thracier, Leleger, Karer und endlich die Hellenen. Da aber Leleger und Karer nur

---

[1]) Pott, Zur Culturgeschichte in Kuhns Beiträgen, IV.
[2]) Justin, VII, 1.
[3]) O. Müller, Orchomenos, p. 379.
[4]) Bei Steub, Die Urbewohner Rhätiens. München 1842.
[5]) Diefenbach, Celtica, I, 178.
[6]) Steph. v. Byz., *Βίεννος*.
[7]) *ἄλλη δ' ἄλλων γλῶσσα μεμιγμένη.*

Zweige des grossen thrako-phrygischen Stammes sind [1]) und da die Hellenen, wie wir bald nachweisen werden, in viel späterer Zeit auf der Balkanhalbinsel erschienen sind, so sind es die Illyrier und Thracier, welche nachweisbar die Urbevölkerung der genannten Halbinsel gebildet haben.

Es entsteht nun die Frage, welches von den beiden Völkern zuerst die Balkanhalbinsel betreten hat. Wir glauben, dass uns schon ein Blick auf die Karte die nöthige Aufklärung verschaffen wird. Die Thracier bewohnten die fruchtbaren Donaulandschaften, die Thäler der Maritza, Mesta und des Karasu. Auch Thessalien und Boeotien, die fruchtbarsten Landschaften von Griechenland, waren einst von thrakischen Stämmen bewohnt. Die unwirthlichen Schluchten und Abhänge des Pindos und Grammosgebirges, des Tschar-Dagh und der dinarischen Alpen waren dagegen durchweg von illyrischen Völkern bewohnt. Ist es denn anzunehmen, dass die Illyrier freiwillig in diese unwirthlichen und unfruchtbaren Gegenden eingewandert sind und dass sie gerade die fruchtbarsten Landstriche den Thraciern überlassen haben? — Es bleibt uns nur die Annahme übrig, dass die Illyrier von den Thraciern zurückgedrängt worden sind, wofür auch der Umstand spricht, dass wir ihren Spuren in thracischen Gebieten, auf den Inseln des ägäischen Meeres, ja sogar in Kleinasien begegnen können. Die Einwanderung der Thracier hat auch die Verdrängung eines Theiles des illyrischen Volkes nach Italien zu Folge gehabt.

Wir haben an einer anderen Stelle nachzuweisen gesucht, dass die italische Halbinsel ursprünglich von Völkern nicht arischer Herkunft, von Iberern und Ligurern bewohnt gewesen ist, und dass dieselben später von den Illyrern theils nach dem Süden, theils auch nach dem Nordwesten zurückgedrängt worden sind. Es war eine Zeit, wo ganz Italien mit Ausnahme der nordwestlichen ligurischen Gebiete den Illyriern gehört hat.[2]) Am reinsten hat sich die illyrische Bevölkerung später in Süditalien unter dem Namen der japygischen oder messapischen erhalten.[3]) Noch heutigen Tages bietet die italienische Sprache in diesen Gegenden Anklänge an Eigenthümlichkeiten der albanesischen Sprache dar, über die sich

[1]) Fligier, Beiträge zur Ethnographie Kleinasiens und der Balkanhalbinsel. Breslau 1875, p. 24—26.

[2]) Fligier, Beiträge zur vorhistorischen Völkerkunde Europas. 1876, p. 21.

[3]) Helbig, Studien über die älteste italische Geschichte, Hermes, XI. Band. 3. Heft. Berlin 1876.

Prof. Schuhardt (Kuhn's Zeitschrift XX, 284) sehr wundert. Dieselben sind ganz einfach aus der altmessapischen Sprache in die italienische Sprache hinübergenommen worden. — Es waren besonders die Ortsnamen, deren illyrischen Ursprung wir nachgewiesen haben. Es freut uns, dass auch Helbig etwas später, unabhängig von unserer Arbeit, zu demselben Resultate gelangt ist. Doch ist seine Annahme, dass die Illyrier zur See nach Italien gelangt sind, eine unrichtige. Helbig glaubt, dass dort ursprünglich eine italische, also oskische Bevölkerung gesessen hat. Er zieht diese Folgerung aus dem Vorkommen der Stadt Arpi in einem rein messapischen Gebiete, die mit dem latinischen Arpinum denselben Ursprung hat. Wären die Illyrier von Norden eingewandert, folgert er weiter, so müssten auch in Mittelitalien ihre Spuren aufzufinden sein, dort hätten aber die Siculer gewohnt. Nun sind aber die Siculer, wie wir es bereits früher nachgewiesen haben, illyrischen Ursprungs, ihr Name findet sich nach Plinius und Ptolemaeus in Illyrien. Ist dies der Fall, so müssen auch in Mittelitalien illyrische Ortsnamen aufzufinden sein. Zuerst ist es Ardea, das auch in Illyrien genannt wird; Steph. v. Byz. *Ἄρδεα; ἔστι καὶ πόλις Ἰλλυρίας.* Ferner ist eben Arpinum, das durch den Zusammenhang mit dem messapischen Arpi, sich als illyrisch erweist. Derselbe Ortsname findet sich bei Pisa im Peloponnes, in der Nähe des Flusses Arpinas (Strabo VIII, 3) und gehört ebenfalls der illyrischen Urbevölkerung Griechenlands an. Ebenso mögen die latinischen Albaner mit den illyrischen *Ἄλβανοί* des Ptolemaeus zusammenhängen. Alba longa ist wirklich ein praehistorischer Ort, der von den einwandernden Latinern zerstört worden ist. Die im Jahre 1817 im Territorium von Marino am Albanergebirge entdeckte Nekropolis war von vulkanischen Peperino bedeckt. Sie muss daher aus einer viel älteren Zeit herrühren, als die Einwanderung der Latiner, von der ja noch Sagen zu berichten wissen. Bemerkenswerth ist, dass die dort gefundenen verzierten Thongefässe mit der Ornamentik der ältesten griechischen, oder wir wollen besser sagen vorgriechischen Vasenclasse eine auffallende Aehnlichkeit bieten. cfr. Conze. Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst. Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1873, p. 243. Die aus Alba stammenden Cluilii oder Cloelii führen das Cognomen Siculus, so Q. Cloelius Siculus, Consul 256, Titus Cloelius Siculus, Consulartribun 310, d. St. Die Luceres in Rom werden durch die daunische Stadt Luceria als Illyrier erwiesen. In Luceria wurde nach Strabo VI, 1 die ilische Minerva verehrt,

worunter die thrako-phrygische Bergmutter (Kybele — Aphrodite) zu verstehen ist. Auch sonst wird die Aphrodite in Orten genannt, die als illyrisch erwiesen sind, z. B. in Ardea (Strabo V, 3). In Aricia wurde dagegen die taurische Artemis verehrt (Strabo). Ein alter illyrischer Sitz war ferner Campanien, dessen Name mit dem lateinischen campus nichts gemein hat. Campania hiess nämlich einst Epirus, nach einem König Campos oder dessen Tochter Campania genannt (nach Alexarchus und Aristonicus Serv. zu Vergil III, 334, cfr. Etym magnum, *Καμπανοί*). Dass der Name rein illyrisch ist, beweist Kampylos, ein Nebenfluss des Achelous, der auf dem Pindus entspringt. Ein Nebenfluss des Garigliano hiess Treros (j. Sacco), der an die thrakischen Treren erinnert. Capua erinnert an Capyae in Arkadien und Capys, den Grossvater des Aeneas. Auch archaeologische Gründe sprechen dafür, dass dort eine von den Hellenen und Italikern verschiedene Bevölkerung gesessen hat. Nach den Untersuchungen des französischen Archaeologen Raoul-Rochette (Journal des Savants Juin 1853, p. 352) finden sich unter den griechischen Gräbern von Kyme Gräber einer früheren Bevölkerung, in denen selbst bemalte Vasen gefunden worden sind, deren Technik viel älter ist als die griechische und etruskische. Zur phlegraeischen Ebene in Campanien stellt sich Phlegra, der alte Name für Pallene. In Samnium erinnert Petelia an eine Insel bei Euboea und Panna wohl an die Pannonier.

Desselben Stammes wie die Campaner waren die Aurunker oder Ausonier, da sie von Hellanikus bei Dionys I, 22, geradezu Siculer genannt werden; auch die Rutuler, deren Name in *Ῥύτιον*, einer Stadt Cretas, enthalten ist, waren sikulischen Ursprungs.

Aeclanum in Samnium erinnert an *Αἰκλοι* und *Αἰκλιοι*, wie das rauhe kampflustige Volk der Aequer in den sabinischen Bergen bei den Griechen genannt wird. Auch in Griechenland findet sich ihr Name; so soll Eretria auf Euboea von Aeklos aus Athen gegründet sein. Strabo nennt diesen Namen einen barbarischen. Nördlich von den Aequern finden sich wiederum illyrische Spuren. Pelasgische Auswanderer werden vom dodonaeischen Orakel angewiesen, nach dem saturnischen Sikelerlande zu ziehen. Dionys I, 19. In dem Orakel erscheint das sabinische Cutiliae (*Κοτύλη, Κοτυλία*) als der Punkt des saturnischen Sikeler-Landes, nach welchem die Auswanderer gewiesen werden. Cutiliae hat ihre Analogie in dem mysischen Berge *Κόρυλος*, aus dem der Granikus und Skamandros entspringen, Strabo XII, 1, und in dem Bergrücken Kotylaeon auf

Euboea. Die später einwandernden Sabeller und Umbrer haben sich besonders in religiöser Beziehung von den Illyrieru geschieden. Auf der iguvinischen Tafel werden neben den Tuskern, Tarsinater (Tarser), Naharcer (Narser) und Japygier vom umbrischen Gottesdienste ausgeschieden. Die Narser haben in der Stadt Narnia und dem Fluss Nar eine Spur zurückgelassen. Ein Fluss Naron (j. Narenta) kommt in Illyrien vor, eine Stadt Narykum im Gebiete der opuntischen Locrer. Strabo, IX, 4. Die Tarsier werden als Tarsisch in der mosaischen Völkertafel genannt, wo Tarsisch neben Javanisch gestellt wird. Es kann somit nur eine illyrische Bevölkerung darunter gemeint sein. Tarsios ist ein Fluss in Troas. Strabo XIII, 1. Tarsos in Cilicien ist desselben Ursprungs. Der Name ist also weder semitisch, noch spanisch (iberisch), wie gewöhnlich angenommen wurde.

Zwischen den Umbrern und den genannten illyrischen Stämmen herrsohte ein bitterer Hass. (Bücheler populi iguvini lustratio Bonnae 1875, p. 10.)

Auch sonst sind illyrische (siculische) Spuren in Mittelitalien aufzufinden, so z. B. im Sabinerlande,[1]) an der Tiber,[2]) in Umbrien,[3]) wo sie Sallentiner genannt werden. Helbig gibt es selbst zu, wenn er anführt, dass auf der iguvinischen Tafel unter den Fremden, welche aus Iguvium ausgewiesen werden, auch das japuzkum numen (= nomen) vorkommt.

Die Illyrier waren somit das erste arische Volk, welches die Balkanhalbinsel, und von den Thraciern gedrängt, Italien in Besitz genommen hat. Für dieses Vordrängen der Thracier nach Illyrien sprechen zwei Ortsnamen im eigentlichen Illyrien mit der thrakischen (dakischen) Endung dava, Thermi-dava bei Ptolemaeus und Quime-dava bei Procop.

Die Frage nach dem Ursitze der Illyrier fällt mit der Frage nach dem Ursitze der arischen Stämme überhaupt zusammenn. Die nahe Verwandtschaft des Albanesischen mit dem Altgriechischen, wie sie Demetrio Camarda[4]) unzweifelhaft dargethan hat, macht es sehr wahrscheinlich, dass Illyrier und Hellenen nach gemein-

---

[1]) Polyb. II, 17.

[2]) Hygin. ap Serv. ad Aen., VIII, 638.

[3]) Plin. III, 113.

[4]) Camarda saggio di grammatologia comparata sulla lingua albanese. Livorno 1864, cfr. Stier, albanesische Thiernamen in Kuhns Zeitschrift, XI, 1862.

samer Lostrennung vom indogermanischen Grundstock längere Zeit zusammengelebt haben. Dies mag nördlich von der Balkanhalbinsel, etwa in der pannonischen Ebene gewesen sein.

Viel leichter werden wir den Ursitz der zahlreichen thracischen Stämme [1]) (der Kimmerier, Treren, Alizonen, Dacier, Geten, eigentlichen Thraker, Myser, Bithyner und Mariandyner) und der mit ihnen eng zusammenhängenden Kleinasiaten angeben können.

Als das hohe Alter der Sanskritsprache bekannt wurde, hat man nach Indien den Ursitz aller arischen Stämme verlegt. Aber bald hat es sich aus den Vedas herausgestellt, dass die Aryer von Nordwesten her nach dem Pentschab gewandert sind und dort eine altangesessene, dunkelhäutige Bevölkerung, die man jetzt Dravida nennt, unterworfen haben. Wenn es nun Indien nicht war, so muss es Bactrien gewesen sein, wo man den Sitz einer alten Cultur vermuthete. Endlich soll Pamir der Ursitz der Aryer gewesen sein, trotzdem, dass wir von diesen Gegenden gerade so viel wissen, wie von Centralafrica, wozu auch übrigens kein Grund vorlag. Diese Ansicht hat den gerechten Unwillen Peschels hervorgerufen. Auch Spiegel hat sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen.

Nachdem Asien lange genug als Ursitz der Aryer gegolten hatte, ist es dem Engländer Latham eingefallen, denselben in Europa zu suchen. Auch Th. Benfey [2]) hat sich für diese Ansicht ausgesprochen, doch ist er uns den Beweis schuldig geblieben, den er zu liefern versprochen hatte. L. Geiger [3]) sieht den Ursitz der Aryer im westlichen und mittleren Deutschland. Er hat nämlich herausgebracht, dass sich die Aryer von den Semiten durch blondes Haar, helle Haut und blaue Augen unterscheiden. Da sich nun dieser Typus nach der Ansicht Geigers bei den Germanen am reinsten zeigt, so müssen dieselben die reinsten Aryer sein. Das Raisonnement ist entschieden unrichtig, denn erstens ist nicht ausgemacht, dass blondes Haar und blaue Augen die Merkmale dse arischen Typus sind, und zweitens wissen die alten Schriftsteller

---

[1]) Ueber den Verbreitungsgebiet thrakischer Völker vergl. meine B. zur Ethnographie Kleinasiens, p. 3 u. folg.

[2]) In der Vorrede zu Ficks Wörterbuch der indogerm. Sprachen, 1868.

[3]) Die verschiedenen Ansichten sind zusammengestellt von Höfer in Kuhns Zeitschrift, XX. Bd.

sowohl von den Thraciern als auch von den Kelten dasselbe zu berichten.

Tacitus [1]) hat sich bekanntlich durch das blonde Haar der keltischen Caledonier verleiten lassen, dieselben für Germanen zu erklären. Die sprachlichen Gründe, welche Geiger für seine Ansicht beigebracht hat, sind von Hans von Wolzogen[2]) widerlegt worden. Wenn aber v. Wolzogen noch mythologische Gründe beibringt, wonach Asien der Ursitz der Aryer sein soll, so passen dieselben auf Südrussland ebenso gut und beweisen nur, dass Deutschland unmöglich der Ursitz der Aryer sein kann, was auch demjenigen bekannt ist, der nur oberflächlich mit den neuesten anthropologischen und archaeologischen Untersuchungen bekannt ist.

Die iberische Halbinsel, das heutige Frankreich und Grossbritanien können unmöglich der Ursitz der Aryer sein, da diese Länder in prähistorischer Zeit von Iberern und Ligurern bewohnt waren. Dies kann als bewiesen gelten.[3]) Italien war ebenfalls ursprünglich von Ligurern und Iberern bewohnt. Das ganze Alpengebiet mit Süddeutschland war sicherlich von einem an-arischen Volke bewohnt. Norddeutschland und Skandinavien eignen sich wenig zum Ursitz der Aryer, dazu kommen noch linguistische Gründe, welche dagegen sprechen. Da die Aryer gemeinsame Worte für Schnee und Winter besassen, die anderen Jahreszeiten später verschieden benannten, so wechselten in ihren Urzeiten heisse mit rauhen Monaten. In jenen Urzeiten hausten Bären, Wölfe und Ottern, dagegen fehlten Löwen und Tiger. Nach diesen Andeutungen ist es nicht schwer, die Urheimat der Aryer zu begrenzen. Sie lag östlich von Macedonien, wo am Nestus nach Herodot VII, 125 das Verbreitungsgebiet der europäischen Löwen aufhörte. Sie lag auch nördlicher als Assyrien, wo sich Löwen auf den Monumenten vorfinden und noch jetzt vorkommen. Auch in Westiran kann der Ursitz der Aryer nicht gesucht werden, da auch dorthin sich die Raubzüge der Tiger erstrecken.[4])

Auch in Armenien kann unmöglich der Ursitz der Aryer ge-

---

[1]) Tacitus, Agricola 11.

[2]) Wolzogen, Ursitz der Indogermanen in Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, VIII. Band. Berlin 1875.

[3]) Boyd Dawkins, Die Höhlen und die Ureinwohner Europas, Heidelberg 1876, oder unsere Schrift, Beiträge zur vorhistorischen Völkerkunde Europas.

[4]) Peschel, Völkerkunde p. 545, wesentlich nach Pictet les origines indo-européennes. Paris 1859—62.

sucht werden, da die arischen Armenier und die nahen mit ihnen verwandten Kleinasiaten dorthin aus Europa eingewandert sind. Armenien war ursprünglich von kaukasischen Völkern, den Alarodiern des Herodot,[1]) den Urardu der Keilinschriften bewohnt, von denen sich Keilinschriften am See von Wan erhalten haben.[2]) Die kaukasischen Völker haben, wie es schon Fr. Müller vermuthet hat, einstmals ganz Kleinasien besessen. Es bleibt uns nur das heutige Südrussland übrig als Ursitz arischer Völker, wo auch auf einen kalten Winter ein heisser Sommer folgt. Von dort zog zuerst der indische Stamm nach Asien, ihm folgte der erânische, welcher längere Zeit Nachbar der Slavo-letten gewesen zu sein scheint. Nicht viel später mögen sich die Illyrier und Hellenen vom gemeinsamen Grundstock losgelöst haben und nachdem sie nördlich von der Balkanhalbinsel zusammen gewohnt hatten, besetzten sie dieselbe. Ihnen folgten die thrakisch-kleinasiatischen Völker, die in der Urzeit zwischen Erâniern und Slaven gewohnt haben mögen, wie die geringen Sprachreste zu beweisen scheinen. Viel später erschienen die Italo-Kelten im westlichen Europa. Von den Italern wissen wir bestimmt, dass sie nach den Illyriern Italien in Besitz genommen haben. Dass auch die Kelten spät nach Westen vorgedrungen sind, geht aus Müllenhoff's (deutsche Alterthumskunde) Forschungen über Avienus hervor. Germanen, Slaven und Letten haben sich nach Norden gewandt. In der sarmatischen Ebene mag die Trennung dieser drei Stämme stattgefunden haben. Damit sind aber die arischen Stämme nicht erschöpft. Auch die Etrusker waren wohl Aryer, wenn sie auch keine Italiker gewesen sind. Da nun der Ursitz der Aryer in Europa zu suchen ist, so stehen auch die Iberer und Ligurer den Aryern anthropologisch weit näher als die Semiten und Hamiten, deren Ursitze nach der Untersuchung Schraders in Arabien zu suchen sind, was bis jetzt ganz übersehen worden ist. Dies mögen besonders diejenigen beherzigen, welche eine Verwandschaft des arischen mit dem semitischen gewaltsam zu erweisen suchen.

Wenn es sich bestätigen sollte, dass Südrussland einstmals die Urheimat der arischen Völker gewesen ist, so muss eine genaue Durchforschung der ethnologischen Verhältnisse des südöstlichen Europa bei Beginn der Geschichte von besonderer Wichtigkeit

[1]) III, 94, VII, 79.

[2]) Ausser Lénormant lettres assyriologiques, noch Sayce, Kuhns Zeitschrift zur vergl. Sprachforschung, 1876, 4. Heft, p. 409.

werden. Musste doch ein Zweig der Aryer in der Urheimat zurückbleiben und wenn er zurückgeblieben ist, in welchem verwandtschaftlichen Verhältniss steht er zu den übrigen arischen Stämmen? Das ist nach unserer Ansicht eine Frage von grosser Wichtigkeit.

Als vorskythische Bevölkerung des heutigen Südrusslands werden im Altenthum die Taurer und Kimmerier genannt, deren Name in das graueste Alterthum hineinreicht. Bis zu den Phoeniziern ist er vorgedrungen. Die mosaische Völkertafel, die sicherlich auf die Phoenizier zurückzuführen ist, nennt bereits Gomer als einen Sohn Japhets. Auch in den assyrischen Keilinschriften kommen dieselben unter dem Namen Gimirai [1]) vor. Ihr König heisst dort Tius-paa; in paa mag das eran. paiti und das slav. pan enthalten sein. Gimerii heissen sie bei den Armeniern, wie aus Eusebius zu ersehen ist.

Herodot[2]) berichtet, dass die Kimmerier am Nordgestade des Pontus vor den Skythen gewohnt haben. Um dies zu beweisen, beruft er sich theils auf geographische Namen, theils auf historische Denkmäler, die aus vorskythischer Zeit herrührten. Die Strasse, welche das asowsche und schwarze Meer verband, hiess der kimmerische Bosporus; hier trug auch eine Landschaft, der nordwestliche Theil der heutigen Halbinsel Taman noch in späterer Zeit den Namen der kimmerischen; hier lag ein Flecken Kimmerikon, ein anderer Ort Kimmerion lag auf der Südküste der heutigen Halbinsel Kertsch.

Strabo[3]) nennt die Kimmerier immer in Verbindung mit den Treren. Die Treren nennt er zweimal ausdrücklich ein kimmerisches Volk, zweimal nennt er sie Volksgenossen der Thraker und Lycier, was uns nicht verwundern kann, da die Lycier, wie die Kleinasiaten überhaupt, mit den Thraciern eng verwandt waren. Lykos heisst auch einer der fünf Ströme, welche sich nach Angabe des Herodot in das asowsche Meer ergossen haben. Als Unterworfene der Skythen werden von Herodot Alazonen und Kallipiden genannt. Ephorus [4]) nennt die letzteren Karpiden, gewiss mit grösserem Rechte, denn sie erinnern an die thrakischen Karpen, Karpodacier, das karpathische Gebirge und die Insel Karpathos im aegaeischen

---

[1]) Smith, history of Asurbanipal. 65, 16.

[2]) Herodot, IV, c. u.

[3]) Strabo, XIV. 1..

[4]) Scymn. Chii, Fragm. 101—103.

Meere. Nach Hesych hiessen die Thracier überhaupt Karpontier. Die herodoteische Schreibweise ist nicht unbedingt zu verwerfen, da r und l im thrakischen oft gewechselt haben.[1]) Auch der Name der Alazonen ist entschieden thrako-phrygischen Ursprungs, denn Alizonen waren ein altes, von Homer[2]) oft erwähntes Volk Kleinasiens, welches nach Strabo jenseits des Halys im Lande der Chalyber sass. Auch der Name der Kimmerier ist thrako-phrygischen Ursprungs, denn auf Kreta findet sich ein Ort Kimaros; die Insel Kreta war aber einst von thrako-phrygischen Stämmen bewohnt. Die Ortsnamen bestätigen es gleichfalls, dass die vorskythische Bevölkerung des heutigen Südrusslands thrakischen Ursprungs gewesen ist.

Panti-capaeum hat seine Analogie im dakischen Kapi-dava, die Rami Sarmatiens[3]) in der thrakischen Stadt Rami-dava, Olbia in dem alten bithynischen Namen Nicomediens (Stephan von Byzanz.)

Der Hyppos, welcher von Strabo und Plinius unter den Nebenflüssen des Phasis erwähnt wird, erinnert an Hypios, einen Fluss im Gebiete der thrakischen Mariandyner und Hyppurios in Lydien. Die Maeder, welche Thucydides[4]) zugleich mit den Sintern am oberen Strymon erwähnt, erinnern an die *Σιν̃δοι*[5]) und *Μαιῶται*, wie die Anwohner der Maeotis in den Inschriften genannt werden. Dass in der Nähe der Maeder und Sintier von Thucydides erwähnte Kerkinegebirge erinnert an die Stadt Kerkine und an den gleichnamigen Busen im Westen der Maeotis. Der skythische Stammheros Lipoxais[6]) gehört sicher der vorskythischen Bevölkerung an, denn Hecataeus von Milet (Steph. v. Byz.) nennt am thermaeischen Busen eine Stadt Lipaxos. Der Bruder des Lipoxais, Arpoxais erinnert an die *Ἄρπιοι* und die Stadt *Ἅρπις*[7]) in Moesien bei Ptolemaeus. Die *Ῥῆβιοι* in der Sarmatia asiatica des Ptolemaeus haben ihre Analogie im bithynischen Flusse Reba. Plinius kennt am Maeotis das Volk der Vali, vgl. *Οὐάλα*, eine Stadt in Thracien und *Οὐάλλαι* in Pierien bei Ptolemaeus.

Auch die Religion verband die thrakischen Völker am nördlichen Gestade des Pontos mit den Kleinasiaten. Hesych erwähnt

---

[1]) Fligier, B. zur Ethnographie Kleinasiens und der Balkanhalbinsel, p. 9.
[2]) Hom. Il. II, 856—857.
[3]) Plin. VI, 21.
[4]) Thukydides II, 98.
[5]) Zum Namen der Sintier *Σίντιον φρούριον Ἀρμενίας*
[6]) Herodot IV, 5.
[7]) Cfr. das italische Arpi und Arpinum.

eine κιμμερίς θεὰ. μήτηρ τῶν θεῶν, womit auch Herodot[1]) zu vergleichen ist, der auf der Landzunge zwischen den Mündungen des Hypanis und des Borysthenes ein ἱερὸν μητρὸς erwähnt. Die Nationalgöttin der Kimmerier war somit die phrygische Göttermutter. Sie wurde auch, gleich der Kybele, mit der Artemis-Hecate identificirt, cfr. Ptolemaeus III. 5, 7.

Es kann somit als bewiesen gelten, dass die Kimmerier zum thrakischen Stamme gehörten. Dies muss um so mehr betont werden, als einige französische Anthropologen und Historiker[2]) die Kimmerier mit den Kymren zusammengestellt haben und in denselben durchaus ihre Vorfahren erblicken wollen. Auch Lagarde (gesammelte Abhandlungen, Leipzig 1866) ist dieser Ansicht.

In dem Namen Tauriens könnte man leicht kelt. taur „Bergspitze" suchen, doch auch Taurien ist ein echt thrakischer Ortsname, der sich oft in solchen Gegenden findet, wo einstmals Thracier oder eine mit ihnen nahe verwandte Bevölkerung gesessen hat, z. B. auf Lemnos. Taurios hiess ein Fluss bei Troezen nach Hesych, die Tochter eines megarischen Königs hiess nach Pausanias I, 42 Tauropolis (dieses polis bedeutet nicht Stadt, sondern die Herrin, cfr. die thrakischen Personennamen Abrupolis, Bithoporis u. s. w. in meinen Beitragen zur Ethnographie Kleinasiens p. 9.). Tauropolis hiess auch eine arkadische Stadt nach Steph. v. Byz.

Wie weit sich die Kimmerier nach Osten und Norden ausgedehnt haben, lässt sich zwar nicht mit Bestimmtheit sagen, doch annähernd bestimmen. Wir haben schon Ortsnamen thrakischen Ursprungs genannt, welche bis an den Kaukasus reichen. Plinius[3]) nennt am Kaukasus Commorer, Ptolemaeus nennt sie im Lande der Saken, Pomponius Mela am kaspischen Meere.[4]) Dieselben werden wohl mit den Kimmeriern identisch sein.

Möglich ist es sogar, dass die thracischen Kimmerier in grauer Vorzeit auf beiden Seiten des Kaukasus gewohnt haben. Die Sitze der kaukasischen Völker, die zusammengedrängt die Schluchten des Kaukasus bewohnen, deuten darauf hin, dass sie dorthin von fremden Völkern verdrängt worden sind. Der frühere Sitz der Kaukasier war Armenien. Noch in historischer Zeit waren Theile von Armenien von den Alarodiern — den Urardu der Keil-

[1]) Herodot, IV, 53.
[2]) Belloguet, ethnogènie gauloise. Les Cimmériens, Paris 1873.
[3]) Plin. VI, 47.
[4]) Pomp. Mela., I, 12.

inschriften — bewohnt.[1]) Dafür dass der Kaukasus ursprünglich den Aryern (den Kimmeriern) gehört hat, spricht der Umstand, dass ein Fluss Alazonius zum Kyros fliessend in Albanien von Strabo erwähnt wird. Thracische Stämme scheinen somit vor dem Erscheinen der Kaukasier auch die asiatischen Abhänge des Kaukasus besessen zu haben.

Nördlich scheinen sich die Thracier über ein bedeutendes Flächengebiet ausgebreitet zu haben. Ob die Neuren, die von den meisten slavischen Forschern für Stammväter der Slaven erklärt werden, den Thraciern beizuzählen sind, ist nicht so leicht zu entscheiden. Der Name ist gewiss thrakischen Ursprungs, denn auch die Insel Proconnesus hiess nach dem Zeugnisse des Plinius V. 151, Neuris. Man muss ferner auch den Umstand berücksichtigen, dass in den Gegenden, wohin die Ursitze der Slaven versetzt werden, meistens nur dolichokephale Schädel aus der Stein- und Bronzezeit gefunden werden,[2]) während die Slaven bekanntlich zu den exquisiten Brachykephalen gehören.[3]) In der Gegend von Kijew fanden sich dagegen in den Kurhanen brachykephale Schädel neben dolichokephalen. Es ist aber immerhin möglich, dass die letzteren den Skythen angehören, um so mehr, als ein brachykephaler Schädel zugleich mit skythischen Alterthümern in einem Kurhan bei Wasylkow in der Ukräne gefunden wurde.

Die in den Kurhanen Ostgaliziens gefundenen und von Kopernicki untersuchten Schädel sind meistens dolichokephal, nur einige wenige sind brachykephal. Dass Thracier nördlich von den Karpathen gewohnt haben, beweist dis Stadt Seti-dava, mit der dacischen Endung dava, welche Ptolemaeus sogar in die Nähe der Weichselquellen versetzt. Der Fluss Dunajec erinnert an den Danuvius, Danaster, Don, Eridanus und Jar-danus, in denen êran. danu „Fluss" enthalten ist. Auf diese Tracier (Daker) scheint sich folgende Stelle bei Cassius Dio 72 zu beziehen: *ὁ δὲ Σαβινιανὸς καὶ Δακῶν τῶν προσόρων μυρίους καὶ δισχιλίους ἐκ τῆς οἰκείας ἐκπεσόντας καὶ*

---

[1]) Lenormant lettres assyriologiques, II.

[2]) Kopernicki czaszki z kurhanów pokuckich Kraków 1876.

[3]) Weisbach, Beiträge zur Kenntniss der Schädelformen österreichischer Völker. Medic. Jahrbücher, Wien 1864, 5. Heft, und Weisbach, Bemerkungen über Slavenschädel, Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1874. — Ueber Wendenschädel, Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. München 1876, p. 42.

μέλλοντας τοῖς ἄλλοις βοηθήσειν, ὑπηγάγετο, γῆν τινα αὐτοῖς ἐν τῇ Λακίᾳ τῇ ἡμετέρᾳ δοθήσεσθαι ὑποσχόμενος.

Die Gegenden nördlich vom Pontus waren also ein alter Sitz thrakischer Völker. Dorthin versetzt auch die phoenizische Ueberlieferung den Ursitz der Thracier, wenn sie Gomer zum Stammvater thrako-phrygischer Völker macht. Gomer's Söhne heissen Askenas, Riphat, Thogarma. Mit Recht hat Lagarde[1]) und andere in Askenas den Namen der Phryger erkannt. Der Name des askanischen Sees und Flusses in der Nähe der Propontis und Askanios, der Anführer der Phryger, welcher aus dem fernen Askanien den Troern zu Hilfe kam, machen den phrygischen Ursprung dieses Namens unzweifelhaft. Auch bei den Armeniern, welche einen Zweig des phrygischen Volkes gebildet haben, findet sich nach Lagarde der Eigenname Askên. Ein anderer Zweig des phrygischen Volkes, die Kappadocier, hiessen bei den Armeniern Gamir.

Unter Riphat[2]) ist wiederum ein thrako-phrygisches Volk am thrakischen Bosporus zu verstehen. *Ῥηβαντία* Eustathius zu Dionys 793 (Müller geogr. min. II 356), *Ῥιβιοι* sind ein Volk in der Sarmatia des Ptolemaeus.[3]) In Thogarma hat man gewöhnlich die Armenier vermuthet, bis Lagarde dieser Auffassung entgegentrat und mit Teuthranien in Kleinasien identificirt hat.

Als Gomers Bruder wird Thiras genannt. Thiras bezeichnet Thracien. Teres ist ein bekannter thrakischer Name, die Treren am Pontus waren ein thrakisches Volk, desgleichen das Volk der Triren, welches Hecataeus von Milet am Ister kannte und auch Suidas (*Ζάμολξις*) erwähnt.

Als zweiter Bruder Gomers wird von der phoenizischen Ueberlieferung Madai genannt. Bis jetzt hat man darunter den Namen der Meder gesucht. Die nahe Zusammenstellung der Kimmerier und Meder wäre dann unbegreiflich. Uebrigens ist noch immer die Frage, ob den in den östlichen Gewässern Europas herumreisenden Phoeniziern das entfernte Medien bekannt war. Wir müssen daher Madai in der Nähe der Kimmerier suchen.

Als Nachbarn der Kimmerier an der Maeotis werden die Maeder genannt. Maeder kannte auch Thucydides[4]) in Thracien,

[1]) Lagarde, Gesammelte Abhandlungen. Leipzig 1866.

[2]) Eudoxus bei Eustathius, 694.

[3]) Riphat wird von Fr. Lénormant, Manuel d'hist. anc. de l'Orient, I, 17, fälschlich als Vater der Celten genannt.

[4]) Thucydides, II, 98.

Maedobithyner werden von Strabo erwähnt. Bathymeder kommen in Lydien vor. Medopa hiess eine getische Princessin, welche Philipp III. von Macedonien heirathete. Die Maeder waren also ein thrakisches Volk. Nun wird uns die nahe Zusammenstellung der Namen Gomer und Madai verständlich.

Als Stammvater der arischen Völker wird von der phoenizischen Ueberlieferung Japhet genannt. Wie kamen die Phoenizier zu diesem Namen? Ist er ein arischer oder ein semitischer? Wir glauben auch hier eine befriedigende Lösung dieser Frage geben zu können. Die Locrer, deren lelegischer Ursprung durch die Arbeiten Kieperts[1]) und Deimlings[2]) erwiesen ist, werden von Pindar[3]) Japetiden genannt. Auch sonst weist dieser Name nach Illyrien hin, denn die Japygier und die Japoden waren illyrische Stämme. Selbst Prometheus heisst bei Hesiod th. 543. Ἰαπετιονίδης. — Wenn die Phoenizier von den Illyriern alle arische Völker ableiten, so will das so viel heissen, dass sie gerade die Illyrier als das älteste arische Volk betrachtet haben.

Für das hohe Alter des illyrischen Volkes sprechen auch archaeologische Gründe.

In den von den Illyriern (Japygern, Messapiern) besetzten Gebieten Unter-Italiens finden sich bronzene Waffen, Rüstungs- und Schmuckgegenstände, welche einen älteren Typus zur Schau tragen, als die in den homerischen Gedichten geschilderten Gegenstände dieser Art. Im Ganzen sind sie nach Helbig[4]) von vortrefflicher Technik. Mit ihnen verglichen erscheinen die Funde dieser Art, welche die übrigen Provinzen Italiens darbieten, ärmlich und dürftig.

Es gab also eine Zeit, wo die illyrische Cultur in Italien sowohl der griechischen, als auch ganz besonders der oskisch-sabellischen weit überlegen war. Die Balkanhalbinsel ist aber ein älterer Sitz der Illyrier, als Italien; folglich muss auch dort die Archaeologie zu demselben Resultate gelangen.

Erklärlich ist es daher, warum die Phoenizier Japhet zum Stammvater aller arischen Völker machen. Die später auf der

---

[1]) Kiepert über den Volksnamen der Leleger in den Monatsberichten der Berliner Akademie von 1861.

[2]) Deimling, Die Leleger. Mannheim 1862.

[3]) Pindar Ol., IX, 55.

[4]) Helbig, Studien über die älteste italische Geschichte im Hermes, XI. Band, 3. Heft.

Halbinsel erschienenen Thracier werden als ein jüngeres, aber doch mit den Illyriern verwandtes Volk hingestellt.

Illyrier und Thracier sind nicht Völker derselben Abstammung. Camarda hat die Verwandtschaft des Albanesischen mit dem Griechischen mit Gründen verfochten, von denen einige recht schlagend sind. Die wenigen thracischen Glossen berühren sich dagegen theils mit den erânischen Sprachen, theils auch mit den slavischen und lettischen. Gegen die Verwandtschaft beider Völker sprachen auch archaeologische Gründe.

So weit sich das ehemals von thracischen Stämmen besetzte Gebiet erstreckt, finden sich Grabhügel, die in ihrer Construction einander auffallend ähnlich sind. Es sind dies kegelförmige Hügel von verschiedener Höhe, die grössten 50 Fuss hoch. In Südrussland, dem Ursitz thrakischer Völker, erheben sie sich gewöhnlich auf den höchsten Theilen der flachen Terrainwellen 10—20 Fuss bis zu fünfzig.[1]) Man hat es versucht, die Kurhane Südrusslands den Skythen zuzuschreiben. Das ist aber nicht richtig, denn wenn auch von Herodot IV. 72. berichtet wird, dass im Lande Gerrhus sich Grabstätten der Skythenkönige befanden, worunter gewiss Kurhane zu verstehen sind, so haben sie diese Sitte von den thrakischen Völkern angenommen, — den Erâniern ist sie fremd. Die archaeologischen Beigaben sind weder von den nomadisirenden Skythen verfertigt worden, noch alle aus Griechenland importirt worden.

Wenn man an die thrako-phrygischen Meroper, Chalyber, Sintier denkt, deren Erzarbeiten einen grossen Ruf besassen, so ist das wahrscheinlichste, dass dieselben von den ihnen stammverwandten Kimmeriern herrühren.

Von Südrussland ziehen sich die Kurhane nach der Bukowina und Ostgalizien, wo sie neuerdings von Kirkor untersucht worden sind.[2])

In Rumänien finden sie sich nicht so zahlreich. In Bulgarien bemerkte von Hochstetter die ersten tumuli während der Fahrt donauabwärts zwischen Nicopoli und Rustschuk. Auf der Originalkarte zu Barth's Reise durch die europäische Türkei sind sie längs der Strasse von Rustschuk nach Turnow verzeichnet. Am zahlreichsten erscheinen sie in Thracien, besonders in der Umgebung von

[1]) Hochstetter über das Vorkommen alter Grabhügel in der europäischen Türkei. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Nr. 4, 1870, auch Nr. 3, p. 76, Südrussische Grabhügel.

[2]) Kopernicki czaszki z kurhanów pokuckich. Kraków 1876.

Philippopel, wo man sie längs des Maritzaflusses zu Hunderten antrifft. Um Adrianopel herum und an der unteren Maritza, ebenso an den Gestaden des Propontis sind derartige tumuli nicht selten. Sehr viele trifft der Reisende längs des Tundzaflusses und am Südabhange des Balkan in dem rosenbepflanzten Becken von Kazanlyk, im Thale von Sipka, in den Obstgärten von Stara Zagora. Zahlreich stehen sie auch auf den Ebenen Macedoniens am unteren Vardar, wo die am Voden und Salonik zerstreuten sich durch ihre riesigen Dimensionen am meisten bemerkbar machen. Nicht minder zahlreich sind sie in Thessalien, wo einstmals eine thracische Bevölkerung gesessen hat. Neuerdings sind solche Grabhügel im alten Troas bemerkt worden.

In Albanien kommen diese Grabhügel fast gar nicht vor und wenn sie am Amselfelde gefunden werden, so mögen sie von Thraciern herrühren. Auch im westlichen Makedonien, das einst von Illyriern bewohnt war, sind sie bis jetzt nicht aufgefunden worden.[1]) Wir sehen darin einen Beweis, dass Illyrier und Thracier nicht ein Volk gebildet haben. Man könnte vielleicht einwenden, dass diese Grabhügel[2]) aus vorthrakischer Zeit stammen können. Dagegen spricht schon das auffallende Vorkommen derselben nur in solchen Gegenden, wo einstmals nur thracische Stämme gewohnt haben. Die von dem französischen Consul Chamoiseau in einem Tumulus bei Philippopel gefundenen Beinschienen und Stücke eines Helmes sprechen gerade nicht für ein zu hohes Alter der thracischen Tumuli.

Wir finden einen positiven Beweis, dass die Tumuli den Thraciern angehören darin, dass von den Aloiden Thessaliens, deren thrakischer Ursprung von Otfr. Müller erwiesen wurde, solche Tumuli sowohl am Dionysostempel zu Anthedon, als auch auf Naxos gezeigt wurden.[3])

Die homerischen Gedichte kennen ebenfalls in der Nähe Trojas solche Grabhügel. Der Troer Polites besteigt z. B. als Späher den Grabhügel des Asyetes.[4])

Sowohl linguistische als auch archaeologische Gründe sprechen gegen eine Zusammenstellung der Thracier und Illyrier zu

---

[1]) Jireček, Geschichte der Bulgaren. Prag 1876, Tempsky, p. 54.

[2]) Bei den Slaven heissen sie kurhane. Dieses Wort haben die Slaven entweder von den Thraciern oder von den Skythen übernommen, cfr. pers. gôrkhâneh, Grabdenkmal.

[3]) Otfried Müller, Orchomenos, p. 387.

[4]) Cfr. Hom., Il. VII, 336—343.

einem Volke. Die besseren alten Autoren trennen beide Völker von einander und wenn Schriftsteller wie Appian, Cassius Dio oder Livius einzelne Stämme bald den Illyriern, bald den Thraciern beizählen, so beweist das nur, dass sie nicht genau über die Abgrenzung beider Völker unterrichtet waren. Eine vollständige Vermischung beider Völker ist auch kaum glaublich, da die heutigen Albanesen und Macedo-Rumänen sich von jeglicher Vermischung fern halten. So mag es auch im Alterthum gewesen sein. Wenn nun Miklosich einige 50 Worte nachgewiesen hat, welche das Albanesische mit dem Rumänischen gemein hat, so ist dies durch das lange Zusammenleben beider Völker leicht erklärlich. Möglich ist es auch, dass die aus Panonnien[1]) nach Dacien versetzten Colonisten[2]) nicht ohne Einfluss auf die neu sich bildende romanische Sprache geblieben sind.

Zeuss,[3]) der in der alten Völkerkunde so oft das Richtige getroffen hat,[4]) trennt entschieden die Thracier von den Illyriern.

Die Thracier sind ein Zweig des phrygischen Volkes. Beide Völker waren nach Strabo, dessen Urtheil als eines geborenen Kleinasiaten hier von besonderer Wichtigkeit ist, kaum von einander zu unterscheiden. Dies war auch die Ansicht der Völker an der Propontis.[5]) Die Phryger haben auch früher in Thracien gesessen.[6]) Nach der Erzählung der Macedonier sind die Phryger einst ihre Nachbarn gewesen und ihre Hauptstadt Edessa habe einst den Phrygern gehört. Noch zu Herodots Zeit hiess die Umgebung von Edessa die Gärten des Königs Midas, wo dieser König den trunkenen Silenos fing. Phrygischen Spuren werden wir auch bald sowohl in Attika, als auch am Peloponnes begegnen. Da auch die Armenier als ein Zweig des phrygischen Volkes gegolten haben,[7]) so ist anzunehmen, dass auch die Armenier aus Europa nach Kleinasien eingewandert sind.

Dafür sprechen Ortsnamen, wie Armenos in Thessalien,[8]) vor

---

[1]) Die Pannonier waren Illyrier.

[2]) Jung, Anfänge der Rumaenen. Zeitschrift für österr. Gymnasien, 1876.

[3]) Zeuss, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, p. 250.

[4]) Wir erinnern nur an die Abstammung der Skythen.

[5]) Strabo XII, 4.

[6]) Herodot VII, 73.

[7]) Eudoxus bei Eustathius. 674.

[8]) Auch andere Spuren weisen in Thessalien nach Armenien hin. Die armenische Kleidung, die lang herunterhängenden Gewänder, ähnlich denen, welcher man sich unter dem Namen der aetolischen auf dem Theater bediente, soll aus Thessalien stammen. Strabo XI, 14.

allem aber der Umstand, dass das heutige Armenien einstmals von einem nicht-arischen Volke bewohnt gewesen war. Dasselbe muss auch von den anderen arischen Stämmen Kleinasiens gelten, welche sämmtlich als Zweige des grossen thrako-phrygischen Volkes zu betrachten sind. Die Maeonier — später Lyder genannt — werden von Strabo den Phrygern beigezählt. Maeon wird auch als König von Phrygien aufgeführt. Tantalos, Pelops, Niobe werden bald Phryger, bald Lyder, bald auch Paphlagonier genannt, womit die nahe Verwandtschaft dieser drei Stämme angedeutet wird.

Die bekannten phrygischen Namen, wie Asios, Kotys, Midas kommen auch in Lydien vor. Die wenigen lydischen Worte, die uns der Grammatiker Hesych aufbewahrt hat, z. B. παραμήνη armenisch hraman, σάρδες arm. çard, lassen eine nahe Verwandtschaft des lydischen mit dem armenischen erkennen. Seit dem Erscheinen des sonst verdienstvollen Buches von Movers über die Phönizier, hat man in den Lydern und Karern, ja sogar in den Lyciern Semiten gesehen, so z. B. Deimling, die Leleger und früher Hŏk, Kreta II, 330. Rénan[1]) hat das Verdienst, zuerst darauf hingewiesen zu haben, dass alle Gründe, welche für den semitischen Charakter der Lyder und Karer beigebracht werden, nicht stichhältig sind. Die wenigen karischen Glossen schliessen sich ebenfalls an das armenische an, z. B. γίσσα arm. khič, βάνδα arm. vanem. Das lykische bewahrt auch eine Eigenthümlichkeit der armenischen Sprache, p in h zu verwandeln.[2]) Dass auch die Solymer keine Semiten gewesen sind, hat Lagarde[3]) bewiesen. Es blieben nur die Chaldaeer Armeniens als Semiten in Kleinasien übrig. Neuerdings hat aber Eberhard Schrader gezeigt, dass darunter ein iranischer Stamm zu verstehen ist.[4])

Die einzigen Semiten Kleinasiens mögen die Cilicier gewesen sein, doch auch dort hat neben ihnen ein arischer Stamm gesessen, wie aus den Sagen und Ortsnamen hervorgeht. Unfern der Mündung des Kalikadnus lag die sarpedonische Landspitze, Herod. VII, 58; am Fluss stand eine Stadt Sarpedon, Scylax p. 40. Sarpedon war ein Lycier, wahrscheinlich der lykische Apollo. Auch die sarpedonische

[1]) Rénan, histoire générale et système comparé des langues sémitiques.

[2]) Savelsberg, Beiträge zur Entzifferung der lykischen Sprachdenkmäler. Bonn 1874. Die Fortsetzung soll soeben erscheinen.

[3]) Lagarde, Gesammelte Abhandlungen. Leipzig 1866, p. 281.

[4]) Eberhard Schrader in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, 1876.

Artemis, worunter die kleinasiatische Kybele zu verstehen ist, hatte in Cilicien ein Heiligthum und ein Orakel, Strabo XIV. Auch Telchinier finden sich auf Kypros. Nicol. Damascenus ed Orelli p. 147. Andrasos, der alte Name für Tarsos,[1]) hat die kleinasiatische Endung asos, bei Städtenamen cfr. skr. áçâ, Stadt.

Sogar auf der Insel Cypern haben Aryer neben den Semiten und wohl auch vor den Semiten gewohnt. Die genannte Endung asos bei Städtenamen finden wir in den Ortsnamen Amamassus, Tamassus, Pedasus und Pedasa. Der letzte Ortsname findet sich in Lycien uud Messenien. Die Tamiraden,[2]) Wahrsager in Paphos, erinnern an den thrakischen Sänger Thamyris. Die Städte Thymbrion und Tembrion erinnern an Mysien, Hyle an Karien, wo Orte desselben Namens vorkommen. Die Ausbreitung des thrako-phrygischen Volkes ist somit eine sehr grosse.

Von den Kleinasiaten haben sich nur die Armenier erhalten. Die jetzigen kleinasiatischen Griechen sind hellenisirte Nachkommen der Myser, Lyder u. s. w. In Mysien ist schon zu Strabo's Zeit die einheimische Sprache von der griechischen verdrängt worden. In Phrygien und Lycien kommen Inschriften mit griechischen Uebersetzungen vor. In der christlichen Zeit findet sich keine Spur von den einheimischen Sprachen. Die Kirche, welche sich dort ausschliesslich der griechischen Sprache bediente, mag zur Verdrängung dieser Sprachen viel beigetragen haben. Zu gleicher Zeit wurde die verwandte Sprache der Thracier von der lateinischen verdrängt. Die in Thracien gefundenen Inschriften sind durchwegs in der lateinischen Sprache abgefasst. Die thracischen Eigennamen beweisen, dass dieselben von den Eingebornen herrühren.

So wie die Macedo-Rumänen keine Nachkommen römischer Colonisten sind, sondern romanisirte Thracier, so sind auch die kleinasiatischen Griechen zum grossen Theil nicht-hellenischen Ursprungs. Die hellenischen Colonisten kamen ohne Frauen nach Kleinasien. Schon Herodot äussert sich sehr spöttisch über die hellenische Abkunft der kleinasiatischen Griechen. Der grössere Theil der kleinasiatischen Bevölkerung hat aber von den Osmanlis gezwungen, Sprache und Religion übernommen. Kleinasien ist bis jetzt von den Anthropologen vollständig vernachlässigt worden. Dort harrt ihrer eine grosse Aufgabe.[3]) Dort sind Völker von

[1]) Suidas, II, p. 748.

[2]) Tacitus, Hist. II, 3, Hesych v. *Ταμιράδαι*. Schol. in Dion. v. 509, p. 354.

[3]) Herodot, I, 146.

grosser Cultur untergegangen, deren Nachkommen aufgefunden werden müssen. Von dort stammte zum grösseren Theile die hellenische Musik, von dort hat die elegische Dichtungsart ihren Ursprung (arm. elêgn). Dort sind ferner die homerischen Gedichte entstanden. Auch in kunsthistorischer Beziehung sind diese Völker von grosser Wichtigkeit.

Die primitivsten Denkmäler Kleinasiens sind die in thracischen Gegenden von uns erwähnten Kurhane, Grabhügel, die auf kreisrunden Unterbau oft in bedeutenden Dimensionen kegelförmig aufsteigen.[1]) An der Nordküste des Golfs von Smyrna hat sich eine grosse Anzahl solcher Tumuli erhalten, unter denen das sogenannte Grab des Tantalos mit einem unteren Durchmesser von gegen 200 Fuss das mächtigste ist. Aehnliche Grabhügel, zum Theil ebenfalls von gewaltiger Ausdehnung, erheben sich in der Gegend des alten Sardes, darunter drei von hervorragender Bedeutung, in denen man die Gräber der Könige Alyattes, Gyges und Ardys vermuthet. Von grosser archaeologischen Wichtigkeit sind die Felsgrottenbauten in Phrygien. So zeigt die Volutenform, mit welcher die Spitze des Giebels am Grabdenkmal des Midas bei Dogan-lu gekrönt ist, welchen Weg dieselbe von Assyrien nach Hellas genommen hat. Die lykische Cultur und Gesittung ist nicht minder bedeutend. Neuerdings ist dieselbe von Bachofen[2]) mit vieler Wärme geschildert worden.

Noch bedeutender ist der Einfluss dieser Völker auf religiösem Gebiete gewesen. Zuerst muss bemerkt werden, dass die Thrako-Phryger und die mit ihnen eng zusammenhängenden Armenier, Lyder, Lycier, Karer u. s. w. dieselbe Religion besessen haben. Sabazios ist ein phrygischer Gott, der thrakische Dionysos wird ebenso genannt.[3]) Sein Beiname war Mazeus, d. h. der grosse, sowohl bei den Thrakern als auch bei den Phrygern.[4]) Die Armenier nannten ihre Gottheit ebenfalls mèds.[5]) Als höchster Himmelsgott wurde Ἄττις und Πάπας angesehen, sein weibliches Gegenbild hiess Ma, d. h. die Mutter. Es ist die Kybele, die grosse Göttermutter. In der von Dethier in der Nähe von Constantinopel gefundenen Inschrift[6]) wird sie gleichfalls μουζήνη, d. h. die Grosse genannt.

[1]) Texier, Description de l'Asie mineure, 3 lov., Paris 1849.
[2]) Bachofen, Das lykische Volk. Freiburg 1862.
[3]) Scholion zu Aristophanes Vespae 9.
[4]) Hesych.
[5]) Gosche de ariana linguae gentisque armeniacae indole.
[6]) Denkschriften der Wiener Akademie, XV. Band.

Wir haben schon gesehen, dass sie auch bei den thrakischen Kimmeriern verehrt wurde. Nicht minder bei den Lydern, deren Hauptstadt Sardes einen Tempel der Kybele hatte, der durch sein Schicksal in der Geschichte des Aufstandes der jonischen Griechen gegen die Perser berühmt wurde.[1])

Gleich geehrt wurde sie von den Karern, wo sie mit dem Dionysos, den die Karer Masaris nannten, in enger Verbindung steht.[2]) Die allgemeine Bedeutung der Kybele ist die, dass sie die Natur in weiblicher und empfangender Gestalt bezeichnet. In diesem Sinne ist sie die Aphrodite, welche die Griechen nicht von den Semiten, sondern von den Kleinasiaten übernommen haben. Nach Hesych und Photius hiess die Aphrodite sowohl bei den Lydern, als auch bei den Phrygern Kybele. In dem homerischen Hymnus auf Aphrodite erscheint sie als idaeische μήτηρ ὀρεία, d. h. als phrygische Bergmutter. Was von der Geburt der Aphrodite von den Griechen erzählt wird, ist sicherlich phrygischen Ursprungs, denn etwas ähnliches wird von dem doppelgeschlechtlichen Wesen Agdistis (nach dem heiligen Berge Agdos in Phrygien benannt) erzählt, aus dessen abgeschnittenen Schamtheilen ein Mandelbaum entsteht.

Die Aphrodite ist hiernach phrygischen Ursprungs und wenn die Semiten eine ähnliche Göttin hatten, so darf man daraus noch nicht den Schluss ziehen, dass jede Göttin der empfangenden Natur semitischen Ursprungs ist. Wenn man so ohne Methode vorgeht, so wird man noch die germanische Freya und die slavische Prija als semitische Gottheiten erklären.

E. Curtius[3]) hat in einer geistreichen und wie wir glauben verdienstvollen Arbeit nachgewiesn, dass Hera und Demeter, Artemis, Athene und Aphrodite nur mannigfache Erscheinungen eines und desselben Urwesens sind, das nach seiner Ansicht semitischen Ursprungs gewesen ist. — Man kann nur einen Schritt weiter gehen. Attys, der Sohn der Kybele, wird bald mit Trauern, bald mit fröhlichem Jauchzen gefeiert, gerade so, wie der semitische Adonis. Attys ist aber als Sohn der Rhea (Kybele) auch Zeus. — Attys als Gott des Wiederauflebens der Natur, ist auch Dionysos. Es ist ferner nicht schwer, Zeus mit Helios-Apollo zu identificiren. Apollo,

[1]) Herodot, V, 102.

[2]) Steph. Byz., *Μάσταυρα*.

[3]) Ernst Curtius, Die griechische Götterlehre vom historischen Standpunkte, in den preussischen Jahrbüchern 1875, p. 1—15.

der Gott der Musen, würde dann dem finsteren semitischen Baal entsprechen. Auf diese Weise würde die ganze griechische Götterlehre semitischen Ursprungs sein, was doch entschieden unrichtig ist. Semitische Einflüsse sind hier nicht wegzuleugnen, doch der Grund ist arisch.

Sogar Movers bekennt, dass die Aphrodite von der jungfräulichen Astarte bei den Sidoniern und Karthagern verschieden sei.[1]) Gegen den semitischen Ursprung der Aphrodite spricht sich auch Emanuel Hoffmann aus.[2])

Eigenthümlich ist allen diesen Stämmen der orgiastische Cultus des Umherschweifens auf den Gebirgshöhen, unter fröhlichem Jauchzen oder auch unter Klagen. Im Frühling wurde die Wiedergeburt des Attys gefeiert, im Herbst sein früher Tod. Ein neuer Beweis, dass Thracier von den Kleinasiaten nicht zu trennen sind.

Sich selbst nannten die Tracier Aryer, denn Thracien hiess nach Stephan von Byzanz Ἀρία. Fick[3]) und Gerland wollen darunter das Land des Ares verstehen, weil Thracien bei den Dichtern als Land des Ares gegolten hat. Doch finden sich Ortsnamen, wie Ariassus, „die arische Stadt," ferner Ariararatira[4]) auch in Kleinasien. Auch ist es nicht richtig, wenn Gerland behauptet, dass diese Bezeichnung nur von Stephan v. Byz. verbürgt sei. Sie findet sich auch bei Hesych. ἔστι δὲ ἡ Θρᾴκη χώρα, ἣ Πέρκη ἐκαλεῖτο καὶ Ἀρία.

Die thrako-phrygischen Völker mögen sich von einander dialektisch bedeutend unterschieden haben. Besonders finden sich bei den thrakischen Daciern Anklänge an das Slavische.

Der Anlaut des dakischen Ortsnamen Dierna bei Ptolemaeus, Tierna tabul. peuting., Tsierna auf einer Inschrift bei Muratori, Zerna in den Digesten war ohne Zweifel tsch. Herodot nennt den Sereth Tiarantos, Ptolemaeus Hierasus, Ammianus Marcellinus Gerasus. In diesen von Müllenhoff gesammelten Beispielen finden sich verschiedene Versuche, das westslavische (polnische und böh-

---

[1]) Movers, Die Phoenizier, II, p. 256.

[2]) Hoffmann, Die Mythen der graeco-italischen Stämme. Leipzig 1876, p. 43, Teubner.

[3]) Fick, Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen.

[4]) Ariartus, der alte Name für Haliartus in Boeotien, der Dacier Ariortus mögen ebenfalls damit zusammenhängen.

mische ž) auszudrücken: Ein ferneres Beispiel ist Germigera Cosm. Ravenn, das von Ptolemaeus Zermizirga geschrieben wird.

In der Endung folgender Ortsnamen: Kotensii, Buridensii, Sensii in Dacien, Oitensii, Obulensii am Haemus findet sich ein nasales ę wie im polnischen. Für ein nasales ą spricht Santros, eine Nebenform für Satras.[1])

Die Slavo-Letten müssen, nach ihren Sitzen zu urtheilen, den Thraciern besonders nahe gestanden haben. Manches Wort, das als thrakisch oder phrygisch überliefert worden ist, mag von den Slaven entlehnt worden sein, so z. B. thrakisch ζόμβρος, polnisch ząbr bei Lagarde. Seitdem man den thrakischen und kleinasiatischen Sprachen etwas Aufmerksamkeit zugewendet hat, haben fast sämmtliche Forscher die geringen Sprachreste aus den erânischen Sprachen zu erklären gesucht. Die Arbeit Lassens wirkte anregend, doch hat sie zu keinem positiven Resultate geführt, enthält auch so manches Unrichtige.[2]) Der Versuch Blaus,[3]) das lykische aus dem albanesischen zu erklären, ist als gänzlich gescheitert anzusehen, wie es bei einem so kühnen Wagniss kaum anders zu erwarten war. Lagarde[4]) hat schon früh diesen Sprachen seine Aufmerksamkeit zugewendet und später in den gesammelten Abhandlungen einige thracische, phrygische, lydische und karische Wörter als erânisch erwiesen. Gosche[5]) und Fr. Müller[6]) haben gleichfalls einige phrygische Worte aus dem armenischen erklärt. Savelsberg[7]) sucht ebenfalls das lykische als erânisch zu erweisen. Auch Spiegel (Erân. p. 336, erânische Alterthumskunde, dann in einem Briefe an mich) hat das thrako-phrygische mit dem armenischen in Verbindung gebracht. Der Verfasser dieser Schrift hat schon früher das thrako-phrygische den erânischen Sprachen beigezählt.[8])

Auf das thrakische ist Tomaschek[9]) eingegangen, das auch

---

[1]) Müllenhoff, Geten in Ersch und Grubers Encyklopaedie.

[2]) In der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Band X.

[3]) In der Z. d. deutschen morgenl. Gesellschaft, XVII. Band.

[4]) Bötticher, Arica.

[5]) Gosche de ariana linguae gentisque armeniacae indole.

[6]) Fr. Müller, Beiträge zur Erklärung des Phrygischen im Orient und Occident, II, über die Sprache der Lycier ebenda.

[7]) Savelsberg, Beiträge zur Entzifferung der lykischen Sprachdenkmäler. Bonn 1874.

[8]) Fligier, Beiträge zur Ethnographie Kleinasiens, 1875.

[9]) Tomaschek Rosalia und Brumalia, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie hist.-phil. Cl. 1868.

von ihm als erânisch angesehen wird. Fick[1]) hat dagegen das thrako-phrygische den europäischen Sprachen zuzuweisen gesucht, worin ihm Gerland in der Beurtheilung meiner Schrift über die Ethnographie Kleinasiens (Jenaer Literaturzeitung und literarisches Centralblatt vom 29. Januar 1876) beistimmte.

Völlig werthlos und unsinnig ist Alles, was von Historikern über die ethnologische Stellung dieser Völker vorgebracht worden ist. Die meisten halten sie für Halbhellenen[2]) und haben sogar hellenische Kraft bei ihnen entdeckt. Auf welche Weise diese Halbhellenen entstanden sind, ob aus Vermischung der Hellenen mit einem barbarischen Volke oder sonst auf eine wunderbare Weise, wird nicht gesagt. — Dieselben sehen es gar nicht ein, welch' ein Unsinn in dieser Ansicht steckt. — Hat es denn jemals Halbinder, Halbiranier, Halbkelten u. s. w. gegeben?

Es ist nur sehr zu bedauern, dass derartige Ansichten in neuen Auflagen zum Schaden der Wissenschaft in Kreisen, denen ethnologische Studien fernstehen, weiter verbreitet werden.

Nach den oben angeführten linguistischen, historischen und mythologischen Gründen ist nicht zu zweifeln, dass das thrako-phrygische sich an das armenische anlehnt.

Auch Hübschmann,[3]) p. 48—49, tritt der Ansicht bei, dass sich das phrygische mit den übrigen kleinasiatischen Sprachen an das armenische anschliesst und dass diese Sprachen zwischen iranisch und slavo-lettisch einzureihen wären. Von der Stellung der armenischen Sprache innerhalb der grossen indoeuropäischen Sprachfamilie ist auch die Stellung der kleinasiatischen Sprachen abhängig.

Petermann war der erste, der nachgewiesen hat, dass die armenische Sprache eine indogermanische sei. Sodann ist Windischmann in den Abhandlungen der bayerischen Akademie vom Jahre 1846 zu dem Schlusse gekommen, dass das Armenische mit dem Zend und Altpersischen die grösste Aehnlichkeit gehabt habe.

---

[1]) Fick, Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen, ferner phrygische Glossen in Kuhns Beiträgen, Band VII, Heft 3, auch im Orient und Occident, II.

[2]) Auch Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang von Asien nach Europa, Berlin 1870, hat diese Ansicht.

[3]) Hübschmann, über die Stellung des Armenischen in Kuhns Beiträgen zur vergl. Sprachforschung, Band XXII, 1. Heft.

[4]) Petermann, Grammatica linguae armenicae. Berlin 1837.

Zu demselben Resultate ist Gosche gelangt.[1])

Die wichtigsten Arbeiten über die Stellung des Armenischen sind von Fr. Müller seit 1861 (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie) ausgeführt worden.

Das Armenische ist dort von ihm ganz bestimmt als eine iranische Sprache erklärt worden, wobei aber von ihm nicht gesagt worden ist, dass sich das Armenische aus dem altbactrischen oder altpersischen entwickelt hat.

Hierin ist ihm dann der Armenier Patkanoff gefolgt.[2])

Eine davon abweichende Ansicht ist neuerdings von Hübschmann in der bereits genannten Abhandlung aufgestellt worden.[3]) Nach ihm bildet das Armenische den Uebergang vom erânischen zur slavo-lettischen Gruppe. Gegen diese Ansicht hat sich Fr. Müller ausgesprochen in einer Schrift, die demnächst in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie erscheinen soll.

Während ein Theil des thrako-phrygischen Volkes sich nach Kleinasien wandte, schob sich ein anderer in die von den Illyriern besetzten Gebiete bis zum Vorgebirge Malea vor, ja sogar darüber hinaus. Die Inseln des ägäischen Meeres sammt Kreta wurden von ihnen besetzt.

Die Hellenen haben sich deswegen nicht als Autochthonen betrachtet. Die Ureinwohner wurden von ihnen mit fremden Völkernamen belegt, vor Allem mit dem der Pelasger und Leleger und als Barbaren bezeichnet, trotzdem dass diese das Land urbar gemacht haben sollen. Die grossen Canal- und Mauerbauten sollen gleichfalls von den Ureinwohnern ausgeführt worden sein. — Sowohl Hecataeus als auch Strabo[4]) wissen zu erzählen, dass ganz Hellas einst der Wohnsitz der Barbaren gewesen sei; womit auch unsere Untersuchung übereintreffen wird.

Ueber die Herkunft der Pelasger sind so viele werthlose und resultatlose Forschungen angestellt worden, dass eine neue Untersuchung a priori auf Misstrauen stossen muss. Indessen glauben wir, dass es uns nicht schwer fallen wird, die richtige Lösung dieser Frage herbeizuführen. — Die Historiker haben sich im

---

[1]) Gosche der ariana linguae armeniacae indole.

[2]) Journal asiatique, Tome XVI, serie 6, 1870.

[3]) Dazu noch ein Nachtrag Armeniaca in Kuhns Zeitschrift 1876, p. 400 u. f.

[4]) Strabo, VII, 7.

Ganzen um die alte Ethnologie keine allzu grossen Verdienste erworben[1]) und auch hier mit dem Namen der Pelasger, Tyrrhener, Leleger einen unverzeihlichen Unfug getrieben. — Nachdem sich aber Sprachforschung, Anthropologie und Archaeologie ins Mittel gelegt haben, wird man wohl einsehen, dass die Geschichte zur Entscheidung ethnologischer Fragen nicht ausreicht. Auch die Frage nach der Urbevölkerung von Hellas gehört vor ein anderes Forum.

Besonders war es verfehlt, dass man aus dem Namen der Pelasger ihre Herkunft bestimmen wollte, — diese Methode ist sehr bezeichnend. Für uns ist es vollständig gleichgiltig, was für einen Ursprung dieser Name hat. Wir können nur sagen, dass alle Erklärungen, die man bis jetzt gegeben hat, auch die Pischels,[2]) nicht befriedigend sind.

Ein zweiter Fehler war es, dass fast sämmtliche Forscher die Pelasger à tout prix zu Hellenen machen wollten. Hauptsächlich waren es die classischen Philologen, denen sich auch Pischel beigesellt hat, die alle möglichen Gründe mit den Haaren herbeigezogen haben, um das Hellenenthum der Pelasger zu erweisen.

Bekanntlich hat v. Hahn[3]) der herrschenden Meinung zum Trotz die Pelasger für Illyrier erklärt. Einige seiner Ausführungen erwiesen sich als willkürlich, worunter das Ganze zu leiden hatte. Viel früher soll ein geborener Albanese[4]) dieselbe Ansicht vorgetragen haben, doch ist sein Buch kaum mehr aufzufinden. Pott[5]) hat hiernach darauf gedrungen, dass die Ortsnamen Griechenlands durchforscht werden, findet auch die Ansicht Hahn's als sehr wahrscheinlich. Sodann äusserte sich Kiepert in einem Vortrage in der Berliner Akademie im Jahre 1861, dass höchstens zwanzig Ortsnamen in Griechenland hellenischen Ursprungs seien.

Fr. Müller[6]) hält die Pelasger für Thrako-Illyrier. Auch unsere Untersuchung wird ergeben, dass unter Pelasgern sowohl thra-

---

[1]) Auch jetzt betheiligen sich die Historiker wenig oder gar nicht an der Lösung anthropologischer und ethnologischer Fragen.

[2]) Pischel über den Namen der Pelasger in Kuhns Zeitschrift für vergl. Sprachforschung, XX, p. 369.

[3]) v. Hahn, Albanesische Studien. Wien 1854

[4]) Masci discorso sull' origine, costumi e stato attuale dei Albanesi, Neapel 1806.

[5]) Blätter für literarische Unterhaltung, 1854, p. 409.

[6]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie. Wien 1873.

cische, als auch illyrische Ureinwohner von Griechenland zu verstehen sind.

Epirus. An die eigentlichen Illyrier schlossen sich die Epiroten an. Die Ureinwohnor von Dodona bezeichnet schon Homer als Barbaren. Dasselbe that auch Thucydides. Strabo trennt die Epiroten von den Griechen, so sagt er z. B. an der Mündung des ambrakischen Busens wohnen dem Einlaufenden zur Rechten die Akarnaunen, welche zu den Griechen gehören, auf der Linken die Kassiopaeer, welche Epiroten sind. An einer anderen Stelle sagt er: auf die Epiroten und Illyrier folgen nun die griechischen Völkerschaften der Akarnauen u. s. w.

Die via Egnatia bildete nach Strabo die Scheidegrenze zwischen Illyriern und Epiroten. Ganz so zieht Hahn die Grenze zwischen Tosken und Gegen. Beide Stämme unterscheiden sich dialektisch bedeutend von einander, auch hassen sie einander. Dieser Unterschied muss schon im Alterthum bestanden haben. Die Gegen mögen die Nachkommen der alten Illyrier, die Tosken der Epiroten sein. *Ἤπειρος* ist der griechische Name für ein ungriechisches Land, so kann es unmöglich ursprünglich geheissen haben. Eine Notiz des Etym. M. p. 39, bringt den wahren Namen *Αἰσα*, und die Bewohner sollen Asier genannt worden sein. Asia ist ein durch Thracien, Griechenland und Kleinasien verbreiteter und oft genannter Name. Sich selbst scheinen sie *Γραικοί* oder *Σικελοί* genannt zu haben.[1]) Der letzte Name bezeichnet eine illyrische Bevölkerung im eigentlichen Illyrien, in Dalmatien, in Italien und auf der nach ihnen benannten Insel. Der Name der Graeken ist gleichfalls illyrischen Ursprungs. Sehr wahrscheinlich ist die Vermuthung Helbigs,[2]) dass den Italikern (Oskern, Sabellern) die Illyrier (Japyger, Messapier) unter dem Namen der Graeken bekannt wurden. Als die Hellenen illyrische Gebiete in Italien besetzten, wurde dieser Name auch auf sie übertragen. Apulien, Calabrien,[3]) Sicilien wurden so schnell hellenisirt, dass der Unterschied zwischen Hellenen und Illyrern dort schon sehr früh geschwunden erscheint.

Dodona war der religiöse Mittelpunkt dieser Völker. Die attischen Pelasger (Illyrier) wenden sich dorthin. Gesandte der

---

[1]) Niebuhr, Kl. philol. und hist. Schr., II, 24.

[2]) Helbig im Hermes, XI. Bd., Heft 3.

[3]) Zu Calabrien vergleiche Gala-bria in Thracien.

Hyperboreer, welche mit Gaben nach Delos und Dodona[1]) gelangen, waren wohl Illyrier oder illyrische Pannonier und Japoden. Im Norden, im Gebiete der Paeonier, erscheint der Name der Graeer, die Paeonier waren aber Illyrier. Unter den Thraciern werden Γραικοί von Thucydides, II. 96, erwähnt.

In einem Fragment der Eoeen des Hesiod[2]) wird dem Graekos ein älterer Ursprung zuerkannt als dem Hellen. Damit scheint gesagt zu sein, dass die Graeker ein älteres Volk sind, als die Hellenen.

Helbig möchte die Graeken zwischen die Hellenen und die Illyrier stellen, worin ihm kein Ethnologe Recht geben wird.

Der Lacmonberg, der wie ein Knoten die von Illyrien, Macedonien und Epirus kommenden Gebirgszüge vereinigt, heisst heutzutage Ζυγός. λjακον heisst aber im Albanesischen Verbindung. Hier haben wir einen altillyrischen Bergnamen vor uns und eine wörtlich griechische Uebersetzung desselben.

Thessalien. Die ursprünglichen Bewohner Thessaliens mögen Illyrier gewesen sein. Die Penesten, die geknechtete Bevölkerung, waren Illyrier, denn auch in Illyrien finden sich Penesten in der Ebene des Drin, Apenesten in Apulien. Hierauf kamen Thracier, von denen das Land den Namen Haemonien erhielt. Haemonien erinnert an den Haemus. Man hat es versucht mit sanskrit himân zusammen zu stellen, etwa Schneeberg soll es bedeutet haben. Das ist entschieden unrichtig, da das sanskritische h in den thrakisch-kleinasiatischen Sprachen in z übergeht. Viel wahrscheinlicher ist die Erklärung Tomascheks von altbaktr. aêsma „Wald." Aeschylos Frgm. 8, erklärt αἶμος mit δρυμός „Wald." Auch Ephesos soll nach Hesych Haemonien geheissen haben. Nach Strabo, VII. epit, haben die Thracier einige Theile Thessaliens und Macedoniens besessen. Perrhaeber finden sich nach Strabo in Thessalien und in Thracien. Die Ortsnamen sind ebenfalls fast nur thrakischen Ursprungs. Aenos, ein Flecken oder Stadt, am Ossa nebst einem Flusse Aenios bei Steph. Byz., erinnert an das thrakische Aenos. Malloia könnte wohl illyrisch sein, denn im albanesischen heisst mali Berg, doch auch die Thracier haben dieses Wort besessen. Abgesehen von den Bergnamen Malaea auf Lesbos und in Kleinasien beweisen die Mimallonen, auf Bergen herumschweifende Bacchantinnen, dass

[1]) Pausanias, I, 31.

[2]) Frgm. XXIX. Göttling, V. Marckscheffel.

auch das Thrakische dieses Wort besessen hat. An Phrygien erinnert der Berg Φρυγία.[1]) Krapathos, kleine Insel bei Thessalien, soll wohl Karpathos heissen. Im Dorfe Kapsista wurde eine Inschrift gefunden, welche den Διόνυσος Κάρπιος als Hauptgottheit von Gomphi nennt. Die Carpen waren ein thrakisches Volk, so mögen sich auch die Bewohner von Gomphi genannt haben. Die Stadt Kromna kommt auch in Paphlagonien vor. Die dotische Ebene erinnert an Dotos, einen Anführer im Heere des Xerxes. Das Land der Minyer hat früher Halmonia geheissen und ist ebenso gebildet wie Haemonia. Die Minyer waren Thracier, wie schon Otfr. Müller gesehen hat. Ihre Personennamen, wie Batos, sind thrakisch und illyrisch. Batia hiess nach Hellanikos eine Tochter des Teukros, so hiess auch die Gemahlin des lakedaemonischen Oebalos, cfr. Decebalos Bubalos und phryg. βαλὴν βασιλεύς. Auf dem Tempel der Hera zu Samos war eine Aufschrift von einem Karier Batos. So hiess nach Strabo, VII, 3, der Anführer der illyrischen Daesitiater. Battos kommt auch als Eigenname in den messapischen Inschriften bei Mommsen vor. Die Gebirgsvölker des Pindus mögen zum Theil Illyrier, zum Theil Thracier gewesen sein, wie noch jetzt dort Pindusvlachen neben Albanesen sitzen. Unentschieden ist die Herkunft der Doloper und Dryoper, da die Endung opes sowohl bei den thracischen Meropern und Noropern, als auch bei den epirotischen Hellopern vorkommt. Aus der Sprache der Athamanen hat sich ein Wort erhalten Κάστον ξύλον Ἀθαμᾶνες Hesych, sanskrit. kāštha „Holz". Aenianen finden sich nach Strabo sowohl am Pindus als auch in der Nachbarschaft Armeniens. Die Malier haben, wie schon ihr Name zeigt (alban. malj „Berg") von ihren Sitzen den Namen erhalten. Das Oetagebirge erinnert an Oetaeei im Lande der Kimmerier.

Wir haben also in Thessalien lauter ungriechische Ortsnamen. Ausser den Illyriern haben wir hauptsächlich Thracier vorgefunden. Manches hat sogar nach Phrygien und Paphlagonien gedeutet. Auf armenische Spuren haben wir schon hingewiesen. Arne weist sogar nach Lycien hin. Xanthos hiess ehedem Ἄρνα nach Steph. Byz. Auch in den lykischen Inschriften kommt Arna vor, bei Savelsberg p. 61.

Wenn auch der aeolische Dialekt in Thessalien eingedrungen war, so erschien doch das thessalische Wesen den Hellenen fremd.

---

[1]) Bursian, Geographie Griechenlands, I, 88.

Selbst ihre Kleidung, wie die magnetische, erschien ihnen fremd und barbarisch, so wie die Sitten des Landes.

Nach Thessalien werden die ältesten Erinnerungen der Hellenen verlegt. Wie es so oft in der Völkerkunde vorkommt, dass ein Volk ein älteres, von dem es vielleicht einmal besiegt war, als Riesen betrachtet,[1]) so haben auch die Hellenen in der alten Bevölkerung Thessaliens Titanen, d. h. Wesen von übermenschlicher Kraft gesehen. In dem Titan Ἰαπετός haben wir bereits die illyrische Bevölkerung gefunden. Die Hekatoncheiren Κόττος, vergl. den so häufigen thracischen Namen Kotys, und Γύγης, vergl. den Lyder Gyges, sind Personificationen der thrako-phrygischen Bevölkerung. Wenn neben Zeus die phrygischen Kureten erscheinen, die verbunden mit den Lelegern unter Deukalions Führung die Pelasger aus Thessalien vertreiben, so wird es klar, dass dieser Mythus die Vertreibung des illyrischen Volkes nach Epirus durch ein thrako-phrygisches bezeichnet. Strabo identificirt die Titanen mit den Pelagonen (καὶ οἱ Τιτᾶνες ἐκλήθησαν Πηλαγόνες) einem Volke Makedoniens.

Akarnanien. — Aetolien. Da in Epiros eine illyrische Bevölkerung gesessen hat, so könnte man glauben, dass auch das südlich davon gelegene Akarnanien von demselben Stamme bewohnt war. Das war aber nicht der Fall. Als die älteste Bevölkerung werden Leleger genannt.[2]) Die Leleger sind aber die nächsten Verwandten der Karer und Lycier. Die Karer selbst wurden Leleger genannt, wenn sie es auch nicht gerne hörten. Die neben den Lelegern genannten Teleboer gehören nach der genealogischen Verknüpfung ihres heros eponymos mit dem Lelex, ebenso wie die Schifffahrt und Seeraub treibenden Taphier derselben Völkerfamilie an. Sie haben das jonische Meer ebenso beherrscht, wie ihre kleinasiatischen Stammverwandten das ägäische. Auch Kureten haben einst dies Land bewohnt, Κουρῆτις hiess einst Akarnanien selbst. Die Stadt Alizia erinnert an die kimmerischen Alizonen des Herodot. Astacus erinnert wiederum an die mysische Stadt gleichen Namens. Auch Paeonier[3]) fanden sich dort und diese mögen vielleicht Illyrier gewesen sein.

[1]) So nennen z. B. die Hebraeer, die in ihrem Lande zurückgebliebenen Kannaniter, Enakim und Refaim Riesen. Mos. V, 2, 10, 11, 20, 21. Jos. 11, 21. Angelsächsisch ent, ferner entas (gigas) stellt Grimm Deutsche Mythologie, 301, mit den slavischen Anten zusammen. Aehnlich verhält es sich mit hüne, das an die Hunnen erinnert. Jetzt noch nennen die Neugriechen die Hellenen Riesen. Siehe Bernh. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen, I, 203.

[2]) Strabo, X. cap., III.

[3]) Polybius, II, 65.

Auch in Aetolien werden Kureten als ältere Bevölkerung genannt, die aus Euboea nach Aetolien hinübergewandert sein sollen. Recht hat Bursian, wenn er abweichend von der gewöhnlichen Meinung die Kureten den Phrygern beizählt. Endymion, Vater des Aetolos, hängt mit der thrakischen Mondgöttin Bendis (Vendis) zusammen. Neben der thrakisch-kleinasiatischen Bevölkerung haben dort auch die Illyrier einen Theil der Bevölkerung ausgemacht.

Die homerischen Gedichte erzählen wahrscheinlich auf Grund eines alten Liedes, dass die Kureten und Aetoler in beständiger Fehde begriffen waren.[1]) Wir glauben hier eine Nachricht von grosser Wichtigkeit vor uns zu haben — den vorhistorischen Kampf eines illyrischen Volkes mit einem thracischen. So mag der Kampf zwischen beiden Völkern Jahrhunderte lang fortgedauert haben, bevor die Hellenen erschienen sind und beide Völker zu Unterworfenen und Sklaven gemacht haben. Auf die Kämpfe der Thrakier und Illyrier bezieht sich die Nachricht des Dionysos[2]) von Halicarnass, dass die Pelasger von den Kureten und Lelegern vertrieben wurden. Die Vertriebenen flüchten sich nach Kreta, nach den Cycladen, Histiaeotis, Boeotien, Phokis und Euboea, andere nach der kleinasiatischen Küste und deren benachbarten Inseln. Von einem ähnlichen Kampfe im Thale Tempe zwischen den thrakischen Aloiden und den illyrischen Paeonen wird ebenfalls berichtet.[3]) Die Erinnerung an diese Kämpfe hat sich bei den Hellenen noch in historischer Zeit erhalten.

So wie die Aetoler von den hellenischen Schriftstellern geschildert werden, bieten sie den ächten Typus des albanesischen Charakters dar. Sie galten als Muster der Rohheit und Wildheit. Krieg haben sie nur des Raubes und der Verwüstung willen geführt. Gleich den Albanesen gingen sie immer bewaffnet einher. Die Ortsnamen bieten eine geringe Ausbeute dar. Der Fluss Kyathos ist ebenso gebildet, wie die pelasgische Insel Skiathos. Thoas, Vater des Haemon, Hom. Il. II, 638, VII, 168, XIII, 216, sind thrakische Eigennamen.

Die griechische Mundart mag unter den Aetolern durch die aus Thessalien eingewanderten Aeolier verbreitet worden sein.[4])

---

[1]) Hom. Il., IX, 529 u. f.
[2]) Dionys, I, 17.
[3]) Giseke, Thrakisch-pelasgische Stämme, p. 41.
[4]) Thuk., II, 102.

Kerkyra und Zakynthos. Von denselben Stämmen waren auch die Inseln im Westen von Griechenland bewohnt. Kerkyra war nach Strabo zur Zeit der Gründung von Syrakus von illyrischen Liburnern bewohnt. Zakynthos war von Dardanern bewohnt, cfr. Dion I, 50. Die *Παλεῖς* auf Kephallenia erinnern an die Palarii Illyriens.

Phokis. In Phokis haben ebenfalls Thracier gewohnt. Vor Allem sind es die Phlegyer, die sehr oft genannt werden. In Abae wohnten die thrakischen Abanten und in Hyampolis die Hyanten. Der Glaube, dass Kreter bis nach Krissa und Delphi gekommen sind, ist darauf zurückzuführen, dass ein Theil der kretischen Bevölkerung dem thrako-phrygischen Stamme angehört hat. In Delphi gab es noch in historischer Zeit thrakische Priester.[1]) Das dortige Orakel ist also thrakischen Ursprungs. Auch die thrakischen Bottiaeer rühmten sich, wie auch die Magneten,[2]) eine Colonie des delphischen Apollo zu sein. Die von Thukydides[3]) in Locris erwähnten *Καλλιεῖς* mögen mit den erwähnten Kallipiden des Herodot verwandt sein.

Das Koraxgebirge erinnert an das Vorgebirge Korax im Lande der Kimmerier bei Ptolemaeus. Auch auf Ithaka kommt nach Hesych ein Berg Korax vor.

Die Abanten, welche von Homer den gerechtesten Menschen beigezählt werden, haben ihre Analogie in den Abiern, die Strabo in Skythien, d. h. im Lande der Kimmerier erwähnt. Zur Quelle Aeanis stellt sich Aeas, der illyrische Aous bei Hecataeus (Strabo VII, 5). Die Stadt Bessa (Steph. Byz.) erinnert an die thrakischen Bessen. Möglich ist es, dass die delphischen Priester Bessen genannt wurden, denn so hiess ein bekanntes Priestergeschlecht am Orakel des Dionysos. Von Thukydides werden sie Dii genannt. Dieser Name hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Bessarica ist nämlich ein Ortsname im Gebiete der Pindusvlachen. — Das benachbarte Doris hiess einst Dryopis und war somit ursprünglich von thrakischen Dryopern bewohnt.

Boeotien. In dem fruchtbaren Boeotien lebten zusammengedrängt illyrische und thrakische Stämme. So erinnert das *Μεσσάπιον ὄρος* an die Messapier Unteritaliens und ist der illyri-

[1]) Diodor., XVI, 24.
[2]) Otfr. Müller, Dorier I, 260, Hõk, Kreta II, 392.
[3]) Thuk., III, 94.

schen Bevölkerung zuzuweisen, desgleichen Hyria, das an eine unteritalische Stadt im Gebiete der Sallentiner erinnert. Die Aoner sind wohl mit den epirotischen Chaonern identisch. Oropus kommt in Boeotien und auch in Epirus vor. Ob der Bach *Μάλοεις* illyrischen oder thrakischen Ursprungs ist, kann nicht mehr entschieden werden. *Γραῖα*[1]) ist illyrisch und hängt mit dem alten, oben angeführten Namen der illyrischen Graeker zusammen. Viel zahlreicher mag die thrakische Bevölkerung gewesen sein, wie aus den zahlreichen Ortsnamen zu ersehen ist. Einige classische Philologen haben herausgebracht, dass die für die Geschichte der Poesie bedeutenden boeotischen Thraker von den eigentlichen Thrakern verschieden seien. Wie sollte es möglich sein, dass auf hellenischem Boden eine fremde Poesie geblüht hat, da es ja beinahe als frevelhaft gegolten hat, anzunehmen, dass auf hellenischem Boden einst barbarische Völker gewohnt haben.[2]) Wie unrichtig diese Ansicht ist, kann man aus folgenden Ortsnamen ersehen. Zu Lebadea vergl. *λέβα πόλις ὑπὸ Θρᾳκῶν* Hesych. Leibethron, bekannt aus der orphischen Sage, ist auf diese Glosse zurückzuführen, auch Lebaea eine Stadt Makedoniens. Elataea hat seine Analogien in Elata, einem Flusse Bithyniens bei Ptolemaeus und Elatos einem Trojaner bei Homer Il. II, 696. Elatos hiess auch ein lapithischer Heros. Das boeotische Hadylion ist ähnlich gebildet wie das bithynische Daskylion. Anchoae in Boeotien hat seine Analogie in einer Quelle Mysiens (Hesych). Asopus erinnert an den mysischen Aesopus. Der Fluss Skamandros, die Stadt Side erinnern gleichfalls an Kleinasien. Theben findet sich auch in der Nähe des kilikischen Troja, in Karien unweit Milet, in Attika, in Phtiotis, ja sogar in Epirus (Livius 42, 46), vergl. ferner Thebenda in Cappadocien. Der Fluss Coralius erinnert an den bithynischen Coralius (Sangarius) bei Ptolemaeus, Halos am Othrys an den Lycier Halios, Hom. Il. 678. Der Berg Helikon hat seine Analogie in dem von Olympus fliessenden Helikon. In Therapnae liegt der bekannte thracische Name Tereus. Nysa, Daulis sind auch sonst bekannte thrakische Orte. Aspledon H. II. 511, ist gebildet wie Chalcedon.

Haliartus ist entschieden thrakisch. Nach Armenides Thebaica p. 481 war die alte Form Ariartus. Ariortus heisst ein Dacier, IV-vir des Municipiums Drobetae.

---

[1]) II, II, 498.

[2]) Auch Otfr. Müller, Orchomenos, 372 u. f. und Dorier I, 10. Bernhardy, Griechische Literaturgesch., §. 44, Schoemann, I, 15.

Die Boeoter werden geradezu auf die thrakischen Dier zurückgeführt. Der Dichter Asios sagt nämlich: in des Dios Gemach hat die schöne Melanippe den Boeotos geboren.[1])

Die Personennamen der boeotischen Sage sind ebenfalls thrakisch. Pieros (cfr. Stammtafel bei O. Müller, Orchomenos p. 466) ist wohl eine Personification des pierischen Stammes. Ebenso Haemon, sein Neffe, eine Personification des thrakischen Volkes in Thessalien. Wir sind ferner überzeugt, dass Athamas in den Orchomenischen Sagen nur ein Repräsentant ist des athamanischen Volkes. Athamantische Gefilde waren nicht nur in Boeotien, sondern auch im thessalischen Achaja.

Semele, die boeotische Erdgöttin, führt einen echt thrakischen Namen von zem, Thema zu erânisch zâo, cfr. das phrygische ζέμελεν. Semele ist mit der Kybele identisch, denn von beiden wird erzählt, dass sie den Dionysos geboren haben.

Die Sage von Amphion und Zethos ist gleichfalls thrakischen Ursprungs. Zetis (mit Zethos doch identisch) ist ein thrakischer Personenname. Bemerkenswerth ist auch, dass Zethos den Thraker Tereus vertritt. Thrakisch ist ferner die Gesangskunst des Amphion und seine Strafe in der Unterwelt gleicht der des thrakischen Thamyris. Auch ein Minyerkönig hiess Amphion

Die thrakischen Aloiden gründen in Boeotien Askra und richten auf dem Helikon den Musendienst ein, ihre Gräber hat man bei Anthedon am Euripus noch in späteren Zeiten gezeigt. Der Name der Musen ist nicht griechischen, sondern thrako-phrygischen Ursprungs, denn er kam auch bei den Lydern vor. φθογγῆς Νυμφῶν ἀκούσας, ἃς καὶ Μούσας Λυδοί καλοῦσι Steph. v. Byz., dann Photius εἰ. Μοῦσαι ὑπὸ Λυδῶν νύμφαι.

Lykos und die Niobiden weisen nach Kleinasien hin. Lykos war auch der Name des Laios. In Labdakos mag der dacische Name stecken. Dass Kadmos kein Semite gewesen ist, wie seit Movers[2]) geglaubt worden ist, hat schon Giseke[3]) recht schlagend dargelegt. Das semitische Wort für Osten stimmt wohl in seinen Consonanten mit Kadmos überein; aber auf diese Weise könnte so mancher andere Name aus dem semitischen gedeutet werden. Uebrigens konnten die Griechen den Phoenicier nur auf griechisch den Mann des Ostens nennen. Die Kadmeischen Geschlechter,

[1]) Bei Jung, Anfänge der Romaenen.

[2]) Movers, Die Phoenizier, 507.

[3]) Giseke, 57—64, 95—98.

welche Otfr. Müller im Peloponnes nachgewiesen hat, dann diejenigen, welche die jonischen Colonien nach Asien begleiteten, zeugen von der einstigen Verbreitung dieses Stammes. Wären die Kadmeer Phoenicier, so würden sie bei der bekannten Abneigung der Aryer gegen das semitische Wesen kaum zu Fürsten und Anführern gewählt werden. Der Name des Kadmos ist auch wirklich arischen Ursprungs. Hesych. *κάδμος δόρυ ἀσπίς Κρῆτες.* cfr. Lexicon homericum ed. Ebeling *κάδμος.*

Harmonia, die Gemalin des Kadmos, führt ihren Namen nach der boeotischen Stadt Harma. Europa hat ihre Analogie in dem makedonischen Flusse Europus. Europus ist so gebildet, wie Orous, Asopus u. s. w., und hat mit dem semitischen nichts gemein.

Wenn nun auch in der Sage der Drache erscheint, so ist das echt thrakisch, denn der Drache hat bei den Thraciern eine grosse Bedeutung gehabt. Am Orakel des Trophonios zu Lebadea war eine Schlange Wahrsagerin (Schol. Aristoph. Nub. 508), wie in Delphi, wo auch zuerst ein Erdorakel war. In Delphi erscheint Apollo nach thrakischer Anschauung als der Besieger des Drachen. Noch auf der Trajanssäule erscheint der fliegende Drache, das nationale Feldzeichen der Dacier.[1]) Bei den alten Thrakern Griechenlands wurde die Schlange um das Scepter gewickelt.[2]) Die Giganten sind schlangenleibig oder schlangenfüssig, Apollod I, 6, Ovid Trist IV, 7, 17; daher der Mythus von dem schlangenleibigen Kekrops, dessen Name von Strabo als barbarisch, d. h. thrakisch erklärt wird. — Kadmos tritt als Gott in engem Anschluss an die Gottheiten von Samothrake, die Demeter, Persephone und den Hades, die in ihrer Zusammensetzung im thrakischen Eleusis wiederkehren. Demeter und Persephone sind aber thrakischen Ursprungs. Die Sage von der Entführung der Kore haftet am Pangaeon — im thrakischen Gebiete. Die Kore ist somit eine thrakische Göttin, so wie ihre Mutter, die phrygische Ma ist. Andere Spuren führen nach Illyrien. Ein Sohn des Kadmos hiess Illyros. Steph. v. B. *Ἰλλυρία.* Theben soll früher Enchelea geheissen haben, bei den illyrischen Encheleern wurde Kadmos mit der Harmonia verehrt.

Die thrakischen und illyrischen Stämme werden später von aeolischen Stämmen besiegt, erhielten sich jedoch in historischer Zeit an den Abhängen des Helikon (Polyaen, VII, 43), wo die von

---

[1]) Jung, Anfänge der Romaenen, p. 84.
[2]) Welcker, III, p. 122.

ihnen gestifteten Culte der Musen und des Dionysos noch in den spätesten Zeiten fortlebten.

Diese ethnologischen Verhältnisse erklären hinreichend den bekannten Hass der verschiedenen boeotischen Städte gegeneinander.

Attika. Der alte vorhellenische Name für Attika war nach Suidas Mopsopia. Der Name ist gebildet wie Kassopia (Land der Molosser), wie der Name der Dryoper und Doloper u. s. w. In Lykien soll Mopsos, Rhodia und Phaselis gegründet haben (Theopomp bei Photios 176, p. 620). Sein Grossvater hiess Teiresias Apollodor, III, 7. Der alte Name Attikas ist somit hinlänglich als ein nichtgriechischer erwiesen. In keinem Theile Griechenlands hat eine so verschiedenartige Bevölkerung gesessen, wie in Attika, die pelasgisch, lykisch, karisch, phrygisch und thrakisch genannt wird.

Für das Vorhandensein lykischer Elemente in Attika sprechen die Sagen von Lykos, dem Sohne des Pandion, des zweiten Königs von Attika, von dem Herodot[1]) erzählt, dass das Volk der Lycier nach ihm benannt worden ist. Pandion hängt mit der Mondgöttin *Πάνδεια* zusammen und ist auf das sanskritische çand, „glänzen, leuchten", wovon çandra, „der Mond", zurückzuführen. Sophocles sagt bei Strabo[2]), dass Lykos den Strich Landes bekommen hat, welcher nach Euboeas Küste schaut. Es gab also einmal ein attisches Lycien. Von Argolis sollen noch Karer hinüber gekommen sein, und der von Herodot[3]) erwähnte Dienst des *Ζεὺς Κάριος* bezeugt das einstmalige Vorhandensein einer karischen Bevölkerung in Attika. Nach Thucydides[4]) gab es auch eine Landschaft Phrygien in Attika. Azania[5]) hiess ein attischer Demos zwischen Anaphlystos und Sunion. Azani heisst auch ein phrygischer Stamm bei Ptolemaeus und Strabo, Atsdn ein Volk im Tigrisgebiet.[6]) Melite, ein Gau Attikas, erinnert an den alten Namen von Samothrake (Strabo, X, 5) und einen Theil Cappadociens. Der Name des Ogyges, an den sich der Mythus von der Fluth im Attika und Boeotien knüpft, verhält sich zum lydischen Gyges, wie Briareos zu Obriareos. Vor Allem sind es die Thracier, die als Urbevölkerung Attikas

---

[1]) Herodot, I, 172, VII, 92.

[2]) Strabo, IX, 1.

[3]) Herod., V, 66.

[4]) Thuk., II, 22.

[5]) Curtius der Peloponnes, I, p. 162.

[6]) Kiepert über ältere Landes- und Volksgeschichte von Armenien. Berichte der Berliner Akademie, 1869.

von den attischen Schriftstellern erwähnt werden. Der westliche Theil der Landschaft, die Gegend von Eleusis war von pierischen Thrakern, die aus Boeotien her eingedrungen waren, in Besitz genommen worden und erst nach langen Kämpfen, welche die Sage in der Persönlichkeit des Eumolpos[1]) und Erechtheus fixirt hat, gelang es den Joniern, dieselben zu unterwerfen. Noch in historischer Zeit haben die Athener diesen Kampf gegen diese Thraker mit gleichen Gefühlen betrachtet, wie die Schlacht bei Marathon. Die eleusinische Sage erwähnt der athenischen Götter nie, so wie die eleusinische Demeter, d. h. die thrako-phrygische Ma oder Kybele den Athenern ursprünglich fremd war.[2]) Eleusis ist übrigens der griechische Name, thrakisch hiess die Stadt Saesaria.

Auch nach Illyrien weisen einzelne Spuren hin. Galeoten hiess ein Volk Attikas und Siciliens nach Steph. v. Byz. Die attischen Pelasger stehen den Graeken bei Dodona besonders nahe. Sie befragen das dortige Orakel und werden dort nach der Ansicht der Boeoter wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen bevorzugt. In Attika führen sie auch den Namen der Tyrrhener. — Otfr. Müller sucht zu beweisen, dass der Name der Tyrrhener von Tyrrha, einer Stadt im südlichen Lydien, unfern der Küste des ägäischen Meeres gelegen, ausgegangen sei. Das ist kaum glaublich. Es ist viel wahrscheinlicher, dass dieser Ortsname auch auf der Balkanhalbinsel vorkam und dass von ihm ein Theil des illyrischen Volkes den Namen empfangen hat. Noch heute kommt dieser Ortsname in Albanien vor. *Τυράννεα* (neugriechisch *Τύρανα*) bei Hahn, albanesische Studien. Sikelia in der Umgegend von Athen, weist direct nach Illyrien hin.[3]) Diese Illyrier (Tyrrhener) traten, wie dies in ganz Hellas der Fall war, in ein Dienstverhältniss zu den attischen Joniern.[4]) Später haben auch die Athener die von Pelasgern (Illyriern) besetzten Inseln Skyros und Skiathos in Besitz genommen und durch Kleruchen hellenisirt. Ganz so mag es in vorhistorischer Zeit in Attika der Fall gewesen sein.

Welch' grosser Nationalhass zwischen der unterworfenen illyrisch-thrakischen Bevölkerung und der herrschenden hellenischen

---

[1]) Eumolpus hiess eigentlich Ismarus. Cfr. Thrakisch Marus, Maronea.

[2]) Giseke, die thrako-pelasgischen Stämme der Balkanhalbinsel, Leipzig 1858, pag. 43.

[3]) Rhein. Museum, VIII, (1853), p. 133.

[4]) Herodot, VI, 137.

gewesen sein mag, ersieht man aus der Erzählung des Herodot,[1]) dass die tyrrhenischen Pelasger auf Lemnos ihre Kinder getödtet haben, die sie mit den geraubten Athenerinnen gezeugt haben, weil diese von ihren Müttern die attische Sprache erlernt haben. — Die Ortsnamen Attikas sind fast sämmtlich ungriechischen Ursprungs. Paeonia ein attischer Demos, auch Bessa genannt, weist geradezu nach Thracien hin. Hesych erwähnt einen Bach Eridanos in Attika. Derselbe ist ebenso gebildet, wie Danaster, Danubius, Jardanus u. s. w.; danu heisst in den erânischen Sprachen „Fluss". Eridanus kommt in illyrischen Gebieten öfter vor. Es mag richtig sein, wenn die Dichter den Po so benennen, weil die illyrischen Veneter an demselben gewohnt haben. Auch in den japygischen Gebieten mag er vorgekommen sein, denn Hesych erzählt, dass Herakles in Tarent als *Ἐριδανάτας* verehrt werde. Den Bach Jar-danus in Elis und auf Kreta haben einige Historiker mit dem palaestinensischen Jordan zusammengestellt und als Beweis angeführt, dass dort einst Phoenizier gewohnt haben, obwohl gerade in Elis von einer phoenicischen Niederlassung auch in den Sagen keine Erwähnung geschieht. Es ist ein neuer Beweis, dass es oft denjenigen, die sich mit der ältesten griechischen Geschichte beschäftigen, an den nöthigen Kenntnissen mangelt. Wahrscheinlich wird Jar-danus mit Eridanus identisch sein. Dass Jar-danos nicht semitischen Ursprungs ist, beweist sein Vorkommen als Personenname in Lydien bei Herodot I, 7.

Ortsnamen wie Delion in Boeotien und ein Heiligthum bei Marathon lassen auf einen Sonnencultus schliessen. Delos soll Sonne bedeutet haben. Im Albanesischen heisst *djel* „Sonne". Hesych erzählt, dass bei den Paeoniern Zeus Dyalos geheissen habe, desshalb ist auch die Insel Delos nach dem Cultus des Sonnengottes so benannt worden.

Wir haben somit eine alt-illyrische Gottheit aufgefunden. Dyalos oder Dielos oder auch Delos war der Name des Apollo, in der Sprache der Illyrier.

Auch die thrakische Artemis, dort Bendis genannt, wurde in Attika verehrt, wie noch in historischer Zeit ein Fest der Bendidien von den Athenern gefeiert wurde.[2])

Euboea. Auf der Insel Euboea hat dieselbe Bevölkerung gewohnt, wie in Attika. Auch thrakische Abanten werden dort genannt. Der

---

[1]) Herodot, VI, 138.

[2]) *Βενδῖς ἡ Ἄρτεμις Θρᾳκιστί παρὰ δὲ Ἀθηναίοις ἑορτὴ Βενδίδεια*, Hesych.

Berg Olympos, das Vorgebirge Artemision (cfr. die Phryger Artamas den Lykier Artaleiasa und die karische Artemisia), die Stadt Dion mögen an sie erinnern. Der alte Name Histiaeas war Talantia, der wahrscheinlich mit den illyrischen Taulantiern zusammenhängt. Die alten Bewohner haben nach Herodot I. 57, ursprünglich pelasgisch gesprochen, wurden später hellenisch und haben ihre Muttersprache vergessen. Man darf nicht gegen Herodot mit dem Einwande kommen, dass in der griechischen Sprache keine Elemente des altillyrischen oder pelasgischen enthalten sind, da auch die heutigen Albanesen die griechische Sprache gänzlich annehmen, ohne dass sie albanesische Wörter ins Griechische hinübernehmen.

Der Peloponnes. Apia war der alte Name des Poloponnes,[1]) ein Wort von dem Herodot[2]) sagt, dass es im skythischen der Name der Ge sei. Herodot hat wohl hier skythisch mit kimmerisch (thrakisch) verwechselt, oder die Skythen haben denselben von den unterworfenen Thrakern entlehnt. Ein anderer alter Name des Peloponnes war nach Hesych *Παυία*, der an die thrakischen *Παναῖοι* bei Hesych erinnert. Ein dritter Name mag Pel-opia oder Pel-apia gelautet haben und wäre vielleicht durch Steinland zu übersetzen. Auch in den Ländernamen Mopsopia, Hellopia, Dryopia, Dolopia, Meropia mag das Wort apia oder opia, Erde, enthalten sein. Von Pelopia ist dann Pelops als heros eponymos gebildet worden. Das Geschlecht des Pelops ist selbst nach den hellenischen Erzählungen thrako-phrygischen Ursprungs. Darüber kann man sich nicht wundern, da fast sämmtliche Ortnamen des Peloponnes in Thracien und Kleinasien wiederkehren. Pelops und Tantalus sind Phryger, aber keine kleinasiatischen. Schon deswegen darf man ihren Ursprung nicht nach Kleinasien versetzen, als die phrygische Bevölkerung aus Europa nach Kleinasien gewandert ist. Die Balkanhalbinsel und auch der Peloponnes gehören zu ihren ältesten Sitzen. Spätere Griechen, welche den Zusammenhang der peloponnesischen Phryger mit den kleinasiatischen nicht begriffen, haben dann gefabelt, dass Tantalos und Pelops aus Kleinasien ausgewandert sind.

Tantalos[3]) mag eine phrygische Gottheit gewesen sein, gleich wie Agamemnon[4]) als Zeus Agamemnon bei den Lelegern verehrt worden

---

[1]) Sophocles, O. C., 1303, Antig. 106.

[2]) Herodot, IV, 59.

[3]) Aehnlich wie Tantalos gebildet, erscheint der thrakische Personenname Zantiala in den lateinischen Inschriften.

[4]) Eustathius zu Homer, Il. II, 25, p. 168.

ist. Wenn man bedenkt, dass auch der troische Hector gleichfalls als Zeus Hector[1]) verehrt wurde, so haben wir zwei phrygische Götter, die ursprünglich in einem feindlichen Gegensatz zu einander gedacht werden. Wir glauben hier einen ähnlichen Mythus vor uns zu sehen, wie den vom Kampfe Indras gegen den bösen Vritra, welcher den Regen raubt. Hector muss eine den Menschen feindliche Gottheit bezeichnet haben, wie schon daraus zu ersehen ist, dass er endlich gleich dem Vritra oder Ahi unterliegt.

Licht bringt in diesen Mythus Achilleus. Auch er ist eine nichthellenische Gottheit, denn nach einer Bemerkung des Aristoteles, die uns Hesych aufbewahrt hat, wurde er in Epirus[2]) unter den Namen Aspetos verehrt. Das altillyrische Aspetos hat sich in dem albanesischen speite „schnell" erhalten. Ποδώκης, d. h. speite, war aber der gewöhnliche Beiname des Achilleus. In seinem Namen erinnert er an Ahi, den feuerspeienden Drachen, d. h. die dorrende Hitze, welcher die milchgebenden Kühe, die Regenwolken geraubt und in den Bergen eingeschlossen hält. Der Bezwinger des Drachen (Ahi) heisst dann Achilavas, d. h. der Drachenstein. Daraus ist wiederum zu ersehen, dass der besiegte Hector dem Ahi oder Vritra der Inder entspricht. Achilavas muss dann nur eine Beiname des Agamemnon gewesen sein. Unsere Ansicht wird dadurch unterstützt, dass Achilleus, ebenso wie Agamemnon mit dem Cultus der Iphigenia verbunden erscheint. Die Westspitze der langgestreckten, als Rennbahn des Achilleus bezeichneten Halbinsel vor der Mündung des Borysthenes, obwohl eine kahle Stätte, führte den Namen der Hain des Achilleus (Strabo, VII). Dort war auch der Hain der Hecate (Iphigenia), Peripl. Pont. Eux. Geogr. graei ed. Müller, p. 417. Mit Iphigenia-Hecate vermählt soll Achill als verklärter Heros auf der Insel Leuke, vor der Mündung des Ister fortleben (Paus., III, 19, Shol. zu Pind. Nem. IV, 79, Eustathius zu Dion, 306). Auch sonst ist dieser Mythus unter den kleinasiatischen Völkern verbreitet. Belleros entspricht bekanntlich dem Veretra. Belleros gehört aber nach Lykien hin und wenn er auch im Peloponnes erscheint, so ist dies bei der ursprünglich gleichen Bevölkerung beider Länder ganz erklärlich. Auch die Perseus-Sage führt nach Kleinasien.

Mit Agamemnon eng verbunden ist der Artemiscult. Er gilt als Gründer des Artemiscultes in Aulis (Aulis und Daulis

[1]) Sappho, Frgm., 149, Bergk.

[2]) Plutarch, Pyrrh., c. I und Müller, Geogr. min. IV, 337.

waren von Thraciern gegründet,[1]) ebenso zu Pygela in Karien nach Strabo. Mit der Artemis zugleich wurde er auf Lemnos verehrt. In Lemnos gab es auch ein Taurien. Dorthin mag ursprünglich der Schauplatz der Sage verlegt worden sein. Auch ein lelegischer König Thoas wird auf Lemnos genannt.[2]) Hesych hat die Iphigenia mit der Hecate identificirt, oft wird sie geradezu *Ἄρτεμις Ἰφιγένεια* genannt. Als Mondgöttin ist sie mit der Helena indentisch. Iphigenia und Helena sind griechische Namen, thrako-phrygisch ist dagegen der Name Artemis oder auch Bendis.

Als man später ein zweites Taurien am Pontus und an der Maeotis kennen lernte, das gleichfalls von thrakischen Stämmen bewohnt war, wurde dorthin der Schauplatz der Sage verlegt.

Der enge Zusammenhang Agamemnons mit der Mondgöttin legt die Vermuthung nahe, in ihm den Sonnengott zu erblicken, gleichwie bei den Erâniern der Ahuramazda der Vrirtratödter zugleich der Lichtgott ist. Wenn er auszieht, um die Helena zu suchen, so heisst das so viel, dass der Sonnengott die verschwundene Mondgöttin sucht.

Orestes wird als der Fremdling aus Daulis angegeben (Aeschyl. Choephor 677). Die Daulier sprachen aber einen eigenthümlichen Dialect und waren nach Strabo tereische Thraker. Sollte Orestes den Bergmann bedeuten, so ist die Vermuthung Hahns sehr wahrscheinlich, dass Pylades von alban. *πυλι* „Wald", den Waldman bedeutet, cfr. *Πύλαιον* ein Berg auf der Insel Lesbos.

Thisamenos, der Sohn des Orestes, hat ebenfalls einen thrakischen Namen, cfr. Akesamenos, ein thrakischer König H. Il. Φ. 142. Ein Urenkel des Orest heisst Theras, wodurch sein thrakischer Ursprung klar genug erwiesen ist. Leda findet ihre Erklärung in den lykischen Inschriften, wo lykisch lade durch *γυναικί* übersetzt wird. Verwandt sind die Namen *Λάδας* und *Λάδων* bei Savelsberg, p. 28. — Die thrako-phrygischen Gottheiten wurden später von den Dichtern der Ilias zu Helden gemacht.

Auffallend ist die Erscheinung in den homerischen Gedichten, dass zwischen Troern und Hellenen nur ein sehr geringer Unterschied hervortritt. Die Troer für Hellenen zu erklären, hat bis jetzt Niemand gewagt, ausgenommen den unkritischen Dionys von Halicarnass, I, 61. Wenn nun die Troer keine Hellenen gewesen

---

[1]) Pausanius, IX, 9.
[2]) Ilias, XIV, 230.

sind, warum werden sie da nicht als Barbaren behandelt? Das ist sehr einfach. Sowohl die Anführer der Achaeer als auch der Troer sind ursprünglich thrako-phrygische Gottheiten, deren Kämpfe nicht auf ethnische Motive zurückzufüren sind. Die homerischen Gedichte setzen auf beiden Seiten dieselbe Bevölkerung voraus, wie aus folgenden zwei Stellen zu ersehen ist.

Il. B. 681—685. *Νῦν αὖ τοὺς ὅσσοι το Πελασγικὸν Ἄργος ἔναιον.*
οἱ τ' Ἄλον οἵ τ' Ἀλόπην οἱ τε Τρηχῖν ἐνέμοντο.
οἱ τ' εἶχον Φθίην ἠδ' Ἑλλάδα καλλιγύναικα.
Μυρμιδόνες δέ καλεῦντο καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοὶ.
τῶν αὖ πεντήκοντα νεῶν ἦν ἄρχος Ἀχιλλεύς.

Damit ist folgende Stelle zu vergleichen:

K. 427—429.
πρὸς μὲν ἁλὸς Κᾶρες καὶ Παίονες ἀγκυλοτόξοι.
καὶ Λέλεγες καὶ Καύκωνες δῖοί τε Πελασγοί.

Auf beiden Seiten kämpfen demnach Pelasger, d. h. nach unserer Anschauung thrako-phrygische Völker. Der Widerspruch, den man in diesen Versen finden wollte, ist somit beseitigt. Die Sage von dem Kampfe um Troja hat mit den Griechenthum ursprünglich nichts zu thun.

Laconien. Für Laconien ist durch die Arbeiten von Deimling und Kiepert eine lelegische Urbevölkerung erwiesen worden. Lacedaemon selbst hiess ursprünglich Lelegeis. Die Leleger sind aber nach der Ansicht des gesammten Alterthums Stammverwandte der Lycier und Karer, was auch durch eine Anzahl topographischer Homonymieen bestätigt wird. Myles, der Sohn des laconischen Lelex, Paus. III, 1., hat seine Analogie in der karischen Stadt Mylassa. Pedasos kommt in Lykien und Messenien vor. Karia hiess ein Ort in Laconien. Praxidike,[1]) eine laconische Nymphe, heisst ein Weib des Tremilos. Die Lykier nannten sich selbst Tramilen.

Helos, der Name der Heloten, weist nach Thracien hin, denn so hiess einst Thessalonnich Etym. M. *Θεσσαλονίκη*. Nach Strabo war aber Macedonien einst von Thraciern bewohnt. Die Göttin Hellotis, das Fest der Hellotien auf Kreta und in Korinth[2]) stehen mit dem Namen der Heloten in Zusammenhang. Die Heloten Laconiens sind keine Hellenen, es sind Nachkommen der Leleger. Einer der ersten mythischen Herrscher Spartas hiess

---

[1]) Welcker, Götterlehre, III, 28.
[2]) Athen, 15, 678, Schol. zu Pind. B, 39 Etym. M.

Oebalos cfr. *βαλὴν βασιλεὺς φρυγιστί* und Decebalus, Bubalos, Varbalus, Dribalis. Die Gemalin des Oebalos hiess Bateia;[1]) den ungriechischen Ursprung dieses Namens haben wir bereits erwiesen. Therapne erinnert an Thera und Tereus. Das laconische Pentahyria stellt sich zum phrygischen Pentaheir.

Iris war der alte Name des Eurotas, so hiess auch ein bekannter Fluss Kleinasiens. Dorthin weist auch der Ort Bryseae hin. Auch der Name Spartas muss vorhellenischen Ursprungs sein, mag auch in den thrakischen Namen Spartakus und Spartolus (Thuk. II, 9) enthalten sein. Çparda in den Keilinschriften der Achaemeniden kann unmöglich das europäische Sparta bedeuten, es kann nur eine Landschaft Kleinasiens damit gemeint sein.

Auch illyrische Spuren finden sich in Laconien, wie im ganzen Peloponnes. Am Fusse des Taygetos stand ein Heiligthum des messapischen Zeus. Es gab dort auch einen Ort Messapene (Bursian Geogr. II). Laconien stellt Hahn mit *Λακκα* zusammen, eine Thalmulde im heutigen Epiros, auch ist Lakka ein Landschaftsname in Albanien. Eira in Messenien, cfr. Ira im Gebiete der Malier, zu Issorion, die illyrischen Insel Issa. Vorgebirge Malaea, alban. *malj* Berg. Ein Theil der Parnonkette hiess Olympos. Bursian II, 135.

Als die Dorier nach Laconien kamen, fanden sie drei ältere Ortschaften vor, Side, Etis und Aphrodisias. Alle drei haben einen fremden Ursprung. Side kommt auch in Pamphylien vor. Etis und Aphrodisias leiteten sich von Aeneas ab, Curtius, Peloponnesos II, 296. Aeneas ist aber eine thrako-phrygische und eine illyrische Gottheit, wie es sein Name und seine Wanderungen beweisen. Von Ilion geht Aeneas nach Thracien und baut Aeneia, von dort geht er nach Delos, zum Sitze des illyrischen Sonnengottes. Von Delos nach Kythera, Zakynthos, Leukas, Actium, Ambrakia, Dodona, wo er dem Troer Hellenos begegnet, dessen Name auf den Mond Bezug hat. Die Stadt Segesta, deren Name entschieden illyrisch ist,[2]) soll von ihm gegründet sein. Wenn die Römer berichten, dass Aeneas in Latium gelandet ist, so ist die Sage nicht unbedingt zu verwerfen oder als eine Erfindung römischer Eitelkeit zu bezeichnen.

Die ursprüngliche Bevölkerung Latiums gehörte den Siculern an, die, wie wir es bereits nachgewiesen haben,[3]) illyrischen Ur-

[1]) Pausanias, III, u. Apoll, III, 10.

[2]) Nach Steph. hiessen die Thesproter einst Segestaeer; in Kleinasien fanden sich nach Agathias 261, Segestaner.

[3]) Fligier, Beiträge zur vorhistorischen Völkerkunde, p. 21.

sprungs gewesen sind. Von den Siculern mag Aeneas als eine Gottheit verehrt worden sein. Die Latiner haben ihn dann von den Siculern übernommen. Als den Römern dieser Name aus den homerischen Gedichten zum zweiten Male bekannt wurde, zogen sie daraus den Schluss, dass er aus Troja nach Latium gekommen sei. Der Name des Aeneas findet im albanesischen seine Erklärung, Χεννε und Γεννε heisst alban. der Mond. Die Wanderungen des Aeneas sind die Wanderungen des Mondgottes. Der enge Zusammenhang der Aphrodite mit Aeneas ist ein neuer Beweis dafür, dass sie nicht semitischen Ursprungs ist, um so mehr als sie in uralter Zeit auch in Italien verehrt worden ist.

Arkadien. In keinem Theile Griechenlands begegnen wir so vielen ungriechischen Ortsnamen, wie in Arkadien, die bald den Illyrern, den Thrako-Phrygern angehören. Auch die Aeneas-Sage ist dort stark verbreitet. Kapyae soll den Namen führen von Kapys, dem Grossvater des Aeneas, nach Anderen von Aeneas selbst erbaut sein. Dieser Ortsname ist entschieden thrakisch, cfr. Kapi-dava in Dacien, Panti-capaeum im Lande der Kimmerier. In Orchomenos zeigte man dem Pausanias das Grab des Anchises. Auch ein Ilion fand sich in Arkadien. Den Namen der Azanen haben wir bereits als phrygisch befunden. — Der Ort Asia und die von Homer Il. II, 461 erwähnten asischen Gefilde erinnern an Lydien, das einst den Namen Asia trug. Auch ein König von Lydien hiess Asios, der Sohn des Kotys Herodot IV, 115. Asia, Gemalin des Prometheus Her. IV, 275, die phrygische Hecuba, des Priamus Gemalin, wird eine Schwester des Asios genannt. Hom. Il. XIV, 717—719. An Makedonien erinnert Elymia zwischen Orchomenos und Mantinea, Xenoph. H. 6, 5, 13. Trapezus weist nach Kleinasien hin. cfr. Trapezopolis in Karien. Zu Gortys Gortynia in der Axiosebene. Illyrischen Ursprungs mag Pallantion sein. Der Name des Mons Palatinus in Rom ist desselben Ursprungs. Die Erzählung von der arkadischen Colonie unter Euander kann somit auf einer alten Ueberlieferung beruhen. Nach Strabo findet sich in Arkadien ein Ort Bessa.[1]) Zum Kyllene-Gebirge ist zu vergleichen der idaeische Daktyl Kyllenos Apoll. Rhod. Arg. I, 1129. In Lydien gab es auch nach Strabo killaenische Gefilde. Eine alte Stadt war Paeon, die schon zu

[1]) Der Name der Bessen hat sich bis in die späteste Zeit erhalten. Bessas bei Agathias, 104, 20. Procop de bello goth. I, 39, II, 81. Bucentius aus dem bessischen Geschlechte, Procop II, 251. Der jetzige Ort Bessarica.

Pausanias Zeit in Trümmern lag. Am Ladon lag Halys, dessen ungriechischen Ursprung sogarHistoriker einsehen werden.

Unter den Söhnen des Lykaon kommen bei Apollodor III, 10 neben Repräsentanten arkadischer Städte die Namen Thesprotos, Peuketios und Makednos vor. Dieselben repräsentiren eine illyrische Bevölkerung. Am Lykaion, dem arkadischen Olympos, haften die ältesten Erinnerungeu der peloponnesichen Bevölkerung über die Urzeit ihrer Halbinsel. Dort hat die Erde den göttergleichen Pelasgos geboren, den Stammvater der ersten Menschen. In der Nähe lag Lykosura, die älteste Stadt auf hellenischem Boden. Curtius Peloponnesos I, 60. Auch Ephoros hielt Arkadien als das Urland aller Pelasger. Pausanias unterscheidet ein pelasgisches Mantinea von der neuen Stadt, welche von den Nachkommen des Arkas gegründet wurde. Dass in Arkadien eine ältere und eine jüngere Bevölkerung zu unterscheiden ist, kann man aus den Stammtafeln ersehen. Aristoteles sagt in der Politie der Tegeaten, dass Barbaren einst in Arkadien gehaust haben. cfr. Apoll. Rhod I, 363. Recht hat E. Curtius, wenn er sagt, dass die festen Herrenburgen in den arkadischen Gauen auf dem Gegensatz Herrschergeschlechter und unterworfener Landeseinwohner schliessen lassen; wenn Pelasgos älter als Arkas hingestellt wird, so mag der erste die illyrische, der zweite die thrako-phrygische Bevölkerung bezeichnet haben.

Elis. — Achaja. Bei Pausanias V, 15 findet sich eine Sage, welche Paeon zu einem Sohne des Endymion[1]) macht und von Elis nach dem Axius wandern lässt. Das *Ἰδαῖον ἄντρον* bei Olympia (Pindar O, 5, 42) weist nach Phrygien hin, desgleichen Olympia selbst.

In Achaja werden bei Dyme von Strabo Kaukonen genannt. Die Kaukonen sind aber nur ein Zweig des lelegischen Volkes. Der alte Name Achaja, Aegialos ist nicht aus dem Hellenischen abzuleiten. Nach Strabo XII, 3 gab es eine Stadt Aegialos im Gebiete der paphlagonischen Eneter. Aegialos wird unter den Bundesgenossen der Troer genannt. Maeon und Pieros sind Flüsse Achajas. Zu Patrae stellt sich Patraeus, ein paeonischer König, auf Münzen; so hiess auch der Anführer der Thracier, als sie nach Asien hinübersiedelten (Eustathius zu Dyonys 322). Patrasos, eine pontische Stadt nach Steph. Byz.; Patarae an der Ostseite der Maeotis.

---

[1]) Endymion ist sowohl ein thrakischer, als auch karischer (Hesych) Gott und mag mit der thrakischen Bendis zusammenhängen.

Kyros, ein Kurort Aesch. Persae 343 weist sogar nach Armenien und Persien hin.

Zu Pellene wurde nach Pausanias die Demeter Mysia verehrt. Selinus ist dagegen illyrischen Ursprungs.

Sikyon, Korinth und Megaris. — Argolis. Sikyon[1]) hiess früher nach den phrygischen Telchinen Telchinia. Ephyra, der alte Name Korinths, kommt auch in Epirus vor, doch haben auch dort thrakische Minyer gewohnt und Bellerophon, den lykischen Apollo, verehrt. Merope, Gemahlin des Sisyphos, erinnert an die thrakischen Meroper. — Die Megarer werden von Strabo[2]) Leleger genannt. Die Megarer wussten zu erzählen, dass der Thraker Tereus einst in ihrem Lande bei Pagae geherrscht habe. Sein Grab, wahrscheinlich ein Kurhan, wurde bei Megara gezeigt.[3])

Auch Argolis war einst von einer thrakisch-kleinasiatischen Bevölkerung bewohnt. Mysien hiess eine Gegend in Argolis, Curtius Pelop. I, 414. Die didymischen Berge bei Troezen weisen nach Phrygien hin. Troezen heisst selbst, wie wir es schon bewiesen haben, das Volk der Troer. Artemision, Pyramia Plut. Pyrrh. 32, dann die Aeroper bei Troezen sind gleichfalls thrakophrygischen Ursprungs. In Epidauris wohnten thrakische Phlegyer nach Strabo und Pausanias; auch Karier, denn Epidauros soll nach Aristoteles früer Epikaros geheissen haben. Neben Troezen die Klippe Skyllaeon, dazu Skylake in Mysien und Scylla Unteritaliens. In den Genealogien heiratet Argos, König der peloponnesischen Pelasger, eine Tochter Strymons, d. h. eine Thrakierin, Apoll II. 1. 2.

Die Sage von Bellerophon und von den lykischen Baumeistern lässt auf eine den Lyciern nahe Bevölkerung schliessen. Wenn der erste Sohn der Niobe, des ersten sterblichen Weibes, zu der sich Zeus gesellte, Argos genannt wird, so soll damit das hohe Alter von Argos angegeben werden. Der Zusammenhang mit Niobe deutet wiederum auf eine phrygische Bevölkerung. Der Name von Argos ist noch dunkel. Sein hohes Alter und sein Vorkommen in nicht hellenischen Gebieten sprechen dafür, dass auch er der vorhellenischen Bevölkerung zuzuweisen sei. Pischel denkt bei Argos an die arjas çfr. Ἄριοι bei Stephan von Byzanz. Adrastus, König von Argos, gehört der phrygischen Bevölkerung an, wie das Vor-

---

[1]) Steph. Byz., Σικυών.
[2]) Strabo, VII. F.
[3]) Giseke, p. 39.

kommen des Adrestos in Phrygien[1]) erweist. Adrasteia waren Gefilde in Troas[2]) und ein Berg bei Kyzikus. Wenn Adrastos als Sohn des Merops (die Meroper waren ein bekanntes thrakisches Volk) genannt wird, so ist seine Herkunft hinlänglich bezeichnet. Die Göttin Adrasteia ist aus dem Cultus der Kybele hervorgegangen,[3]) mit der sie auch identisch ist. Sie wurde hauptsächlich in Kleinasien bei Kyzikus und auf dem Berge Ida verehrt. Berühmt war auch ihr Cultus in Attika.

Die Inseln des ägäischen Meeres waren gleichfalls von Thrakern, Kleinasiaten und Illyrern bewohnt. Die Insel Delos mit dem Namen des altillyrischen Gottes ist uns schon bekannt. Wir wollen nur hinzusetzen, dass die delischen unblutigen Opfer, Kuchen in Gestalt von Leyer, Bogen und Pfeil, mit den Opfergaben zu Patara in Lycien eine sonderbare Aehnlichkeit haben. Höck, Kreta, II, 352.

Nächst derselben war Naxos bekannt durch thrakische Dienste. Besonders war es der thrakische Dionysos, der dort verehrt wurde, und neben ihm die Ariadne. [4]) Die Verbindung derselben mit Dionysos lässt leicht in ihr eine Gottheit erkennen. In den Sagen erscheint sie immer zwischen Theseus und Dionysos getheilt, wie zwischen zwei Liebhabern, die sich suchen und fliehen. Sie ist in ihrem Wesen der Aphrodite sehr nahe und wenn sie auf Kypros als Aphrodite gefeiert wurde, wo auch ein Bild der Aphrodite Ἀριάδνη gezeigt wurde, so ist leicht zu ersehen, dass Ariadne die Aphrodite selbst ist. Wenn nun ferner von der Ilias, XVIII, 591, erzählt wird, dass Daedalos für die Ariadne in Knossus einen Tanzplatz gebaut hatte, so ist sie hier mit der phrygischen Kybele identisch, die auch auf Kreta mit rauschender Musik und Tänzen verehrt wurde.

Ariadne bedeutet also die Erdgöttin, die im Laufe der Jahreszeiten zwischen Lust und Schmerz wechselt und so auch bald unter Klagen und düsteren Gebräuchen, bald auch mit ausgelassener Freude verehrt wurde. Wenn Theseus mit schwarzen Segeln fortgeeilt ist, erscheint der Gott des Frühlings und verbreitet Freude und Lust. So erscheint auch Theseus als eine thrakische

---

[1]) Herodot, I, 35, 45.
[2]) Strabo, XIII, 1.
[3]) Preller, Griechische Mythologie, p. 332.
[4]) Auf Kreta hiess sie nach Hesych Aridela.

Gottheit. Dafür spricht auch sein Name, der mit dem Namen der thrakischen Insel Thasos verwandt ist.

Nysa war ein durch den Cult des Dionysos bekannter Ort. Der Bach Biblos bei Steph. Byz. hat seine Analogie in Βιβλίνη χώρα Θρᾴκης. Auf Naxos fanden sich auch die bekannten thracischen Kurhane, die man im Alterthum den Aloiden zugeschrieben hat.

Noch in historischer Zeit mag sich dort thrakisches Wesen erhalten haben, denn der Name des bekannten Tyrannen Lygdamis auf Naxos ist thrakischen Ursprungs, hat auch seine Analogie in der kleinasiatischen Stadt Lygdamum. Plinius V, 33. Illyrier mögen dort ebenfalls vor den Thraciern gewohnt haben, denn Naxos hiess auch das kleine Sicilien.

Zu Thera, cfr. Teres, Tereus und Thiras in der mosaischen Völkertafel. Zu Askenas, die kleine Insel Askania, jetzt Askani, südwestlich von Thera.

Der alte Name der Insel Kos war Meropis. Kos soll sie von den karischen Einwohnern benannt worden sein; Kos heisse aber bei den Karern die Ziege. Zu karisch Kos stellt sich polnisch Koza, armenisch Kosch, „die Ziege". Mordtmann will herausgebracht haben, dass dieses Wort alttürkisch sei und hat daraus den Schluss gezogen, dass sich im älteren Armenisch alttürkische Elemente vorfinden.[1]) Samos soll früher Parthenia geheissen haben, cfr. das Volk der Parthiner in Illyrien, der Fluss Parthenius in Kleinasien, alban. βάρδι „weiss".

Kretas alter Name hiess Asteria nach Hesych. Ebenso hiess Delos, auch eine aus Homer bekannte Insel in der Nähe Ithakas, ferner Asterion in Thessalien bei Strabo. Als Autochtonen auf der Insel Kreta werden von Strabo X, Diodor V, 64, Scymn. Chii Frg. v. 541, Kydonen genannt. Nach der Erzählung der Arkader ist Kydonia von Colonisten ihres Landes gegründet worden, Paus. VIII, 83. Wahrscheinlich ist es, dass die phrygische Bevölkerung vom Peloponnes dorthin eingewandert ist. Herodot I, 173 sagt, dass die Insel früher von Barbaren bewohnt war. Nach Thracien weisst folgendes hin: die kleine Insel. Dia vor Kreta führt diesen Namen nach den weitverbreitesten thrakischen Volksnamen der Dier. Die Sage von Rhadamanthys findet sich auch im thrakischen Maroneia.[2]) Der kretisch-lykische Sarpedon ist in Thracien ebenfalls nicht

[1]) Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, XXIV, 83.
[2]) Hök, Kreta, II, 235.

fremd, denn nach Stephan von Byzanz[1]) gab es eine Stadt Sarpedon und einen sarpedonischen Fels in Thracien.

Wenn die nach Ilions Sturze umhergesteuerten Troer vom delischen Apollo die Weisung erhalten haben, Kreta, ihres Stammes älteste Mutter, aufzusuchen, so beweist dies wiederum, dass die kretische Bevölkerung mit der kleinasiatischen gleicher Abstammung gewesen ist.

Vergil[3]) benutzt hier, wie sonst alte Sagen, denn schon Kallinos, der Elegiker, hat die troischen Teukrer aus Kreta abgeleitet.[3]) Zu Lebên cfr. die thrakische Glosse λέβα πόλις ὑπὸ Θρᾳκῶν. An den thrakischen Ister erinnert die Stadt Istros, an Thera Therapne nach Solinus 11, Plinius IV, 10. Mit Thessalien hat Creta folgende Ortsnamen gemein: Boibe, Gortys, Gnossus und Phästos. Mit Lykien dagegen Aptera und Einatos. Auch in Lykien wird eine kretische Bevölkerung genannt.[4]) Der Name der Kreter mag unter der thrakisch-kleinasiatischen Bevölkerung sehr verbreitet gewesen sein, denn Kreter werden in Macedonien genannt. Ausser Strabo, Aristoteles bei Plutarch Thes. O. 16 Etym. M. Βόττια. Joannes Cantacuzenus II, 25, III, 12.

Ebenso zahlreich sind auf Kreta illyrische Spuren. Strabo VI lässt das ganze sallentinische Volk von Creta stammen. Varro III rer. hum bei. Val. Prob. ad VI Eclog. Verg. berichtet, dass die Sallentiner aus Kretern, Italern[5]) und Illyrern zusammengewachsen seien. An Sicilien, das bekanntlich von den illyrischen Sikelern den Namen führt, erinnern Panormus, Drepanon, Camara.

Selbst das ganze japygische Volk Unteritaliens wird aus Kreta hergeleitet. Athenaeus XII, 5. Hydrus soll von Kreta gegründet sein, desgleichen Brentesion (Brundisium) sogar unter Führung des Theseus. Das Verhältniss ist aber ein umgekehrtes. Kreta mag von unteritalischen und sicilischen Illyrern besiedelt worden sein. Grossen Einfluss hat die phrygische Bevölkerung auf die Religion der Hellenen ausgeübt, die sich in ferner Urzeit mit ihrer orgiastischen Naturanschauung in Kreta nieder gelassen hat. Dort wurde vorzüglich die phrygische Kybele, d. h. Rhea verehrt, neben

---

[1]) Steph., Σαρπηδών Pherek. Frg. 2., Sturz, p. 163.

[2]) Vergil, Aen., III, 104.

[3]) Strabo, XIII.

[4]) Hök, Kreta II, 335.

[5]) Der Name Italiens ist illyrischen Ursprungs und findet sich noch heute in Albanien am Drin.

ihr Zeus, der dem phrygischen Attys vollständig entspricht. Des Zeus und der Europa Söhne sind Minos und Sarpedon. Minos erinnert an den phrygischen Manes, Sarpedon weist nach Lykien hin. Ein neuer Beweis, dass diese Sage nicht semitischen Ursprungs ist. Dass der Name Europas nicht semitischen Ursprungs ist, haben wir aus dem Ortsname Europos in Makedonien bewiesen.

Minos ist der Repräsentant der phrygischen Thalassokratie und hat mit dem Griechenthum nichts zu schaffen. Die hellenischen Schriftsteller selbst haben die Eteokreter, denen Minos angehört hat, von den Hellenen unterschieden, Diodor V, 80, Strabo X, Scymn. Chii v. 546.

Die Karer auf den Inseln des ägäischen Meeres gehörten zur Herrschaft des Minos, Herodot I, 171. Damals hiessen sie Leleger. Sie sollen diesen Namen ungern gehört haben. Die Kiepert'sche Erklärung aus dem semitischen (arab.) laglaya „barbaries loquendi" scheint uns nicht richtig zu sein, denn dann würde dieser Name gewiss in der phönizisch-hebräischen Völkertafel enthalten sein.

Es scheint, dass Minos auch die Insel Sicilien beherrscht hat. Zu dieser Zeit mag schon der Dienst der phrygischen Göttermutter (Cybele) nach Sicilien verbreitet worden sein (Cicero in Verrem IV, 44, V, 72).

Wir stehen am Ende unserer Untersuchung über die Ortsnamen Griechenlands. Dieselbe hat ergeben, dass sämmtliche Ortsnamen, die wir untersucht haben, nicht-hellenischen Ursprungs sind. Wir haben es unterlassen, uns allzu sehr in etymologische Untersuchungen der Ortsnamen einzulassen. Dies Verfahren war umsomehr unnöthig, als fast sämmtliche Ortsnamen in illyrischen, thracischen und kleinasiatischen Gebieten aufzufinden waren. Wir konnten dann daraus den logisch richtigen Schluss ziehen, dass auch die Bevölkerung, welche diese Namen gegeben hat, dem illyrischen und thrako-phrygischen Völkerzweige angehört haben muss.

Auch die Historiker könnten zu demselben Resultate gelangen, wenn sie die richtige Methode angewendet hätten.

Ernst Curtius[1]) sagt zwar, dass, so viel auch die griechische Nation fremdartige Einwirkungen erfahren hat, sie dennoch im Grossen und Ganzen nur gleichartige Volks-Elemente in sich aufgenommen und als ihre Bestandtheile ausgebildet hat. Hätte er unter diesen gleichartigen Volks-Elementen arische Stämme über-

[1]) Curtius, Jonier, p. 21.

haupt verstanden, so würden wir ihm Recht geben; das ist aber nicht der Fall. Nach seiner Ansicht ist die Urbevölkerung Griechenlands hellenischen Ursprungs, und da er dennoch zugeben musste, dass sie mit der kleinasiatischen nahe verwandt war, so musste er auch weiter den falschen Schluss ziehen, dass auch die kleinasiatische Bevölkerung hellenischen oder halbhellenischen Ursprungs sei. Diese Ansicht ist durch die kleinasiatischen Glossen, durch die Entzifferung der lykischen Inschriften und das Wenige aus den phrygischen Inschriften, was bis jetzt behandelt worden ist, ein für allemal widerlegt worden.

Von einer falschen Prämisse ausgehend, ist dann E. Curtius zu weiteren falschen Schlussfolgerungen gelangt.

Da nun die Hauptmasse dieser Bevölkerung in Kleinasien sass und doch unmöglich aus dem kleinen Griechenland stammen konnte, so wurde Kleinasien von ihm zum Ursitz der Hellenen gemacht. Die kleinasiatisch-griechischen Colonien sollen weiter, allen Quellen zum Trotz, nicht aus Griechenland stammen, sondern umgekehrt, die europäischen Griechen wären Colonisten aus Kleinasien, wo ein Theil der Hellenen zurückgeblieben war. Wie unhaltbar diese Ansichten sind, hat wohl unsere Schrift zur Genüge erwiesen.

Ernst Curtius mag zu seiner Beweisführung wenig Vertrauen gehabt haben, wenn er a priori eine entgegengesetzte Meinung unterdrücken will, indem er sagt „ich bestreite, dass man aus fremden Orts- und Personennamen auf eine ungriechische Bevölkerung in Griechenland schliessen dürfe. Das Recht daran glaube ich mir in meinen Untersuchungen erworben zu haben.“ — Nun dieses Recht hat sich E. Curtius ganz bestimmt nicht erworben

Herodot hat dagegen über die Ethnologie Griechenlands eine ganz richtige Ansicht. Nach ihm ist die ganze Bevölkerung Griechenlands pelasgischen Ursprungs bis auf die Dorier. Wie kam Herodot dazu, die Dorier von den übrigen Hellenen abzusondern? Die Beantwortung dieser Frage ist sehr einfach. Herodot wusste, dass Pelasger die ursprünglichen Bewohner Griechenlands waren und dass sie mit jonischen und aeolischen Hellenen zn einem Volke zusammengeschmolzen waren, während sich die Dorier in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten haben. Seine eigentlichen Pelasger wohnen um Kreston herum, zwischen dem Axios und dem Strymon, neben dem lydischen Stamme der Tyrrhener,[1]) alsdann in Plakia und Skylake

[1]) Tyrrhenos war ein Sohn des Attys, einer der Stammheroen der Lyder. Herodot, I, 94.

in Mysien.[1]) Zu Plakia kann man vielleicht albanesisch *πλjακ* und *πλjακε* „alt" stellen. So hiess auch, wie Hahn mittheilt, die albanesische Altstadt in Athen. Plakia hat denselben Namen wie Placia, an der Südwestküste der taurischen Halbinsel, je nachdem Plinius IV, 86 oder Strabo, welcher Palakion schreibt, die genauere Form gibt. Dort wurde auch die *Δινδυμήνη πλακιανή* verehrt (Preller gr. Mythologie I, 512). Skylake erinnert aber an den Skythenkönig Skyles bei Herodot IV, 78. Die pelasgische Sprache wird nun nach Herodot in drei, dem Namen nach rein thracischen Städten, gesprochen, sie war demnach thrakisch, wir wollen besser sagen, altthrakisch.

Herodot hat also über die Herkunft der Pelasger dieselbe Ansicht wir wir gehabt. Auch er betont, dass die barbarischen Völker nicht verschwunden, sondern hellenisirt seien. I, 58. Ausser Herodot hält auch Strabo die Pelasger für Barbaren. Die alten Schriftsteller äussern sich sehr klar über die Urbevölkerung von Griechenland. Unklarheit haben erst die modernen Historiker und Philologen hineingebracht. Dieselben schimpfen dann auf Herodot und Strabo, wenn ihre falschen Ansichten in diesen beiden Schriftstellern keine Bestätigung finden. Freilich, solcher Unsinn, wie dass Pelasger Griechen, oder dass Lyder, Karer, Lycier Semiten gewesen sind, oder gar, dass das Phrygische eine vermittelnde Stellung zwischen arisch und semitisch (sic!) einnimmt,[2]) ist weder von Herodot noch von Strabo vorgetragen worden.

Neuerdings ist es dem Strabo bei Pischel schlecht ergangen. Dort sagt auch Pischel, um das Hellenenthum der Pelasger nachzuweisen, dass auf Lemnos, dem alten Sitz der Pelasger, von einer barbarischen Sprache keine Spur zu finden sei, obwohl er schon aus Homer Od. VIII, 294, und dann aus Herodot VI, 138, das Gegentheil herauslesen konnte. Strabo, vorwiegend Ethnograph,[3]) hat freilich bei ethnographischen Fragen seine Quellen genau studirt.

Zu den schwierigsten Problemen prähistorischer Ethnologie gehört ohne Zweifel das Erscheinen der Jonier und Aeolier auf

[1]) Herod., I, 57.

[2]) Abel, Makedonien vor König Philipp, p. 41. Haase, Phrygien in Ersch und Gruber's Encyklopaedie.

[3]) Niebuhr sagte von Strabo, dass er vorwiegend Historiker sei. Das ist insofern richtig, als Niebuhr damals die Ethnographie zur Geschichte zählen musste.

der Balkanhalbinsel. In allen Theilen des griechischen Landes, sagt Curtius, begegnen wir den unverkennbaren Spuren der Jonier, aber an keinem dieser Plätze sind wir berechtigt, ein ursprüngliches Jonien anzunehmen. Ueberall sind es Küstenplätze an Meerengen und Golfen, einzelne Thäler, vorspringende Landspitzen oder schmale Landstriche; so wohnen nicht des Landes ursprüngliche Inhaber, so wohnen auch nicht keine aus dem Binnenlande vorgedrungenen Eroberer. Solche Wohnsitze geben sich deutlich genug kund als Ansiedlungen eines Seevolkes, das sich nur wohl fühlt, so weit es Küstenluft athmet. Auch erscheinen sie in allen Theilen von Hellas, selbst in denen, wo sie massenhaft vorkommen, nach sicherer und unbestrittener Ueberlieferung als von diesen Urbewohnern verschiedene von Aussen hergekommene Leute, so auch in Attika. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass die Jonier zur See eingewandert sind. Der Ausgangspunkt ihrer Wanderungen mögen die Küstenplätze Makedoniens gewesen sein. Mit ihnen sind wohl zu gleicher Zeit die Aeolier eingewandert. Die Dorer sind später erschienen. Doch kann die Trennung der drei griechischen Stämme, die jedenfalls in den Thälern Makedoniens stattfand, nicht in ein allzu hohes Alter gesetzt werden. Sollten die Dorer, deren Zahl bei der Einwanderung nach Hellas bekanntlich sehr gering war — war ja auch in historischer Zeit die Mehrzahl der Bewohner dorischer Gebiete nicht-dorischen Ursprungs — viele Jahrhunderte umschlossen von illyrischen und thrakischen Völkern gewohnt haben, so würden sie ganz gewiss ihren hellenischen Charakter eingebüsst haben, während sie von Herodot als die reinsten Hellenen erklärt werden.

Doch auch ohne Einfluss mögen die Illyrier und Thracier auf die Dorier nicht gewesen sein. Die Namen der drei dorischen Stämme Hyleer, Dymanen und Pamphylen sprechen gerade nicht für das reine Hellenenthum der Dorier. So werden z. B. auch die phrygischen Kydonier Hyleer genannt. *Ὑλέες, οἱ ἐν Κρήτῃ Κυδώνιοι.* Hesych. K. Otfried Müller[1]) stellt die Vermuthung auf, dass der erste der drei dorischen Stämme von den in Illyrien sitzenden Hyllern abstamme, weil beide Nachkommen des Herakles und der Melite, Tochter des Aegaeos sind und weil sich auch bei den illyrischen Hyllern dunkle Spuren des dorischen Nationalcultus, des Apollo erhalten haben, indem sie nach der Sage einen Dreifuss

[1]) Dorier, I, 11.

als Zeichen unverletzlicher Heiligkeit in einem unterirdischen Gemache bargen.

Diese Hylleer werden von Skymnos v. 404 geradezu Barbaren genannt.

Was die Dymanen anbetrifft, so findet sich die Endung *ανες* gewöhnlich bei illyrischen Völkern, z. B. den Athamanen, Atintanen, Aenianen. Im achaeischen Dyme sollen nach Strabo einst Kaukonen, d. h. Leleger gewohnt haben. Der Name der dorischen Dymanen ist also ganz bestimmt nicht-hellenischen Ursprungs. Der Name der Pamphyler sagt selbst, dass allerlei Volk sich den Doriern angeschlossen hat. Ja sogar der jonische Name scheint illyrischen Ursprungs zu sein. Stephan v. Byzanz *Ἰάς Ἰλλυρίας μέρος. οἱ οἰκοῦντες Ἰᾶται λέγονται καὶ Ἰωνικοί.* Nach Theopomp (Schol. Apoll. IV. 308) ist das jonische Meer nach Jonios, einem Illyrier, so benannt worden.

Die Einwanderung der Dorier am Beginne der historischen Zeit veranschaulicht uns recht gut, auf welche Weise die Hellenen die illyrisch-thrakischen Völker bewältigt und allmälig hellenisirt haben. Die jugendliche Frische hat dem hellenischen Stamme den Sieg über die civilisirteren Illyrier und Thraker, wie so oft, so auch hier erleichtert.

Als die Hellenen das spätere Griechenland betraten, fanden sie eine hoch entwickelte Cultur vor, welche noch spätere Geschlechter in Erstaunen setzte. Vor Allem waren es die riesigen Mauerbauten, welche man die kyklopischen nannte und einstimmig den Pelasgern zuschrieb. Ganz dieselben Bauten finden sich noch heutzutage durch ganz Albanien und Westmakedonien[1]) zerstreut, fehlen aber in Ostmakedonien, wo sich wiederum recht zahlreich die Kurhane einfinden, als Beweis, dass Makedonien zwischen illyrischen und thracischen Völkern getheilt war.

Albanien versieht noch jetzt den grössten Theil der Türkei und Griechenlands mit Maurern und mehrere seiner östlichen Gebirgslandschaften sind fast ausschliesslich von den Familien solcher wandernder Maurer bewohnt.[2])

Gerühmt wird ferner die Geschicklichkeit der Pelasger im Landbau, welche die Eifersucht der Athener erregt haben soll.

---

[1]) Hahn, Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar, in den Denkschriften der Wiener Akademie, XV. Band.

[2]) Hahn, Albanesische Studien, p. 234.

Auch die Einführung der Häuserbauten wird ihnen von den Athenern zugeschrieben.[1]) Die Werkmeister der Pelasger-Maurer auf dem Burgberge von Athen, Agrolas und Hyperbios, sollen Sikeler gewesen sein. Paus. I, 28. — Auf der See sollen sie so geschickt, wie unternehmend gewesen sein. Ihre Speere, Trompeten, auch die Sandalen genossen einen besonderen Ruf. Wenn die Entwickelung der hellenischen Kunst sich an die Person des Daedalos anschliesst, so ist damit gesagt, dass die Anfänge der Kunst bei den vorhellenischen Völkern zu suchen seien. Daedalos wird zum Zeitgenossen des Minos gemacht, dessen unhellenischen Ursprung wir bereits erkannt haben. Wenn er wiederum nach Sicilien versetzt wird, wohin er vor Minos zum König Kokalos flieht, so haben wir gesehen, dass Sicilien zum Theil dieselbe Bevölkerung gehabt hat wie Kreta. Der Name Daedalos ist ebenso gebildet wie Kokalos, Tantalos, der Thracier Zantiala in den von Heuzey gesammelten lateinischen Inschriften. Auch in Lykien gab es eine Stadt Daedala und einen daedalischen Berg. Steph. v. Byz. *Δαίδαλα*. Sein ungriechischer Ursprung ist somit vollständig erwiesen.

Aehnlich hat uns Helbig die vorhellenische Kunst der japygischen Bevölkerung Unteritaliens geschildet. Nicht minder als die illyrischen Völker, haben auch die thrako-phrygischen Völker eine hohe Cultur aufzuweisen.

Die Neroper,[2]) ein thrakisches Volk, nördlich von Macedonien, waren wohl das älteste Volk Europas, das sich mit Bergbau beschäftigte. Nach ihnen benannte Homer Il. II, 578, 11, 16, Od. XXIV, 466, 499, das Erz *νώροπα χαλκόν*. Auch Clemens von Alexandrien berichtet dasselbe von den Neropern auf Grund einer verloren gegangenen Quelle (Stromat I, ed. Paris 1641, p. 317).

Die Kunst Kupfer zu schmelzen und zu härten wird von Aristoteles dem Lyder Skythes, nach Theoprast dem Phryger Delas beigelegt. Plinius VII, 87. Auf Lemnos wohnten die thrakischen Sintier, ein in der Eisenarbeit erfahrenes Volk. Als Erfindung der Phryger galt die Kunst des Stickens der Gewänder, die bei ihnen zuerst ausgeübt sein soll. Plinius VIII, 74. Hom. Il. III, 126. Noch wichtiger ist die Erfindung der Metallurgie. Die bekannten Chalyber Kappadociens, denen diese Erfindung zugeschrieben wird, waren gleichfalls ein phrygischer Stamm. Wenn sie mit den Chaldaeern Armeniens zusammengestellt werden (Strabo XII, 3

[1]) Plinius, VII, 56. Pausanias, I, 28.

[2]) Nach Noroper genannt.

οἱ δὲ Χαλδαῖοι Χάλυβες τὸ παλαιὸν ὠνομάζοντο) so hat Schrader, wie wir es bereits erwähnt haben, erwiesen, dass diese Chaldaeer Xenophons und Strabos keine Semiten gewesen sind.

Wir wollen auch kurz hinzufügen, dass die von Conze in einer scharfsinnigen und bahnbrechenden Arbeit (zur Geschichte der Anfänge der griechischen Kunst in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie von 1870, p. 505, ferner 1873, p. 221) als vorhistorisch erwiesenen und von ihm alteuropäisch genannten Vasen, gewiss den Thraciern und Illyriern zuzuschreiben seien. Wenn nun auch für Italien derselbe primitive Kunststyl (Conze, p. 1873, p. 241) erwiesen wird, so haben wir bereits in dieser Arbeit (ausführlicher werden wir diese Frage behandeln in einer Schrift über die vorhistorische Ethnologie Italiens, die demnächst erscheinen soll) gezeigt, dass auch in Italien Illyrier vor den Oskern und Sabellern gesessen haben. Auch Etrurien hat ursprünglich eine sikulische d. h. illyrische Bevölkerung besessen. Es ist daher leicht erklärlich, wenn Exemplare vorhellenischen Styls, wie die Bronzeflasche aus Cossa im Museo Gregoriano (Conze 1873, p. 243) auch in Etrurien gefunden werden. Man muss sich daher sehr hüten, archaeologische Gegenstände, die in Etrurien gefunden werden, sofort als etruskisch zu bezeichnen, sie können ebenso gut der voretrurischen Bevölkerung angehören. Wenn man bedenkt, dass thrakische Stämme im Alterthum Südrussland, die slavischen Gebiete nördlich von den Karpathen besessen haben, dass sich ferner der illyrische Stamm der Pannonier bis an die Donau erstreckte, so wird die Verbreitung dieses vorhellenischen Kunststyls bis nach dem Norden leicht erklärlich. Es wäre aber ganz unwissenschaftlich, die Germanen mit Einschluss der skandinavischen Völker als die Erfinder des genannten Kunststyls in uralter vorhistorischer Zeit zu bezeichnen. — Bezeichnend ist es, dass derselbe Kunststyl sich auf kyprischen Funden vorfindet, und dass Kypros, wie wir es soeben nachgewiesen haben, ursprünglich von der kleinasiatischen (also einer arischen) Bevölkerung bewohnt war. — Bekannt ist der Einfluss, den die Thraker und Phryger auf die griechische Poesie und Musik ausgeübt haben. Orpheus und Musaeus, Thamyris und Eumolpus repräsentiren die thrakische Gesangskunst in vorhistorischer Zeit. Von einem phrygischen Worte führt noch jetzt die elegische Dichtungsart ihren Namen.

Zu einem Volke von so hoher Cultur kamen Barbaren von Norden als Eroberer. Diese Barbaren waren Hellenen. Es ist aber immerhin verdienstlich, dass sie die vorgefundene Cultur nicht vernichtet haben, sondern das Vorhandene fortbildend zu den herrlichsten Besitzthümern unseres Geistes emporgebracht haben.

Wer kann jedoch sagen, wie viel rein hellenischen Blutes in den Adern hellenischer Künstler geflossen ist. Vielleicht gehörten gerade die meisten der unterworfenen Bevölkerung an. Führte ja Parrhasius einen Namen, der an die vorhellenische Bevölkerung erinnert. Die Parrhasier bildeten einen Zweig der arkadischen Pelasger. Polygnot stammte ferner aus dem thracischen Thasos. — Die vorhellenische Bevölkerung muss aus der Zahl der Ortsnamen zu schliessen, sehr zahlreich gewesen sein. Sie ist weder ausgewandert, noch ausgerottet worden, bildete daher einen starken Theil des hellenischen Volkes in historischer Zeit. Wir sind überzeugt, dass diese Völkermischung und Racenkreuzung die Entfaltung des griechischen Geistes bedingt hat. Die nationalen Gegensätze, die nach der Hellenisirung der Urbevölkerung sich zu politischen Gegensätzen herangebildet haben, müssen die Entwickelung des Geistes sehr gefördert haben.

Aehnliche Verhältnisse waren in Rom.

Die Urbevölkerung von Latium gehörte nach einstimmigem Zeugnisse den Siculern, d. h. Illyriern an. Dieselben wurden von den Latinern unterworfen und bildeten die Classe der Klienten und Plebejer. Nie war Rom grösser als gerade damals, wo der Wettkampf zwischen den illyrischen Plebejern und den latinischen Patriciern begann. Nur im Kampfe ist das Leben, wo aber die Elemente zum Kampfe fehlen, da muss Todesruhe herrschen.

Die Ur-Albanesen, die höchstens nur mit den stammverwandten Macedoniern in Kampf geriethen, blieben auf der untersten Stufe der Entwicklung stehen. Nachdem aber slavische Elemente hinzukamen, führen sie einen Kampf gegen die türkische Uebermacht, der uns Bewunderung abnöthigt.[1]) Eine Wiedergeburt des albanesischen Volkes ist bedingt von dem Anschluss an das griechische Volk oder an Italien. Die Süd-Albanesen im alten Epirus hellenisiren sich immer mehr. Was die Albanesen Griechenlands anbetrifft, so ist es sicher, dass sie sich binnen kurzem völlig hellenisiren werden. Die katholischen Nord-Albanesen haben dagegen eine

[1]) Schon Hahn hat diesen Gedanken gehabt.

grosse Abneigung gegen ihre griechisch-orientalischen Stammgenossen. Da ihre Geistlichkeit in Italien gebildet wird, so kann Italien auf Nord-Albanien grossen Einfluss ausüben. Ausserdem befinden sich in Süditalien zahlreiche albanesische Colonien aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts. Aus einer solchen Colonie stammt ein so wohlverdienter Sprachforscher wie Demetrio Camarda.

Es bleibt uns noch übrig nachzuforschen, ob die thracischen Völker, von denen Herodot[1]) gesagt hat, dass sie das zahlreichste Volk nach den Indern sind, verschwunden sind, oder ob sie in anderen Völkern aufgegangen sind. Ein so grosses Volk kann nicht verschwinden, so viele Völkerstürme auch über dasselbe ergangen sein mögen.

In ihrer Mehrzahl haben sie sich in den heutigen Rumaenen erhalten, freilich mit den verschiedenartigsten Elementen vermischt. Aus den von Dr. Kopernicki an 37 Walachenschädeln angestellten Untersuchungen ergiebt sich, dass die Rumaenen ein starkes Gemisch verschiedenartiger Völker sind. Es ergiebt dies die grosse Mannigfaltigkeit in dem Baue ihrer Schädel. Nicht nur nach den Breitenindices allein, sondern auch nach allen in Betracht gezogenen craniologischen Merkmalen lassen sie sich in drei Haupt- und zwei Neben- und Uebergangspruppen unterscheiden. Die zahlreichsten gehören dem Mitteltypus, dann folgt der brachykephale und endlich der geringste an Zahl, der dolichokephale Typus.[2]) Es soll nun unsere Aufgabe sein, die verschiedenen Völker anzugeben, die sich seit den ältesten Zeiten bis zur zweiten Hälfte des Mittelalters mit den Thraciern (Rumaenen) gemischt haben.

Wir haben schon erwähnt, dass die alten Thracier mit den Armeniern ethnologisch zusammenhängen, doch anthropologisch nicht. Nach Aristoteles und Galen[3]) haben die Thraker schlichtes, weiches und langes Haar, das röthlichgelb und dünn ist. Bei den Armeniern kommt blondes Haar nie vor. Hellblondes Haar findet sich bei den heutigen Rumaenen recht zahlreich. — Da die Thracier erst nach den Illyriern die Balkanhalbinsel betraten, so mögen schon in vorhistorischer Zeit Mischungen mit ihnen vorgekommen sein. Dass die illyrischen Triballer sich in das Gebiet der Geten flüchteten, erzählt Appian Illyr. 3.

---

[1]) V, 3.

[2]) Archiv für Anthropologie, V. Band, p. 287.

[3]) Ukert, p. 289.

Noch stärker waren die Mischungen mit den Osterâniern. Zu Herodots Zeit war der medische Stamm der Sigynnen[1]) in das heutige Ungarn eingedrungen und kann in den Daciern aufgegangen sein. Die Sigynnen waren jedenfalls ein Zweig der Skythen, die gegen Beginn der Geschichte die Gebiete der thrakischen Kimmerier eingenommen haben müssen, denn noch Herodot wusste davon zu erzählen. Nach ihm haben nur die Häuptlinge der Kimmerier widerstehen wollen, die Masse des Volkes sei für die Auswanderung gewesen, hierüber sei es zum Zwist, endlich zum Kampf zwischen die beiden Parteien gekommen, in dem die Königlichen die Oberhand behalten haben. So geschwächt hatten auch die Sieger das Land vor den Skythen geräumt, nachdem sie die Gefallenen am Tyras beerdigt hatten. Die Auswanderer sollen nun längs der Ostküste des schwarzen Meeres nach Kleinasien gezogen sein und sich auf einer Halbinsel, auf der später Sinope stand, niedergelassen haben. Dass die Erzählung von der Auswanderung des kimmerischen Volkes nicht ganz richtig ist, kann man daraus ersehen, dass noch von Herodot Kallipiden und Alizonen erwähnt werden. Noch zu Herodots Zeit[2]) zogen die Skythen mit ihren Streitwägen auf dem Eise des Bosporus gegen die thrakischen Sinder. Die thrakische Bevölkerung des heutigen Südrusslands mag recht zahlreich gewesen sein, die Zahl der eigentlichen Skythen war gering. So äussert sich auch Herodot IV, 81: „über die Menge der Skythen habe ich bestimmtes nicht erfahren können, die einen sagen, dass ihre Zahl sehr gross, die anderen, dass sie sehr klein sei, nämlich die der eigentlichen Skythen.“ Wo ist aber diese zahlreiche thracische Bevölkerung hingekommen? Das Vordringen der erânischen Sarmaten nach Westen, die der skythischen Herrschaft, obwohl Stammverwandte, ein Ende gemacht haben, das Erscheinen keltischer Horden am Dniester und Bug, vor denen die dortigen Völker vom furchtbaren Schrecken erfasst wurden, wie aus der Inschrift des Protogenes zu ersehen ist (Bökh corpus inscript. graec II, 117—125), endlich der Anprall der germanischen Bastarner und Peuciner müssen die thracischen Völker veranlasst haben, ihren Schutz in den dacischen Bergen zu suchen. Desshalb wird auch das getische Reich um diese Zeit besonders mächtig, so dass Lysimachus im Jahre 293 von den Geten vollständig besiegt in ihre Gefangenschaft gerathen ist.[3])

[1]) Herodot V, 9.
[2]) IV, 18.
[3]) Strabo, VII.

Schon früher im Jahre 313 werden die Skythen als Bundesgenossen der Thraker gegen Lysimachus genannt.[1]) Dass sie in den Daciern aufgegangen sind, ersieht man aus Aurelius Victor Caes. 13, domitis in provinciam Dacorum pileatis Sacisque nationibus Decebalo rege ac Sardonio. Die pileati hiessen bei den Daciern Tarabosten cfr. neupersisch târbus „pileus." Reste der alten Skythen[2]) und die aus dem heutigen Südrussland ausgewanderten thracischen Stämme haben dem getischen oder dacischen Reiche die grosse Bedeutung von den Zeiten des Lysimachos bis auf Decebalos verschafft. Noch zu Strabos Zeiten mischten sich Erânier mit den Thrakern. (*καὶ γὰρ νῦν ἀναμέμικται ταῦτα τᾶ ἔθνη (Σκύθαι καὶ Σαρμάται) τοῖς Θρᾳξί καὶ τὰ Βασταρνικά μᾶλλον μὲν τοῖς ἐκτὸς Ἴστρου καὶ τοῖς ἐντός.*)

Zahlreich waren ferner die Mischungen mit den keltischen Völkern. Strabo VII, 1, Ptolemaeus erwähnen in Dacien die keltischen Taurisker. Der bedeutende keltische Stamm der Scordisken ist nach dem Berichte Strabos theils in den Thraciern, theils auch in den Illyriern aufgegangen. *οἱ Σκορδίσκοι καλούμενοι Γαλαται . . τοῖς Ἰλλυρικοῖς ἔθνεσι καὶ τοῖς Θρᾳκίοις ᾤκησαν ἀναμίξ* und *οἱ Κελτοί οἱ ἀναμεμιγμένοι τοῖς τε Θρᾳξί καὶ τοῖς Ἰλλυρίοις.* Florus 3, 4, saevissimi omnium Thracum Scordisci fuere Appian Ill. 3. *Σκορδίσκους δέ ἀσθενεστάτους ἀπὸ τοῦδε* (in Folge des Kampfes mit den Triballern) *γενομένους ὑπό Ῥωμαίων ὕστερον ὅμοια παθεῖν καὶ ἐς τας νήσους τοῦ αὐτοῦ ποταμοῦ φυγεῖν. σὺν χρόνῳ δὲ τινας ἐπανελθεῖν καὶ Παιόνων ἐσχατιᾶις παροικῆσαι, ὅθεν ἐστὶ καὶ νῦν Σκορδίσκων γένος ἐν Παίοσιν.* Livius, 45, 30. tertia regio nobiles urbes Edessam et Beroeam et Pellam et habet . . . incolas quoque permultos Gallos et Illyrios.

Die thracischen Völker waren daher schon im Alterthum mit eranischen, keltischen, illyrischen und germanischen Stämmen stark gemischt. Nach Dacien führten wohl die Römer Colonisten hin, die hauptsächlich aus Semiten aus Commagene und Illyriern aus Pannonien und Dalmatien bestanden, doch ist ihr Einfluss auf die Bildung der rumaenischen Nation, wie wir glauben, bedeutend überschätzt worden.[3])

[1]) Diodor, XIX, 73.

[2]) Cuno, Die Skythen, Berlin 1871, p. 316—346, von der falschen Voraussetzung ausgehend, dass alle Völker, welche von den Scythen beherrscht wurden, auch skythischen Ursprungs waren, ist zu dem Resultate gelangt, dass die Skythen Slaven gewesen sein müssen, denn anders wäre das Verschwinden eines so grossen Volkes nicht zu erklären. Die Zahl der eigentlichen Skythen war aber gering.

[3]) Tomaschek in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien, 1872, p. 145.

Nach Thracien sind keine Colonieen hingeführt worden und doch blühte dort die lateinische Sprache üppig auf, wie aus den in Thracien von Heuzey gefundenen Grabinschriften zu ersehen ist, die sämmtlich in lateinischer Sprache von Thraciern mit alttrakischen Personennamen herrühren. In einzelnen Gebieten hat sich dagegen die alte thrakische Sprache noch in der christlichen Zeit erhalten, cfr. acta s. Philippi episc. Heracleensis (Acta 55, Boll die 22. Octobr. IX, p. 551). Die Einfälle der Barbaren bewirkten hier wie in Gallien, dass die Eingeborenen den Barbaren gegenüber sich als Römer fühlten und ihre alte Sprache mit der römischen vertauschten. Unter Justinian scheinen die Thracier zu grösserer Bedeutung gelangt zu sein, was daraus zu ersehen ist, dass die meisten Feldherrn und Beamten thrakische Namen führen wie Burcentius ein Besser, die Thracier Babas, Sittas, Bessas, Himerius Thrax, Askan, Sutas (sonst thrakisch Sitas), Buzes, cfr. Byzas, König von Thracien, Chronicon paschale 265, Stadt Byza in Thracien, Byzana in Armenien bei Procop, Byceni, ein lykaonisches Volk, auch die Stadt Byzanz ist desselben Ursprungs. Justinian selbst war kein Slave, wie einige Forscher glauben, sondern ein Thracier. Sein Geburtsort Bederiana (Vederiana) ist so gebildet, wie Bessiana, Cellirianna, Putiana u. s. w., Orte in Thracien und Moesien. Seine Verwandten und Genossen führen thracische Namen wie Ditybistos. Ditybistos ist auch in Dacien inschriftlich bezeugt. (Mommsen corp. inscript. Dacia 1043.) Sein Vater hiess Sabazios, gerade so wie der thrakische Dionysos. Sie bildeten auch einen ansehnlichen Theil des byzantinischen Heeres, wo ein Thracier durch den Raf torna fratre grosse Verwirrung anrichtet. Die lateinische Sprache *πάτριος τῶν Ρωμαίων φωνή* Theophylact 251, 272 war die Sprache des Heeres.

Die von Justinian an den Grenzen zum Schutze gegen die Barbaren errichteten Castelle führen durchweg thrakische Namen wie Darda-para, Bessiana, Aria, Arina, Basibunum u. s. w.

Die Pindusvlachen (auch Macedo-Rumänen genannt[4]) sind, noch die reinsten Thracier. Dort erinnert noch der Ort Bessarica an ihre Vorfahren, die alten Bessen, die Dii des Thucydides. Ein

---

[1]) Sämmtliche Namen finden sich bei Agathias und Procop.

[2]) Zur Erklärung altthrakischer Personennamen vergl. meine Schrift B. zur Ethnographie Kleinasiens u. s. w., p. 7—10.

[3]) Bei Procop, de aedificiis, 305—308.

[4]) Jireček, Geschichte der Bulgaren, Prag, Tempsky, 1876, p. 63.

Stamm führt den Namen Messareten.[1]) Derselbe erinnert an die Dassareten, die am See von Ochrida und in den Gebirgstheilen der Dibra wohnten.

Ein noch grösserer Theil wurde slavisirt.

Die thracischen Meroper am Nestus werden noch von den byzantinischen Historikern erwähnt. Sie wurden von Serben und Bulgaren unterworfen. In den Gesetzen des Czar Duszan heisst neropch der Bauer. Aus diesem Beispiele können wir ersehen, dass ein Theil der Südslaven auf der Balkanhalbinsel aus slavisirten Thrakern und Illyriern besteht. So zahlreiche Völker, wie z. B. die Pannonier, die Dalmatier und die Paeonier können nicht völlig verschwunden sein. Dort, wo die Sitze der alten Paeonier angegeben werden, finden sich an der Quelle der Poregalnica in Nordmakedonien, in einer jetzt noch fast unbekannten Landschaft, die schon im Mittelalter unter dem Namen Πάνιτζα bekannt war, die Sitze der bulgarischen Pjanci. Es werden gewiss Nachkommen der alten Paeonier sein. An die Timacher erinnert noch der Fluss Timok, an die Autariaten der Fluss Tara in Bosnien. Selbst Bosnien führt einen nichtslavischen Namen. Die peutingerischen Tafeln führen dort einen Flussnamen Basante auf, der offenbar mit Bosnien verwandt ist.

Wo die thrakischen Sapaeer sassen, wohnt jetzt ein Volk Sopi genannt und spricht bulgarisch. Dieselben unterscheiden sich von den übrigen Bulgaren in Charakter, Mundart, Tracht und Sitten. Die Bulgaren betrachteten überall die Sopen als ein einfältiges, plumpes Volk; doch diese sind stolz auf ihren Namen.[2]) Dort wo einst Bessapara stand, der Sitz des bessischen Volkes, erzählt die bulgarische Tradition, dass die ältesten Bewohner dieses Landes Besjafara hiessen. Dieses Wort bedeutet aber nichts anderes nach Jireček, als das Geschlecht der Bessen; fara heisst im Bulgarischen, so wie auch im makedo-rumenischen und albanesischen ein Geschlecht.

Nicht so rein als die Makedo-Rumänen haben sich die Dako-Rumänen erhalten. Schon in der Zeit der Völkerwanderung, als Gothen und später Gepiden diese Gebiete beherrschten, können die Germanen nicht an den Dako-Rumänen spurlos vorübergegangen sein. Man kann nicht mit Rösler annehmen, dass die gesammte

---

[1]) Sich selbst nennen sie Armeng, bei Hahn, albanesische Studien.

[2]) Jireček, p. 111.

Bevölkerung Daciens von den Römern an das linke Donauufer versetzt worden ist. Tomaschek hat die Unrichtigkeit dieser Annahme an den Orts- und Flussnamen Siebenbürgens nachgewiesen. Reste der von den Longobarden geschlagenen Gepiden fanden sich unter den Slaven der Walachei.[1]) Im Awarenreiche an der Theiss haben die Byzantiner noch im Jahre 601 Gepiden angetroffen.

Zahlreich waren die slavischen Elemente in der Moldau und Walachei, ja sogar auch in Siebenbürgen, wie die vielen slavischen Ortsnamen beweisen. Rösler[2]) hat unrichtig diese Slaven für Ruthenen erklärt, sie waren nach Tomaschek[3]) Slovenen.

Die finnischen Bulgaren haben auch recht zahlreiche Spuren in Rumaenien zurückgelassen. Dr. Kopernicki, der sich schon früher mit Bulgarenschädel beschäftigt hat, hat die bulgarische Schädelbildung sogar bei Schädeln gefunden, welche auf einem Schlachtort[4]) in Ostgalizien[5]) von Kirkor ausgegraben wurden. Petschenegisch-Kumanische[6]) Elemente in Rumaenien sind auch von Tomaschek und Rösler erwiesen worden. Im Jahre 1247 wird das gesammte walachische Land unter dem Namen Kumanien dem Orden der Johanniter überlassen. Im Jahre 1340 hat die Taufe von 200.000 Kumannen am Sereth stattgefunden; aber auch muhamedanische Kumanen kommen noch im Jahre 1410 in der Moldau vor. Unrecht hat Rösler,[7]) wenn er die Kumanen von den Mongolen total vernichtet werden lässt, worin er von Blau widerlegt worden ist. Noch heutzutage hat der Verfasser dieser Schrift unter der rumaenischen Landbevölkerung die schief geschlitzten Augen, vorstehende Backenknochen und den geringen Bartwuchs bemerkt. Es mögen Nachkommen der Kumanen gewesen sein, deren türkischen Ursprung soeben Blau erwiesen hat.

Wir glauben, dass die starke Beimengung des finnischen und türkischen Blutes an den unglücklichen Verhältnissen dieses Landes Schuld trägt. Wenn auch die arischen Elemente für Cultur und Wohl des Landes sich begeistern, so scheitern ihre Bestrebungen

---

[1]) Theophylat, 250—260.

[2]) Rösler, Rumaenische Studien.

[3]) Zeitschrift für österreichische Gymnasien, 1872, p. 147.

[4]) Schlacht bei Obertyn, bei Kolomea zwischen Polen und Rumaenen im Jahre 1531.

[5]) Kopernicki czaszki zu kurhanów pokuckich, kraków 1876.

[6]) Blau, über Volksthum und Sprache der Kumanen. D. morgenl. Gesellschaft, 1876, p. 566.

[7]) Rösler: Rumaenische Studien, p. 331.

nur zu oft an der Apathie des seit Jahrhunderten und beinahe Jahrtausenden geknechteten Volkes und der für Cultur so wenig empfindlichen türkischen (kumano-petschenegischen) und finnischen Elemente.[1])

Die Macedo-Rumänen, die reinen Nachkommen der alten Thracier, gelten dagegen als das regsamste und arbeitsamste Volk der Balkanhalbinsel.[2])

Daraus ist zu ersehen, dass das dako-rumänische Volk durch finnisch-türkische Elemente depravirt worden ist.

Als ein Volk von hoher Cultur für die damalige Zeit sind uns bei Beginn der Geschichte die Thracier erschienen, als ein depravirtes Geschlecht zeigen sich uns ihre Nachkommen. — Griechen und Römer, Illyrier und Erânier, Kelten und Germanen, Slaven und finnische Bulgaren, Kumanen und Türken haben durch mehr als zweitausend Jahre an der Vernichtung des thracischen Volkslebens gearbeitet und von demselben nur recht traurige Trümmer zurückgelassen.

Mittheilungen aus dem Museum der Gesellschaft.

Von **Felix von Luschan.**

VIII. Die Gräber von Pitten.

Calva ♂. aet. c. 25.

S. 351 = 122 + 116 + 113.
— Sehnen: 106, 104, 90.
L. 177, **Bp.** (c) 130.
Bs. 94, **BS.** 114, **Bh.** 93.
BL. 73, **I.** (c) 1200.

Im April 1875 wurden von Arbeitern, welche einen neuen Weg zu der auf einem Berge gelegenen Kirche von Pitten (N.-Oe. bei Wiener-Neustadt) bahnten, zwei Gräber blosgelegt, welche Skelete in sitzender Lage enthielten.[3]) Dem wichtigen Funde wurde von Seite der Arbeiter natürlich keine Aufmerksamkeit geschenkt und den Bemühungen Sr. Hochwürden des Pfarrers von

---

[1]) Unter den Romaenen ist die Ansicht verbreitet, dass sie die echten Nachkommen der italischen Bevölkerung sind. Mit Nationalitäts-Schwindel hat aber die Wissenschaft nichts zu thun.

[2]) Kanitz: Serbien.

[3]) Vgl. „Presse" vom 27. April 1875, Nr. 116, pag. 3.

Pitten, des Herrn Professors Rupert Holzleithner, an den ich mich mit der Bitte um nähere Mittheilungen wandte, war es nur gelungen, Bruchstücke eines Schädels, einige unbedeutende Knochen, sowie einen kleinen Bronzering zu erlangen. Ich habe die Fragmente wieder zu vereinigen versucht, und den höchst assymetrischen Schädel erhalten, der in der beistehenden Figur 6 abgebildet ist. Es ist für mich keinem Zweifel unterworfen, dass diese Assymetrie bereits dem lebenden Manne eigen war, und nicht erst durch posthume Einflüsse hervorgebracht wurde, obwol man im ersten Augenblicke eher an die letzteren denken würde, wenn man einerseits den hohen Grad der Difformität betrachtet und andererseits die neuerdings durch Zuckerkandl [1]) festgestellte Thatsache in Erwägung zieht, dass schmale und lange Schädel den schiefmachenden Einflüssen eines engen Beckenringes weniger ausgesetzt sind, als kurze und breite. Zahlreiche Defecte und die arge Schiefheit des vorliegenden Calva machen eine genaue Messung ganz unmöglich, doch erhellt sowol aus den Abbildungen als aus den annähernd richtigen Massen, dass der Schädel von Pitten sich im Ganzen und Grossen an andere aus Nieder-Oesterreich stammende Gräber-Schädel recht

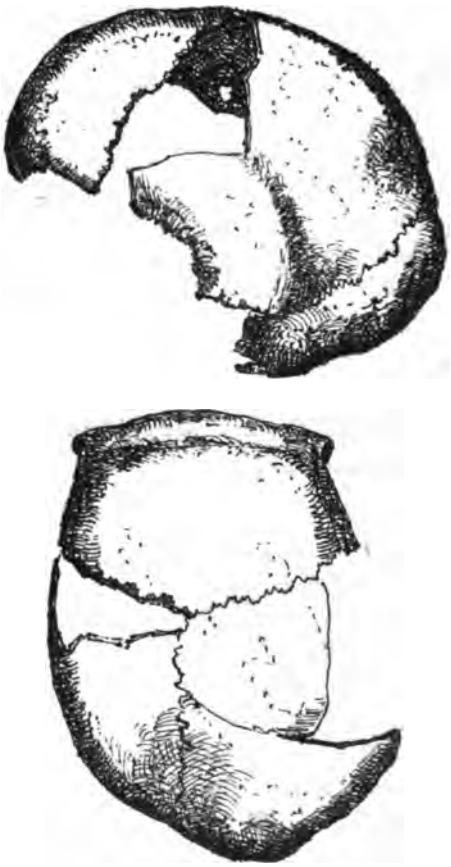


Fig. 6. Schiefer Schädel von Pitten.

[1]) Diese Zeitschrift, Bd. IV, Medicin. Jahrbücher 1874, und „Cranien der Novara-Sammlung" 1875.

gut anschliesst, wenn er auch nicht so extrem geformt ist, wie z. B. die Schädel von Hollabrunn und Weikersdorf.

In der Nähe des Fundortes sind Häuserbauten in Aussicht genommen und Professor Holzleithner hat uns mit besonderer Liebenswürdigkeit die Conservirung weiterer Funde für unsere Sammlung zugesagt; erst diese werden eine richtige Beurtheilung des bisher gewonnenen Materiales gestatten, denn auch der kleine Bronzering, der, noch an einer Phalange hängend, in einem der Gräber gefunden wurde, hat keine irgendwie charakteristische Form. Auf die Bestattung in hockender Stellung glaube ich kein besonderes Gewicht legen zu sollen: Die Sitte, Menschen nach dem Tode in derselben Stellung zu begraben, welche sie vor ihrer Geburt eingenommen, ist zwar für einzelne Völker, wie für die alten Peruaner und Tasmanier und auch für neuholländische und africanische Raçen festgestellt, findet sich aber zerstreut und isolirt über alle Völker und alle Zeiten ausgebreitet. Nach Zuckerkandl (d. Z. V. 333) sind bisher in Oesterreich nur zweimal Leichen in sitzender Stellung gefunden worden; der Schädel der einen ist von Weisbach in seiner bekannten Abhandlung über „Vier Schädel aus alten Grabstätten in Böhmen" (Archiv II) untersucht und abgebildet worden, das aus Weikersdorf stammende Skelet der anderen wurde von Zuckerkandl a. a. O. beschrieben. Beide Schädel stimmen untereinander entschieden überein, da aber andere vom selben (Reihengräber-) Typus, wie z. B. die übrigen Weisbach'schen, die übrigen Schädel von Weikersdorf und die Schädel von Hollabrunn alle Leichen angehörten, die nicht in sitzender Stellung begraben waren, so entfällt die Berechtigung, aus der Art der Bestattung allein weitergehende Schlüsse zu ziehen.

Es ist ein höchst eigenthümlicher und interessanter Zufall, dass gerade in der Nähe von Weikersdorf erst in unseren Tagen eine Leiche in sitzender Stellung beigesetzt wurde: Auf dem Heldenberg von Wetzdorf befindet sich eine berühmte Grabstätte; Parkfrieder, der Grossvater unseres kühnen Reisenden Richard v. Drasche-Wartinberg, ruht dort in sitzender Stellung und mit eisernem Harnisch angethan, als allzeit getreuer Wächter seiner neben ihm liegenden Freunde, des Feldmarschalls Radetzky und des Grafen Wimpffen.

In ähnlicher Weise werden wohl manche derartige Bestattungen auch aus alter Zeit mehr dem Willen des Einzelnen als dem Ge-

brauche des ganzen Volkes ihren Ursprung verdanken und sich so der anthropologischen Verwerthung entziehen.

Zur näheren Charakteristik der Funde von Pitten will ich hier nur noch anführen, dass Professor Holzleithner in der Nähe der Gräber, höher am Berge, eine alte Feuerstelle entdeckt hat. Eine Klafter unter der Erdoberfläche lagen da zwischen Asche und Kohlenstücken zahlreiche, theilweise gespaltene Knochen von Hirsch und Rind, ein Spuren der Bearbeitung zeigendes Hirschgeweih, und eine Reihe von Thonscherben, die sämmtlich Freihand-Gefässen angehören, deren häufigstes Ornament jener auch für andere niederösterreichische Stationen so sehr charakteristische, um das Gefäss herumgelegte mit tiefen Fingereindrücken versehene Wulst bildet. Sehr bemerkenswerth ist auch eine runde Thonscheibe von 10 Cm. Durchmesser und über 1 Cm. Dicke, die mit einem seitlichen Loche versehen vollkommen mit jener übereinstimmt, die Dr. Much in Stillfried gefunden und auf Seite 66 des V. Bandes dieser Zeitschrift abgebildet hat.

(Wird fortgesetzt.)

Vereinsnachrichten.

I.

„Cours publics d'Anthropologie" in Paris.

Wie bekannt wurden bereits vor Jahresfrist durch die anthropologische Gesellschaft in Paris Lehrcurse über die verschiedenen Disciplinen der Anthropologie ins Leben gerufen, die sich sofort einer allgemeinen Theilnahme erfreuten. Dieser Erfolg veranlasste nun die dabei betheiligten Gelehrten, ihre Curse auch im heurigen Jahre wieder aufzunehmen und so fand denn die Eröffnung der „l'Ecole d'Anthropologie" im Versammlungssaale der anthropologischen Gesellschaft am 15. November d. J. unter einer sehr zahlreichen und sympathischen Betheiligung, namentlich junger Leute der medicinischen Facultät statt. Mit Recht konnte einer der betheiligten Gelehrten auf den erzielten Erfolg hinweisen und uns schreiben: „Sie sehen, dass die uns so lieb gewordenen Studien Fortschritte machen."

Für uns in Wien bleiben derlei Einrichtungen, die wir anderwärts als vollendete Thatsachen freudig begrüssen, vorerst nur Gegenstand unserer Sympathie und unserer Wünsche. Es fehlt hier gewiss nicht an dem guten Willen derer, die solchem Zwecke ihre geistige Kraft zu widmen befähigt sind, wohl aber an der geringen Theilnahme an unseren Studien in weiteren Kreisen und es ist zu bezweifeln, ob es auch dem geistreichsten Vortrage gelingen

möchte, einen grösseren Zuhörerkreis ein Jahr lang in ununterbrochener Theilname zu erhalten, wie dies den Herren Broca und de Mortillet gelingt, welche eine Anzahl von 150 Zuhörern dauernd an sich fesseln. Befremden allerdings mag es, und räthselhaft wird es erscheinen, bei unseren gebildeten Mitbürgern auf ein so geringes Interesse an ihrer eigenen Herkunft zu stossen. Für Jene, die es interessirt, sei indess das Programm der anthropologischen Lehrcurse in Paris im Semester 1876—1877 beigesetzt.

Programme des cours du semestre 1876—1877.

Cours d'Anthropologie Anatomique. Broca. Anatomie comparée de l'homme et des animaux supérieurs; Parallèle anatomique des races humaines. — Cràniologie.

Cours d'Anthropologie Biologique. Topinard. Histoire de l'Anthropologie; Études physique et physiologique de l'homme vivant. — Anthropométrie.

Cours d'Ethnologie. Dally. Classification et description des races humaines; leur répartition; leur filiation; leur évolution.

Cours d'Anthropologie Préhistorique. de Mortillet. Paléontologie humaine; Archéologie préhistorique; Détermination des débris humains au moyen de l'Archéologie.

Cours d'Anthropologie Linguistique. Hovelacque. Caractères généraux, classification et répartition des différentes langues.

Cours de Démographie et de Géographie Médicale. Bertillon. Statistique des peuples et des races; Influence des climats et des altitudes. Pathologie comparée des races humaines. Dr. Much.

II.

„Societe d'autopsie mutuelle" in Paris.

Wir erhalten aus Paris die Mittheilung von der Gründung einer Gesellschaft zur Vornahme gegenseitiger Leichenbeschau. Die Mitglieder der Gesellschaft verpflichten sich nämlich gegenseitig, ihren Körper nach ihrem Tode testamentarisch der Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung zu überlassen. So befremdend eine solche Nachricht klingt, wohl hauptsächlich desshalb, weil wir dabei sofort unseren eigenen Leichnam sehen, so wird uns die Sache, wenn wir einmal ihre Motive und Ziele näher ins Auge gefasst haben, schon etwas vertrauter. Die Gründer der Gesellschaft, unter denen wir bedeutende Aerzte und Gelehrte, wie de Mortillet, Asseline, E. Véron, Dr. Topinard, Dr. Delaunay, A. Hovelacque, Ernest Chantre, Dr. Coudereau und andere sehen, gehen von dem Gedanken aus, dass die intellectuelle Zukunft der Menschheit von den Kenntnissen abhänge, welche man über die Gehirnfunctionen und den Sitz der verschiedenenen Fähigkeiten besitze. Es wurde hiebei erwogen, dass die Untersuchung der Thiere, so fruchtbar sie in Beziehung auf die physiologischen Functionen gewesen sei, doch nur ein ungenügendes Licht auf die Erscheinungen der Seelenthätigkeit geworfen habe. Nur das Studium des menschlichen Schädels mit seinem Einschlusse hat in dieser Beziehung die Wissenschaft mit positiven Kenntnissen bereichert, die vornehmlich das Resultat von Leichenbeschauungen sind, Dank denen man constatiren konnte, dass die Verletzung eines Theiles des Gehirnes das Aufhören einer entsprechenden Thätigkeit bedingte. Wir entnehmen also unsere Kenntnisse von den physiologischen

Proceedings of the American philosophical society. Vol. XIV, No. 93, 1874. Vol. XIV, No. 94, 1875. Philadelphia 1875.

On the Indian tribes and languagues of Costa Rica. By Wm. M. Gabb. Philadelphia 1875.

Ninth annual report of the trustees of the Peabody Museum of Americ. archaeology and ethnology. Cambridge 1876.

Annuario della società dei naturalisti in Modena. Ser. II, Anno IX, Fasc. 3, 4. Modena 1875.

Catalogo della bibliotheca della società dei naturalisti in Modena. Punt. prima. Modena 1875.

Oversigt over det kongelige Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger i Aaret 1874, No. 3. I Aaret 1875. Kjobenhavn.

Le Globe, journal géografique. Organe de la Soc. de géografique de Genève. Tom. XIII. Livrair 5 et 6. Genève, Bale, Lyon 1876.

Revue d'Anthropologie. Publiée s. e. dir. de M. Paul Broca. Tome cinq. No. 2 et 3. Paris 1876.

Rad Ingoslavenske akademije znanossi i umjenosti. Knjiga XXXIII, XXXIV, XXXV. U Zagrebu 1875, 1876.

Revista de Anthropologia. Organo oficial de la sociedad anthropológica Espanola. Cuarderno 2. Tom. I, II. Madrid.

Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst aus dem J. 1875. Riga 1876.

Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat. VIII. Bd. 3. Heft. Dorpat 1876.

Sitzungsberichte der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat. 1875. Dorpat 1876.

Processen-Verbaal van de gewone verhanderlingen der koninklijke akademie von wetenschappen. Afdeeling natuurkunde. Amsterdam 1874—1875.

Bullettins di paletnologia Italiana. Strenna pel 1876. Parma 1876.

Iswjestiä Kawkasskajo Otdjal Imper. Russ. geogr. obschestwa. Tom. IV, Nr. 3, 1876.

Ostatki Sasjetscho-Storoshewoj Linii w Predjelach Woronetschkoj Gubernii.

Archiv for Mathematik og Naturvidenskab. Udgivet af Sophus Lie, Worm Müller og G. O. Sars. Christiania 1876, 1. Bd., 1. und 2. Heft.

Den Geschenkgebern wurde der Dank der Gesellschaft votirt.

IV.

Nachricht, den Besuch des Museums der anthropologischen Gesellschaft betreffend.

Veränderter Umstände halber ist es nicht möglich, die Anordnung, derzufolge das Museum zu bestimmter Zeit, d. i. jeden Samstag geöffnet war, länger aufrecht zu erhalten. Jene Herren, welche daher das Museum zu besichtigen wünschen, werden gebeten, sich deshalb vorher mit dem Custos, Herrn Felix von Luschan, I., Stoss im Himmel Nr. 3, ins Einvernehmen zu setzen.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. M. **Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

VI. Band. Ausgegeben den 31. December 1876. Nr. 10.

MITTHEILUNGEN

der

anthropologischen Gesellschaft

15 FEB IN WIEN.

Inhalt: Eine vorgeschichtliche Ansiedelung (Wall mit Trichtergruben) bei Unter-Siebenbrunn im Marchfelde. Von **Dr. M. Much.** — Beobachtungen in den verfallenen Dörfern der Ureinwohner an der pacifischen Küste in Nordamerika. Von **Paul Schumacher.** — Mittheilungen aus dem Museum der Gesellschaft. Von **Felix von Luschan.** — Urgeschichtliche Controversen. Von **Dr. Hermann Bollett.** — Kleinere Mittheilungen. — Vereinsnachrichten.

Eine vorgeschichtl. Ansiedelung (Wall mit Trichtergruben) bei Unter-Siebenbrunn im Marchfelde.

Von **Dr. M. Much.**

Herr Custos Rogenhofer, dessen Wohlwollen und lebhafter Theilnahme für unsere Forschungen ich manche beachtenswerthe Mittheilung verdanke, hatte die Güte, mir einige Bronzesachen zukommen zu lassen, deren nächste Herkunft aus Unter-Siebenbrunn war, unter denen sich auch zwei Pfeilspitzen aus Bronze befanden, die eine auffallende Aehnlichkeit mit Pfeilspitzen aus Kronberg[1]) hatten und die desshalb eben auch im Lande, u. z. in Unter-Siebenbrunn, selbst gefunden worden sein konnten. Ich folgte daher bei der Aussicht auf einigen Erfolg um so lieber der freundlichen Einladung des Herrn Rogenhofer zu einem Besuche des Ortes und es sei mir nun gestattet, hier kurz über das Resultat dieses Besuches zu berichten.

Jenen, die das Marchfeld kennen, wird es nicht entgangen sein, dass dasselbe keine absolute Ebene ist; es fällt gegen Süden und Osten nicht in einer ununterbrochenen Linie, sondern stellenweise in breiten, niedrigen, mitunter selbst etwas steilen Stufen ab, die zuweilen von Wasserläufen bespült, sehr wahrscheinlich sogar durch diese gebildet wurden. Unterhalb einer solchen

[1]) Man sehe über diese Ansiedelung meine Abhandlung: „Ueber germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich" in den Mittheil. der anthrop. Gesellsch., V. Band, Seite 94.

Stufe liegt der Ort Unter-Siebenbrunn, auf der etwa sechs Meter hohen Stufe die Kirche des Ortes und zwar ganz allein, eine Erscheinung, die nach der Analogie ähnlicher Vorkommnisse in Niederösterreich, wie z. B. in Stillfried, Oberleiss, auf dem Michelsberge, in Deutsch-Altenburg, nicht ohne Wahrscheinlichkeit im Vorhinein auf den Bestand einer alten Ansiedelung schliessen lässt. In der That bedurfte es auch nur des kurzen Weges zur Kirche, um sich von dem Zutreffen dieser Analogie auch an diesem Orte zu überzeugen. Ausserhalb der Kirche zieht sich nämlich ein mehrere hundert Schritte langer, ein bis zwei Meter hoher Wall hin, der mit seinen in sanfter Krümmung sich abbiegenden beiden Endpunkten bis an den Abfall der vorerwähnten Stufen herantritt. Die Kirche selbst wird vom Walle, der hier auch höher als an den anderen Stellen ist, im weiten, fast kreisrunden Bogen mit eingeschlossen, innerhalb dessen sie auf etwas erhöhter Basis steht, so dass es fast aussieht, als sei sie auf einem niedrigen abgeflachten Tumulus erbaut.[1]) Unmittelbar vor dem Walle läuft ein seichter Graben und vor diesem eine Art Glacis, zur Zeit eine Hutweide; dann erst beginnt die durch einen leichten, der Neuzeit angehörigen Aufwurf begrenzte Feldflur. Spuren von Brand bemerkte ich an dem Walle nicht.

Die Fläche, auf der die Kirche steht, ist somit auf allen Seiten eingeschlossen, gegen Süden durch den Abfall der Stufe, gegen Norden und nach den Seiten durch den bis an den Abfall heranreichenden Wall und Graben.

Bei den Bewohnern des Ortes scheint jede Kenntniss der Bedeutung dieses Walles zu fehlen. Im Kirchenbuche wird zwar die Muthmassung ausgesprochen, die jetzt als Thatsache gilt, dass er gegen die Angriffe der Kuruzzen errichtet worden sei, bekanntlich ungarische Raubhorden, die im Solde Rakoczys und Frankreichs, und unter dem Namen des Kreuzes (Kuruz) nicht nur Ungarn, sondern auch Mähren, Oesterreich und Steiermark mit Raub und Mord verheerten und in den Jahren 1703 und 1704 selbst Wien in Schrecken setzten. Indess wissen wir, dass derlei Bauwerke, wie Tumuli und Wälle, von denen sich die umwohnende Bevölkerung sonst keine Rechenschaft zu geben vermag, gerne mit jenen Ereignissen in Verbindung gebracht werden, die am leben-

[1]) Auf Tumulis oder innerhalb kreisförmiger Wälle erbaute Kirchen gibt es in Niederösterreich mehrere, wie in Schrick, Pyrawarth, ehedem in Wultendorf, Obergänserndorf etc.

digsten im Gedächtnisse des Volkes haften geblieben sind. Und so mochte denn jener Ortspfarrer, von dem die bemerkte Vermuthung im Kirchenbuche niedergeschrieben wurde, glauben, dass die Untersiebenbrunner damals der allzu nahen Berührung mit den Nachbarn von jenseits der March auszuweichen sich bemüht haben mögen, indem sie einen Wall um die Kirche legten und sich im Falle der Noth in dieselbe zurückzogen. Hatte ja doch auch Wien sich gegen die etwas zudringlichen Besuche unserer bekreuzten Nachbarn von jenseits der Leitha durch den Bau eines Walles, des heutigen Linienwalles, zu erwehren veranlasst gefühlt.

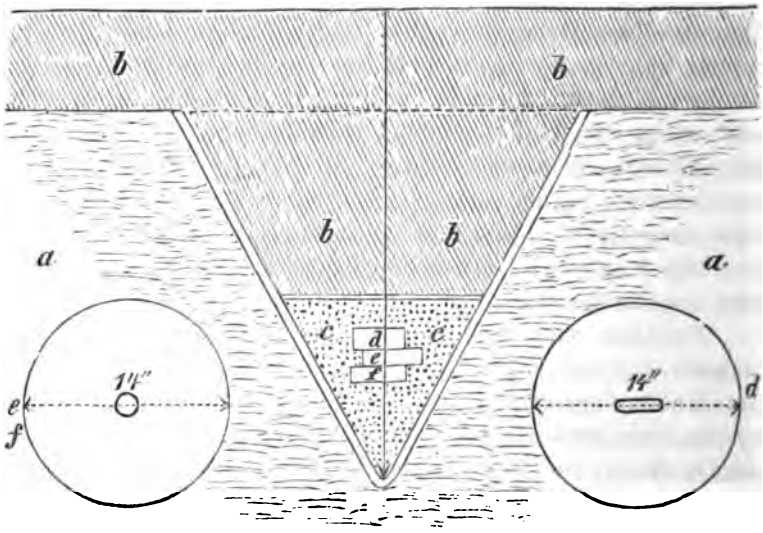
Aber schon der erste Blick auf den Wall zeigt, dass er für jene Zeit, selbst einem flüchtigen Reitervolke gegenüber, viel zu schwach ist, um auch nur einen kurzen Widerstand zu ermöglichen. Zudem ist schon die heutige Kirche klein und nicht viel über 100 Jahre alt, und die vordem, also zur Zeit der Kuruzzen-Einfälle an ihrer Stelle gestandene muthmasslich noch kleiner, in keinem Falle aber so gross gewesen, dass darin alle Ortsbewohner mit ihren Habseligkeiten und Vorräthen hätten Raum finden können, selbst wenn die Herden inner dem Walle genügenden Schutz gehabt hätten. Auch die sonstige Erscheinung, insbesondere das tumulusartige, wallumschlossene Plateau, auf dem die Kirche steht, zeigt, dass der Wall viel älter sein müsse und wahrscheinlich, wie die übrigen Erdwerke, den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angehören dürfte.

Bestätigt wird diese Anschauung durch die äusserst zahlreichen trichterförmigen Erdlöcher (martellen), die sich auf der vom Walle eingeschlossenen Fläche überall in grosser Zahl, besonders dicht nebeneinander auf der Innenseite des Walles zeigen und die wir auf so vielen Stätten vorhistorischer Ansiedelungen in Oesterreich, Deutschland, Frankreich u. s. w. wiederfinden.

In Unter-Siebenbrunn sind diese Trichtergruben in den Schotter, aus dem der Untergrund besteht, vertieft und mit schwarzer Ackererde gleichsam ausgefüttert. Mehrere derselben sind durch das Graben von Schotter angegangen und durchschnitten worden, so dass man sie nun leicht durchsuchen kann. Doch blieb die Untersuchung, soweit ich sie vornahm, bis auf den Fund einer Scherbe eines aus freier Hand gemachten Thongefässes resultatlos.

Man hat fast allgemein angenommen, dass die Trichtergruben die Basis der aus Geflecht gemachten Hütten gebildet haben. Es mag diese Annahme in vielen Fällen ihre volle Berechtigung haben,

doch trifft sie nicht ausnahmslos zu. In Unter-Siebenbrunn spricht schon der geringe Umfang der Gruben dagegen, da ihr Durchmesser selten mehr als zwei Meter überschreitet. Wären dieselben hier wirklich die Fundamente der Hütten gewesen, so müssten sich in ihrer Umgebung alle Abfälle des Haushaltes, wie Scherben, Knochen, Asche, Kohlen u. s. w. in mehr oder weniger reichlicher Menge finden, was aber thatsächlich nicht der Fall ist. Wenn man daher annimmt, dass die Mehrzahl der in Unter-Siebenbrunn noch erhaltenen trichterförmigen Erdlöcher als Vorrathsgruben gedient haben, so wird das mit ihrer Grösse und dem Mangel sonstiger Reste in Uebereinstimmung sein und zwar um so mehr, als in Niederösterreich an einem anderen Orte (bei Kamp nächst Grafenegg) eine solche Trichtergrube aufgedeckt wurde, in derem Grunde sich Mühlsteine einer Handmühle vorfanden. Ueber dieselbe hat



Durchschnitt der Trichtergrube von Kamp.

bereits vor 6 Jahren Graf Breuner berichtet.[1]) Die beigegebene Zeichnung gibt den Durchschnitt der Grube und zu beiden Seiten die Form der Steine. Graf Breuner vermuthet mit vollem Rechte, dass die Grube eine Getreidegrube gewesen ist, da dieselbe mit einer dünnen Lehmschicht an den Wänden ausgeschlagen war. Die Mühlsteine bestehen aus mürbem Glimmerschiefer mit einge-

[1]) Mittheil. der anthrop. Gesellsch. I. Bd., S. 42 und I. Bd., S. 255.

sprengten Granaten; sie sind nur auf der mahlenden Seite geebnet, auf den übrigen roh gelassen. Aehnliche Mühlsteine wurden in der bekannten vorgeschichtlichen Ansiedelung „Heidenstatt" gefunden, und Prof. Dungl[1]) constatirt den Fund zweier zusammenpassender, 40–43 Cm. breiter und 4—5 Cm. dicker Mühlsteine aus Glimmerschiefer mit eingesprengten Granaten, welcher zu Brunnkirchen bei Mautern zugleich mit einem metallenen Gefässe und 20 römischen Münzen gemacht wurde. Andere derartige Handmühlsteine fand ich selbst in den umwallten Ansiedelungen von Stillfried und Deutsch-Altenburg.

Durch diese Funde wird einerseits bestätigt, dass die Trichtergruben in der That zum Theile Getreidegruben gewesen sein müssen, anderseits, dass ihr Alter bis in die Zeit der Römerherrschaft hinaufreicht.

Die Durchgrabung ähnlicher, aber viel grösserer Trichtergruben ist auch im Innern der vorgeschichtlichen Ansiedelung von Stillfried in so ferne ohne Ergebniss geblieben, als sich auch hier in der selbst bis zu 2 Meter mächtigen Schichte schwarzer Erde, mit welcher der Grund der Gruben ausgefüllt ist, nur wenige Scherben vorfanden. Es scheinen also auch in Stillfried derlei Erdlöcher als Getreidegruben, die grösseren mit senkrechten Wänden vielleicht als Ställe gedient zu haben. Ich erinnere diesfalls an die Nachricht des Tacitus (cap. XVI), dass die Germanen unterirdische Höhlen graben, die sie mit einer dichten Dungschichte belasten und sich so eine zeitweilige Zuflucht (suffugium, also keine dauernde Wohnstätte) und Behälter für Getreide (receptaculum frugibus) schaffen, und ich füge bei, dass Dung (ahd. tunc) ursprünglich eine unterirdische bedeckte Stätte, Aufbewahrungsort der Feldfrüchte, Erdhöhle, wohl auch das Webegemach der Frauen bedeutet. Solcher unterirdischer Viehställe und Vorrathskammern bedient man sich übrigens zuweilen noch heute in Niederösterreich, und dass in der ersteren heute noch ab und zu ein Bauer auch irgend welche Hantirung treibt, will ich nicht bestreiten.

Bemerkenswerth ist es, dass sich auch im Walle selbst u. z. an dessen Innenseite derartige Gruben, an manchen Stellen dicht nebeneinander zeigen; doch sind dieselben kleiner, unregelmässiger als die Gruben im inneren Raume und es macht fast den Eindruck,

---

[1]) Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Erforsch. und Erhalt. der Kunst- und hist. Denkmale, XIX. Band, S. 163.

als ob dieselben mit Stroh oder Schilf überdeckt, als Lager für die Mannschaft gedient hätte, der die Bewachung des Walles oblag, wenigstens sehen sie ganz so aus, wie verfallene Feldwächtergruben.

Auch diese Erscheinung hat Unter-Siebenbrunn mit Stillfried gemein.

Auffallend mag es allerdings scheinen, dass in Unter-Siebenbrunn ausschliesslich nur Getreidegruben und zwar in einer namhaften Zahl bei einander gewesen sein sollten und gar keine Wohnhäuser, da in ihrer Umgebung sich keine Abfälle vom Haushalte vorfinden, welche die Nachbarschaft von menschlichen Wohnungen wahrscheinlich machten. Aber es ist nicht geradezu unmöglich, dass die sämmtlichen Getreidegruben auf einem bestimmten Flecke beisammen angelegt wurden, ja nicht einmal sehr fernliegend, wenn wir sehen, dass noch heute in vielen Orten die Fruchtscheuern, und in den Weinbaugegenden fast ausnahmslos die Presshäuser und Weinkeller sich ausserhalb des Ortes auf einem bestimmten Terrain beisammen befinden und kleine Gebäudegruppen für sich bilden.

Es hat fast den Anschein, als ob jener Theil der alten Ansiedelung, auf dem die Hütten der Bewohner gestanden sind, nicht mehr existire, und sei es durch einen ehemaligen Donaulauf oder durch den vorbeifliessenden Bach, sei es durch Einwirkung des Menschen, schon zerstört und beseitigt worden sei.

Wenn wir schon den Naturgewalten, obwohl sie heute den Bestand der Ansiedelung nicht mehr bedrohen, doch einstmals die Hauptrolle in der Zerstörung zuschreiben müssen, so hat doch auch der Mensch, wie die in den letzten Rest der Ansiedelung immer tiefer eindringenden und um sich greifenden Schottergruben zeigen, seinen bedeutenden Antheil.

Das gänzliche Verschwinden vorgeschichtlicher Ansiedelungen sammt ihrem Untergrunde, auf dem sie stehen, ja zuweilen für die Ewigkeit zu stehen schienen, ist übrigens kein vereinzeltes. Ich erinnere an die alte Ansiedelung „am Stein“ bei Deutsch-Altenburg,[1]) von der leider der grösste Theil unter dem Schlägel der Steinbrecher verschwunden ist und deren mit den alten gebrannten Wällen gekrönte Reste wie unzugängliche Klippen emporragen. Eine andere vorgeschichtliche Ansiedelung nördlich von

---

[1]) German. Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich. Mittheil. der anthrop. Gesellsch., V. Bd., S. 103.

Stillfried ist bis auf den letzten Rest eines mächtigen Erdwalles von der March hinweggespült worden und gänzlich verschwunden und ausser dem Wallreste zeugen nur noch die bearbeiteten und unbearbeiteten Knochen, Gefässe und Scherben, welche die Hochfluthen der March von Zeit zu Zeit an das Ufer werfen, von ihrem einstigen Dasein.

So reiht sich die vorgeschichtliche Ansiedelung von Unter-Siebenbrunn nun als dritte an jene Wohnstätten der Urzeit Niederösterreichs, die nur mehr in ihren letzten Resten erkennbar sind.

Beobachtungen in den verfallenen Dörfern der Ureinwohner an der pacifischen Küste in Nordamerika.

Von **Paul Schumacher.**

I.

San Francisco im Juli 1876.

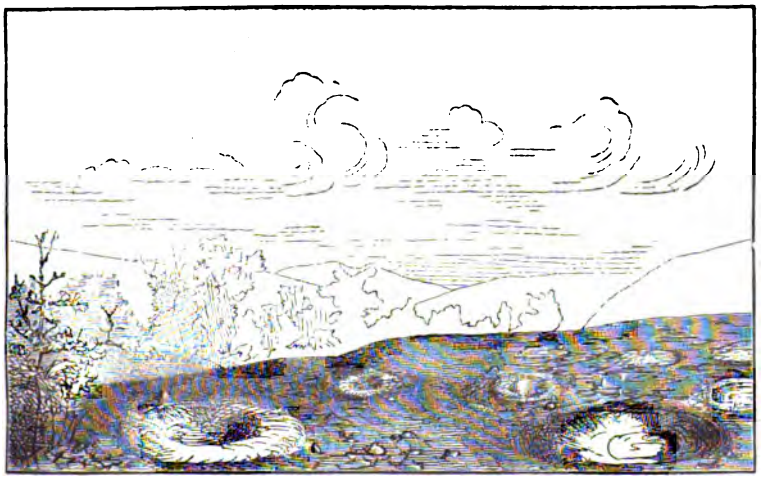
Die Muschelhügel an dieser Küste bezeichnen verfallene Dörfer der Ureinwohner. Eine Ausnahme findet nur dann statt, wenn die Ansammlung der Muschelschalen an solchen Plätzen, wo geniessbare Conchilien in grosser Anzahl gefunden werden, durch zeitweise Besuche veranlasst wurden. In solchen temporären Campgründen, welche in der Regel für permanente Ansiedelung ungünstig gelegen sind, wurden die Conchilien von der Schale befreit, um leichter nach der entfernten Niederlassung gebracht zu werden, wodurch, mit den unzähligen Mahlzeiten, welche bei solchen Gelegenheiten durch Jahrhunderte an der Stelle genossen wurden, sich die oft ausgedehnten Muschelbeete anhäuften. Auf den temporären Campgründen gewahren wir keine Anzeichen, dass Häuser bestanden haben; keine Feuersteinscherben, nichts, was auf die Erzeugung von Waffen und Hausgeräthen hindeutet; und wir finden auch keine Gräber; — nur handgrosse Geröllsteine in kleinen Häuflein mit deutlichen Anzeichen des Feuers werden im Vereine mit Asche und Holzkohle angetroffen, ein deutlicher Beweis, dass es ehemals Feuerplätze waren. Sehr bemerkenswerth in den temporären Campgründen ist der Umstand, dass die Muschelschalen nur aus solchen Arten bestehen, welche gerade dort in der Nähe gefunden werden.

Wir sehen zum Beispiel auf den Dünen, welche sich zwischen Point San Luis und Point Sal, in einer Länge von zwölf Meilen erstrecken, mehrere temporäre Campgründe, die nahezu ausschliesslich aus einer Species der Muschel Lucina zusammengesetzt sind, und darunter nur eine geringe Anzahl von Venus mercenaria und andern geniessbaren Arten vorkommen; ausserdem findet man im Verhältniss nur eine sehr geringe Menge Knochen von kleinen Landthieren und Fischen, während am Point Sal, wo wir die Ueberreste einer permanenten Ansiedelung gewahrten, nicht nur alle Muscheln gefunden werden, welche an den Felsen des nahen Meeres gedeihen, darunter Mytilus Californianus vorherrschend, sondern auch solche, welche an der Sandbank in der Nähe der temporären Campgründe vorkommen, zusammen mit einer Menge Knochen von allerlei Land- und Seethieren. Ob solche Gründe für neutrale gehalten wurden, oder die Conchilien als Tauschmittel gegen Producte des Inlandes unter jene Bewohner kamen, ist schwer zu sagen, gewiss ist jedoch, dass sie damit versorgt wurden, wovon wir uns, hoch oben am Santa Maria-Flusse, durch die Ueberbleibsel dieser Muscheln überzeugten.

Die mitunter gegebene Ansicht, dass die Muschelhügel für den Zweck der Beerdigung der Urbewohner und namentlich durch die Begräbnissfeste etc. angehäuft worden seien, ist falsch. Die Thatsache, dass die Muschelhügel alte Ansiedelungen bezeichnen und von den Bewohnern oft durch Jahrhunderte lang als Küchenabfälle angehäuft wurden, ist über alle Zweifel bewiesen; und dass Gräber nur dann in denselben vorkommen, wenn das Erdreich felsig ist, und deshalb für die primitiven Geräthe der Urvölker zu schwer zu bearbeiten war. Wir finden nicht allein die ganze Masse der Kjökken-Möddinger mit Fragmenten von Hausgeräthen, Werkzeugen und Waffen untermischt, sondern als klaren Beweis einer dauernden Besiedelung circuläre Vertiefungen, welche die Stellen bezeichnen, wo früher Hütten standen, die gewöhnlich noch mit einem kreisförmigen Damme umgeben sind. Ferner deuten die Arbeitsstätten darauf hin, wo Pfeilspitzen und Messer etc. gemacht wurden, was an den Scherben aus Calcedon, Jaspis, Feuerstein, Quarz, Obsidian und ähnlichen Steinarten erkenntlich ist, und an der Menge gebrochener und halbfertiger Spitzen, den zugebrochenen handgrossen Scheiben, in welcher Form das benannte Mineral, welches in situ auf den Inseln und meistens auch längs der Küste nicht vorkommt, im Tausche eingeführt wurde; endlich an

den Werkzeugen selbst, wie z. B. an den runden Steinen, auf welchen die Scheiben mit Hülfe eines Steinhammers, aus härterem Materiale, zu Waffen und Bohrern in rohe Form gebracht wurden, bevor die Beinnadel in Anwendung kam,[1]) um die Anfertigung zu vollenden.

Der erste Eindruck, welchen die Spuren eines Dorfes der Urbewohner auf den Beobachter machen, zumal wenn solche Anzeichen auf grasigem oder fixirtem Grunde vorkommen, erinnert an eine Gruppe vergrösserter, bis auf einen schmalen Rand eingesunkener Maulwurfshügel (Skizze A). Die Ausgrabung einer solchen



Vertiefung verräth den unterirdischen Theil einer Hütte, welcher ungefähr vier Fuss unter die Oberfläche reicht. Der Boden ist durch eine härtere Schichte erkenntlich und in deren Mitte finden wir den Feuerplatz im Vereine mit Asche und Holzkohle. Die Seiten der Hütten können manchmal noch an gespaltenen, in einer horizontalen Lage befindlichen Brettern und verticalen Pfosten verfolgt werden. Obzwar der Erdbau in den meisten Fällen viereckig ist — ungefähr zehn Fuss im Quadrate — so finden wir doch, dass die Senkung, wie wir sie nun sehen und welche selten über zwei bis drei Fuss Tiefe erreicht, dort oft sehr steil ist, eine runde Form angenommen hat, was wohl der Eindämmung in dieser

[1]) Aehnlich wie die gegenwärtigen Klamath-Indianer, Smithsonian Report 1873, Archiv für Anthropologie, Vol. VII, pag. 263–265.

Form und der natürlichen Action der Elemente beim Auffüllen einer Vertiefung in losem Grunde zuzuschreiben ist. In Oregon fanden wir ausnahmsweise einige Hütten mit einem viereckigen Damme eingefasst, doch stammen solche ohne Zweifel aus der Zeit der weissen Einwanderung und sind darum nur eine Modification zwischen der Hütte eines Indianers und der eines Trappers, wie wir solche unter den gegenwärtigen Klamath-Indianern bemerkten. Als Beweis dessen finden wir auch die Hölzer mit der Axt bearbeitet, während sie in den alten Hütten an den Enden verkohlt und gespalten sind. Der Unterbau einer Hütte bleibt sich an der ganzen Küste so ziemlich gleich und macht nur in wenigen Orten durch seine runde Form eine Ausnahme; die Einrichtung aber ist etwas verschieden. Wir öffneten z. B. mehrere Häuser in den Ruinen der Hauptniederlassung der Tu-tu-to-ni, am rechten Ufer des Rogue-Flusses, ungefähr fünf Meilen von der Mündung und fanden den Herd an der Seite mit einer Esse, welche unter dem Damme hindurch nach der Oberfläche reichte (Skizze B). Zu

Chetl-e-shin, an der Mündung des Pistol-Flusses, gleichfalls in Oregon, fanden wir auch den Herd an der Seite, doch ohne Zugöffnung. An anderen Plätzen in Oregon wurde das Feuer in der Mitte der Erdhütte unterhalten, ähnlich jenen, welche wir am californischen Ufer, südlich von San Francisco, ausgruben.

Der Ueberbau der Hütte war ohne Zweifel dem Damme angepasst, circulär, und endigte vielleicht conisch nach oben. Auf der Insel San Nicolas, im Santa Barbara Canal,[1]) fanden wir während

[1]) San Nicolas ist, ähnlich San Miguel und San Clemente, eine Wüste, indem ausser spärlichem Graswuchs und einigen niedrigen, der Küste eigenen Pflanzen, nichts gedeiht; das Erdreich ist Sandstein und Düne, deshalb findet sich auch nur Treibholz. Wasser, obzwar auf manchen nur spärlich, findet sich auf allen grünen Inseln. Santa Rosa ist grasig, doch ohne Baumwuchs. Santa Cruz ist an manchen Stellen mit der Bergweide und Zwergeiche beholzt und besitzt nahe der Landung auch ein Föhrenwäldchen, wohl der südlichste Platz

unserer Ausgrabungen für die Smithsonian-Institution in Washington im letzten Jahre, dass der Rahmen der Hütte aus den colossalen Rippen des Wallfisches bestand, deren natürliche Biegung so gestellt war, dass der Oberbau eine halbkegelförmige Gestalt annahm und dadurch einem Bienenkorbe ähnlich sah. Nur auf den Inseln gewahrten wir mitunter, dass Wallfischknochen anstatt des Holzes zum Bau der Hütten benutzt wurden.

Die Anzeichen weisen darauf hin, dass viel von dem Treiben der früheren Bewohner im Freien geschah; wir finden nämlich alle Arbeitsplätze für die Erzeugung der Pfeilspitzen, Perlen, Angelhaken, Mörser u. s. w. zwischen den Hausplätzen situirt. Die Erzeugung der Waffen, Messer, Bohrer und anderen Gegenstände aus dem feuersteinartigen Gestein, welches Material, wie erwähnt, eingeführt werden musste, ging in allen permanenten Ansiedelungen vor sich; dasselbe lässt sich von dem häufig vorkommenden Mörser und Stössel sagen, welche entweder aus Sandstein oder Basalt verfertigt wurden. Es ändert sich bei diesen Geräthen nicht nur das Material den respectiven Oertlichkeiten entsprechend, sondern wir bemerken auch verschiedene Grade von Fertigkeit in der Erzeugung, welche bei den Flintspitzen bei gleich gutem Material nicht so auffallend sind. An einem Orte sind sie meisterhaft gearbeitet, schön in Form und oft reich mit Muschelplättchen verziert, ja sogar mit gut ausgeführter erhabener Skulptur versehen, während an anderen Plätzen, wo der Steinmetz weit weniger kunstgeübt war, die Gegenstände plump, mit einer schwachen Vertiefung und unschöner Form gefunden wurden. — Die Muschelperlen und Ornamente wurden sehr ausgiebig auf den Inseln verfertigt und dienten den Insulanern wohl als Tauschmittel. Der schöne Kochtopf, aus Magnesiaglimmer,[1]) gewöhnlich kugelförmig und mit grosser Kunstfertigkeit gearbeitet, scheint ein bedeutender Tauschartikel gewesen zu sein, weil das Material, bis jetzt wenigstens, an dieser

---

an dieser Küste, wo Nadelhölzer in natürlicher Anlage vorkommen. Santa Catalina ist nebst Santa Cruz die schönste Insel im Canale; ist gleichfalls ziemlich reichlich bewaldet, doch nur mit der Zwergeiche und Bergweide. Von allen Inseln – im Ganzen sind es acht — Anacapa und Santa Barbara sind jedoch Felseneilande ohne Wasser — hat nur Santa Cruz einen Bach, während auf den anderen das Wasser in Quellen vorkommt. Das Klima ist namentlich auf Santa Catalina paradiesisch. Die Inseln sind nicht bewohnt und nur zum Zwecke der Viehzucht in Benützung.

[1]) Magnesian mica (englisch) nannte der Schreiber das Material, ohne jedoch dafür einen chemischen Beweis zu haben.

Küste nicht in situ gefunden wurde, obzwar gewisse Anzeichen darauf hindeuten, dass es im südlichen Californien vorkommt. Dieser Topf, welcher aus einem soliden Stück gemeiselt wurde, musste fertig in den Handel gekommen sein, denn erstens ist er gewöhnlich so umfangreich, dass das Rohmaterial mehrere hundert Pfunde schwer sein musste, und dann ist die Form und die Ausführung aller so gleichmässig, dass man unwillkürlich zur Annahme kommt, dass die Töpfe aus einer und derselben Werkstätte hervorgingen. Es ist Hoffnung vorhanden, dass der Steinbruch der Urbewohner entdeckt wird und wenn dann die Folgerungen richtig, wenn dann damit verbunden ein Sheffield bestanden hat, dann wird uns der Ort wohl interessante Einsicht in die Fabrikation der früheren Bewohner dieser Küste gewähren.

Da die Geräthschaften zur Bearbeitung des Bodens besten Falls nur aus Stein bestanden, lässt es sich leicht folgern, dass die felsige Beschaffenheit des Bodens der Anlage eines Dorfes hinderlich war und desshalb das Auftragen einer leicht zu bearbeitenden Schichte, das ist Sand, welcher allenthalben an der Küste vorkommt, erforderte. Wenn darum an einer für eine Niederlassung günstig gelegenen Stelle ein natürlicher, leicht zu bearbeitender Boden mangelte, dann wurde eine Lage, welche der Grösse des Dorfes und der Tiefe der Häuser entsprach, aufgetragen; darauf wurden die Häuser gebaut, und die Küchenabfälle begannen sich anzusammeln, welche heutigen Tages die Muschelhügel vorstellen.[1]) In so hergerichteten Dorfsitzen finden wir die Gräber stets innerhalb der künstlichen Sandbank des Dorfes oder, was dasselbe ist, des Muschelhügels. Ist aber der Boden von Natur aus sandig oder sonst leicht zu bearbeiten, dann müssen wir ausserhalb des Dorfkreises nach den Gräbern suchen. Sie bestehen im südlichen Theile Californiens in einer gemeinsamen Grube, welche etwa fünf Fuss tief ist und die Skelette sind durch Kalksteine, welche brettartig gespalten, wie sie an dieser Küste häufig vorkommen, oder auch mit Wallfischknochen in enge Räume gesondert, und liegen meistens mehrfach übereinander, gewöhnlich auf dem Rücken mit hinauf gezogenen Knieen, welche Lage jedoch oft durch die wiederholte Eröffnung der Grube gestört worden ist.

---

[1]) Die Anlage des Dorfes beschrieb und illustrirte der Schreiber dieses ausführlich in einem Manuscripte, welches sich gegenwärtig in den Händen der Redaction des Archiv für Anthropologie befindet.

Um einen Begriff von der Beschränktheit des Raumes zu bekommen, welcher dem heimgegangenen Urbewohner angewiesen wurde, sei erwähnt, dass eine Grube, welche 600 Quadrat-Fuss Flächenraum einnahm, nahe an 400 Skelette barg. — In Oregon wurde die vorerst niedergebrannte Hütte des früheren Eigners als Grab benützt; oder aber geschah die Beerdigung in einzelnen Gräbern.

(Wird fortgesetzt.)

Mittheilungen aus dem Museum der Gesellschaft.

Von **Felix von Luschan.**

IX. Fund von Morovan.

Tafel III,*) Fig. 1—4.

Ein interessanter Fund wurde 1863 in einer Ziegelgrube bei dem Schlosse Morovan im Waagthal, östlich von dem Bade Pöstjen gemacht. Hofrath v. Hauer hat darüber in den „Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt“ 1864, p. 104, einen Bericht gegeben, dem ich das Folgende entnehme:

„... Auf dem Löss liegt eine $1^1/_2$—2 Fuss dicke Humusschichte, am westlichen Theile der durch die Ziegelgrube freigelegten Wand füllt dieselbe Dammerde eine bis 5 Fuss tiefe unregelmässige, grubenförmige Vertiefung im Löss aus und unmittelbar daneben befindet sich eine zweite, ebenfalls mit Dammerde ausgefüllte eiförmige Grube von $2^1/_2$ Klafter Tiefe und 4 Fuss grösster Breite, deren Gestalt sie unverkennbar als eine Getreidegrube erkennen lässt, wie solche noch heutzutage vielfach in der Gegend in Anwendung stehen. Diese Dammerde nun, besonders in den zwei erwähnten Gruben, ist voll von Topfscherben, und im vorigen Frühjahre wurden darin, angeblich drei Fuss unter der Oberfläche, zwei vollständige Gefässe gefunden; beide zeigen an der Stelle des grössten Durchmessers vier buckelförmige Hervorragungen, sie sind roh, wie es scheint aus freier Hand gearbeitet; nebst anderen Gefässen und zahlreichen Scherben, welche zum Theil auf Urnen von grösserem Umfang hinweisen, wurde seither auch ein Fragment eines Steingeräthes aus Feuerstein entdeckt, ganz übereinstimmend in seiner Form mit den dreikantigen Feuersteinmessern, wie sie nun schon aus so vielen Gegenden aus der eigentlichen Steinzeit bekannt geworden sind, dann eine Pfeilspitze aus Hirschhorn.“

*) Tafel III wurde bereits mit Heft 6 und 7 ausgegeben.

Der grösste Theil dieses Fundes gelangte als Geschenk in die Sammlungen der geol. Reichsanstalt und bildete nachher einen werthvollen Bestandtheil jener schönen Morgengabe, welche unserem neu gegründeten Museum durch die Liberalität der Reichsanstalt zu Theil wurde (vgl. diese Zeitschrift Bd. I, p. 30).

In Figur 1—4 der III. Tafel sind die in unserem Besitz befindlichen Gefässe aus Morovan abgebildet, Fig. 1 in $^1/_5$, die übrigen in $^1/_4$ der natürlichen Grösse.

X. Grabfeld bei Jarocin (Posen).

Tafel III, Fig. 5 und 6.

Obwohl über prähistorische Gräber Polens eine quantitativ und sogar qualitativ bedeutende Literatur besteht, sind dieselben der übrigen Welt beinahe ganz fremd geblieben. Dr. Hermann Beigel, ehemaliger Professor in London, hat dieselben 1872 zum Gegenstande eines Vortrages in unserer Gesellschaft gemacht, der im II. Bande d. Z. abgedruckt ist. Tausende von Urnen sind nach demselben in den Museen von Posen und Krakau und in Privatsammlungen aufgehäuft, die meist aus alten Gräbern der Provinz Posen stammen, aber mit Gefässscherben aus den dortigen Pfahlbauten vollkommen übereinstimmen sollen.

Dr. Beigel hat ein solches prähistorisches Grabfeld untersucht, welches sich im Kreise Wreschen zwischen den Städten Jarocin und Jerkow in unmittelbarer Nähe der Stegoss-Mühle befindet. Es hat eine Ausdehnung von 20 Hectaren (Beigel schreibt 80 Magdeburger Morgen) und befindet sich wie die übrigen alten Begräbnissplätze Posens in einer erst durch spätere Cultur fruchtbar gemachten Sandwüste, auf welcher sofort zahlreiche mächtige Granit-(?)steine auffallen, die meist theilweise mit Erde bedeckt sind. Jeder solche Stein bildet die Decke einer viereckigen Höhle, die aus vier flachen auf ihre Kanten gestellten Steinen gebildet ist und mehrere mit Brandknochen gefüllte Urnen enthält; diese sind immer aus freier Hand gearbeitet und wenig oder gar nicht gebrannt, sind aber sonst deutlich in zwei Gruppen zu scheiden, deren eine Gefässe umfasst, die weder Ornamente noch Graphitschwärzung, noch Henkel besitzen und ganz roh gearbeitet sind, während die Urnen der anderen Gruppe sehr sorgfältig gefertigt, mit Graphit geschwärzt und mit verschiedenen linearen und Punkt-Ornamenten geziert wurden und alle mit kleinen Henkeln zum Durchziehen einer Schnur versehen sind. Gleichwie bei anderen

westlicher und nördlicher gelegenen Urnenfeldern finden sich auch hier in einzelnen Urnen kleinere und ganz kleine Gefässe.

Dr. Beigel hat selbst Grabungen angestellt und uns die zwei auf Fig. 5 und 6 der III. Tafel in $^1/_6$ und $^1/_4$ der natürlichen Grösse abgebildeten Urnen geschenkt.

Die linearen Ornamente der ersteren scheinen mit einer stumpfen Nadel eingeritzt, die runden Grübchen der zweiten wurden wohl mit einem entsprechend geformten Griffel aus Holz oder Knochen hergestellt.

XI. Urne aus Welbine bei Teplitz.

Tafel III, Fig. 7.

Diese Urne ist ein Geschenk des Herrn Franz Klippel in Welbine an die geol. Reichsanstalt (vgl. d. Z. IV. Bd., p. 72); sie wurde in einer Schotterlage in einer Tiefe von 3 Fuss aufgefunden und enthielt, wie Herr Klippel mir auf meine specielle Anfrage mitzutheilen so gütig war, eine menschliche Tibia und andere kleinere, gleichfalls unverbrannte menschliche Knochen. Der merkwürdige Fund blieb leider isolirt, obwohl durch Bahnarbeiten in der Nähe grössere Erdbewegungen stattfanden.

Wie aus Fig. 7 hervorgeht, zeigt das in $^1/_6$ der natürlichen Grösse abgebildete Gefäss typische Wellenlinien-Ornamente; sehr auffallend ist aber der Boden, er trägt einen grossen Stempel in Gestalt eines Kreuzes, der meines Wissens bisher noch nicht bekannt geworden ist. Das Material ist ein grober, mit vielen Quarzkörnchen vermengter und stark mit Graphit geschwärzter Thon, der aber oberflächlich und bis in eine Tiefe von $1^1/_2$ bis 2 Millim. durch eine Art Verwitterungsprocess ganz hellgrau-gelb geworden ist, so dass die frischen Bruchflächen das Bild eines schwarzen von zwei weissen eingefassten Streifens geben und niemand, wäre das Gefäss nicht zertrümmert worden, ahnen könnte, dass es einst schwarz gewesen. Eine ähnliche Erscheinung trifft man manchmal bei alten Urnen und deutet sie als Ausdruck eines unvollkommen gelungenen Brennens derselben, wobei man annimmt, dass die alten Töpfer in Ermangelung eines Brennofens die Gefässe am offenen Feuer geglüht und zur Verstärkung des Effectes auch von innen aus erhitzt hätten; man brauchte dann nur zu glauben, dass dieser Process unterbrochen wurde, bevor das Gefäss ganz durchgeglüht war und hätte den schwarzen Streifen in der Mitte um so schöner erklärt, als die Oberfläche solcher Urnen meistens

gerade jene ziegelrothe Farbe besitzt, die gebrannter Thon wegen seines Eisengehaltes anzunehmen pflegt. Durch die gar zu helle Farbe der Oberfläche des Gefässes von Welbine aber stutzig geworden, versuchte ich einen Splitter desselben durch Glühen zu untersuchen und fand ihn zu meiner grössten Verwunderung anstatt ganz weiss im Gegentheil ganz schwarz werden; ich habe dann ähnliche Versuche wiederholt und gefunden, dass der rothe oder gelbe Ueberzug, den man an manchen alten graphithältigen Thonscherben wahrnimmt, nicht der Ausdruck eines unvollständigen Brennens, sondern der einer Verwitterung ist. Ueber den chemischen Process, der ihr zu Grunde liegt, sowie über die Ursache, aus welcher derart verwitterte Scherben beim neuerlichen Glühen wieder schwarz werden und sich in nichts von den ursprünglich schwarz gebliebenen Theilen desselben Gefässes unterscheiden, bin ich gegenwärtig noch im Unklaren, da mir im Augenblick die Zeit zu weiteren Versuchen abgeht, nur die Thatsache will ich hiemit schon heute richtig gestellt haben.

(Wird fortgesetzt.)

Urgeschichtliche Controversen.

Von **Dr. Hermann Rollett.**

Nicht nur begreiflich, sondern sogar erwünscht ist es, dass eine verhältnissmässig so junge, dem Auge der Menschheit ungeahnte Aussichten öffnende Wissenschaft, wie die der urgeschichtlichen Archäologie, die Vertreter dieser so lang verborgen gebliebenen wunderbaren Welt in vielen Punkten zu Controversen anregt. Wenn dadurch auch nicht immer sofort Endgiltiges festgestellt wird, so tragen selbe doch zur Klärung der jeweiligen Frage und zur Anbahnung der Auffindung des Richtigen bei. Es dürfte jedenfalls zweckmässig sein, die — besonders in neuester Zeit — sich mehrfach aufwerfenden Streitfragen im urgeschichtlichen Felde in diesen Blättern kurz zu berühren und von möglichst objectivem Standpunkte aus zu beleuchten.

I. Vormetallische und Metallzeit.

Die bisher gebräuchliche, zuerst von den skandinavischen Forschern aufgestellte Dreitheilung der vorgeschichtlichen Cultur-

perioden Europas, in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit, erfährt neuestens eine mehrseitige Bekämpfung. In einer Beziehung ziemlich richtig sagt z. B. Alexander Ecker (in der Beilage der Augsb. „Allg. Ztg." 1876, Nr. 68), dass, da „nicht das Positive der Verwendung von Stein das Charakteristische" der jetzt sogenannten „Steinzeit"-Periode sei (denn Steingeräthe wurden ja auch später neben denen von Metall verwendet), sondern das Negative der Abwesenheit jeglichen Metalls", — man künftig anstatt „Steinzeit" sagen solle: „vormetallische Zeit."

Dagegen lässt sich nicht nur nichts einwenden, sondern man kann dem Vorschlage sogar beistimmen und — schon der Vereinfachung wegen — im Allgemeinen die urgeschichtlichen Culturperioden in die vormetallische Zeit und in die Metallzeit theilen. Wenn aber Ecker weiter geht und — gestützt auf Mittheilungen Hostmanns („Archiv für Anthropologie," Bd. VIII, Hft. 3) — behaupten will, dass in Europa gar keine Bronze-Zeit bestanden habe, „da die Verwendung des Eisens sich bis zurück in die frühesten Perioden der Geschichte verfolgen lässt", so muss dem entschieden die Thatsache gegenüber gehalten werden, dass es hinlänglich genug constatirte Fälle gibt, wo das Bronzemetall durchaus nicht zugleich mit Eisen auftritt. — Von den schweizerischen Pfahlbauten aus der „Metallzeit" der Bronze (vgl. „Allg. Ztg." 1876, Beil. Nr. 119) bis zu den erst in unseren jüngsten Tagen erfolgten grossartigen Funden Schliemanns in den Gräbern zu Mykenä, wo von Eisen neben der Bronze keine Spur sich findet, stellt sich der Beweis her, dass es eine von der Zeit, in welcher das Eisen neben der Bronze auftrat, bestimmt gesonderte „Metallzeit" der Bronze gab.

Die versuchte Erklärung, dass man das angeblich neben Bronze stets vorhanden gewesene Eisen nur deshalb nicht finden könne, weil Eisen sich nicht so lange als Bronze erhält, mag vielleicht in vielen Fällen, aber sicher nicht in jedem Falle und am wenigsten bei den Gräbern von Mykenä, stichhältig sein. Auch das angeführte Argument, dass Eisen ja leichter zu gewinnen, als Bronze herzustellen sei, dürfte nicht zutreffend sein, da es im Gegentheil viel natürlicher erscheint, dass die asiatischen Urvölker (und von diesen stammt ohne Zweifel ursprünglich das Bronzemetall) eher das sich gediegen findende Kupfer und Zinn zusammenschmelzen lernten, als dass man auf die Gewinnung des Eisens kam, das von der Natur nirgends so wie das Kupfer in fertigem,

sofort zur Verwendung geeigneten Zustande geboten oder durch besondere Anzeichen gekennzeichnet wurde, vielmehr trotz des einfachen Vorganges, mittels dessen es gewonnen werden kann, in gerade recht unscheinbaren, durch gar keine hervorragende Eigenschaft gekennzeichneten Gesteinen so tief verborgen ist, dass es erst nach einer langen Reihe von Erfahrungen erkannt und gewonnen werden konnte. Auch der Umstand, dass die Neger Afrikas in der Gewinnung des Eisens gut bewandert sind, die Bronze aber nicht kennen, kann nicht für die Priorität des Eisens geltend gemacht werden, da sie die Gewinnung desselben nicht selbst erfunden, sondern von benachbarten Culturvölkern überkommen haben und von den Steingeräthen direct zum Eisen übergegangen sind, wie etwa heute die Neuseeländer vom Patu und Mere-Mere (nationale Steinwaffen) direct zum Revolver übergehen.

Wenn nun auch gegen die Zweitheilung: „Vormetallische Zeit und Metall-Zeit“ im Principe nichts eingewendet werden kann, so muss doch anderseits zugegeben werden, dass ja auch die vormetallische Zeit und die Metall-Zeit an ihrem Berührungspunkte (wenn auch vielleicht nicht in Europa) in einanderfliessen und dem natürlichen und unabweisbaren Gange der Dinge entsprechend gewiss sehr lange nebeneinander hergehen, geradeso wie später geschliffene Steingeräthe mit Bronze, Bronze mit Eisen neben einander erscheinen, und dass nach einem alten und allseits anerkanntem Grundsatze „a potiori fit denominatio“ nicht nur das Fehlen oder Auftreten einer Erscheinung, sondern auch das Vorwiegen einer Erscheinung einen guten Eintheilungsgrund abgeben kann. Nicht das Auftauchen irgend eines, wie gerade von anderer Seite betont wird, noch dazu erhandeltem Schmuckgegenstandes aus Bronze, eines einzelnen Geräthes aus Eisen, sondern das Vorwalten von Gegenständen einer Art drückt einer gewissen Zeitperiode ihren Charakter auf, und so gut die Eskimaux trotz ihren Messerchen aus Meteoreisen in der Steinzeit leben, so gut lebten die Bewohner gewisser Pfahlbaustationen u. s. w. in der Steinzeit, trotz einzelner Nadeln aus Bronze, die sie sich erhandelten und vielleicht selbst durch Umguss verschafften.

Im Besonderen werden wir daher ein viel klareres Bild gewinnen, wenn man sagt: ältere und jüngere Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit. Dabei muss selbstverständlich immer festgehalten werden, dass jede frühere dieser Perioden noch lange in den folgenden wirksam war, dass für einzelne Länder ganze

Perioden entfallen mögen, wie denn überhaupt in Ländern, die nicht eine autochthone Cultur besitzen, die Verhältnisse immer sehr verworren sein werden, dass wir endlich nicht eher sichere Aufschlüsse erhalten werden, bis nicht die Wiege unserer Cultur, Vorderasien, mindestens ebenso durchforscht ist, wie heute Europa.

II. Palstäbe und Hohlbeile.

Kann man der oben berührten Zweitheilung der urgeschichtlichen Culturperioden nur bedingt und unter Voraussetzungen beistimmen, so wird man sich ohne Frage und Vorbehalt für die in Anregung gebrachte Bezeichnung: „Palstäbe und Hohlbeile“ statt der bis jetzt üblichen Bezeichnung: „Palstäbe und Kelte“ der betreffenden vorgeschichtlichen Objecte erklären müssen, wie solche vor Kurzem in der „Allg. Ztg.“ (1876, Beil. Nr. 359) von K. v. Becker vorgeschlagen wird.

Die charakteristischen bronzenen, sogenannten „Streitmeissel“ — wie man diese axtartigen Geräthe der Bronze-Metallzeit sonderlich taufte —, die man sowohl als Werkzeuge, wie als Waffen betrachtet, schied man bis jetzt nach ihrer Form in „Palstäbe“, wenn sie an den Seiten Schaftlappen zur Aufnahme eines gespaltenen Stieles haben — welche die ältere und mehr im Norden verbreitete Form ist — und in „Kelte“ (nach dem vermeintlichen lateinischen Worte celtis), wenn sie hinten ein Loch zur Aufnahme des Schaftes haben, — welche „Kelte“ man mit dem Kelten-Volk in Zusammenhang brachte.

Ganz gründlich wird nun nachgewiesen, dass die Bezeichnung „Kelt“ durchaus nicht mit den alten Kelten zusammenhängen könne, da sowohl die steinernen als die bronzenen Aexte und Beile sich in ganz Europa, ja in allen Welttheilen finden, und besonders, da das Wort „celtis“ im Alterthum gar nicht existirte und erst im XV. Jahrhundert aus einer falschen Lesart der lateinischen Bibelübersetzung entstanden ist, wo es heisst (Hieronymus „vulgata“: Buch Hiob, Cap. 19, V. 23) „vel certe sculpantur“ und nicht „vel celte sculpantur“ — wie man daraus gemacht.

Es ist damit die Annahme, dass die alten Kelten ihre Beile oder Streitäxte „Kelte“ und sich selbst nach diesen ihren Waffen und Werkzeugen Kelten nannten, entkräftet und es dürfte daher vollkommen zu empfehlen sein, diese Art der bronzenen Beile der

vorgeschichtlichen Zeit weiters nicht mehr „Kelte", sondern — wie jene mit „Schaftlappen" — auch diese nach ihrer besonderen Form „Hohlbeile" zu nennen.

Kleinere Mittheilungen.

Neue Ausgrabungen in Ungarn.

Florian Romer hat jüngst eine Forschungsreise in das Szolnoker Comitat angetreten, welche von den besten Resultaten begleitet war. Am 14. October wurden in Tisza-Nagy-Réf Ausgrabungen vorgenommen und Stein- und Beinwerkzeuge, Küchenabfälle und Gefässe in grossen Quantitäten gefunden. Ebenso reich waren die Funde nächst Kun-Szt.-Marton; hier wurden ganze Kisten, mit Gegenständen aus der Steinzeit gefüllt, aufgefunden. Besonders merkwürdig sind einige Werkzeuge aus der Steinzeit, welche neben einem in sitzender Stellung entdeckten Skelete gefunden wurden. Die Ausgrabungen auf der Istvanhazer Puszta ergaben ebenfalls die werthvollsten Resultate. Drei Tage und drei Nächte hindurch wurde unermüdlich gegraben, endlich war das Geheimniss des Hügels enthüllt. Man fand eine vielleicht Jahrtausende alte ungehobelte Holzkammer, in welcher drei menschliche Skelete, vollständig zerstäubt, ruhten. Die seltenen Umstände, unter welchen der Fund gemacht wurde, werden jedenfalls einen werthvollen Beitrag zur Bereicherung der Culturgeschichte liefern. „Deutsche Zeitung" v. 26. Oct. 1876.

Vereinsnachrichten.

I.

Eingelangte Druckschriften,

vorgelegt in der Monatsversammlung der anthropologischen Gesellschaft am 14. Novemher 1876.

Sitzungsberichte der naturwiss. Gesellschaft Isis in Dresden. Jahrg. 1876. Jan.-Juni. Dresden 1876.

Jaarboek van de koninklijke akademie von wetenschappen gevestigd te Amsterdam, voor 1874. Amsterdam.

Verslagen en mededeelingen der koninklijke akademie von wetenschappen. Afdeeling natuurkunde. 9. Decb. Amsterdam 1876.

Dreiundfünfzigster Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländ. Cultur. 1875. Breslau 1876.

Schriften des naturwiss. Vereins für Schleswig-Holstein. Band I. 3. Heft, Kiel 1875 und Band II, 1. Heft, Kiel 1876.

Discours du Secrétaire-Général au Congrès internat. d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques, VIII. sess. a Budapest 1876. Geschenk des Verfassers.

Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. XVI. Vereinsjahr. 1876. 1. Heft. Salzburg.

Der wissenschaftl. Club. Kurze Darstellung seines Entstehens und seiner Hilfsmittel. Wien 1876.

Schädelcultus. Von Richard Andree. Geschenk des Verfassers.

Ueber hölzerne Grabgefässe und einige in Holstein gefundene Bronzegefässe. Von J. Mestorf. Geschenk des Verfassers.

Fest-Versammlung am 8. April 1876 z. Feier des 25jähr. Bestehens der k. k. zoolog.-botan. Gesellschaft in Wien. Wien 1876.

Die neuesten Funde alter Baudenkmäler am westlichen Colorado. Von Dr. Franz Toula. Sep.-Abdruck. Geschenk des Verfassers.

Zeven-en-veertigste verslag der handelingen van het Friesch genootschap van geschied, oudheid en taalkunde te Leeuwarden, 1874, 1875.

Mittheilungen des Vereines nördlich der Elbe zur Verbreitung naturwiss. Kenntnisse. 1. Heft 1857; 4. Heft 1860; 5. Heft 1861—62; 6. Heft 1863; 7. Heft 1866; 9. Heft 1868. Kiel 1855—1869.

Schriften der physik.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg. XVI. Jahrg. I. und II. Abtheilung. Königsberg 1875.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforsch. und Erhalt. der Kunst- und histor. Denkmale. Neue Folge. I. Bd. Heft I—IV, Wien 1875; II. Bd. Heft I—III, Wien 1876.

Bulletin de l'académie impér. des sciences de St.-Pétersbourg. Tome XX, No. 3, 4, St.-Pétersbourg 1875; Tome XXI, No. 1—5, St.-Pétersbourg 1875—1876; Tome XXII, No. 1, 2, St. Pétersbourg 1876.

Cosmos. Comunicazioni sui progressi più recenti e notevoli della geografia e delle scienze affini. Vol. III. — VIII. IX. Fasc. Torino 1875—1876.

Jahresbericht des Münzen- und Antiken-Cabinets im Joanneum zu Graz f. d. J. 1875. (Sep.-Abdr. a. d. 64. Jahresber. d. Joanneums.)

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 30. und 31. Bericht. Breslau 1876.

Die Rinderrassen Mittel-Europas. Von Dr. Martin Wilkens. Wien 1876. Geschenk des Verfassers.

Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt 1876, Nr. 9, 10, 11, 12. Wien 1876.

Ulm—Oberschwaben. Corresp.-Blatt des Vereines für Kunst und Alterthum in U. u. Ob.-Schw. I. Jahrg. Nr. 4 bis 9. Ulm 1876.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthrop., Ethnolog. und Urgesch. Nr. 2, 3, 5, 6, 7, 8, 9. München 1876.

Leopoldina. Amtl. Organ der k. Leopold. Carol. deutschen Akademie der Naturforscher. Heft XII, Nr. 7—8, 9—10, 13—14, 15—16, 17—18. Dresden 1876.

Archivos do Museu National do Rio de Janeiro. Vol. I. 1. trimestre. Rio de Janeiro 1876. Geschenk des Museums.

Annual Report of the United States geological and geographical survey of the territories, embracing Colorado and parts of adjacent territories. For the year 1874. By. F. V. Hayden. Washington 1876. Geschenk des Verfassers.

Report of the United States geological survey of the territories. By F. V. Hayden. Washington 1855. Geschenk des Verfassers.

Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen. Von Dr. H. v. Hölder. Mit einer Karte und sechs Tafeln. Stuttgart 1876. Geschenk des Verfassers.

Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen. Von Dr. H. v. Hölder. Mit Photographien. Stuttgart 1876. Geschenk des Verfassers.

Ein Wort über die stetig zunehmende Degeneration der Bevölkerung. Von Anastasius Weidlich. Wien 1873. Geschenk des H. Dr. A. Bahr.

Eingelangte Druckschriften,

vorgelegt in der Monatsversammlung der anthropologischen Gesellschaft am 12. December 1876.

Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. Organo della società Italiana di antrop. e di etnol. publ. dal Dor. P. Mantegazza. VI. Vol. Fasc. II. Firenze 1876.

Bitrag till Kænne dom of Finlands natur och folk, utgifna af Finska Vetenskaps-Societeten. Tjugondefjerde Häftet. Helsingfors 1875.

Trouvailles danoise du premier age de fer. Par. C. Engelhardt. Copenhagen 1870. Geschenk des Verfassers.

Statuettes Romaines et autres objets d'art du premier age de fer. Par. C. Engelhardt. Copenhagen 1872. Geschenk des Verfassers.

Notice sur les statuettes de l'age de bronze du Musée de Copenhague. Geschenk des Verfassers.

Guide illustré du Musée des antiquités du Nord à Copenhague. Par C. Engelhardt. Copenhague 1876. Geschenk des Verfassers.

Coupe de bronze émaillé, dat. de la prem. période de l'age de fer. Par C. Engelhardt. Copenhague 1869. Geschenk des Verfassers.

Observationes météorologiques publ. p. l. soc. des sciences de Finlande. A. 1873. Helsingfors 1875.

Öfversigt of Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar 1874—1875. Helsingfors 1875.

Esposizione preistorica di Verona. Per L. Pigorini. Geschenk des Verfassers.

Armi ed utensili degli Australiani. Per L. Pigorini. Geschenk des Verfassers.

Discours d'ouverture (du Congrès d'Arch. et d'Antrop. préhist. Sess. de Bologna). Par le Comte Gozzadini. Bologna 1871. Geschenk des Verfassers.

Renseignements sur une ancienne nécropole à Marzobotto. Par le comte J. Gozzadini. Bologna 1871. Geschenk des Verfassers.

Intorno ad alcuni sepolcri scavati nell' arsenale militare die Bologna, osserv. del comte J. Gozzadini. Bologna 1875. Geschenk des Verfassers.

Di alcuni sepolcri della necropoli Felsinea. Ragg. del C. S. Giovanni Gozzadini. Bologna 1868. Geschenk des Verfassers.

J sepolcreti Etruschi di monte Avigliano e Pradalbino e di S. Maria M. di Cazzano. Per G. Gozzadini. Geschenk des Verfassers.

Regia deputazione di storio patria p. l. prov. di Romagna. Bologna 1873 und 1876.

Le Globe. Organe de la Soc. de Géogr. de Genève. Tome XV. Livr. 1, A, 3. Genève 1876.

Monatsbericht der k. preuss. Akademie der Wissensch. in Berlin. Juli 1876. Berlin 1876.

La Nécropole de Villanova découv. et décrite par e Comte et Senateur Jean Gozzadini. Bologna 1870. Geschenk des Verfassers.

Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences. New Ser. Vol. III. Boston 1876.

Procedings of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia. Part I, II, III. Philadelphia 1875.

Cosmos. Di Guido Cora. X. Vol. III. 1875—1876. Torino.

Verhandlungen der k. k. geolog. Reichsanstalt. Nr. 13. 1876

Correspondenz-Blatt der deutschen anthrop. Gesellsch. Nr. 10. 1876.

Leopoldina. Amtl. Organ der k. Leop. Carol. deutsch. Akademie der Naturforscher. Heft XII, Nr. 19, 20. 1876.

Deák Ferencz. Irta Lenhossék József. Budapest 1876. Geschenk des Verfassers.

Az emberi koponyaisme. Cranioscópia. Irta Lenhossék József. Budapest 1875. Geschenk des Verfassers.

Acta Societatis Scientiarum Fennicae. Tomus X. Helsingforsiae 1875.

Den Geschenkgebern wurde der Dank der Gesellschaft votirt.

II.

Nachricht, den Besuch des Museums der anthropologischen Gesellschaft betreffend.

Veränderter Umstände halber ist es nicht möglich, die Anordnung, derzufolge das Museum zu bestimmter Zeit, d. i. jeden Samstag geöffnet war, länger aufrecht zu erhalten. Jene Herren, welche daher das Museum zu besichtigen wünschen, werden gebeten, sich deshalb vorher an den Custos, Herrn Felix von Luschan, I., Stoss im Himmel Nr. 3, zu wenden.

III.

Monatsversammlungen.

In Folge eines Beschlusses in der Ausschusssitzung der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien" vom 12. December 1876 sind für die monatlichen Plenarversammlungen der Gesellschaft im Jahre 1877 nachstehende Tage u. z. im Januar der 16., Februar der 13. (Jahresversammlung), März der 13., April der 10., Mai der 8., Juni der 12., October der 9., November der 13., December der 11. des Monates in Aussicht genommen und werden jene Herren, welche an denselben Vorträge zu halten wünschen, ersucht, sich diesfalls, so wie über die Publication von Mittheilungen mit dem Secretär Dr. Much (VIII. Bez., Josefsgasse 6) ins Einvernehmen zu setzen.

Gleichzeitig ergeht das freundliche Ersuchen, den Jahresbeitrag pro 1877 mit 5 fl. ö. W. per Post an den Cassier der Gesellschaft, Dr. Woldřich (III. Bez. Hauptstrasse 97) im Laufe des Monats Januar 1877 gütigst übersenden zu wollen. Von denjenigen P. T. Herren Mitgliedern, denen es angenehmer ist, den Jahresbeitrag, incl. Postgebühr, durch Postnachnahme zu zahlen und denselben somit im Monate Januar nicht einsenden, wird dieser Betrag im Laufe des Monats Februar mittelst Postnachnahme eingehoben werden.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.